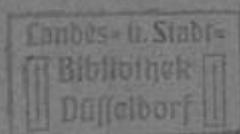


ET

7

11

Z. 50 le



08

54.9.1042

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 1.

Düsseldorf, den 7. Januar.

1906.

Inhalt: Erster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. — Zum Feste der Erscheinung des Herrn. — Deutsche Seel-
sorge in Italien für die Winter-Saison. — Drei Weihnachtsabende (Schluß).

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Erster Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem hl. Lukas II. 42—52. „Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern wie gewöhnlich zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß es seine Eltern wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagereise, und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel, sitzend unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, und sie fragte. Und es erstaunten Alle, die ihn hörten über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht? Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden diese Rede nicht, die er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab, und kam nach Nazareth, und war ihnen untertan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“

Zum feste der Erscheinung des Herrn.

Vor den Augen der alttestamentlichen Propheten lag der Verfall, das Verderben und Elend des israelitischen Volkes. Ihre Trauer wurde nur gemildert durch die Hoffnung auf den verheißenen Messias. Aber Gott öffnete ihnen auch das Auge des Geistes, daß sie schauen könnten in die ferneren, glücklicheren Zeiten. So läßt der Herr den Seher Isaias schauen ein neues Jerusalem glanzumstrahlt, so daß er begeistert ausruft: „Erhebe dich, trockene, Jerusalem! Zurückkehrt dein Ruhm; herbeieilen werden die Völker beim Anblicke deines Glanzes; Könige werden stammeln über deine Herrlichkeit! Die Bewohner von Saba werden kommen und Gold und Weihrauch opfern!“ (Isaias 60.)

Erfüllt war nun auch diese Weissagung des Propheten, lieber Leser, denn „siehe, es kamen Weise aus dem Morgenlande nach Jerusalem“, herbeigeführt durch einen wunderbaren Stern; sie kamen, um dem Messias zu huldigen, indem sie Gold, Weihrauch und Myrrhe opferten, wie das Festtags-evangelium uns berichtet. Die Kirche Gottes sieht in diesem Kommen der Weisen zum göttlichen Kinde die Berufung der Heiden zum Christentum angedeutet; sie freut sich, daß die Gnade Gottes, unseres Erlösers, allen Menschen erschienen ist“ (Tit. 2. 11).

Daß wir also Christen sind, lieber Leser, daß auch uns — als Abkömmlingen der Heiden — das Licht des Evangeliums leuchtet: dieser großen Wohlthat un-

seres Gottes sollen wir an diesem festlichen Tage uns erinnern. Die Juden hatten bekanntlich das Vorurteil, daß der Messias nur ihnen verheißener sei, daß er nur als ihr Erlöser in diese Welt kommen werde. Dieses Vorurteil sehen wir also bald nach der Geburt Jesu durch die Tatsache glänzend widerlegt, daß der Herr die heidnischen Weisen zur Krippe beruft, damit sie Ihm — dem Erlöser der ganzen Welt — ihre Huldigung darbringen. Damit fiel die alte Scheidewand zusammen, die das eine Volk vom anderen trennte; der eitle Wahn der Juden, daß nur die Nachkommen Abrahams Lieblinge Gottes sein könnten, die Heiden aber Ihm gleichgültig seien, war damit für immer abgetan.

Ja, das bewundernswürdige Verhalten der Weisen aus dem Morgenlande dient mit zur Bestätigung der merkwürdigen Tatsache, daß die Heiden weit gelehrter waren und viel williger, das Evangelium anzunehmen, als jenes Volk, dem, wie der Bölkerapostel sagt, die Offenbarung Gottes anvertraut worden war, und in dessen Mitte der Erretter Israels, der Heiland der Welt, erschien. Die Weisen folgten dem Gnadenrufe Gottes unverzüglich, mit einem Gehorsam, der, wie gesagt, unsere Bewunderung hervorruft. — Herodes aber und die Einwohner Jerusalems, mit ihren Priestern und Schriftkundigen, waren, anstatt die freudige Erwartung mit den Fremdlingen zu teilen, aufs äußerste betroffen bei der Nachricht, daß der Messias schon geboren sei! Die Heiden wurden Anbeter des göttlichen Kindes; die Juden von Jerusalem Seine bittersten Verfolger!

Wer aus uns, lieber Leser, möchte diesen bewundernswürdigen Erslingen unseres Glaubens nicht ähnlich sein? Wer aus uns möchte sich ihnen nicht anschließen, da sie ihre geheimnisvollen Gaben an der Krippe niederlegen?

Wie aber opfern wir Gold dem Heilande? — Das Gold ist unter allen Metallen das edelste und kostbarste, aber es ist tot und stumm. Was aber noch edler ist als Gold, und was sich für Gold nicht erkaufen läßt, das ist die Liebe! Und wie das Gold das edelste Metall ist, das aus der Erde gegraben wird, so ist die Liebe das Edelste, was aus der Menschenseele kommt. Schenkt Du also, lieber Leser, dem Heiland Deine Liebe, Dein Herz, so gibst Du Ihm das Beste, was Du hast; gibst Du Ihm, was Ihn mehr freut, als Silber und Gold. — Bist Du aber in der Lage wirkliches Gold zu opfern, so ist der Heiland bereit, auch das anzunehmen; ich erinnere Dich da nur an Sein herrliches Wort: „Wahelich, Ich sage euch, was immer ihr einem Meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr Mir getan“ (Matth. 25, 40). Gleichen wir daher dem Armen um Jesu willen eine milde Gabe, so opfern wir mit den heiligen Weisen dem Welt-
erlöser!

Wie opfern wir Weihrauch? — das Gebet, so heißt es in dem heiligen Buche der Psalmen, steigt wie duftiges Rauchwerk zum Himmel. Darum betet auch der

Priester, wenn er im feierlichen Schmalle den Altar in eine Weihrauchwolke hüllt: „Mein Gebet, o Gott, steige zu Dir empor wie Weihrauch!“ Ja, namentlich an heiligen Stätten sollen aus unserer Seele zum Throne Gottes emporsteigen die Gefühle der Anbetung, der Liebe und des Dankes! Und wie der Weihrauch um sich her lieblichen Wohlgeruch verbreitet, so sollen wir, lieber Leser, auch einen echt-christlichen Lebenswandel den Wohlgeruch der Tugend verbreiten. Wie wird unser gutes Beispiel fördernd einwirken auf unsere ganze Umgebung, — fürwahr der lieblichste „Weihrauch“, den wir dem Kinde von Bethlehem opfern können!

Aber wie sollen wir denn Myrrhen opfern? — Der große hl. Bernhard sagt mit Bezug hierauf: „Die Myrrhe ist zwar bitter, aber sie ist heilsam und gesund“. Die Leiden und Drangsale dieses Lebens hat der Heilige damit gemeint: Sie behagen zwar nicht dem sinnlichen Menschen in uns, aber gerade durch sie wird erzogen und herangebildet der geistige Mensch; durch sie wird der Christ immer mehr losgeschält von den irdischen Dingen, und sein Streben richtet sich erstler und mächtiger auf das hohe Ziel, das wir in glücklichen Tagen so leicht aus den Augen verlieren. Geduld in den Widerwärtigkeiten des Lebens: das ist die „Myrrhe“, die jeder aus uns mit den heiligen Weisen dem göttlichen Kinde opfern kann und soll. — Die Myrrhe hat aber noch eine andere Eigenschaft: sie ist unverweslich, und ihre Anwendung bewahrt einst die Leiber der Verstorbenen vor Mordgeruch und Fäulnis. Wollen wir, lieber Leser, ein gutes Andenken uns bewahren, so daß wenn das Grab sich über uns schließt, nicht auch Alles von uns damit „beschlossen“ ist, so muß unser Leben Taten aufweisen, die gleich der Myrrhe unverweslich sind. Mag der Lebenskreis, in dem wir uns bewegen, noch so eng begrenzt sein: unser Andenken muß im Segen sein bei unsern Kindern und Kindeskindern! In stetem Andenken wird fortleben, was wir getan haben aus Liebe zu Gott und dem Nächsten! Ja, in stetem Andenken lebt fort der Gerechte; sein Wort und seine Tat ermuntert zu gleich edler Gesinnung die Nachkommen! Gode Seelen wirken so, auch nachdem sie uns verlassen haben, noch durch ihre Lehre, ihre Liebe, ihr Beispiel: wie der Baum noch wächst und Frucht trägt, wenngleich derjenige längst nicht mehr auf Erden weilt, der ihn einst für sich und die Seinigen gepflanzt hat.

S.

* Deutsche Seelsorge in Italien für die Winter-Saison.

Ein Winter im sonnigen Italien. Wer zu seinem Vergnügen, zur Erholung, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit sich das leisten kann und wenn dann das Wetter günstig ist, dem bleiben diese Monate unvergeßlich. Nicht als ob es wirklich einen „ewig hellblauen Himmel“ in Italien gäbe: es regnet auch hier; aber nie ist der Himmel so düster grau und grau-grünlich vernebelt wie bei uns in der Heimat, wo die Wolken oft bis auf die Erde herabzuhängen scheinen. Und kalt kann's auch in Italien werden, zumal wenn von Sizilien herüber der Nordostwind weht; aber der bläht durcheinanders nur drei Tage lang, und die Sonne scheint dann zugleich so warm, daß Kastus und andere Südgewächse sogar eine Kälte von 4-5 Grad im Freien aushalten. Selbst in Rom blühen den ganzen Winter hindurch die Rosen.

Der Hauptstrom der Wintergäste hat sich bisher auf die Riviera gerichtet, auf jenen weiten Küstencrüd von Genoa aus nach San Remo und nach Rapallo zu, wo, geschützt durch die Alpen und die Vorgebüden im Norden, ein ewiger Frühling blüht. Raunm milder einladend sind, allerdings mehr für den Herbst und für das Spätfriühjahr, die oberitalienischen Seen, Gardone Riviera am Garda-See, Lugano, Ballanra, Como und andere Orte. Viele zieht Florenz mehr an, das, von Gärten rings umschlossen, in einem weiten Blumengarten lagert und auch für den Winter seinen alten Titel: Florentia floret rechtfertigt. In den letzten Jahren ist es besonders S. Gallien, das von vielen Wintergästen aus dem Norden aufge-

sucht wird. Dort ist das Klima am mildesten; selbst die Tramontana, der Nordwind, hat dort ihre eifige Kälte verloren und ist nur die willkommene Bringerin klarer, reinster Sonnentage. In Rom bekommen, wenn es schneit, die Schulkinder frei; auf Sizilien kennt man Schnee nur vom Hörensagen; bloß die Spitze des Aetna ist zuweilen von ihm bedeckt. Capri endlich und Sorrento am Golf von Neapel zählten jedes Jahr eine ansehnliche Zahl deutscher Wintergäste. Wer jedoch während der Saison nicht bloß Natur, sondern auch Kunst genießen will, der richtet seinen Blick auf Florenz oder Rom oder wählt für einen Teil des Winters die eine, für den anderen Teil die andere dieser beiden Städte. Welchen von diesen Punkten immer aber man auswählen mag, überall gibt es Hotels und Pensionen mit den modernsten Einrichtungen; die Küche ist nach deutscher Art, aber bereichert durch manches köstliche Gericht, das nur der Süden bieten kann. Auch gibt es an allen diesen Stationen oder doch in der Nähe deutsche Ärzte, deutsche Krankenpflege sowie auch deutsche, österreichische und schweizerische Konsulate, und wenn's auch am besten ist, wenn man weder die eine noch die andere notwendig hat, so verdient es doch sehr zur Beruhigung, die Gewißheit zu haben, im Falle der Not doch Hilfe und Beistand bei Landsleuten finden zu können.

Aber wenn ich fünf oder sechs Monate in Italien zubringen will, möchte, ich als Katholik auch noch eine besondere Frage beantwortet wissen: ich bin gewöhnt, öfters zu den Sacramenten zu gehen, verheirathet aber nicht italienisch genug, um bei einem italienischen Priester zu beichten; meine Kinder sollten doch auch in dieser Zeit Unterricht erhalten; man will mal gerne einer deutschen Predigt und deutschem Gottesdienst beiwohnen, und gar in Krankheitsfällen möchte ich um keinen Preis einen deutschen Geistlichen und deutsche Pflegerinnen entbehren. Diese gewiß recht wichtige Frage soll im nachstehenden auf Grund amtlicher Mitteilungen ihre eingehende Beantwortung finden. Da also Jahre tausende aus der Heimat für den Winter nach Süden ziehen, lohnt es sich wohl der Mühe, von Ort zu Ort anzugeben, was den Fremden in kirchlicher und religiöser Hinsicht interessieren mag.

Beginnen wir mit der deutschen Seelsorge in Mailand und an den oberitalienischen Seen. In Mailand ist ein eigener deutscher Beichtvater am Dom angestellt, P. Zell S. J., der alle Tage von 7½ bis 10 Uhr morgens, also Samstags von 8 bis 5 Uhr nachmittags, d. h. bis zur Schließung des Domes, dort im Beichtstuhl zu finden ist; außerdem kann man an den Sonntagsnachmittagen im Kloster der Grauen Schwestern bei ihm beichten; sonst in der Kirche des Kollegs Leos XIII., Via Montebello 22, zu jeder Zeit zum Beichtstuhle bereit. Die Grauen Schwestern von der hl. Elisabeth (Mutterhaus Breslau) haben ihr Kloster Via Cappuccio 18, wo an allen Sonn- und Feiertagen um 3½ Uhr deutsche Predigt und Segensandacht ist; an den Sonntagen des Advents und der Fastenzeit findet dieser Gottesdienst in der Kirche des vorhin genannten Kollegs Leos XIII. statt. Dort steht auch eine Bibliothek nebst Lesezimmer für Jünglinge und Männer zur Verfügung, für die Damen aber bei den Schwestern, Via Cappuccio 18, wo gleichfalls die Mariencongregation für Jungfrauen sowie der Mütterverein ihr Heim haben. Die Schwestern, welche einziehen noch zur Miete wohnen, nehmen auch Gäste auf und üben die ambulante Krankenpflege in den Familien wie in den Hotels und auch, wo es gewünscht wird, in den Nachbarn. Außerdem erteilen sie im Kloster den Kindern Privatunterricht.

Die Seelsorge an den oberitalienischen Seen wird gesamtlich von Mailand aus besorgt; P. Zell geht zur Zeit der Frühjahrs- und Herbstsaison einmal hin, bloß um Beichte zu hören. Zur allgemeinen kommen die „Fremden“ von den Seen hinüber nach Mailand, um ihre religiösen Pflichten (besonders zu Ostern) zu erfüllen. In Ballanra, dem Hauptort am Lago Maggiore, bieten die Marien in ihrem Kolleg den Fremden Gelegenheit, deutsch, französisch oder englisch zu beichten; für Como gilt das gleiche vom Kolleg der Fabri Sommaschi. In Gardone Riviera am Gardasee besitzen die Josephschwestern eine gemietete Villa mit Pension und üben ambulante Krankenpflege. Es weilen dort fast immer deutsche Geistliche als Kurpfleger, bei denen man beichten kann und geistlichen Beistand findet. Eine Zeilung übt P. Weidinger S. J. von Brescia aus in Gardone die Seelsorge aus, bis er vor kurzem nach Piaz versetzt wurde; jetzt tut dies ein deutschpredigender italienischer Kapuzinerpater. In Lugano haben die deutschen Krankenbrüder vom dritten Orden des hl. Franziskus (Mutterhaus Waldbreitbach, Diözes Trier) in der Villa Edelweiss (vormals Villa Raffaele) eine Fremdenpension für Kranke, meistens Geistliche, eingerichtet (an

20 schöne Zimmer), unmittelbar an der Gotthardbahnstation gelagert. Die Seelsorge ist dort einem elbischen Franziskaner in eigener Kirche übertragen. Bei St. Anna haben die KENZINGER Schwestern Kloster mit Mädchenheim.

In Turin liegen die kirchlichen Verhältnisse in der deutschen Kolonie leider sehr im argen. Der ehemalige Rektor Gaensle wie die KENZINGER Schwestern, die eine deutsche Schule ins Leben gerufen hatten, haben Turin verlassen müssen, und damit hat sich der kirchliche Verband der Landsleute aufgelöst. Doch finden die Fremden Gelegenheit, deutsch zu beten, beim Canonico Grossi.

In Genua ist deutscher Seelsorger der geistliche Direktor P. Hansen S. J. (Istituto Azecco, Via della Crocetta 3). Derselbe hält regelmäßig jeden Sonntag vom 1. November bis 1. Mai nachmittags in der Hauskapelle des Instituts deutschen Gottesdienst (Predigt und sakramentalen Segen) und bietet dort auch zu jeder Zeit Gelegenheit zum Beichten. Die Frauen Schwestern von der hl. Elisabeth haben vorläufig in Mietswohnung ihr Klosterchen in Via Palestro 11, wo auch das Marienbildnis seinen Sitz hat. Die Schwestern nehmen Gäste auf und üben ambulante Krankenpflege, auch nach auswärts. Dort ist jeden Morgen der geistliche Direktor im Beichtstuhl zu finden; ebenso Samstags nachmittags und an den Vorabenden der Feste von 4-6 Uhr in der Kirche der Unbefleckten Empfängnis Via Aggarotti. Die Schwestern verleihen Bücher und einige Zeitungen und Zeitschriften. Die sonntägliche Predigt ist im Kolleg Via Crocetta, nachmittags 3 Uhr, mit sakramentalen Segen nachher; September 1906 gedenken die Schwestern eine andere Wohnung zu beziehen, wohin dann wohl auch der Gottesdienst mit Predigt Sonntags nachmittags verlegt werden dürfte. Von Genua aus wird für die Winteraison die Seelsorge in Nervi und in Rapallo gelebt, in Nervi jeden ersten und vierten Sonntag des Monats morgens (mit Predigt) in der Pfarrkirche San Siro, in Rapallo den ersten und dritten Sonntag morgens in der Kirche der Patres Sommaschi. In Rapallo Camilla, Via Sant' Ambrogio, wo sie Fremde aufnehmen und ambulante Krankenpflege üben. Wie in Genua, so erteilen in Rapallo die Schwestern deutschen und italienischen Privatunterricht.

In San Remo übt seit einer Reihe von Jahren P. von Egloffstein S. J. (Via Roglio 3) die Seelsorge unter den deutschen Kurgästen und pastoriert von dort während der Saison gelegentlich in den Nachbarorten. In der Kapelle in Villa San Pietro ist Sonntags nachmittags 4 Uhr deutsche Predigt mit sakramentalen Segen; ebendort Samstags von 4 Uhr an und von 2-3 Uhr in der Kirche Santa Clotilde (Corso Caballotti 16) Beichtgelegenheit. Im Istituto dell'Immacolata, Via Dante Alighieri, haben wir ein von Franziskanerinnen geleitetes Marienheim für Mädchen; bei den Auxiliatines des Ames ein Paragoge-Beichtstuhl für Deutsche und nach der sonntäglichen Predigt gefellige Vereinnigung der Landsleute.

Die deutsche Kolonie in Florenz besitzt eine eigene Kapelle, anstehend an die Kirche San Niccolò. Dort ist vom 1. Oktober bis 1. Juli an allen Sonn- und Feiertagen um 10 Uhr hl. Messe (deutscher Gesang), mit Predigt und sakramentalen Segen. An allen Wochentagen ist in der Kapelle oder in der Kapelle des gegenüberliegenden Klosters der Frauen Schwestern um 7 Uhr die hl. Messe. Donnerstags 3 Uhr Religionsunterricht für die Kinder. Beichtgelegenheit Samstags und an den Vorabenden der Feiertage von 5-7 Uhr nachmittags, von und nach jeder hl. Messe und auf Wunsch und nach vorheriger Anmeldung zu jeder Tageszeit. Der Rektor Bernhard Schäfer wohnt ganz in der Nähe, Via San Niccolò 73, Billino. — Die Frauen Schwestern von der hl. Elisabeth besitzen ein eigenes Haus mit Garten, unmittelbar der Kirche San Niccolò gegenüber, mit Heim für die deutschen Mädchen und mit Pension für Fremde. Dort hat auch der Frauenverein zur Unterstützung bedürftiger Landsleute in Florenz seinen Sitz, alle 14 Tage Versammlung. An den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage kommt von Quaracchi ein deutscher Franziskanerpater herüber, um Andacht mit Predigt für die Marienkinder zu halten, und um Beichte zu hören. Die Schwestern halten auch Schule für Kinder und bereiten sie zur ersten hl. Kommunion vor. Leihbibliothek bei ihnen, und für die Herren beim Rektor im anstehenden Billino (mit deutschen Zeitungen und Zeitschriften), wo gleichfalls der Männerverein seine regelmäßigen Versammlungen an den Sonntagabenden abhält. Während der Wadesaison reist Rektor Schäfer von Zeit zu Zeit nach Livorno, dort Gottesdienst zu halten und Gelegenheit zum Beichten zu geben.

In Rom haben wir die beiden, unter dem Protektorat des Kaisers von Oesterreich stehenden deutschen Nationalstiftungen der Anima (Eingang zum Hospiz Via della Pace) und des Camposanto neben St. Peter (Via della Sacrestia 14). In der Anima ist jeden Sonntag 10 Uhr Hochamt mit nachfolgender deutscher Predigt und sakramentalen Segen; in der Fastenzeit abends Kreuzweg und Fastenpredigt. In der Kirche des Camposanto werden nur zu bestimmten Festen größere Feiertage veranstaltet (Vorabend vor Neujahr, Schmerzensfreitag, Karfreitag, Karfreitag, Fronleichnam, Pfingsten, Allerheiligen). In beiden Kirchen ist zu jeder Zeit Gelegenheit zum Beichten, desgleichen an bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden während des Gottesdienstes in St. Peter oder im Lateran bei den dort angestellten deutschen Beichtvätern; ferner im Kollegium Germanicum (Via San Nicola da Tolentino 8), in der Kirche der Dominikaner (Via Condotti 41), bei den Franziskanern in Sant' Antonio (Via Merulana) und anderwärts. Bei der Anima haben der Besereverein (Versammlung Mittwoch abends von 9 Uhr an), die St. Venzingkonferenz, die Künstlerzunft ihre regelmäßigen Sitzungen; dort kommt auch für die Wintermonate Sonntags abends von 6 Uhr an der Gejellenberna zusammen. Die Kreuzschwestern, Via San Raffaele 8, (Mutterhaus Ningenbohl in der Schweiz) haben Pension für Damen und üben ambulante Krankenpflege; im Hause selber in einem besonderen Teile Spital für Landsleute. Die Frauen Schwestern von der hl. Elisabeth, Via dell' Olmata 9 (Mutterhaus Breslau), leiten das Marienheim für deutsche Mädchen (jeden Sonn- und Feiertag nachmittags 4 Uhr Predigt und Segen); der St. Elisabeth-Frauen-Verein zur Unterstützung armer Landsleute, sowie der Paramentenverein haben ebendasselbst ihre regelmäßigen Versammlungen. Ein gleiches bei den Schwestern vom hl. Karl Borromäus hinter St. Peter und ausnahmsweise in den beiden anderen deutschen Frauenklöstern, bei den Schwestern von der Schmerzhafte Mutter, Borgo Santo Spirito, San Michele, und bei den Salvatorianerinnen, Salita di San Onofreico 11, beide in der Nähe des Vatikan. Deutsche Lehrerinnen finden auf Grund eines besonderen Abkommens in allen Klöstern der Frauen Schwestern in Italien in bevorzugter Weise Aufnahme.

In Neapel besteht seit dem 17. Jahrhundert eine deutsche Bruderschaft mit eigener, vor einigen Jahren im oberen Stadteile neuerbauter Kirche, Santa Maria dell' Anima am Parco Reggerita. Etwas unterhalb wohnen die Frauen Schwestern Corso Vittorio Emanuele 130, mit Fremdenpension. Der Rektor, Dr. T. O. I., wohnt Piazza Nicolò Amore 6, wo auch das Seemannsheim und der St. Josephs-Verein (für Herren) seinen Sitz hat, während das Marienbildnis für deutsche Mädchen in dienender Stellung und der Frauenverein zur Unterstützung armer Landsleute bei den Schwestern tagen. In beiden Lokalen Les- und Bibliotheken. Jeden Sonntag 10 Uhr ist deutsche Singmesse mit Predigt in der Kirche der Anima; Gelegenheit zum Beichten dort und im Kloster der Schwestern. Ein älterer deutscher Priester, Ulrich, ist Vorsteher der oben erwähnten Bruderschaft. — Von Neapel wird die Seelsorge auf der Insel Capri, sowie in Sorrento und an anderen Orten am Golf von Neapel durch Rektor Toll gelegentlich ausgeübt, ebenso von den Schwestern ambulante Krankenpflege, Deutsche Kinder erhalten auch im Kloster Unterricht.

Die Seelsorge für die Deutschen in Palermo übt seit 23 Jahren mit großem Eifer der Canonicus Natoli, Via Magneda 151, wo auch eine öffentliche Kapelle für die Landsleute geschaffen ist. Als eigenliche deutsche Kirche gilt die von San Crispino e Crispiniano, Via San Michele Arcangelo 11, wo Sonntags 9 1/2 Uhr deutsche Singmesse mit Predigt ist. Beim Canonicus Natoli deutsche Leihbibliothek. Im Herbst 1906 werden die Frauen Schwestern in Palermo ebenfalls eine Niederlassung gründen, mit Mädchenheim und Pension sowie zu ambulanter Krankenpflege, die nach Bedürfnis auch auswärts geübt werden wird.

Für Oesterreich überhaupt für die östlichen Gegenden bis bei Venedig den Durchgangspunkt und wenn die Zahl dauernder Wintergäste dort auch gering ist, auf einige Tage wenigstens fesselt uns doch immer die Lagunenstadt. Auch dort haben die Schwestern von der hl. Elisabeth ein Marienheim und eine Fremdenpension, Sant' Angelo, Campo San Benedetto 3009. San Maurizio, in der Pfarrei Santo Stefano, ist deutsche Nationalkirche, doch wird dort erst Herbst 1906 Seelsorge eingerichtet werden.

Unsere Angaben wollen auch den Durchreisenden dienen, besonders aber denjenigen, die sich den ganzen Winter über im Süden aufhalten möchten. Hoffen wir damit letzteren

einen wesentlichen Dienst zu erwiesen, so werden doch auch den erhabenen diese Mittheilungen willkommen und von Nutzen sein.

Drei Weihnachtsabende.

(Schluß.)

II.

Weihnachtsabend 1868.

Wiederum ist die Familie versammelt und dieses Mal zu einem Doppelfeste. Die beiden Brüder Markus und Johann sind am Ziele ihrer Wünsche angelangt, und die Eltern haben ihnen zu Ehre ein Fest veranstaltet. Sie haben zusammen gelernt, als sie noch klein waren. Anfangs war Markus voraus, aber bald holte Johann ihn ein und überholte ihn, aber Markus sah mit Freuden den Fortschritten seines Weihnachtsbruders zu und hegte nicht das geringste Gefühl von Neid und Mißgunst. Später besuchten sie gemeinsam das Gymnasium, bestanden glücklich ihr Examen und sollten nun eine bestimmte Laufbahn einschlagen. Den Wünschen der Kindheit getreu, wählte der eine die Militär-Laufbahn und bezog die Kriegsschule, während der andere den geistlichen Stand erwählte und um Aufnahme im Priesterseminar bat. Markus wurde zwar etwas eher fertig mit seinen Studien, als man wollte bei seinem Abgange von der Relegtschule ihm ein Fest veranstalten, aber er bat um einige Monate Aufschub, bis Johann die Priesterweihe empfangen. Die Feiern sollte ihr gemeinsames Ehrenfest sein.

Einige Tage vor Weihnachten hat Johann die hl. Priesterweihe empfangen und am Tage vor Weihnachten brachte er in der Pfarrkirche, an welcher er als kleiner Schornsteinfeger noch um einen Schornstein zu segnen gesiebt hatte, sein erstes hl. Wehkopfer dar.

Seine Pflegeeltern und Marcus empfangen aus seiner Hand die hl. Kommunion. O, wie haben sie alle jenen Weihnachtsabend gesegnet, der sie so wunderbar zusammen geführt.

Nach der kirchlichen Feier führte der junge Offizier seinen Weihnachtsbruder heim, wo alles für beide aufs festlichste hergerichtet war. Ein Freundesfest, aber auch Abschiedsfest. Nach den Festtagen wurde Marcus in eine Garnisonstadt des südlichen Frankreichs geschickt, wo er sich bald durch seine Pflichttreue und Strebensamkeit die Gewogenheit seiner Vorgesetzten erwarb.

Johannes wurde von seinem Bischofe als Seelsorger in die Ardennen gesandt und wirkte hier als ein Vater unter der armen, aber gottesfürchtigen Bevölkerung. Wie strahlten nicht die Gesichter vor Freuden, wenn Abbé Jean, wie man ihn dort nannte, über die Schwellen der armen Hütten trat. Er verstand so gut aufzumuntern, Trost zu bringen, doch wer sich am meisten seiner Liebe erfreute, das waren die Kinder. Sie nannten ihn mit dem trauten Namen „Vater“.

Er verdiente auch diesen schönen Namen, denn gleich dem hl. Paulus suchte er Allen Alles zu werden, um Alle für Christus zu gewinnen.

III.

Weihnachtsabend 1870.

Es kam das Kriegsjahr 1870. Marcus war einer der ersten, die als Premierleutnant mit seinem Bataillon an die Grenze abkommandiert wurde.

Johann wollte seinen Bruder nicht allein ziehen lassen; er erbat sich von seinem Bischofe die Erlaubnis, als Feldkaplan in den Krieg ziehen zu dürfen. Die göttliche Vorsehung fügte es so, daß beide, Marcus und Johann, bei einem und demselben Regiment angestellt waren. Verrückte der eine Wunder der Tapferkeit, so zeichnete sich der andere durch seine selbstlose Nächstenliebe aus. Auch nicht der beständige Angelegene konnte ihn abschrecken. Wie eine zärtliche Mutter eilte er von dem einen Verwundeten, oder Sterbenden, zum anderen, soweit tunklich leibliche und ganz besonders geistliche Hülfe bringend.

So brach die Vigil vor Weihnachten an. Schon am frühen Morgen hatte man dem Trossen mit der preussischen Armee, an dem auch Marcus theilhaftig war. Den ganzen Tag hindurch hörte man die Geschütze donnern, und als es endlich gegen Abend stille wurde, marschirten die preussischen Truppen weiter dem Herzen Frankreichs zu.

Von dem blühenden Dorfe, bei welchem die Schlacht geschah, waren einige rauchende Aunen zurück. Selbst die Kirche

ist nicht verschont geblieben. Der Turm war von Kanonenkugeln fortgerissen worden, das Dach war durchlöcheret. Auf dem Friedhofe hat man eine Ambulanz errichtet und Johann unermüdet wie immer, half die Verwundeten dorthin transportieren.

Nach und nach sammelten sich auch die noch am Leben gebliebenen Soldaten dort. Jedesmal wenn eine Gruppe neuer Ansdammlinge sich näherte, spähte Johann, ob er Marcus nicht dabei erblicken sollte, aber der Gedanke blieb aus. Große Unruhe bemächtigte sich seiner; all sein Forschen und Fragen blieb fruchtlos.

Da kamen noch einige Männer, die mehr oder minder die Zeichen des heißen Tagewerkes an sich trugen, und einer von ihnen berichtete, er habe Marcus in der Nähe der Kirche gefunden.

„Ich muß ihn finden,“ rief Johann aus und egriff eine Laterne. Mehrere mutige Männer schlossen sich ihm an.

In dem vom Blute getränkten Schnee lagen die Leichen wie aufgeschichtet, aber Marcus war nicht zu finden. Die Suchenden gruben im Schnee und in der von Pferdehufen losge-stampften Erde, doch alles vergebens. Schon wollte man das Gelände verlassen, als man im Schnee verschüttet Marcus bewußtlos, aber noch lebend fand. Johann schloß ihn in seine Arme und drückte ihn an sein Herz, gleich als wollte er durch die Liebe seines Herzens die schwindenden Kräfte ersehen.

„O Marcus, Marcus,“ rief er vor Schmerz und Freude aus. „Ja,“ gab mit einem Male eine matte Stimme zurück.

„Trage mich zur Kirche,“ bat Marcus mit kaum vernehmbarer Stimme.

Die zerstörte Kirche war auch als Ambulanz eingerichtet. In der Kirche wurde der Verwundete untersucht; es zeigte sich, daß er zwei tiefe Bajonettschläge erhalten hatte.

Der große Blutverlust ließ kaum an ein Aufkommen denken. Ein Arzt leute vorsichtig ein Verband an und, nachdem man ihm etwas Wein gereicht, kam er doch mehr und mehr zu sich.

„Johann“, flüsterte er, „höre meine Beichte; kannst Du meinen Leib nicht mehr retten, so rette meine Seele!“

Die Umstehenden entfernten sich ehrerbietig. Nachdem der Verwundete sein Bekenntnis beendet, sagte Johann, daß er, da es schon nach Mitternacht und das heilige Weihnachtsfest angebrochen sei, das heilige Wehkopfer darbringen wolle.

Er versuchte den zerstörten Altar mit Weibhülfs derer, die ihm beim Auffinden seines Bruders behilflich gewesen, wieder etwas in Ordnung zu bringen. Währenddessen trat ein General in die Kirche; er ging auf Marcus zu, reichte ihm die Hand und sprach: „O, mein tapferer Leutnant, ich habe gesehen, mit welchem Mute Sie gekämpft haben und welche Tapferkeit Sie geteilt bewiesen, bevor Sie fielen. Nehmen Sie dieses, es kommt Ihnen zu!“ Bei den letzten Worten nahm er sein eigenes Ehrenzeichen und bestete es an die Brust des Verwundeten.

Tage darauf mußte man die Verwundeten weiter befördern denn die nachkommende preussische Heerverstärkung rückte heran.

Gegen alles Erwarten genas Marcus nach und nach, und alsder Friede geschlossen und die Gräuel der Kommune vorüber waren, konnten die beiden Brüder zu den alten Eltern in Paris zurückkehren. Marcus, um seine volle Genesung abzuwarten und Johannes, um ihn zu pflegen und sich von den Strapazen zu erholen.

Wer kann die Freude des Wiedersehens beschreiben, wer das Glück der alten Eltern schildern, als sie erfuhren, wie nahe sie daran gewesen, ihr Kind zu verlieren und wie Gott eben ihr eintrüges Mitleiden und ihre Nächstenliebe dadurch gelohnt, daß er ihr Pflegekind als das Werkzeug benutzte, um ihren Sohn den Armen des Todes zu entreißen.

Marcus wurde alsbald zum Hauptmann befördert. Johannes sollte stets seiner Wahl treu bleiben; nicht Ehrenzeichen sollten seine Brust schmücken, obgleich seine Selbstaufopferung es wirklich verdient hätte. Er hat für sich das Kreuzigt gewählt, die Verborgenheit, um alle Anerkennung für das Jenenseits zu bewahren. Stille und bescheiden wirkte er bei seiner Gemeinde in den Ardennen, bis Gott ihn im hohen Alter zu sich berief, um dort das untergänglichliche Ehrenkreuz zu empfangen, wo die Pflume des Friedens dem müden Kämpfer ewige Ruhe verheißt.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: D. Gansen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 2.

Düsseldorf, den 14. Januar.

1906.

Inhalt: Zweiter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn (Namen Jesu-Fest). — Die christliche Ehe. — Kulturarbeit als sozialdemokratischer Erfah des Unsterblichkeitsglaubens. — Die Verdienste der Mönche um die Kultur auf den Philippinen. — Bonifatius-Verein oder Bonifatius-Sammel-Verein. — In dringender Angelegenheit.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn (Namen Jesu-Fest).

Evangelium nach dem heil. Johannes II, 1-11
In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Cana in Galiläa; und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und da es am Weine gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. Es standen aber daselbst sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maas hielt. Und Jesus sprach zu ihnen: Füllet die Krüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis oben. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten's es ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre, (die Diener, welche das Wasser geköpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, und dann, wenn sie genug getrunken haben, den geringeren; du aber hast den guten Wein jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Cana in Galiläa; und er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.

Die christliche Ehe.

Der göttliche Erlöser ist einst vom Himmel herabgestiegen, um die irdischen Verhältnisse der Menschheit zu heiligen und mit Seinem göttlichen Geiste zu durchdringen. Diese Absicht, lieber Leser, führt Ihn im heutigen Evangelium auf eine Hochzeitfeier: zur Erhöhung der Feier wirkt der Herr Sein erstes öffentliches Wunder, — eine hohe Auszeichnung nicht nur für das glückliche Brautpaar, sondern für den ehelichen Stand überhaupt.

Indes war diese Teilnahme des göttlichen Meisters an jener Hochzeit zu Cana noch keineswegs die letzte und größte Auszeichnung, die Er dem Ehestande zugedacht hatte; nein, Er hat die eheliche Verbindung, die zu Seiner Zeit und schon lange vorher nicht mehr in ihrer ursprünglichen, von Gott gewollten Reinheit bestand, auf ihre ursprüngliche Würde zurückgeführt, — ja, mehr noch: Er hat die eheliche Verbindung von Mann und Weib zur Würde eines Sakramentes erhoben. So ist die Ehe durch Ihn geworden, was sie vordem nie war, und was sie nur allein im Christentum ist: das gnadenreiche Abbild der Vereinigung des göttlichen Erlösers mit Seiner Kirche!

Christus ist der Bräutigam — die Kirche die Braut. Und wie nun Christus Seine Kirche liebt und sie beständig mit dem Hauche Seiner Gnade belebt, so soll auch der christliche Gatte in wahrer, unzertrennlicher Liebe seiner erwählten Gattin zugetan sein. Und wie die Verbindung Christi mit seiner Kirche eine gnadenreiche ist,

so strömt auch über die christlichen Brautleute, wenn sie am Altare stehen, und der Priester des Himmels Segen über sie herabfließt, von Christus dem Herrn ein besonderer Gnadenstrom hernieder, der jedem Ehepaare wohl vonnöten ist. Es ist also der Charakter des Sakramentes und der damit zusammenhängenden Unauflösbarkeit, womit das eheliche Band von unserm Herrn geschmückt worden ist, — ein Charakter, der nur in der wahren Kirche Jesu sich findet, weil sie allein die ideale Hoheit, die der göttliche Erlöser der ehelichen Verbindung gegeben, demselben durch alle Zeiten bewahrt hat.

Die Neuerer des 16. Jahrhunderts haben bekanntlich gegen den sakramentalen Charakter der Ehe, wie gegen die Unauflösbarkeit des ehelichen Bandes „protestiert“, wie sie gegen vieles andere protestiert haben, was die Kirche Jesu hinstellt als durchaus notwendig für den, der selig werden will. Heben wir für heute nur den letzteren Punkt — die Unauflöslichkeit des ehelichen Bandes — einmal heraus: seit nahezu vier Jahrhunderten besteht hier bereits ein Gegensatz der protestantischen Lehre zur katholischen Kirche, und er hat also wohl Zeit gehabt, im praktischen Leben seine Richtigkeit oder Schädlichkeit zu erweisen.

Man hat oft gesagt und geschrieben, lieber Leser, die „neue Lehre“ über die Ehe mache die Menschen glücklicher — während die katholische Kirche viele Eheleute für ihr ganzes Leben unglücklich mache, weil sie eine Lösung des ehelichen Bandes nicht zulasse. Da ist es wohl am Plage, sich die die strittige Sache etwas genauer anzusehen; denn aus dem Erfolge, aus dem Einflusse, den eine Lehre auf ihre Befenner ausübt, läßt sich auch diese Lehre auf ihre Güte prüfen, nach dem Fundamentalsatze, den unser Herr Selber aufgestellt hat: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen; sammelt man denn Trauben von Dornen oder Feigen von den Disteln? So bringt jeder gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte“ (Matth. 7).

Wir fragen also: Welchen Einfluß übt die katholische Lehre von der Unauflöslichkeit der ehelichen Verbindung aus? — Der Gedanke: Ich muß nun für mein ganzes Leben mit der Person meiner Wahl in der innigsten Gemeinschaft, die es überhaupt auf Erden gibt, zusammenleben, dieser Gedanke ist wahrlich in stunde, sehr ernste Erwägungen in der Seele hervorzurufen und zu bewirken, daß der wichtige, für das ganze Lebensglück entscheidende Schritt wohl überlegt werde. Wer das recht nach dem Willen der Kirche beherzigt, heiratet gewiß nicht leichtfertig; vielmehr wies er sich gar wohl fragen, ob er auch von wahrer innerer Neigung sich zu der Person hingezogen fühle. Wahre, innere Neigung wird sich im Zusammenleben der Eheleute bald entwickeln zu einer ungeteilten, vorbehaltlosen Hingebung der einen Persönlichkeit an die andere, so daß kein Teil mehr für sich selbst, sondern wahrhaft auch für den andern Teil lebt und strebt. Wer daher an die Unauflös-

Nachheit der christlichen Ehe glaubt und eine glückliche Ehe eingehen will, wird sicherlich nur aus den reinsten Beweggründen in diesen Stand treten und seine Wahl darnach treffen. Umgekehrt kennt aber auch ein Brautpaar, das durch wahre, gegenseitige Liebe zusammengeführt wurde, keinen sehnlicheren Wunsch, als daß die innige Herzens- und Lebensverbindung niemals sich lösen möge. Wer im Herrn, d. h. im Sinne seiner Kirche, in den heiligen Ehestand tritt, schäubert zurück vor dem Gedanken einer Trennung nicht etwa bei Lebzeiten, sondern durch den Tod; denn die wahre Liebe läßt sich nicht auf Jahre einschränken, sondern sie ist eine heilige Flamme, deren Glut über dieses irdische Leben hinausreicht. Was bei der Eheschließung den Jüngling und die Jungfrau zusammenführt, ist die Sehnsucht nach einer nie endenden Vereinigung, nach einer Verbindung, die über allen Wechsel von Zeit und Umständen erhaben ist. — Unsere katholische Lehre ist also ganz und gar in der Natur der ehelichen Verbindung selbst gegründet.

Ich weiß nun wohl, lieber Leser, was man dagegen einzuwenden pflegt: Alles das (heißt es) nimmt sich in der Theorie ganz gut aus, — aber im praktischen Leben gestaltet sich die Sache nur zu oft ganz anders; denn, wie die Erfahrung lehrt, pflegt die Liebe gerade in der Ehe nach und nach zu erlöschen, und weil dann, bei innerlich gelöstem Bande, die äußere Verbindung nur hohler Schein und für die beiden Gatten eine unerträgliche Qual ist, so müßte eine Trennung und eine anderweitige Verheiratung gestattet sein. Nur in den seltensten Fällen (sagt man) läßt es sich mit einiger Wahrscheinlichkeit voransbestimmen, ob zwei Personen miteinander in der Ehe glücklich sein werden; wenn sich aber in der Ehe herausstellt, daß sie nicht für einander passen, so dürfe es ihnen auch nicht verwehrt werden, daß sie in einer anderweitigen Verbindung das Glück suchen, das ihnen in ihrer bisherigen Verbindung entging.

Was ist darauf zu sagen, lieber Leser? Für heute müssen wir uns allerdings auf einige wenige Bemerkungen beschränken, um in einer folgenden Betrachtung eingehender diesem Einwurfe zu begegnen. Wo die gegenseitige Liebe zwischen Mann und Frau in verhältnismäßig kurzer Zeit erlischt, da hat eine wahre Liebe nicht bestanden. Die wahre Liebe erlischt nicht; denn sie hat weniger eine sinnliche, als vielmehr eine religiös-sittliche Wurzel. Ist die gegenseitige Neigung durch körperliche Reize oder Vorzüge vermittelt worden, und beruht sie einzig auf diesen äußeren Vorzügen, so steht freilich zu erwarten, daß die Neigung in dem Grade abnehme, als diese körperlichen Vorzüge schwinden, und das Verhältnis zwischen ihnen und den seelischen Eigenschaften hervortritt. Ein solches Gefühl mag man allerdings ein „Verliebtsein“ nennen — aber Liebe ist es nimmermehr; denn wer will da von einer Seelenvereinigung reden? Die wahre Liebe ist da vorhanden, wo der eine Teil in dem andern sein anderes Ich findet, — wo die lebhafteste Ueberzeugung sich ausdrängt, daß unter allen Seelen der ganzen Schöpfung gerade diese Eine für ihn geschaffen sei. S.

□ Kulturarbeit als sozialdemokratischer Ersatz des Unsterblichkeitsglaubens.

D. H. Strauß vergleicht einmal die Welt und das Leben, wie es sich dem Ungläubigen, der den Unsterblichkeitsglauben von sich geworfen, ausmalt, mit einer ungeheueren Maschine, mit eisernen, gezahnten Rädern, die sich rasend umschwingen, mit saarosen Sämmern und Stampfen, die betäubend niederfallen, und in dieses ganze furchtbare Getriebe sieht sich der Mensch mehr- und hilflos hineingestellt, keinen Augenblick sicher, bei einer unvorhergesehenen Bewegung von einem Rade gefaßt und zerrissen, von einem Hammer zermalmt zu werden. Dann fährt er fort: „Dieses Gefühl des Preisgegebenseins ist zunächst wirklich ein entsetzliches. Allein, was hilft es; sich darüber eine Täuschung zu machen? Man muß sich eben in das unvermeidliche mit blinder Ergebung fügen und sich einen Ersatz für den kirchlichen Unsterblichkeitsglauben schaffen.“

So, wenn der Ersatz nur so schnell zu haben wäre! Aber warum denn nicht? Wer kennt sie nicht, die modernen Lob-

redner der Kulturarbeit, die eben die Kulturarbeit selbst als vollgültigen Ersatz für den Unsterblichkeitsglauben anpreisen!

Hören wir ja auch von der Sozialdemokratie dieselben Phrasen. Im Unterhaltungsblatt des „Vorwärts“ (Nr. 230 vom 25. November 1903) belehrt in diesem Sinne ein Herr J. Stern die Genossen, daß die Zeugung der Unsterblichkeit ein Ergebnis der Wissenschaft sei, wofür nun allerdings Ersatz geschaffen werden müsse.

Sehr bezeichnend fährt nämlich der Genosse Stern fort: „Allerdings entzieht im vulgären Empfinden eine jähnerliche Lücke durch die Vorstellung, daß mit dem Tode alles aus sein soll. Denker und Dichter waren daher zu verschiedenen Zeiten bemüht, den Anlustaffekt zu beschwichtigen, den die tief im Menschengemüt wurgelnde Abneigung, in den Zustand des Nichtseins zu sinken, erzeugt.“

Einen vollauf befriedigenden Ersatz findet er in schillerischen Versen. Er meint:

„Das beste Rezept gegen den Affekt der Vernichtungssehne ist in dem Schillerischen Distichon enthalten:

„Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschst unsterblich zu leben?

Leb' im Ganzen, wann du lange dahin bist, es bleibst!“

Oder wie ein neuerer singt:

„Nur das Ich verweilt; unsterblich fühlt sich, wer wie der Planet

Sich mit seinem Vollen, Können, um die Sonne Menschheit dreht.“

Das ist kein Blendwerk poetischer Phrasen, sondern psychologisch wohl begründet. Die Idee der Fortdauer der Menschheit und ihrer stetigen Entwicklung zu höherer Vollkommenheit stumpft den Stachel des individuellen Untergangs vollständig ab bei denen, die „Ihr Selbst von ihrem Selbst erweitert“ haben, und entspannt naturgemäß ihr Streben, nach Kräften mitzuwirken an dem Kulturfortschritt. Der Unglaube führt also nicht, wie die Frommen behaupten, zu der Maxime: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.“ Sondern ergebt vielmehr die Bestimmung über den ordinären Materialismus und Egoismus in die edelste ethische Sphäre.

Es geht doch nichts über einen naiven Aberglauben, der meint, eine Idee allein genüge schon, um die Menschheit zu den höchsten Sphären zu begeistern, ohne daß die Menschheit, ehe sie das Opfer des Egoismus bringt, auch vorher sich fragt, ob denn die Idee, für die sie sich opfern will, überhaupt auch — wahr ist.

Was aber dann, wenn schon der flüchtigste Blick in die Welt zeigt, daß die Idee der Fortdauer der Menschheit und ihrer stetigen Entwicklung zu höherer Vollkommenheit eben eine bloße Illusion ist, die von den Tatsachen schmerzträchtig widerlegt wird? Was dann? Dann zerrinnt eben der schöne Traum, daß solche Gedanken „über den ordinären Materialismus und Egoismus in die edelste ethische Sphäre erheben“ wie Schäume.

Man hört die ganze Bangigkeit und die Angst vor diesem Endergebnis aus der Frage Th. Freglers:

„Wer kann, wenn er glaubt, daß alle Kulturarbeit im Großen nichts helfe, daß sie doch vergeblich sei, seinerseits mitzuarbeiten wollen an einer Besserung und Aufklärung, die nichts nützt; sich, sein Ich und sein persönliches Glück aufopfern, um einen Fortschritt der Menschheit zu fördern, der in Wahrheit keiner ist, um zum Wohl aller beizutragen, das in Wahrheit doch nur um einen Nullpunkt hin- und herpendelt? Ja, wer kann auch nur theoretisch ein Interesse haben an dem Gang der Dinge der Welt und ihrer Kulturentwicklung, wenn ihm diese nichts ist als ein ewiges Sinken in Nacht oder ein ewiges Stillestehen ohne Sinn und Bedeutung?“ (Sittliches Sein und sittliches Werden, 2. Auflage, 1890, S. 140).

Aber es handelt sich ja bei der Meinung, daß schließlich doch alle Kulturarbeit auf ein ewiges Sinken in Nacht und Graus ausgeht, gar nicht um einen Glauben, sondern um ein sicheres Ergebnis der Wissenschaft. Die Hochkulturen Assyriens und Babels, Ägyptens, Karthago's, Griechenlands, Roms: wo sind sie? Untergegangen in Nacht und Graus! antwortet uns nicht der Glaube, sondern die Geschichte. Und das Ende aller irdischen Kultur? Einmal, ob es auch noch so ferne, aber sicher ist die Sonne erloschen und beleuchtet als glühende Scheibe am Himmel eine Erde, die erstickt ist unter einer alles Leben erlösenden Kälte, bedeckt ist mit ewigem Polar- und Arktis, unter dem alle Kultur für immer und ewig begraben ist. Das ganze Sonnensystem mit samt der Erde und ihrem Leben, ihren Menschen und ihrer Kultur zuletzt ein ausgeschraubtes Feuerwerk! Das lehrt wiederum nicht der Glaube, sondern die Wissenschaft.

Wo also ist hier jener Ausblick auf die Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit der Kultur? Das Wort des Kant: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen — Nicht in Neonen untergeh'n“ — das ist ein Wunsch, ein heiserer Wunsch, der aus

dem tiefsten Innern jedes Menschen emporquillt, aber ein Wunsch, der in dieser Erdewelt ungehört verhallt, für den diese Erdewelt als Antwort nur das Schweigen des Grabes hat. Wie hoch der Mensch auch immer den Berg der Kulturarbeit aufsteigt, wie schufelhaftig er von dieser Höhe mit hungrigen Augen den Horizont durchmustert, nirgends zeigen sich ihm die Gestade der Unsterblichkeit, wohl aber die Gestade der — Vergessenheit oder Inseln der Toten.

Was dann, wenn doch alle Kulturarbeit dem Grab ewiger Vergessenheit, sicherstem Untergang entgegensteht? Je nun, Panisch antwortet darauf ein moderner Nietzsche-Berehrer: es läme eben die dann nur darauf an, wie man sich bis dahin die Zeit vertreibt! (Zille, Von Darwin bis Nietzsche.)

Wird man sich die Zeit vertreiben mit stilllichem Streben, mit dem Hinanstreben nach der edelsten ethischen Sphäre, wie Stern glauben machen will? Wird nicht vielmehr gerade in dieser Stimmung das Evangelium des Fleisches: „Effet und trinitet und laffet euch wohl sein“, allüberall offene Ohren und Herzen finden? Wird da nicht der Patron aller Lebemänner, Epitaur, der Apostel des Sinnengenußes, den größten Zulauf haben und die Lehrtühle der Schwärmer für sittliches Streben verlassend stehen?

Hören wir das Zeugnis eines Mannes, der zu den größten der Menschen zählt, der uns in seinen Memoiren ein Selbstporträt gezeichnet hat ohne Verschönerung, nicht wie moderne Memoirenschreiber, bei deren Memoiren man unwillkürlich den Eindruck bekommt, sie säßen vor dem Spiegel, um in möglichst dramatischer Pose für die Nachwelt sich zurückschauen, nein, der die Höllefahrt der Selbsterkenntnis unternommen, um die Sinnelfahrt der Gotteserkenntnis und des höchsten sittlichen Strebens zu gewinnen, Augustinus, der in seinen „Bekenntnissen“ (S. 16) von sich selbst sagt:

„Nur die Furcht vor dem Tode und dem bevorstehenden Gericht hielt mich ab, noch tiefer in den Abgrund der Sinnlosigkeit zu verfallen. . . . Erörterte ich mit Alypius und Nebridius die Frage nach dem höchsten Gut, so wäre ich bereit gewesen, der Lehre des Epitaur die Palme zu reichen, hätte ich nicht an die Fortdauer der Seele nach dem Tode geglaubt, und an eine jenseitige Vergeltung.“ (Übersetzung von Hertling, Freiburg 1905, S. 257—258.)

Wenn der Größte einer so urteilt, dann dürfen diese modernen Menschen mit ihren Phrasen über den ethischen Bildungswert ihres Kulturarbeitens füglich schweigen.

* Die Verdienste der Mönche um die Kultur auf den Philippinen.

Die „Befreiung“ (Bremen) bringt einen Artikel über „Die Land- und Arbeiterfrage auf den Philippinen“. Derselbe, dem „Ostasiatischen Lloyd“ entnommen, spendet der Tätigkeit katholischer Orden Lob. Wir wußten zwar schon lange, daß die katholischen Orden die Träger der Kultur sind; aber es gewährt doch Befriedigung, solches auch von anderer Seite einmal anerkannt zu sehen. Wir entnehmen dem Artikel folgenden Abschnitt, der unsere Leser gewiß interessieren wird.

Als die Amerikaner im Jahre 1898 Besitz von den Philippinen genommen hatten, wurde als der größte Mangelstand der hingestellt, daß die geistlichen Orden im Besitz der fruchtbarsten und reichsten Ländereien waren. Diese Ländereien waren von den Mönchen im Laufe der Jahrzehnte mit einem großen Aufwand von Arbeit und Kapital kultiviert worden und warfen schöne Ertragnisse ab. Die Eingeborenen stellten es damals so dar, als ob ihnen durch die Landwirtschaft der Mönche das Brot aus dem Munde genommen würde, und sie klagten so lange, bis Herr Taft, der den eingeborenen Philippinen gegenüber noch immer von einer geradezu sträflichen Leichtgläubigkeit befeelt ist, zum Ankauf von Ländereien mit den Orden in Verhandlung trat. Nach vielen Beratungen, die sich Jahre lang hinzogen und teilweise in Rom geführt wurden, einigte man sich auf einen Kaufpreis von zehn Millionen Golddollars, wofür die Ländereien dann in den Besitz der Regierung übergingen. Ihre Absicht war, das Land in Parzellen zu vierzig Acres einzuteilen und dem darnach Fragenden gegen leichte Zahlungsbedingungen zu überlassen. Das Ergebnis dieser staatsmännischen Leistung ist nun das folgende: Die den Mönchen gezahlten zehn Millionen gingen aus dem Lande, sie mußten bei der Bank von England hinterlegt werden. Natürlich zogen die Mönche dann auch das ganze Kapital, mit dem sie arbeiten, aus dem Lande. Die Folge davon aber ist, daß die einst so fruchtbaren Haciendas heute einsam und verödet daliegen. Denn für die hunderttausende von Acres, die früher tausende von Familien unter der gleichbewußten und verständigen Leitung der

Mönche ernährt haben, haben sich bis heute ganze einhundertundachtzig Personen gemeldet, die je vierzig Acres bearbeiten wollen. Ob sie es wirklich tun werden, das ist freilich noch eine andere Frage.

Wenn diese Ländereien nun nicht noch viele Jahre brach liegen sollen, so muß die Regierung sie selbst bebauen, eine Aussicht, von der man an maßgebender Stelle nicht sehr erbaut sein soll. Die ganze Umwandlung war überflüssig, und wie oben gezeigt worden ist, den wahren Interessen des Landes sogar schädlich. Wenn die Philippiner wirklich Ackerbauer und Landwirte werden sollen, so gibt es auf den Inseln außer den früheren Besitzungen der Mönche noch ungeheure Strecken fruchtbarer Lande, die der Pflug noch niemals berührt hat. Aber wie bei so vielen anderen Gelegenheiten wurden auch in diesem Falle die wirtschaftlichen Interessen der Philippiner den politischen und selbstsüchtigen eintiger Agitatoren untergeordnet.

Bonifatius-Verein oder Bonifatius-Sammel-Verein.

In den vielerorts eingeführten katholischen Vereinen gehören auch die beiden obgenannten. Da mag nun mancher, der ein Herz für die Diaspora und ihre Leiden hat, die Frage sich stellen, welchen von beiden unterstühe ich? Was wollen sie? Worum unterrichten sie sich? — Dem möge kurz dieses zur Aufklärung dienen.

Beide wollen den Katholiken der Diaspora helfen, den Glauben für sich und ihre Kinder zu bewahren und dessen sich zu werden. Der Bonifatiusverein baut zu diesem Zwecke Schulen, Kirchen, errichtet Missionsstellen usw. usw., soweit seine im Verhältnis zur Noilage geringen Mittel reichen. Und wo einmal eine Kirche, eine katholische Schule existiert, da ist die größte Gefahr, ihren Glauben zu verlieren, für die Katholiken gerahmten. Leider, leider geht es nun nicht überall, denn die Diaspora ist groß. Da greift denn der Bonifatius-Sammel-Verein, der ein Ast von dem großen Baume des allgemeinen Bonifatius-Vereins ist, wenigstens im kleinen helfend ein. Und zwar, indem er sich der Jugend annimmt; die Eltern können, wenn sie guten Willens sind und eine gute katholische Erziehung genossen haben (leider mangelt es da sehr oft), sich ihren Glauben erhalten, aber die Kinder? Wenn sie, wie das leider in der Diaspora viel geschieht (noch über 60 000 katholische Kinder in Preußen sind genötigt, protestantische Schulen zu besuchen!) nichtkatholische Schulen besuchen, an einem Religionsunterricht teilnehmen können, dann nützt das Elternwort nicht viel. Und wo sollen sie zum Empfang der heiligen Sakramente, namentlich der heiligen Kommunion kommen? Was soll man ferner erst von den Waisen sagen, denen Vater und Mutter, kaum in eine fremde Gegend verzogen, gestorben sind, und die deshalb meistens in nicht-katholische Waisenhäuser oder Familien untergebracht werden müssen? Für diese will der Bonifatius-Sammel-Verein eintreten, indem er den Kindern ärmerer Eltern die Fahrt nach einem nahen Paroche ermöglicht zur Teilnahme am Religionsunterricht, im Winter, wenn nötig, ihnen Unterkunft und Mittagessen besorgt, indem er einen Teil der Schullasten trägt, vor allem aber dadurch, daß er Kommunion-Anstalten unterstüht. Dort können Kinder für ein, zwei Jahre auf den Empfang der heiligen Kommunion vorbereitet und im katholischen Glauben eingehend unterrichtet werden. Und was bedeutet nicht eine so gute Grundlage für das ewige Leben? Den Waisen aber besorgt er Unterkunft in katholischen Waisenhäusern; von beiden Anstalten werden viele zum größten Teil durch ihn unterhalten. Jugend gewonnen, alles gewonnen! — Das sind die Ziele der beiden Vereine. Der Bonifatius-Verein sammelt nur Geldbeiträge, der Bonifatius-Sammel-Verein diese und nebenbei auch alte Rängen, Stängel, Zigarren-Abschnitte und -Pänder, alte und seltene Briefmarken, abgelegte Kleidungsstücke, alte Schmuckstücke usw., alles Dinge, die in jedem Haushalte zu haben sind. (Weber die Art und Weise, zu sammeln und das Gesammelte zu verwerten, erweist jede Sammelstelle, eventl. die Zentralfelle des Bonifatius-Sammel-Vereins in Paderborn, gern Auskunft. Adresse für Fracht- und Paketsendungen: J. Schumacher, Westerntstraße 6. Adresse für Geld- und Briefsendungen: Wilhelm Schütz, Altmühlstraße 1.)

Das ist in Kürze etwas über die beiden so überaus notwendigen Vereine. Wer jetzt noch im Zweifel ist, welchen er unterstühen soll, der — unterstühe eben beide; denn man soll das ein: tun und das andere nicht lassen; im Grunde genommen verfolgen ja beide Vereine, Hand in Hand gehend, das eine Ziel: unsere Brüder in der Diaspora und ihre Kinder, die im katholischen Glauben zu erhalten.

In dringender Angelegenheit.

Russische Humoreske von Ado Karroton.

Was der Krasnosubow in Petersburg nur haben mochte? Er schrieb seinem Freunde Peter Alexjewitsch Tjaskin in Moskau, daß er ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche. „Ja, warum will er denn durchaus sprechen und kann nicht schreiben?“ fragte sich Tjaskin mit Verwunderung, den Brief in der Hand. „Aber wie mache ich das?“ — schrieb Krasnosubow, „ich möchte selbstverständlich nach Moskau zu Dir fahren, jedoch entsinne ich mich, daß Du mir in Deinem letzten Brief schreibst, wie gern Du mal wieder nach Petersburg kommen möchtest, um Deine Freunde und Bekannte zu besuchen, die Du seit Jahren nicht gesehen hast. Vielleicht machst Du Deinen Wunsch zur Tat, Peter Alexjewitsch, und besteigst heute oder morgen einen Zug und fährst nach Petersburg. Dann laß ich Dir meine Angelegenheit hier selbst vorstellen.“

Tjaskin war ein reicher Steinkohlenhändler und brauchte in seinem Geschäft nichts zu versäumen, wenn er seinem lange gehegten Wunsch gemäß nach der Hauptstadt fuhr und damit auch seinen Freund Wassily Jwanowitsch Krasnosubow, den Lederhändler befriedigte.

Aber was für eine dringende Angelegenheit Krasnosubow auf dem Herzen haben mochte? Herr Tjaskin grubelte hierüber nach und das Resultat war — nichts! Er fand keinen Anhaltspunkt, um auf etwas zu reden, was Wahrscheinlichkeit für sich hatte.

Nachmittags ging ein Zug von Moskau nach Petersburg ab. Herr Tjaskin rief seiner Frau zu:

„Anastasia, wade in meinen kleinen Dampflofer etwas Wasser.“ — Anastasia machte große Augen. — „Wann?“

„Ich fahre nach Petersburg.“

Und fort reiste Tjaskin mit dem Nachmittagszuge, nachdem er zuvor an seinen Freund in Petersburg ein Telegramm aufgegeben hatte: „Ich komme!“

Seine Tjaskin fuhr zweiter Klasse, obgleich er als ein echter Moskauer Kaufmann mit seinen Pelztiefeln und seinen bäuerlichen Kapfen eigentlich in die dritte Klasse paßte. Herr Tjaskin war, wie so viele andere russische Emporkömmlinge, bei all seinem zusammengekauften Golde ein Bauer geblieben. Kohlstuppe und Stroh und außerdem noch die dörben Kraftwörter, die man in der Droschkentischer-Schänke hört, waren ihm zur zweiten Natur geworden. Trotzdem büdten sich seine geschäftige Herren tief vor Herrn Tjaskin, das heißt, vor seinem Golde. Diese Achtung und Artigkeiten, die er entgegennahm, hatten ihm ein Gefühl höherer persönlicher Würde erzeugt, welches er dadurch zur Schau trug, daß er andere wenig berücksichtigte, das heißt, nur soweit berücksichtigte, als das von ihm gar kein Opfer erforderte.

Herr Tjaskin war im Eisenbahnkoupé, darum jetzt auch nicht ungezogen oder fleißig, sondern bloß in den Grenzen seiner Gewohnheit, wenn er sich über drei Sitzplätze hin lang niedergelegt hatte, wobei seine Beine in den halbabgegriffenen schädigen Pelztiefeln unter Puffkartons und kleinen Gepäcken eines fremden Fahrgastes auf dem äußersten Sitz begraben waren, und — wenn er dabei schnarchte, daß sich die Balken bogen.

Herr Tjaskin schlief mit geringerer Unterbrechung mehrere Stunden.

Dann hatte er vorläufig genug des Guten. Er erhob sich von der Polsterbank und ging zum offenen Koupé-Fenster, um sich an der Luft zu erfrischen.

In dem Moment sauste auf dem Nebenstrang ein Zug, der von Petersburg nach Moskau fuhr, vorbei; Tjaskin betrachtete die Gesichter der Fahrgäste, welche aus den geöffneten Fenstern herausliefen.

Blödsinnig — ! Element, war das nicht Krasnosubow, der da aus einem herankommenden Koupé herauslief, sowohl, sein Krawatzkopf, seine rote Stumpfnase.

„Guten Tag Freund Tjaskin!“ rief es aus dem Koupé.

„Guten Tag Krasnosubow!“

In einem Augenblick war der Freund auch schon vorbei und hinter einer mächtig wogenden Dampfwolke verschwand der ganze Zug.

„Was soll diese Bosse?“ sann Tjaskin. „Wagt denn Krasnosubow der Böse, daß er von Petersburg fortfährt, wo ich hinfahre? Und ich telegraphiere ihm doch, ich komme!“

Bei längerem Nachsinnen glaubte der Moskauer Kohlenhändler doch den Schlüssel zu diesem Räthsel zu finden. Es mochte nicht anders zugegangen sein, als daß Krasnosubow sich doch entschlossen hatte — seine geheimnißvolle, dringende Angelegenheit mochte übrigens noch dringender geworden sein — nach Moskau zu reisen und abfuhr, ehe seine, Tjaskins Depesche ankamte. — Was aber nun tun?

Die Fortsetzung der Fahrt nach Petersburg war zwecklos, das konnte doch schon der Dümme sehen. Durch Versäum-

nis konnte Krasnosubows Angelegenheit vielleicht auch noch Schaden erleiden. Am Ende gar einen großen Schaden! Und nun seine Freunde und Bekannte in der anderen Richtung wiederzusehen, na das brannte Tjaskin nicht auf dem Herzen; dazu konnte er ein anderes Mal Zeit finden. Die sogenannten Freunde kosteten einem auch ein Geldbündel in den Gasthäusern beim Feiern des Wiedersehens.

Sturz entschlossen stieg der Kohlenhändler bei der nächsten Station aus, wartete den nächsten, nach Moskau fahrenden Zug ab, und fuhr mit ihm Wassily Jwanowitsch Krasnosubow nach.

Bald schnarchte der bäuerliche Fahrgast wieder im Koupé, wobei seine Beine auch wieder auf Kosten anderer Fahrgäste Platz gefunden hatten. Du lieber Himmel, was sollte denn so'n Kohlenhändler, der auch zu Hause seine Ruhezeit auf dem Sopha lang hingestreckt verbrachte, auf der Fahrt anderes tun? Im Uebrigen hielt Tjaskin ein Säckchen auch für ein gutes Mittel gegen seinen Mecker wegen des vertrockneten Krasnosubow.

Als Tjaskin aus dem Schlaf erwachte, so geschah das auf Rufe und Stimmen hin, die in seine Ohren schallten. Die Fahrgäste im Koupé waren in Bewegung, von welchen einige an die Fenster traten.

Ein Zug kam entgegen und das bot oben etwas Interesse auf der einsamen, langweiligen Fahrt.

Auch Tjaskin stand von seinem Lager auf und trat ans Fenster.

Der Zug kam mit Dampfen, Schnäufen, Runden. Aus den Fenstern sahen Fahrgäste heraus. Und — mein Himmel, das konnte doch nicht mehr möglich sein! War es denn wirklich Freund Krasnosubow, der da den Kopf aus dem Fenster herausschobte? War das wirklich sein Krawatzkopf und seine rote Stumpfnase?

„Guten Tag Tjaskin!“ rief der Rassehafte Tjaskin zu.

„Guten Tag!“ antwortete Tjaskin und da hauchte der Freund auch schon vorbei.

Jetzt war die Sache aber rein zum Auffahren. Wo kam der verrückte Mensch denn wieder her, und wo fuhr er wieder hin?

Herr Tjaskin brummte sich Klüch in den Bart. Aber mit einem Mal stieg über sein Gesicht ein Lächeln.

„Ja, so muß die Sache sich verhalten. Wassily Jwanowitsch Krasnosubow wird einfach dieselbe Idee gehabt haben, die ich hatte. Auf der nächsten entgegenkommenden Station stieg er aus und setzte sich dann in den nächsten von Moskau nach Petersburg fahrenden Zug, um mich nachzureisen. Auf der Nikolaidahn, zwischen Moskau und Petersburg, verließen und kreuzen sich die Züge ja so oft, daß es einem bunt vor den Augen wird. Und jetzt — was soll jetzt geschehen? Gott hilf mir, — nichts geschieht! Krasnosubow fährt hübsch wieder nach Petersburg zu und ich nach Moskau zu. So konnten wir beide wieder zu Muttern.“

Als er so die Sachlage ergründet hatte, setzte sich Herr Tjaskin hin, machte es sich in aller Gemüthsruhe bequem und bogte nur den einen Wunsch, bald wieder zu Hause zu sein. Es kam ihm wohl auch der Gedanke an die „dringende Angelegenheit“ seines Freundes; gern hätte er gewußt, was denn eigentlich los war, aber — schließlich Kopfschmerz bekam er nicht davon, wenn er auch nicht dahinter kam.

„Gott mit ihm, dem Krasnosubow!“ antwortete Tjaskin.

Zu Hause angekommen, wurde Tjaskin von seiner Frau mit großer Verwunderung empfangen.

Wie er denn so schnell von der Reise zurückgekommen sei? fragte Anastasia.

„Es hat sich so gemacht“, entgegnete Tjaskin und mochte gar keine Miene, Aufklärung zu geben.

Aber Anastasia hatte mitzuteilen, daß gleich nach Tjaskins Abfahrt ein Telegramm geholt worden sei, mit dem sie nichts habe anzufangen gewußt.

Tjaskin nahm das Telegramm und las: „Ich reise nach Moskau zu Dir, Krasnosubow.“

„Da haben wir's“, fluchte Tjaskin. „Hat der Kerl mir immer meine Ideen im Kopf gehabt. Und sein Telegramm hat mich nicht erreicht, sowie mein Telegramm ihn nicht erreicht hat.“

Den anderen Tag kam wieder ein Telegramm an, worin zu lesen war: „Petersburg. Unglückliche Zufälle haben unsere Zusammenkunft vereitelt, wie Du weißt. Daher kann ich Dir meine Angelegenheit doch nicht mündlich vorstellen. Willst Du mir 10 000 Rubel leihen, Krasnosubow.“

Darauf wurde ein Telegramm folgenden Inhalts abgeschickt: „Moskau. Bleib' wo du bist! Tjaskin.“

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 3.

Düsseldorf, den 21. Januar.

1906.

Inhalt: Dritter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. — Die christliche Ehe II. — Die religiöse Erziehung vor dem schulpflichtigen Alter. — Wissenschaft und Hypothese. — Die Hochzeitsreise. — (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem hl. Matthäus VIII, 1—13.

In jener Zeit, als Jesus vom Berge herabstieg, folgte ihm eine große Menge Volkes nach, und siehe, ein Aussätziger kam, betete ihn an und sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei gereinigt. Und alsbald ward er gereinigt von dem Aussatz. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß du es Niemanden sagest; sondern gehe hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, welche Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnisse. Da er aber in Kapernaum eingegangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause lähmlich und leidet große Qual. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterworfen, und habe Kriegsknechte unter mir; und wenn ich zu Einem sage: geh! so geht er; und zu dem Andern: komm her! so kommt er, und zu meinem Knechte: thu' das! so thut er es. Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich, sage ich euch, solch' großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch, daß Viele vom Aufgang und Niedergang kommen, und mit Abraham, Isaac und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen werden, die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden: da wird Heuten und Zähnelnischen sein. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh' hin, und wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen."

Die christliche Ehe.

II.

Am heutigen Feste der heiligen Familie Jesus, Maria, Josef richten sich, lieber Leser, unsere Blicke bewundernd auf jenes stille Häuschen zu Nazareth, das für jede christliche Familie Muster und Vorbild sein muß. Wie geheimnisvoll, wie wunderbar ist das stille Walten jener „Dreieinigkeit auf Erden“ während eines (verhältnismäßig) so langen Zeitraumes! Nur es kurz zu sagen: dieses ideale Leben war geteilt zwischen frommem Gebet und schlichter Arbeit, — ein erhebendes Beispiel für jede unserer katholischen Familien, wie für jeden einzelnen Christen.

Nehmen wir nun, lieber Leser, unser Thema vom verflochtenen Sonntag wieder auf. Wir haben bereits hervor, daß es nicht die sentimentale Liebe ist, die bei christlichen Ehegatten das Eheband knüpft und erhält, sondern die durch das Christentum geläuterte Liebe. Durch sie erst wird die Unauflöslichkeit der Ehe vollkommen begründet, wie andererseits diese Unauflöslichkeit wieder wohlthätig auf das Zusammenleben der Eheleute zurückwirkt.

Der innerste Mensch, wie er uns sowohl im Judentum wie im Heidentum begegnet, stand im Banne der Selbstsucht und der Sünde und vermochte daher nicht, mit einem zweiten Individuum zu einem Leben sich zu vereinigen; denn in dem Maße als er selbstständig und der Sünde ergeben war, lebte er nur seinen Begierden und Leidenschaften; darum kam es auch in der Ehe zu keiner wahren Einigung der Herzen, zu keiner vollen Gemeinschaft des leiblichen und geistigen Lebens. Deshalb konnte in der vorchristlichen Zeit die Unauflöslichkeit des ehelichen Bandes nicht Gesetz werden, und selbst Moses mußte bekanntlich dem israelitischen Volke noch die Scheidung erlauben. — Anders aber verhält es sich im Christentum, das dem Menschen alle Mittel darbietet, die Erlösungsgnade zu gewinnen und der Selbstsucht und der Sünde ledig zu werden. In dem Maße, als dies geschieht, wird das Herz des Menschen gereinigt, Gott geweiht und mit kindlicher Liebe zu Ihm erfüllt; diese kindliche Liebe zum Schöpfer aber befähigt ihn, mit einem anderen Wesen, das von der gleichen Liebe zum gemeinsamen Vater im Himmel erfüllt ist, zu einem Leben sich zu vereinigen. In Gott und vor Gott gleichen sich alle selbstsüchtigen Interessen aus, und jede Liebe ist nur insofern rein und von Wert, als sie aus Gott stammt und auf Ihn sich zurückbezieht. In diesem Falle besitz sie aber auch eine göttliche Kraft und ewige Dauer.

Schon vor der Eheschließung standen der christliche Gatte und die christliche Gattin einander nicht feind gegenüber, sondern waren — als Bruder und Schwester in Christo — durch das Band der christlichen Liebe bereits verbunden. Als nun der geheimnisvolle Zug der geschlechtlichen Liebe sie zusammenführte und das innigste Band, das es auf Erden gibt, zwischen ihnen knüpfte, wurden sie freudig Eins, da sie in ihrem göttlichen Schöpfer und Erlöser nur Eine Ueberzeugung, nur Ein ewiges Ziel und Eine Hoffnung haben. Sie wollen fortan gemeinsam die irdische Pilgerschaft machen, wollen Freud' und Leid mit einander teilen, gemeinsam sich für den Himmel vorbereiten. Die gegenseitige Liebe wird es für beide Teile zur Herzenssache machen, sich selbst und zugleich den andern Teil von den Schwächen und Unvollkommenheiten, die uns Adamskinder anhaften, mehr und mehr zu befreien, immer mehr mit wahrer christlicher Tugend sich zu schmücken. Die Kinder, die Gott ihnen schenkt, wollen sie vor allem zu Himmelsbürgern erziehen. In der gemeinsamen Liebe zu den Kindern aber, — die ja ihre Kinder sind — erfährt nicht nur die Liebe der Ehegatten unter einander eine neue mächtige Stärkung, sondern auch ihr Tugendstreben, weil sie es als eine heilige Pflicht erkennen, ihren Kindern in allem Guten voranzuleuchten. So wird die irdische Liebe der christlichen Ehegatten tatsächlich durch die göttliche Liebe verklärt und geheiligt.

Wenn daher der göttliche Stifter unserer hl. Kirche Seinen Bekennern die Unauflöslichkeit des ehelichen Ban-

des unbedingt gebietet, so ist Sein Gebot in der Idee der ehelichen Verbindung vollkommen gerechtfertigt; ja, in Ermangelung dieses göttlichen Gebotes würde die Unauflöslichkeit der Ehe sich aus der Natur des Christentums schon ergeben, weil christliche Ehegatten, die sich das gnadenvolle Erlösungswort zu Nutzen gemacht haben, niemals wünschen können, ihre Verbindung wieder aufzulösen, — selbstredend vorausgesetzt, daß sie mit völlig freiem Willensentschluß das christliche Eheband am Altare geknüpft haben. Sehen wir uns, lieber Leser, in der Wirklichkeit um, so zeigt sich namentlich in unsern Tagen, daß in weiten Kreisen das Christentum leider nicht in dem Maße die Gemüter durchdringt, wie es sein sollte; und doch darf man behaupten, daß wenigstens vier Fünftel christatholische Ehegatten eine „Scheidung“ überhaupt nicht wünschen möchten, — daß aber bei denen, die eine Scheidung suchen und bewerkstelligen, der Grund hauptsächlich in dem Mangel christlicher Gesinnung und christlichen Glaubenslebens zu suchen ist.

Von einer Auflösung des einmal gültig geschlossenen Ehebandes kann also in der katholischen Kirche keine Rede sein. Wohl gestattet sie, wenn zwingende Gründe vorliegen, eine Trennung der Ehegatten bezüglich der Lebensgemeinschaft — aber nie und nimmer eine Wiederverheiratung, also eine förmliche Auflösung des einmal gültig geschlossenen Ehebandes: nur der Tod des einen Ehegatten kann eine Auflösung bewirken. Hätte die Kirche je eine wirkliche Ehescheidung für zulässig gehalten, dann hätte sie sich im 16. Jahrhundert dem Könige Heinrich VIII. von England am ersten willfährig zeigen müssen; denn es handelte sich damals um nichts Geringeres, als um die Losreißung des ganzen englischen Reiches von der katholischen Kirche. Dennoch blieb der apostolische Stuhl fest und widerstand dem Ansinnen jenes wollüstigen Gewaltthäters. — Und hätte man vor etwa hundert Jahren dem gesangenen Dulder Pius VII. die bekannte Ehescheidungssache Napoleons I. zur Entscheidung vorgelegt, — gewiß, derselbe Papst, der den Mut hatte, die Excommunication auszusprechen über den großen Korsen, vor dem alle Fürsten Europas zitterten: er hätte auch den Mut gehabt, die Trennung der ersten Ehe des französischen Machthabers zu verweigern. Dessen feile Kreaturen waren aber klug genug, dem Oberhaupte der Kirche die Entscheidung in dieser Angelegenheit nicht anzutragen.

So hält die Kirche Gottes an der Unauflöslichkeit der christlichen Ehe unverbrüchlich fest, und alle ihre Kinder — die Großen der Erde nicht ausgenommen — haben diesem Gesetze sich zu fügen, weil es eben ein göttliches Gesetz ist. S.

† Die religiöse Erziehung vor dem schulpflichtigen Alter.

In unserer Zeit, da Genussucht und Sittenlosigkeit immer weiter um sich greifen, denkt man mit Bangen an die Zukunft und fragt sich: Wo sind die Heilmittel gegen die Schäden der Gesellschaft zu suchen? Hier kann nur die Familie helfen und zwar durch die christliche Erziehung, gebaut auf wahrer Religiosität. Gib mir die Jugend und ich habe die Zukunft!

Die früheste Kindheit ist die Zeit des frommen Glaubens, der Vernünftigkeit, der Empfänglichkeit für das Gute und Edle. Was in den ersten Verstandesjahren den Kindern eingeprägt wird, das bleibt ihnen bei nachhaltiger Pflege als unverlierbares Eigentum, denn ihr Herz ist noch rein und bildsam, das Gemüt unbedorben, noch keine bösen Gewohnheiten haben den Verstand unterjocht und treten der Belehrung und Bildung feindlich gegenüber, das Herz des Kindes ist gleichsam weiches Wachs in der Hand der Eltern, damit sie es formen und bilden nach Belieben. Gewiß eine hohe und verantwortungsvolle Aufgabe, denn sie tragen in ihrer Hand Segen oder Fluch. Namentlich ist es die Mutter, die Priesterin des Hauses, die berufen ist, Religion und Sittlichkeit zu pflegen. Schon früh, in der ersten Jugend, sollte sie dem Kinde die kleinen Hände zum Gebet und wenn sein Verstand sich entfaltet, wenn das unverständliche Rollen sich in zusammenhängende Worte gestaltet, dann lehre sie das Kind kleine Gebete und lasse sie morgens und abends in

würdiger Haltung hersagen. Die Mutter selbst aber hüte sich, das Gebet als Nebensache zu betrachten, indem sie während dessen umhergeht oder ihre Beschäftigung nicht unterbricht. Die wenigen Minuten, welche dem Gebete gewidmet sind, wird sie wohl von ihrer Arbeit entbehren können.

Wenn das Kind älter wird und sein Begriffsvermögen umfassender, erzähle sie ihm aus der hl. Geschichte, wie der liebe Gott die Menschen erschuf, wie auch wie ihm unser Dasein verdanken, wie böse die Menschen gegen diesen guten Gott waren und ihn durch Ungehorsam beleidigten, wie dann die Sündflut als Strafe hereinbrach, dann einzelne Bilder aus dem alten Testamente, z. B. die Geschichte Josephs, die für das Kind so viele Berührungspunkte besitzt. Man wird sehen, wie sein Interesse und Mitgefühl geweckt wird, wie es trauert, wie es sich freut mit dem Helden der Geschichte und an der Hand der Erzählung lehre man das Kind gehorsam, Geschwisterliebe, Kindesliebe usw.

Später, wenn das Kind selbständig zu denken beginnt, weise die Mutter hin auf die umgebende Natur, die sei dem Kinde die Lehrmeisterin, die ihm von Gott Größe und Allmacht, von seiner Liebe und Güte erzählt. Der unerschöpfliche Reichtum der Natur bietet ihm hinreichenden Stoff, Geist und Herz zu bilden, zu bereichern und es zu Gott zu erheben. Die Mutter zeige dem Kinde, wie Alles weit und breit, woran sich das Auge erfreut, von Gott her kommt, wie er alles aus unendlicher Liebe für uns erschaffen hat, vom kleinen Grasshälmchen bis zur mächtigen Eiche, vom kleinen Maulwurfsbügel bis zum himmelanstrebenden Berge, vom kleinen Leiche bis zum unendlichen Weltmeere, daß Gott es ist, der Sonnenschein und Regen sendet, der Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst und Winter nach gewissen Gesetzen regelmäßig aufeinander folgen läßt; daß es der unendliche Gott ist, der den Himmelskörpern in dem unermesslichen Welttraume ihre Bahnen vorschreibt, der in das unbedeutende Samen Korn den Keim zur ausgebildeten vollkommenen Pflanze gelegt hat. Weiterhin mache die Mutter dem Kinde begreiflich, daß es der gütige und starke Gott ist, der den Wassern Gesetze vorschreibt, der dem Sturm und dem Meere gebietet, der auch unser Geschick in seiner Hand hält, der es aber mit Liebe zu unserm Besten lenkt. In all den Vorlesungen in der Natur lehre sie dem Kinde die Eigenschaften Gottes, lehre es, ihn bewundern und lieben und sich ganz seiner liebevollen Führung anvertrauen. So lerne das Kind beten, nicht mit dem Munde, aber im Herzen und in der Wahrheit.

Wenn nun alle diese Mähen der Eltern von Erfolg gekrönt sein sollen, so müssen sie begleitet sein von dem guten Beispiel. Die Eltern müssen die vorgebrachten Unterweisungen in praktische Anwendungen umsetzen. Verba docent, exempla trahunt. Worte belehren, Beispiele reizen hin. Das gute Beispiel wird ohne ganz geregelte Belehrung weit christlichere Kinder bilden, als die künstliche ohne gutes Beispiel, denn die Kinder sehen weit mehr, als sie hören, und sie haben einen feineren Sinn für praktische Religion, die sie sehen, als für die theoretische, die sie nur hören. Es genügt nicht, dem Kinde zu sagen, du mußt dein Tischgebet andächtig sprechen; die Mutter muß mitbeten und nicht während des Gebetes sich am Herd zu schaffen machen. Der Vater hat seinem Sohn befohlen, in der Kirche wohne Gott selbst, er aber geht gedankenlos an der Kirche vorbei, ohne durch Abnehmen des Hutes dem verborgenen Gott seine Ehrfurcht zu bezeugen. Wird das Kind nicht seine Schlüsseln ziehn? Darum erst selbst tun, dann lehren!

Die Kinder machen es beim Gebete genau wie die Eltern, denn hier wirkt mit magnetischer Kraft Geist auf Geist, Herz auf Herz. Eltern und Kinder stehen in genauer Wechselwirkung.

Darum müssen die Eltern ihre Kinder anleiten, wie sie sich bei den im Laufe des Tages darbietenden Anlässen wie beim Morgen- und Abendgebet, beim Anglusläuten, beim Schall der Sterbeglocke zu verhalten haben; da genügt ein kurzes, andächtiges Gebet. Man ermüde die Kinder nicht durch Hersagen langer und vieler Gebete, weil es zu leicht in gedankenloses Geplapper übergeht, von dem Gott sagt: „Dieses Volk ehet mich mit den Lippen, aber sein Herz ist weit von mir.“

Es möge noch erwähnt werden, daß es Eltern gibt, die sich so weit vergessen, das Gebet als Strafmittel zu gebrauchen; wie verwerflich ein solches Verfahren ist, jedem einleuchtend, denn die Eltern machen dem Kinde das Gebet nur verhasst.

Ist so in der Familie von Jugend auf der religiöse Sinn geweckt und gepflegt worden, so ist es für Kirche und Schule leicht, auf dieser Grundlage weiterzubauen und geht dann später die Familie mit Kirche und Schule Hand in Hand, so ist sicher auf eine gute Erziehung zu hoffen, zum Besten der menschlichen Gesellschaft. A. Wolters.

= Wissenschaft und Hypothese.

„Wahrscheinlich ich sage Euch, ein: einzige Zahl hat mehr wahren und bleibenden Wert als eine kostbare Bibliothek voll Hypothesen.“ An dieses Wort des Heilbronner Arztes Robert Mayer, des Entdeckers des Gesetzes der Erhaltung der Kraft, muß gerade heute, wo man so gerne von der Phantasie ausgehende Hypothesen als sichere Ergebnisse der Wissenschaft ausgibt, erinnert werden. Man betrachte das ganze Regiment sozialdemokratischer Schriftsteller, die bekanntlich über alles und noch recht vieles andere schreiben, und suche, ob auch nur ein einziger sich des Unterschiedes zwischen wissenschaftlich feststehendem Ergebnis und einer puren Hypothese bewußt ist! Und doch handelt es sich dabei um eine Fundamentalfolge aller Wissenschaft.

Was ist denn Hypothese?

Wenn irgendwo ein Verbrechen begangen worden ist, so hat der Untersuchungsrichter herauszubringen, wer das Verbrechen begangen hat. Dazu bitten ihn eine Handhabe verschiedene Indizien am Tatort und er wird auf Grund dieser einen Verdacht auf irgend jemand werfen. Ist dieser jemand damit bereits als Täter erwiesen? Ist es bereits sicheres, feststehendes Ergebnis der Untersuchung, daß dieser jemand der Verbrecher ist? Beileibe nicht! Erst muß es dem Untersuchungsrichter gelungen sein, auf der Spur, die ihn die Indizien gewiesen, noch weiteres Material beizubringen, um seinen Verdacht zu einem vollen Beweis erheben zu können. Was aber dann, wenn Tatsachen sich finden, die dem Verdacht widersprechen, ihn als verfehlt nachweisen? Dann muß und wird der Untersuchungsrichter seinen Verdacht fallen lassen und seine Untersuchung nach einer anderen Richtung fortsetzen müssen. Alles Sich-Versteifen wäre Torheit.

Was für den Untersuchungsrichter die Spuren am Tatort, das sind für den Forscher die Naturdinge; was für jenen der Verdacht, das ist bei diesem die Hypothese, d. h. eine Annahme, vermittels deren er herausbringen will, wie die Sachen eigentlich verlaufen. So muß gerade die wissenschaftliche Forschung mit Hypothesen arbeiten. Hören wir einen Naturforscher:

„Den Hypothesen kommt eine zweifache Bedeutung zu: erstens wollen sie nichts anderes sein, als Arbeits-hypothesen, d. h. Annahme von Möglichkeiten, die der Prüfung durch die Erfahrung, durch Beobachtung und Experiment zugänglich sind; sie bilden einen positiveren Ausdruck für die Probleme. Oder aber die Hypothesen sind die Bindeglieder zwischen den einzelnen Tatsachen der Erfahrung, deren erfahrungsmäßige Prüfung zurzeit aussichtslos erscheint. Ich habe die Wissenschaft einem Mozaikbilde von Erfahrungstatistiken verglichen, dessen Steine durch solche Hypothesen miteinander verklebt sind; die Fugen und den Kitt darin immer schmaler zu machen, ist die Aufgabe der Wissenschaft. Das Ziel war: eine hypothesenfreie Wissenschaft; ob die für das menschliche Erkenntnisvermögen indes jemals zu erreichen sein wird, erscheint in der Gegenwart immerhin zweifelhaft, denn jede ernste Kritik zeigt uns, wie wenig wir wissen.“ (Künze, Philosophie der Botanik, Leipzig 1905, S. 13.)

Einige Beispiele: Das alte ptolemäische Welt-system, wonach die Erde feststeht und die übrigen Himmelskörper um die Erde sich bewegen, war eine Annahme, wie sie der Augenschein, der tägliche Anblick nahelegte. Die Annahme genügte so lange und hatte so lange den Anschein der Richtigkeit, als man sich nur mit der Berechnung der Bahnen der Weltkörper begnügte. Aber eins vermochte diese Annahme nicht: die Bewegungen der Weltkörper zu erklären. Als diesem alten Welt-system Kopernikus sein neues entgegengesetzte, war dies zunächst für ihn eine Hypothese und es galt nun, das Tatsachenmaterial darauf hin zu untersuchen, ob es in den Rahmen dieser Hypothese passe. Die Untersuchung hat so reiches Material dafür geliefert, daß die Hypothese aufhörte, eine Hypothese zu sein, vielmehr als gesichertes Ergebnis der Wissenschaft betrachtet wurde.

Oder nehmen wir die Kant-Laplace'sche Weltbildungshypothese. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hat der große Mathematiker Laplace seine Nebeltheorie über die Entstehung des Sonnensystems aus einem gas- oder nebelartigen Zustand veröffentlicht. Er hat diesen Gedanken nur als Hypothese hingestellt und weder mit ziffernmäßigen noch physikalischen oder mathematischen Gründen unterstütt; aber sein wissenschaftliches Ansehen und die durchsichtige Einfachheit des Gedankens verschaffte ihm fast allgemeine Annahme, ja er ward ausgedehnt auf die Entwicklung des Universums. Aber in den letzten 30-40 Jahren haben sich so viele Schwierigkeiten für die Durchführung dieser Hypothese herausgestellt, daß die alte Kant-Laplace'sche Hy-

pothese eben nur als Hypothese und zwar als eine erschütterte Hypothese betrachtet wird.

Als weiteres Beispiel diene die Frage nach dem Ursprung der Versteinerungen (Petrefakten) in der Erde. Die älteste Hypothese meinte: diese Versteinerungen seien Naturspiele (lusus naturae), Zufallsgebilde. Diese Hypothese war von dem Tag an gerichtet, als die Wahrnehmung gemacht wurde, daß diese Versteinerungen den lebenden Organismen sehr ähnlich seien, somit vielleicht als Reste verschwundener Tiere und Pflanzen betrachtet werden können. Diese Hypothese ward dann ergänzt durch die Annahme, daß diese versteinerten Tiere und Pflanzen von der Sintflut herkommen. Das war eine verfehlt Belastung der ersten Hypothese. Diese Belastung mußte fallen, als man sich fragte, ob eine Flut von 40 Tagen, ja selbst so viel Jahren überhaupt imstande sei, solche Gebilde abzulagern und die Versteinerungen führenden Gesteinsschichten niederzuschlagen. So verdrängte sich die Hypothese zu dem Ergebnis, daß diese Petrefakten wirklich Reste von Tieren und Pflanzen, aber nicht aus der Sintflut, sondern aus der Urzeit seien.

Es ist eine kindische Vorstellung, wie sie uns in der sozialdemokratischen Literatur so oft begegnet, als sei mit der Erhebung einer Hypothese zu einem Resultat der Wissenschaft ein besonders mächtiger Schritt in der Richtung auf das Ende aller Naturforschung getan. Wenn ein Rätsel gelöst ist, stehen vielmehr zehn andere ungelöst da.

So handelt es sich jetzt für die Naturforschung um die Frage nach dem Entstehen der verschiedenen Arten der Pflanzen und Tiere, von dem Ursprung des Lebens überhaupt ganz abgesehen.

Da hat Darwin die Hypothese aufgestellt, die Artnunterschiede seien auf rein mechanischem Wege entstanden. Die Hypothese wurde mit Jubel aufgenommen; aber als man an Beweisen sich machte, da wars bald vorbei mit der Freude! Die Tatsachen paßten ganz und gar nicht und die Hypothese, eben der Darwinismus, ist denn auch heutzutage von der Wissenschaft endgültig abgetan mit geringer Ausnahme der Hädel'schen Schule, die den Mangel an Gründen durch großes Lärmen zu verdecken sucht, und der sozialdemokratischen Gefolgschaft Hädels, ob deren dieser freilich recht ungehalten ist. Was Reinko von der Botanik sagt:

„Man analysiere einmal das, was die botanischen Lehrbücher über Assimilation, Atmung, Geotropismus, Vererbung, Sexualität usw. sagen, gewissenhaft in bezug darauf, was bloße Möglichkeit oder Hypothese und was jetzt mit apodiktischer Gewissheit als Tatsache bewiesen ist, und man wird staunen, wie der Umfang an Tatsachen zusammenschrumpt!“ (a. a. S. 18.)

das gilt in noch viel höherem Maße von den Behauptungen der Hädel'schen Schule über die Stammbäume der Arten, die schließlich nur die Phantasie ihrer Urheber als Unterlage haben.

Gerade bei diesen Fanatikern ihrer eigenen Illusionen zeigt sich das Anfehl, das entstehen muß, wenn man nicht unterscheiden gelernt hat zwischen Hypothese und Tatsache. Nicht bloß ist diese Konfusion für die Wissenschaft verberbtlich geworden, sondern indem die Sozialdemokratie diese darwinistische Illusionen benützt, um mit ihnen einen scheinwissenschaftlichen Unterbau für die Arbeiterbewegung zu schaffen, bringt sie diese auf das für alle Sozialpolitiker tote Geleise der Gewaltpolitik, will sagen des Revolutionarismus. Man sieht, wissenschaftliche Irrgänge wirken tief ins praktische Leben hinein. Man sieht aber auch, wie gewissenhaft derjenige zu Werke gehen muß, welcher dem Volke die Ergebnisse der Wissenschaft übermitteln will! Tut das die Sozialdemokratie?

Die Hochzeitsreise.

Humoreske von E. Lesskau.

„Wohin machen wir unsere Hochzeitsreise?“ Ernst Marburg sah seine Braut zärtlich fragend an.

Edeta antwortete ohne Zögern. „Nun natürlich, nach Italien!“

„Italien, Italien! Was ihr Frauenzimmer nun immer mit Italien habt. Ich denke an den Rhein.“

„Und was Ihr Männer nun immer mit dem Rhein habt! Aber es ist ja nur der Wein, der Dich lockt.“

„Der Wein! Na hör' mal Grete, mach Dich nicht lächerlich! Und was lockt Dich denn nach Italien?“

„Nach Italien! . . . Nun das ist doch wohl klar. Ist es nicht der Traum eines jeden für Kunst und Schönheit glühenden Herzens, Italien zu schauen. Denke doch nun an Rom, Neapel, Florenz! Wird es Dir nicht schon ganz weihedonig zu Mut bei diesen Namen?“

„Weihedonig, na, ich danke, und dann auf der Hochzeitsreise! Weist Du was, ich schlage vor, diese weihedonig: Skunzreise bis

zur Feier unserer silbernen Hochzeit aufzuschieben und jetzt doch lieber an den Rhein zu gehen. Weibsvoll ist's da doch erst recht. Stelle Dir nur vor, wenn sich die Loreiseisen und die alten Jagennissonnenen Burgen beim Mondschein in den Fluten des alten Vater Rhein spiegeln und dann ist jetzt gerade die Zeit der Weinlese, denke mal."

"Weinlese, o ja, das ist gerade die richtige Zeit! Nein, zu einer Teint- und Beerdigung möchte ich meine Hochzeitsreise doch nicht ausgedehnt wissen. Aber wenn Du durchaus an den Rhein mußt, bitte, so reise doch allein!"

"Aber gern, und Du kannst dertweilen nach Italien reisen. So eine Hochzeitsreise wäre denn doch selbst in unserer nach Originellem suchender Zeit etwas noch nie dagewesenes."

"Das ist mir einerlei! Papa ist ein Tyrann, Vishor mußte ich immer nur tun, was er wollte, soll ich nun meine Ehe damit anfangen, zu tun, was mein Mann will. O nein, nun kommt erst mal mein Wille dran!"

"So, — da sieh nur zu, wie Du das fertig bringst. Aber wenn ich nicht an den Rhein komme, mache ich überhaupt keine Hochzeitsreise."

"So, — und wenn ich nicht nach Italien komme, so beieate ich überhaupt nicht!"

"Das ist ja reizend! Aber ich finde, Du hättest es etwas eher sagen können. Na, dies ist also Deine sogenannte Liebe!"

"Meine? — so und Deine Liebe, Uebrigens besser spät als zu spät!"

"Du meinst wohl die Erkenntnis? Da hast Du recht. Wir haben uns dann wohl weiter nichts mehr zu sagen. Also, — leben Sie wohl, gnädiges Fräulein."

Gretes Herz drohte einen Augenblick vor Schreck still zu stehen, sie wurde purpuroth, dann aber warf sie den hübschen Kopf zurück. Sie wollte ihm doch nicht an Stolz und Energie nachsehen. Die großen Momente unseres Lebens erwarten wir uns Fassung und Würde, sagte sie sich, also — Adieu, Herr Marburg, ich wünsche Ihnen fernerrhin viel Glück. Es kann nur ein ganz bißchen heiser und dazu mache sie eine tadellose kleine Verbeugung.

Er sah sie eine Minute stumm an, dann machte er auch eine Verbeugung, griff nach seinem Hut und ging — ganz wirklich. Grete sah die Tür sich hinter ihm schließen, hörte ihn die Treppe hinuntergehen, hörte, wie er die Haustür zuschlug und wie dann seine Schritte auf der Straße verhallten. — so, nun war er fort!

Sie setzte sich in den dunkelsten Winkel des Zimmers, die Hände gekollt, die Zähne zusammengebissen. Der Trost in ihr kämpfte und kämpfte sich gegen den Schmerz. — Nein, nein, es war gut so! Und wenn sie es für gut fand, was kümmerte sie dann das Gerede der anderen. Nocht Papa schelten die Welt reden, auf sie kam's an, auf sie ganz allein! Trostig hob sie den Kopf und es gelang ihr wirklich, die Tränen zurückzudrängen.

Servitiamenschein! Er lachte ins Zimmer und vergoldete jedes Ding, wie sich der wunderhübsche Strauß dort auf dem Tischchen huferte. Gretes Herz zog sich zusammen, den hatte Ernst gestern morgen geschickt. — Ja, gestern morgen schickte er noch Blumen und nachmittags — es kam ihr etwas ins Auge. Trotzdem begann sie leise zu singen und dann wendete sie sich geistlich ihrem Nächtischen zu. Eine Handarbeit lag darauf, sie nahm sie gedankenlos in die Hand; gleich aber warf sie sie wieder hin. Das war ja — das war ja ein — solche Dinge brauchte sie nun doch nicht mehr! Wieder kam ihr etwas in die Augen, sie wuschte es energisch fort und griff dann nach der Zeitung, was macht eigentlich die russische Revolution?

Eine, die Köchin, redte den Kopf zur Tür herein. "Fräulein, was wollen wir heute essen?"

Grete blickte auf. "Ach so, eine, wir sind heute allein. Die Rebbühner."

Eine nidle. "Können noch bis morgen hängen, Fräulein, wir haben ja auch noch 'nen Bratenrest", und sie verschwand.

Grete härrte, mit sich selbst unzufrieden, in ihre Zeitung. Wie einfällig sie doch war, es man nun die Rebbühner heute oder morgen aß, der, für den sie bestimmt waren, bekam sie ja doch nicht mehr!

Da, nun war ihr schon wieder was ins Auge geflogen. Sie warf ärgerlich ihre Zeitung hin. "Ich werde ein bißchen spazieren gehen", murmelte sie.

Dann kamte sie ein Weilchen im Gedräng herum und packte allerhand gute Dinge in ein Körbchen. "Ich schulde Tante Susanne doch noch einen Besuch und die arme, alte Tante, wenns auch nur seine ist, darf doch nicht daunter leiden, daß wir . . ." sie setzte hastig ihren Hut auf und lief hinaus.

"Welch herrliches Wetter! Die Sonne leuchtet und der Himmel war tiefblau und klar. Ach, bei solchem Wetter in die weite Welt und ihre Herrlichkeit hineinwissen zu können, dem Geliebten zur Seite, ihn immer zu eigen, welche Wonne mußte

das sein! War es dabei eigentlich nicht einerlei, wohin man reiste?"

Grete seufzte unwillkürlich laut auf und beschleunigte ihre Schritte.

An der Straßenecke rannte sie mit dem alten Mat Hanzen, Pappas Freund, zusammen. Der schmunzelte vergnügt, während er sich den Fuß wieder gerade aufstellte. "Et, et, Fräulein Grete, haben Sie's aber eilig; wohl noch schnell etwas für die Aussteuer kaufen, oder das Brautkleid anprobieren? Ja, ja, jetzt brennt's, na und wo soll denn die Hochzeitsreise hingehen?"

Grete wurde rot, weiß ich noch nicht, haben wir uns noch nicht überlegt, Onkelchen. Adieu, habe keine Zeit." Sie eilte weiter.

"Kind, Du kennst wohl Deine nächsten Freunde nicht mehr!" wurde sie nach ein paar Schritten schon wieder angehalten, dieses Mal war es eine alte Dame.

"Ach, Tante Mara!" Grete blieb nur widerwillig stehen. Das alte Fräulein bemerkte es. "Nun, Du bist wohl so von Aussteuer Sorgen und Hochzeitsvorbereitungen in Anspruch genommen, daß Du für andere Menschen gar keine Zeit mehr hast! Na, wo soll denn die Hochzeitsreise hingehen?"

Grete wand sich qualvoll hin und her. Tante Mara war die größte Klatschbabe der Stadt wenn die jetzt Unheil merkte, dann konnte sie sich eine Annonce im Anzeiger, — "Die Verlobung mit Herrn Ernst Marburg ist meinerseits aufgehoben — usw.", sparen, das besorgte die Tante dann viel gründlicher und sicherer. — "Hochzeitsreise, Hochzeitsreise," sammelte sie. "Ach, darüber haben wir noch garnicht nachgedacht, Tante."

"Nicht nachgedacht, jetzt, drei Wochen vor der Hochzeit!" wuschte die Dame.

"Nein, über diese Jugend von heute und ihren Leichtsin!" Grete ließ den Kopf hängen. "Ja Tante, wohin kann man denn reisen?" meinte sie kleinlaut.

"Wohin? Nun natürlich in die Schweiz! Einmal im Leben macht man nur eine Hochzeitsreise, eine Schweiz gibt es nur! Die Erhabenheit um uns muß mit der Erhabenheit in uns übereinstimmen!"

"Ach ja, Tante, Du hast recht," sagte Grete heuchlerisch. "Ich werde es Ernst vorschlagen, aber nun Adieu, Du begreiffst!" damit enteilte sie.

Im Weiterdrehen sah sie sich scheu um, ob nicht noch jemand aufsuchte, der wissen wollte, wohin sie ihre Hochzeitsreise machte, aber nein, die Straße war menschenleer und da wohnte ja auch schon die Tante.

Sie stieg die drei Treppen hinauf und öffnete hochaufatmend die Tür, aber am liebsten hätte sie gesehen, daß der Boden sich unter ihr aufgetan, um sie zu verdrängen, denn dort neben der krummen Tante Susanne sah Herr Ernst Marburg.

Zum Glück schien er ebenso verlegen wie Grete. Die Tante aber freute sich des unerwarteten Zusammentreffens. Sie kramte aus einem Schränkchen eine Flasche Wein hervor und hatte es sehr wichtig mit Bewirken und Erzählen so daß sie das etwas komische Benehmen des Brautpaares nicht bemerkte.

Endlich hielt Grete es nicht mehr aus. "Ich muß fort," sagte sie und sah nach der Uhr. Ernst sah rasch nach der seinen. "Ich auch," sagte er.

Abschiednehmend standen sie vor der Tante.

"Ach Kinder, sagt doch mal," begann die plötzlich, "wohin wollt Ihr eigentlich Eure Hochzeitsreise machen?"

Sei, was für rote Köpfe die Weiden bekamen und dabei drehten sie sich gegenseitig den Rücken zu. Nun wendeten sie sich blüßschnell um, sahen sich in die Augen und — "an den Rhein," sagte Grete laut und bestimmt.

"Nach Italien," Ernst zu gleicher Zeit und dann lagen sie sich in den Armen.

Grete schluckte und Ernst lächelte sie ungestüm. "Ich will nach Italien, nur nach Italien!" rief er dabei, und "nein, an den Rhein! Bitte, bitte, laß uns an den Rhein gehen!" flehte sie.

Aber Grete, gib doch nach, die Frau muß immer nachgeben," mahnte die Tante sanft.

Da gingen sie beide an zu lachen. "Siehst Du, die Tante hat recht, wohin machen wir nun unsere Hochzeitsreise?" fragte sie.

"Na, denn an den Rhein!" und er gab ihr einen lautstarken Knuff. Arm in Arm liefen sie dann aus der Stube und die Tante sah ihnen lopschüttelnd nach.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 4.

Düsseldorf, den 28. Januar.

1906.

Inhalt: Vierter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. — Die christliche Ehe III. — Eine Kaiserfeier an heiliger Stätte — Die Bistertzenferabtei im Westerwalde. — Aus der Reichshauptstadt. — Literarisches.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem Matthäus VIII, 23 — 27.
In jener Zeit, als Jesus in das Schifflein trat, folgten ihm seine Jünger nach. Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde: er aber schlief. Und seine Jünger traten zu ihm, weckten ihn auf und sprachen: Herr, hilf uns! wir gehen zu Grunde. Und Jesus sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Dann stand er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber wunderten sich sehr und sprachen: Wer ist dieser, daß ihm auch die Winde und das Meer gehorchen?

Die christliche Ehe.

III.

Was ist die Welt anders, lieber Leser, als ein ungestümes Meer, auf dem heftige Stürme und Ungewitter nur zu oft einsetzen? Und was ist die Kirche Jesu, der wir angehören das Glück haben, anders, als ein Schifflein, das auf dem wildbewegten Meere dieser Welt dahinfährt, um uns durch alle Stürme hindurch in den Hafen der ewigen Seligkeit zu tragen? Ja, die Kirche Jesu gleicht einem Schifflein; darum nannte der Herr seine Jünger „Menschenfischer“; darum lehrte Er das zusammengeströmte Volk aus dem Schifflein des Petrus; darum auch trat Er heute mit den Jüngern in ein Schifflein, um über das Galiläische Meer zu fahren. Als sich nun ein heftiger Sturm erhob, den der Herr in Seiner Allwissenheit ja vorgesehen hatte, glaubten die Jünger, daß ihr Meister retten könne, wenn Er wache, erhoben sich aber nicht — trotz vieler gesehenen Zeichen und Wunder — zu der Höhe des Glaubens, daß „der Hüter Israels nicht schlafe noch schlummere“ (Psalm 120, 4); darum das verweisende Wort des Herrn: „Warum seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?“

Wer sich einigermaßen auskennt in der Geschichte der Kirche Jesu, weiß auch, lieber Leser, daß das Schifflein Petri im Laufe der Jahrhunderte oft genug von den heftigsten Stürmen der Verfolgung heimgesucht worden ist bis in unsere Tage hinein. Aber alle diese Verfolgungen hat Christus nicht nur vorgesehen, sondern auch Seiner Kirche klar und deutlich vorhergesagt; und Er hat oftmals die Stürme trotz ihrer Heftigkeit längere Zeit toben lassen, so daß es schien, als ob Er „schliefe“ im Schifflein des Petrus: Er wollte indes nur den Glauben, die Treue und Liebe der Seinigen erproben vor aller Welt und den Sieg Seiner Kirche, für die Er einst Sein Herzblut hingegeben, um so offener machen. Und so wird es nach dem Worte unseres Herrn sein bis zum Ende der Tage.

Doch es wird Zeit, lieber Leser, daß wir unser Thema „über die christliche Ehe“ zum Abschluß bringen. Die

Unauflösbarkeit der Ehe ist nicht schwierig zu beweisen; ihre segensreichen Folgen treten, wie wir jüngst ausführten, klar zu Tage. Aber wenn es gilt, diese Unauflösbarkeit im praktischen Leben durchzuführen, dann ergeben sich Hindernisse, die zu bewältigen allein der katholischen Kirche gelungen ist. Seitdem sie vor nahezu zwei Jahrtausenden in der heidnischen und jüdischen Welt damit auftrat, haben die Leidenschaften, die Irrlehrer und die verschiedenen Staatsgewalten nicht aufgehört, sie zu bekämpfen und die gewaltigsten Stürme heraufzubeschwören. Allein sie hat im Kampfe niemals geschwankt, ist niemals einen Schritt zurückgewichen, — selbst einem Heinrich VIII. von England gegenüber nicht — und so ist es ihr gelungen, diesem göttlichen Gesetze Geltung zu verschaffen. Sie allein war im Besitze der Mittel und der Kraft, den Sieg zu erringen und zu behaupten.

Ich sage: die katholische Kirche allein besitzt die Mittel, um die Unauflösbarkeit der Ehe allgemein zur Geltung zu bringen; denn ihre Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe ist nicht etwa ein isoliert stehendes Dogma oder Gesetz, sondern diese Lehre steht im Zusammenhange mit der ganzen Sittenlehre der Kirche, mit ihren Dogmen und Sakramenten — ganz abgesehen davon, daß die Ehe selbst als Sakrament den katholischen Eheleuten übernatürliche Kraft und Gnade vermittelt, um diesem göttlichen Gesetze (der Unauflöslichkeit) gerecht zu werden. Hinsichtlich der Heiligung des Menschen vertritt die Kirche den Grundsatz, daß mit den Leidenschaften kein „Vergleich“ möglich ist, sondern daß es, um nicht von ihnen beherrscht zu werden, durchaus notwendig ist, ihnen mit unerbittlicher Strenge entgegenzutreten und sie zu verfolgen bis in das Innerste des Herzens: gerade dort die Art an die Wurzel zu legen und ihre ersten Regungen zu unterdrücken.

Das gilt vor allem von der geschlechtlichen Liebe, der mächtigsten unter den menschlichen Leidenschaften. Was ist zu tun, um diese Leidenschaft zu zügeln, um sie in ihre gesetzlichen Schranken einzuschließen und sie abzuhalten, den einzelnen Menschen Unglück, den Familien Unordnung, der Gesellschaft Verwirrung zu bringen? Unsere katholische Sittenlehre stellt da eine zwar sehr strenge, aber auch sehr weise Regel als Richtschnur auf: das Uebel (lehrt sie) muß in seinem Ursprunge erstickt werden; darum erlaubt sie nicht einmal einen unreinen Wunsch, darum erklärt sie einen einzigen Blick, der von einem (freiwilligen) unreinen Gedanken begleitet ist, als sündhaft vor dem Auge Gottes. Ganz gewiß ist es aber leichter, den Menschen davon abzuhalten, daß er unerlaubten Wünschen nachhänge, als ihn davon abzuhalten, solche Wünsche zu befriedigen, nachdem ihnen der Zutritt zu einem glühenden Herzen gestattet worden. — Ich denke hier unwillkürlich an das, lieber Leser, was die alte heidnische Sage von den Qualen des Tantalus erzählt. Dieser kleinasiatische König hatte schwer gegen die „Götter“ gefrevelt und wurde dafür in der Unterwelt entsprechend

gestraft: Zu seinen Füßen floß ein spiegelklarer Bach, während über seinem Haupte ein Baum mit kostbaren Früchten sich erhob; allein wenn der Unglückliche sich zu dem Wasser herniederneigte, um seinen brennenden Durst zu löschen, versiegte das Wasser; griff er aber zu den Früchten hinaus, so riß ein plötzlicher einsetzender Sturmwind die Baumzweige hoch empor. So litt er ewigen Durst und ewigen Hunger. — Zeugt es nicht von tiefer Weisheit, lieber Leser, wenn die Kirche Jesu ihren Kindern solche „Tantalus-Qualen“ ersparen will? Zeigt sie sich nicht — gerade in ihrer Strenge gegen jene unreinen Leidenschaften — als eine wahrhaft besorgte und liebende Mutter? „Warum willst du denn sehen, was du nicht besitzen darfst?“ sagt darum sehr schön Thomas von Kempis, indem er in diesen wenigen Worten die bewunderungswürdige Weisheit zusammenfaßt, welche die heilige Strenge der Kirche Gottes enthält.

Laßt nur einmal den Leidenschaften des Menschen die Fägel schießen; erlaubt ihm auch nur im Geringsten, die Fäuschung zu unterhalten, daß er durch eine neue Eheschließung glücklich werden könne: laßt ihn glauben, er sei nicht für immer und unwiderruflich an seine Lebensgefährtin gebunden, — und ihr werdet sehen, daß der Ueberdruß sich schneller seiner bemächtigen, daß die Zwietracht zwischen den Eheleuten lebhafter und auffälliger sein wird, daß die Bande, wenn sie kaum geknüpft sind, allmählich sich lockern und auf den ersten heftigeren Stoß zerreißt! Verkündet dagegen ein Gesetz, das weder Arme noch Reiche, weder Schwache noch Mächtige, weder die Könige noch ihre Unterthanen ausnimmt, das keine Verschiedenheit, keinen Wechsel der Lage, der Charaktere, der Gesundheit, überhaupt keinen der unzähligen Gründe berücksichtigt, die besonders von den Mächtigen der Erde in der Leidenschaft als Vorwände benutzt zu werden pflegen, — verkündet dann, daß dieses strenge Gesetz der Unauflöslichkeit des ehelichen Bandes vom Himmel kamme; zeigt auf das göttliche Siegel, das auf das Band der Ehe gedrückt ist: und ihr werdet sehen, daß die Leidenschaften in demselben Maße sich beruhigen und zurückziehen, als dieses Gesetz sich ausdehnt und in den Sitten des Volkes Wurzeln schlägt! Ihr werdet die gute Ordnung und die Ruhe der Familie für immer gesichert haben, und die menschliche Gesellschaft hat auch eine ganz unschätzbare Wohlthat zu verdanken.*) S.

Eine Kaiserfeier an heiliger Stätte.

Von F. v. Holm.

„Der deutsche Kaiser hat durch seine Jerusalemreise den Orient für den internationalen Verkehr erschlossen. Das ist eine unleugbare That.“

„Das ist eben wieder eine deutsche Ansicht, Herr Professor, der man andere entgegenstellen könnte.“

„Andere, aber schwerlich zutreffende, Miß Heinson.“

„Aun, ich denke, der Zeit dieses Verdienst einzuräumen. Der Orient ist so ein dunkler Weltwinkel von jeher gewesen, in den nun endlich auch ein Strahl aufklärender Lichtes hineinfällt, so daß es ein wahres Wunder wäre, wenn nicht auch der Reisetromm sich nun in das geheimnisvolle Land Palästina lenken sollte. Die Deutschen wollen nun mal überall die Rechte sein, die die ganze Welt durchleuchtet.“ Miß Heinson's Lippen kräuselten sich dabei und das erzwingene Lächeln um die Mundwinkel verriet die englische Absicht nur zu gut.

Professor Werner Dirke lachte offenerzig dazu.

„Sie dürfen als Engländerin auch eine englische Ansicht haben. Kaiser Wilhelm II. hat dem internationalen Verkehr ein neues Ziel gegeben, so wären doch auch Sie jetzt nicht hier in Nazareth, Miß Heinson.“

„Doch, doch, wir — sind Weltbürger und wissen auch ohne Wegweiser die Welt aufzufinden. Ich denke als Pfadfinder haben wir Engländer das erste Anrecht auf die Penzance eins.“

„Augehalten, Miß, die Engländer haben die Wege gefunden zu Diamanten und Perlen, aber dem Deutschen Kaiser blieb es vorbehalten, den schönsten aller Wege zu entdecken und zu betreten.“

Die Engländerin sah erstaunt und neugierig den Professor

*) Prof. v. Holm, Protestantismus und Katholizismus, I, 25

an, über dessen durchgeistigtes Gesicht geheimnisvolles Lächeln wie flüchtiges Sonnenblitzen hinlief.

„Sie machen mich neugierig auf diesen etwas sonderbaren Weg Ihres Kaisers, Professor. Auf welchem Kartenblatt ist der zu suchen?“

„Auf dem des Menschenherzens.“

„Nützlich!“

„Jes, miß, auch nützlich.“

„Und wohin führt dieser Kaiserweg?“

„In's heilige Land.“

„Ahl!“

„Sie auch, Miß Heinson, Sie wandeln ihn mit Tausenden Ihrer Landsleute. Sie wandeln ohne — Ihren Willen freilich wohl, in des Deutschen Kaisers Spuren, wenn auch aus anderem Antrieb — — — Aber Sie folgen doch dem Kaiser!“

„Derr Professor!“

„Well. — So ist es.“

„Und der Antrieb des Deutschen Kaisers, Herr Professor?“

„Danbarkeit.“

„Danbarkeit?“

„Yes.“

„Ich verstehe nicht. Sie sprechen in Rätseln.“

„Das ist eben das größte Rätsel, daß Engländer und Deutsche sich nicht verstehen trotz ihrer Stammesverwandtschaft, trotzdem viel mehr Hindendes als Trennendes zwischen den beiden Völkern herrscht. Schütteln Sie einmal den Staub von Ihren Nügeln, Miß Heinson, zum Flug in eine schönere Welt der Ideale, dann werden Sie auch unsern Kaiser in seiner Danbarkeit verstehen. Die Danbarkeit ist des Menschen schönste Tugend, ihre Ausübung verbindet den Menschen mit dem Menschen zur unentbehrlichen Zusammengehörigkeit, denn Menschen und Nationen sind sich gegenseitig Dank schuldig, weil Menschen und Nationen in gegenseitiger Anhängigkeit von einander, also in Lebensgemeinschaft mit einander leben, wo Herzen und Hände geben und empfangen — und zwar täglich und stündlich gehen, die an der Börse nicht verhandelt werden. Eine solcher Gaben — die vollkommenste, erhielt hier in diesem Lande — — die Menschheit von der Gottheit als Weihnachtsgeschenk — — — Hier in diesem Lande, Miß Heinson, darum kam der Deutsche Kaiser hierher, um seinem Gott — hier an heiliger Stätte zu danken — — in Namen auch seines Volkes. Und wahrlich, diese Gabe ist wohl eines Kaiserdankes wert!“

„Ahl!“ Miß Heinson hatte keine andere Erwiderung. — Aber in diesem Ausruf lag der Sonnenausgang ihres Verständnisses.

„Ahl!“ wiederholte sie noch einmal leise — in sich hinein.

„Nimm Deinen Scheit, Wanderer, denn Du siehst hier an geweihter Stätte.“ Mit diesen Worten blieb Professor Dirke an einer Quelle stehen, die in ihrer Umgebung Zeichen trug vom Laufe der Jahrhunderte und Spuren von Tausenden, die hier ihren Schritt gehemmt.

Ein graubärtiger Türke bot keine irdene Gefäße feil.

Der Professor erstand eins der Gefäße, füllte es an der Quelle und überreichte es Miß Heinson mit den Worten:

„Aus der Marienquelle. Zu dieser Quelle kam die Mutter Jesu, ihren Knaben an der Hand, täglich, um ihren Wasserbedarf zu schöpfen. Im Jahre 1898 umstand die hohe Geisteslicht Deutschlands, die den Deutschen Kaiser auf seiner Jerusalemreise begleitet hatte, die Marienquelle. Und ehe ich noch selbst meine Schritte hierher nach Nazareth lenkte, hörte ich in der Heimat das sanfte Gesprudel und Gekitzel dieser Quelle aus den begeisterten Reden der deutschen Geistlichen. „Lebendiges Wasser — die Quelle versiegt nimmer.“

„Deutsche Geistliche hier in Nazareth an der Marienquelle — — —“ sagte sie sich und schien an der Quelle nach ihren Spuren zu suchen. Und nicht ohne ihr pikantes Lippenkräuseln fragte sie:

„Da haben die Herren auch wohl von diesem Wasser nach Deutschland exportiert?“

„Lebendiges Wasser, jedenfalls.“

Wandelte!

Professor Werner Dirke legte Pinsel und Palette beiseite.

Es war ein langer Mosterraum, wo der Professor sein Atelier aufgeschlagen, dessen Fenster teils verhängt worden waren, sodasß darin jenes eigenartige Halbdunkel herrschte, das Mönchern und Kapellen eigen ist und auf den Menschen wirkt wie eine Predigt ohne Worte. Man möchte es wohl ein „heiliges Dunkel“ nennen, weil man es nicht beschreiben kann.

Beinahe goppenstisch hob sich die Gestalt des Professors in langem, weißen Mantel von dem Halbdunkel ab.

Der Meister prüfte noch einmal sein Gemälde, dann ließ er eine leichte Hülle darüber herab. Fast feierlich geschah die Verhüllung, als wollte er sein Gemälde vor profanen Blicken schützen.

Es war am 27. Januar.

Die Klosterklöden hingen feierlich. Leise glitzernd, wie vereinigte Glodenöne in einer großen Einsamkeit, wo der Mensch leise auftritt und andächtig dahinschreitet, verhallte das Geräusch.

Eine große Anzahl von Touristen, Europäer, blieb ehrfurchtsvoll vor dem Eingange des Klosters stehen, bis der letzte Glodenon verhallt war.

Dann öffnete sich geräuschlos die Tür.

Professor Werner führte die Fremden in sein Atelier. Man folgte dem Führer schweigend unter dem Eindruck der lautlosen Stille, die in dem langen Raume herrschte. Auf allen Gesichtern lag erwartungsvolle Spannung. Aller Blick richtete sich auf die verhüllte Wand. Aber noch immer machte der Professor keine Anstalt, das Gemälde zu enthüllen.

Da vernahm man einen dumpfen Ton, leise und düster in Harmonie mit der Stimmung des Klosterraumes, der von Fußritten herrührte. Im geschlossenen Zuge traten die Klosterbrüder in Sandalen ein und nahmen im Halbkreis ihre Stellung auch vor der verhängten Leinwand.

Da fiel die Hülle!

Das Gemälde zeigte den Kaiser Wilhelm II. am Oelberg! Trübseliges Dunkel in Märchenstimmung lag über dem großen Gemälde. Das Gezweige des verwitterten Baumstammes schien sich unter sanftem Hauch zu bewegen, je länger man den Blick daran heften ließ, und ging nicht gar ein Raunen — aus ferner — ferner Zeit wie Aeselschreitend durch das Gezweige?

Welche erhabene Einsamkeit herrschte um den Oelberg!

Welch feierliche Stille waltete auf diesem Gefilde!

Professor Hirte hob den Fenstervorhang. Als nun das Licht hineinstrahlte, sah man am Fuße des Oelbergs das Gefolge des Kaisers in Porträtabhäulichkeit teils, aber immer noch von matter Dämmerung umfungen.

In heller Beleuchtung sah man oben auf dem Oelberg in erhabener Einsamkeit den Kaiser.

Heber die charakteristisch ersten Züge des Kaiserantlitzes ging ein sanftes Leuchten hin und leicht das Haupt geneigt, leuchtete sein Blick gebetsfroh empor in die unendlichen Himmelsjournen.

Kaiser Wilhelm im Gebet an heiliger Stätte —

Die Häupter des Gefolges waren ehrfurchtsvoll geneigt vor der Macht des Gebetes einer irdischen Majestät in demütigster Hingabe vor der Majestät Gottes, in weltabgewandener Einsamkeit.

Und so wirkte auch das Gemälde auf die internationalen Touristen und Klosterbrüder.

Wie Heinson stand neben dem Professor. Willenlos berührte sie seinen weichen Mantel. Er wandte sich ein wenig um und als sich ihre Blicke begegneten, lag darin ein gegenseitiges Sidbersehen.

An langer Tafel saßen die Klosterbrüder und Touristen um Professor Hirte geschart.

Der älteste Klosterbruder, ein Mann, mit scharfmarkierten Gesichtszügen, erhob sich inmitten seiner Brüder. Das Sprachgewirr schwieg auf einmal.

Der Klosterbruder redete — redete in gebrochenem Deutsch auf den Deutschen Kaiser in Nazareth.

Er bedauerte, daß 1898 Se. Majestät der Kaiser nicht nach Nazareth gekommen sei, wo man so sehr nach ihm verlange; wo man ihm einen so warmen Empfang bereitet hätte. Den Kaiser, zu empfangen, hätte sich das arme Nazareth in das Festkleid seiner Heiligkeit gekleidet. Seine Schlussworte lauteten: Grüßen Sie den Kaiser, und sagen Sie ihm, Nazareth liebe und verehere ihn! Der Kaiser soll leben und gesegnet sein! Das deutsche Herz jubelte bei der Ansprache in der Muttersprache. Die Nichtdeutschen schwiegen verwundert.

Ein deutscher Theologe antwortete und sprach dem Redner den Dank der Deutschen aus.

Wie Heinson drückte Professor Hirte warm die Hand.

„Also doch —“, die Engländerin sprach auffällig warm, jedes Wort abwägend, „die deutsche Sprache im lateinischen Kloster zu Nazareth, der deutsche Kaiser im Herzen der Klosterbrüder — der Kaiser, wie in des Kaisers Landen nur der Kaiser! Also doch Germany to the front!“

„Friede und Freundschaft zu erstreben und zu erleben, ist die Lebensaufgabe Kaiser Wilhelms II. England und Deutschland in Freundschaft bedeutet Weltfrieden — Friede auf Erden!“

Der Professor hatte innig und überzeugt gesprochen.

Wie Heinson umschlang fest seine dargebotene Hand, mit innig und überzeugt Hang Ihre „Welt!“

Die Zisterzienserabtei Marienstatt im Westerwalde. *)

Von P. V. S.

Hallo, hallo! ein launisch Echo neckt.
Dann tiefe Ruh'. — Sacht huschen lichte Schwestern
Um rote Stämme, und im Baum versteckt
Nicht fern sein Hämmern Meister Specht vernehmen.
Ich hab' das Horn noch einmal angefeht:
Doch schmetterts sein Trara mit lautem Schalle.
Die Felsenwand den breiten Ton zerfeht,
Aus hundert Klaffen dröhnt's im Widerhalle.

Und wieder Stille. — Finster schweigt der Lann.
So bin ich von den Freunden abgeschnitten. —
Was nun? — Dort führt der Pfad den Berg hinauf,
Und leise pfeifend bin ich ihn geschritten.
Da teilt das Licht die schwarze Nichtenwand:
Maudammernd seh' ich waldge Berge ragen,
Und vor mir liegt im roten Abendbrand
Ein prächtig Bild wie aus vergang'nen Tagen.

Die Nister rauscht vom Dickicht überdacht,
Des grauen Klosters Zinnen leuchtend blinken,
Und in der Ferne auf dem Hügel wacht
Das alte Schloß im letzten Sonnenwinkeln.
Das Saatfeld dampft. Sein Atem zieht entlang
Den stillen Pfad, den Ruh' und Andacht waken.
In meiner Gäh' weht frommer Glockenlang,
Ich folg' ihm zu der Klosterkirche Gassen.

Wie unser Dichter, J. Prähl, Münster, glaube auch ich mich in das frühe Mittelalter zurückversetzt, als ich anfangs Juni in Begleitung eines Mönchsbrüders der in einem einsamen Tale des Westerwaldes ganz versteckten Zisterzienserabtei Marienstatt zuschritt. Obwohl der freundliche Kondukteur uns den Weg von der Bahnstation Hattert zum Kloster (ca. 20 Minuten) ganz genau beschrieben, hatten wir uns bei den vielen Kreuzwegen im Walde doch bald verirrt und waren einen Augenblick ratlos, ob wir uns rechts oder links wenden sollten. Da läutete plötzlich silberhell ein Glöcklein in die herrliche Einsamkeit. Das mußte offenbar die Kloster Glocke sein, die die frommen Mönchsbrüder zur Vesper rief. Und wirklich, schon nach wenigen Minuten erblickten wir von einer steilen Anhöhe herab die unten im Tale geradezu idyllisch gelegene Abtei. Ja wahrlich, das war eine Gottesstätte, wie St. Bernardus Söhne sie liebten, um in tiefem ungestörtem Frieden ganz ihrem heiligen Berufe, dem Gotteslob, zu leben und „täglich dem Herrn das Opfer eines reinen Herzens darzubringen“. Nicht leicht dürfte auf Gottes Erdboden ein Plätzchen sich finden, das für ein Zisterzienserkloster passender wäre als dieses herrliche, waldbewachsene Tal der Nister, deren dunkle Bergwasser rasch in munterem Spiele an Wiesen und Gestein vorüberpringen und gerade noch Platz lassen für Kirche und Kloster, Garten und Mühle.

Uns zunächst liegt die 70m lange altersgraue Klosterkirche, ein herrliches Zeugnis mittelalterlicher Glaubensinnigkeit und Tatkraft. Ein selbständiger Turm steht, wie bei allen älteren Zisterzienserkirchen; seine Stelle vertritt ein schlanker Dachreiter.

Im Süden schließen sich an die Kirche die weitläufigen Klostergebäude im Stile des 13. Jahrhunderts. Abwärts liegen die Klostermühle und die größtenteils neuaufgeführten Oekonomiegebäude.

Nachdem wir langsam die ziemlich steile u. schwerpassierbare Felsenwand heruntergestiegen waren, schritten wir über eine alte Brücke dem Kloster zu. Da es gerade das zweite Zeichen zur Vesper gab, gingen wir zunächst in die Klosterkirche. Hatte uns ihr Ansehen schon imponiert, so waren wir beim Eintritt gleichwohl ganz überrascht. Solche Dimensionen, eine solche Kühnheit der Konstruktion und Zierlichkeit der Formen hatte ich nicht erwartet. Freilich trägt alles den Stempel bernardischer Einfachheit und Strenge, um nicht zu sagen Stargheit; allein gerade diese Beschränkung in der Ausschmückung läßt die architektonische Schönheit des ganzen Baues noch besser hervortreten. Wahrlich, hier haben sich die weisen Söhne St. Benediktus ein Denkmal gesetzt, das wenigen deutschen Gotteshäusern des Mittelalters nachsehen wird.

*) Diesen sehr interessanten Artikel entnehmen wir dem „Missionsblättern, Illustrierte Zeitschrift für das katholische Volk, Organ der St. Benediktus-Genossenschaft zu St. Ottilien und der dort errichteten Herz Jesu Bruderschaft. Die empfehlenswerte Zeitschrift erscheint monatlich und kostet jährlich 1,50 M.

Auf Details eingegangen, versage ich mir. Nur auf den niedlichen Kapellenkranz, der als Fortsetzung der Seitenschiffe rings um den Hochaltar und die Choranlage herumläuft, sei kurz hingewiesen. Die Kirche erhält dadurch nicht nur einen sehr großen Anreichtum — im ganzen 17 —, sondern erscheint, da sich der Abstand der einzelnen Säulen bei dieser Anlage bedeutend verjüngt, viel größer als sie in Wirklichkeit ist. Freilich sind ihre wirklichen Dimensionen keineswegs gering und vermögen ihre weiten Hallen die zum Gnadenbilde pilgernden Gläubigen in großer Zahl aufzunehmen. Weiteres, die schmerzliche Muttergottes darstellend, befindet sich jetzt auf einem schönen gotischen Flügelaltar vor der linken Chorseite. Hohen künstlerischen Wert besitzt auch der ehemalige Hochaltar der Abtei. Er war nach der „Säkularisation“ des Klosters (1803) ins Landesmuseum nach Wiesbaden gebracht worden und hat jetzt vorläufig — bis zur Restauration — seinen Platz im nördlichen Querschiffe gefunden.

Die einzelnen Figuren zeigen eine überraschende Aehnlichkeit mit den großen Standbildern des Kölner Domes, so daß sie vielleicht Holzmodelle für diese gewesen sind. Uebershaupt soll die Kirche von Marienstatt, wenigstens, wie uns der freundlichst Gastgeber versichert, Vorbildlich gewesen sein für die rheinische Kathedrale.

Nach der Vesper, die von den Chormönchen, etwa dreißig an der Zahl, nach den einfachen aber tiefergreifenden Weisen von Citeaux gesungen wurde, begaben wir uns zur Klosterpforte, wo uns der Hochw. Herr P. Cellerar in überaus liebenswürdiger Weise empfing. Nachdem wir einen kleinen Jubel angenommen hatten, ging es an die Besichtigung des Klosters. (Schluß folgt.)

Aus der Reichshauptstadt.

Berlin sieht im neuen Jahre nicht anders aus, als im alten. Nur ein wenig feiner, wegemütiger, hoffnungsfreudiger erscheint einem jeder, den man auf der Straße trifft. Ein neuer Glaube scheint in die Herzen gegossen. Die Augen funkeln ordentlich. Und man sieht förmlich, wie es mit frischen, unerschöpflichen Kräften ins neue Jahr hineingehet. Doch das wird anderswo auch so sein. Es ist erstaunlich, wie groß die seelische Elastizität des Menschen ist. Auf die Dauer kann die Daseinsfreude, die Lebensbejahung durch nichts herniedergedrückt werden, weder durch gute, noch durch schlechte Tage. Und im Grunde genommen verschwinden wohl in jedem Leben die bösen Stunden gegenüber der Erinnerung an die guten, die mit den Jahren immer heller, leuchtender, abgeklärter werden. Und es ist gut so, daß dem so ist! — Gut für den Provinzler und gut für den schneller verbrauchten Reichshauptstädter —

Berlin's Charakter nimmt immer mehr den einer Weltstadt an. Eine beachtenswerte Großzügigkeit greift immer mehr um sich. Alles paßt sich ihr an, ordnet sich ihr unter. So haben sich Automobil, Blitz-Omnibusse derartig gut bewährt, daß die Allgemeine Omnibus-Gesellschaft mit dem Plane umgeht, ganze Linien mit Automobilwagen auszugestalten, die — zum Unterschied von den anderen Omnibussen — nicht überall, sondern nur an bestimmten, durch Tafeln bemerklich gemachten Stellen halten und Fahrgäste aufnehmen werden. Und wie dieses eine Beispiel, so tausend andere.

Auch die Kunst sucht mit diesem Weltstadtzug Schritt zu halten. Besonders die Kunst, von der eingehend zu berichten wir uns in diesem engen Rahmen versagen müssen, und die Malerei. So sind bei Schulte 20 außerordentlich interessante Werke des nordischen Tiermalers Bruno Liljefors zu sehen. Es sind wahre Prachtstücke darunter, in denen die dargestellten Sujets mit einer Beilichtheit und Farbenfreudigkeit dargestellt sind, die ihres gleichen suchen. Interessant sind auch die hier ausgestellten Aquarelle und Oelgemälde Billu Störers, die die Winternocurreise des Kaisers im Frühjahr des vorigen Jahres illustrieren.

Das scheidende Jahr brachte der Kunstwelt und der Berliner Theaterwelt noch die interessante Kunde, daß Ludwig a. Caranah das Amt eines Oberregisseurs am Berliner Schauspielhaus übernommen. Der geniale Schauspieler ist somit auf einen Posten gerückt, dem er, wie zu hoffen ist, alle Ehre machen wird.

Das erste, emsige Streben hat in der Reichshauptstadt auch im neuen Jahre seinen angestammten Ehrenplatz behalten; so wird sich mit Berlin und der Mark Brandenburg ein sechsbandiges Weck befaßt, das eine umfassende Landeskunde der Mark darstellen soll. 15 000 Mark sind zu diesem Zwecke vom Brandenburgischen Provinzial-Landtag bewilligt worden. Die Gesellschaft Brandenburgia wird

das Märkische Provinzialmuseum zu Berlin werden die Ausarbeiter des hochinteressanten Werkes in weitgehendster Weise unterstützen.

In ihrem inneren Ausbau sorgt sich die Stadtverwaltung nach wie vor. Sie ist ständig bestrbt, ihre Einrichtungen zu Musterinstitutionen auszubilden und auszubauen. Wie weit die Fürsorge der städtischen Verwaltung geht, beweist von neuem wieder der Umstand, daß die Steuerlasten für nicht in Berlin wohnende Kranke vom 1. April d. J. an eine wesentliche Erhöhung erfahren werden. Diese betragen bisher für Erwachsene 3 Mark und für Kinder 2,50 Mark pro Tag. Diese Sätze sollen nun auf 4,20 Mark und 3,35 Mark erhöht werden. Es dürfte wohl selbstverständlich sein, daß sich die Berliner Stadtverordnetenversammlung mit diesem Vorschlag des Magistrats einverstanden erklären wird.

Berlin rastet nicht. Es schreitet emsig vorwärts, auf der einmal betretenen Bahn. Die letzten 35 Jahre haben ja bereits so unendlich viel des neuen geschaffen, aber immer ist in alledem noch kein Ende abzusehen. Im Berliner Verkehrsweesen wird das Jahr 1906 z. B. sicherlich ein Jahr gewaltiger — Projekte sein. Mit der Ausführung dieser Projekte wird es freilich noch lange seine haben. Untergrundbahnen, Nebenbahnen und Schwebbahnen stehen in reichlicher Anzahl auf dem Programm; auch soll man eine Elektrifizierung der Stadtbahn in Aussicht genommen haben, ein Gedanke, der entschieden sehr viel für sich hat.

Das Rad der Zeit colt unaußhaltbar. An nichts merkt man das mehr als an sich und an seiner Umgebung. Etwas ganz Neues, vorher nie Geantes wächst aus dem alten hervor. Berlin ist hierfür ein bereedtes Beispiel. Nur wer in der Reichshauptstadt geboren und groß geworden ist, kann hier mitleiden.

Somit alles beim alten. Mit den Elektrischen und Omnibussen ist nach wie vor wegen Ueberfülltheit nicht mitzukommen. Die Automobilroschen „drücken“ die Fuhrer, wenn man auf Zeit fährt, auf eine Präzision herab, die mit Hundteilen von Sekunden rechnet usw. Nur eins ist gegenwärtig außerordentlich interessant in der Reichshauptstadt: die vielen Russen. Wer ethnologische Studien machen will, braucht nur beim Eintreffen der Petersburger oder Warschauer Expresszüge nach Bahnhof Friedrichstraße oder Bahnhof Alexanderplatz zu gehen. Dort kann er sie gründlich machen!

Literarisches.

„Die Welt“. Illustrierte Wochenschrift für das deutsche Volk. Das Heft 18 des zwölften Bandes bringt eine Reihe von Bildern zur Karottkonferenz: Die Delegierten Frankreichs, Deutschlands und Marokkos, der Landungsplatz von Algier u. a. Zur Präsidentenwahl in Frankreich die aussichtsreichsten Kandidaten, darunter den inzwischen gewählten Senatpräsidenten Fallières. An den 70. Geburtstag des Generalfeldmarschalls Grafen von Hüfeler erinnert ein charakteristisches Bildnis des besetzten Führers. Bilder vom Tage sind ferner: Die Berliner Scharnsteinsingerlehrlinge als Gäste des englischen Volschäfers; Minister von Thielen; der Prinz von Wales in Indien; der restaurierte Rathausaal und der freigelegte Weinstadel in Nürnberg. „Die Welt des Wissens“ bringt einen Aufsatz: Aus dem Loosenleben (7 Bilder) und einen illustrierten Artikel über Sumpf- und Wasservögel. Heuilleton. allerlei Scherz und Ernst. Rätseldecke. Das Heft enthält 30 Bilder und kostet nur 10 Pfennig.

Im Silberkranz, Festgabe für die deutsche Jugend von H. Reinikens, Lehrer. 32 Seiten mit 15 Abbildungen, Preis 15 Pfg., bei Partien billiger. Verlag von Fredebeul und Roenen, Essen.

Zur silbernen Hochzeitfeier des Deutschen Kaiserpaars. Von Oberlehrer Dr. Josef Schäfer, 72 Seiten mit 34 Abbildungen, Preis 25 Pfg., bei Partien billiger. Verlag von Fredebeul und Roenen, Essen.

Festspiel und Gedichte zur Benutzung für die Volksschulen. Von Lehrerin M. Bohl, 20 Seiten, Preis 50 Pfg., einschließlich Aufführungsrecht. Verlag von Fredebeul und Roenen, Essen.

Anlässlich der bevorstehenden silbernen Hochzeitfeier des Deutschen Kaiserpaars sind die obigen 3 Festschen gerade rechtzeitig erschienen. Die beiden erstgenannten eignen sich besonders zur Vertellung in den Volks- und höheren Schulen. Das Festspiel und die Gedichte werden sicher in vielen Schulen an dem Festtage zum Vortrag gelangen. Die Schriften sind gut ausgestattet und leicht fahlich geschrieben. #

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: G. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 5.

Düsseldorf, den 4. Februar.

1906.

Inhalt: Fünfter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn. — Die christliche Ehe IV. — Die Zisterzienserabtei im Westerwald. — Religion als Antrieb zur Naturforschung. — Februar. — Gegen die katholische Kirche. — Literarisches. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem hl. Matthäus XIII, 24—30.
„In jener Zeit trug Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säete. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut mitten unter den Weizen, und ging davon. Als nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, erschien auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und er sprach zu ihnen: Das hat der Feind getan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es aussammeln? Und er sprach: Nein! damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut aussammelt, mit demselben zugleich auch den Weizen ausreißet. Lasset beides zusammen wachsen bis zur Ernte, und zur Zeit der Ernte will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündlein zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer.“

Die christliche Ehe.

IV.

Die vorstehende Parabel des Herrn „vom Unkraut unter dem Weizen“, sowie die nächstfolgenden Gleichnisse finden wir nur in dem Evangelium des hl. Matthäus aufgezeichnet. Wann und bei welcher Gelegenheit sie vorgetragen wurden, läßt sich, lieber Leser, mit Sicherheit nicht bestimmen. Wie derselbe Evangelist nun berichtet, wurde die obige Parabel später den Jüngern eigens erklärt: „Seine Jünger traten zu ihm und sprachen: Erkläre uns das Gleichnis von dem Unkraute auf dem Acker! Er aber nahm das Wort und sprach: Der gute Samen ist die Welt. Der gute Same, das sind die Kinder des Reiches (Gottes). Das Unkraut aber, das sind die Kinder des Bösen. Der Feind, der es gesät hat, ist der Teufel. Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel. Gleichwie nun das Unkraut zusammengelesen und im Feuer verbrannt wird, so wird es auch am Ende der Welt sein“ (Matth. 13, 36—40).

Die Bedeutung und Wichtigkeit unserer Parabel, lieber Leser, besteht also vor allem in der Wahrheit, daß es dem Bemühen der Guten — und speziell auch der Kirche Gottes — niemals gelingen wird, hienieden eine Welt der Guten und einen Zustand ungestörter Herrschaft der Tugend und Gerechtigkeit zu schaffen. Immer wird es Unkraut, Vergeruis und Widerstreit, geben, bis zum Ende der Tage.

Auch in der Durchführung ihrer Ehegesetzgebung hat die Kirche Gottes, zumal in unsern Tagen, einen steten Kampf zu führen gegen das „Unkraut“ des Irthums und des Unglaubens und nicht zuletzt der menschli-

chen Leidenschaften. Nehmen wir also, lieber Leser, unser Thema wieder auf!

Der göttliche Stifter der Kirche, der die menschliche Natur wieder erhoben hat und durch Seine Gnade verklärt, hat der Ehe die Würde eines Sakramentes verliehen. Er hat die Ehe damit aber zu einem Kanal der göttlichen Gnade gemacht und zu einem der ehrwürdigsten Geheimnisse unserer heiligen Religion. Der Herr bezeichnet auch geungsam die Würde und Größe der Ehe, da Er jene, bei ihrer Einsegnung im Paradies gesprochenen, göttlichen Worte wiederholt und dann die ernste Mahnung hinzusetzt: „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen!“ (Matth. 16, 6.) Wir erwähnten auch schon, lieber Leser, daß unter den Aposteln des Herrn vor allen der hl. Paulus es ist, der die Würde der christlichen Ehe verkündet. Er nennt sie ein großes Sakrament, aber (fügt er hinzu), wenn sie geschlossen wird in Christus und der Kirche (Eph. 5); er findet dann in ihr die getreue Darstellung des erhabensten Geheimnisses des Christentums, ein sichtbares Bild des Bundes Christi mit Seiner Kirche, — mit all' den Ideen von Liebe und Großmut, von Gehorsam und Vertrauen, von Treue und Ausdauer, die dieser Vergleich erweckt. Ganz erfüllt von dieser Auffassung, schreibt derselbe Apostel: „Die Ehe ist eine Verbindung, die aller Ehre würdig ist.“ (Hebr. 13, 4); aber stets geht er dabei von der Voraussetzung aus, daß ihr Band vom Herrn geschlagen sei (1. Kor. 7, 39).

Diese Ideen, lieber Leser, waren viele Jahrhunderte hindurch die allein herrschenden in der christlichen Welt; sie waren in die Sitten und Gewohnheiten der Völker übergegangen. Allein heutigen Tags macht eine ganz andere Strömung sich geltend, die ihren Ursprung, wie schon angedeutet wurde, im 16. Jahrhundert hat. Die sog. Reformatoren waren es auch hier, die das „Unkraut“ auf den Acker Gottes säeten; sie gaben den Anstoß zu jener Entwürdigung der Ehe, zu der sie leider jetzt vielfach herabgesunken ist. Der heiratslustige „Reformator“ von Wittenberg erklärte die Ehe für „ein weltlich Ding“, das den Juristen zu überlassen sei; er nannte ihre Unauflösbarkeit ein zu hartes Joch, das vom Evangelium den Gläubigen gar nicht auferlegt worden sei; er strich sie aus der Zahl der Sakramente und „erlaubte“ sogar dem damaligen Landgrafen von Hessen, zu seiner noch lebenden Gemahlin eine zweite Frau hinzuzunehmen.

Zum ersten Male seit dem Bestehen des Christentums erklärten hier Menschen, die sich als Lehrer der Kirche aufgeworfen hatten, daß Christus solche „Doppelhehen“ nicht verboten habe: Dieselben „Reformatoren“, die den Mund nicht voll genug nehmen konnten, um die in der Kirche zu Tage getretenen Mißbräuche zu geißeln, erlaubten hier einen Mißbrauch, dem aus der ganzen Kirchengeschichte etwas Ähnliches nicht an die Seite gesetzt

werden kann. Das betreffende, an den Landgrafen Philipp von Hessen gerichtete Atteststück ist von Luther Melancthon, Bucer und noch fünf andern Reformatoren unterzeichnet und ist datiert aus Wittenberg am Sonntag nach Nicolaus 1539. Einige Stellen des Documentes sind interessant und lehrreich genug, um sie hier wiederzugeben: „Ew. Hoheit (heißt es da) sehen, wie arm und elend die Kirche ist, wie klein und verlassen, weshalb sie tugendhafter Fürsten *) bedarf“. . . Sie erklären dann, daß Gott die Einheit der Ehe im Paradiese angeordnet, im Achten Bunde zwar die Doppelsehe gestattet, daß Christus aber die ursprüngliche Einheit wieder hergestellt habe. Sie betonen ferner, daß es sich im vorliegenden Falle der Doppelsehe des Landgrafen nicht um die Einführung eines Gesetzes, sondern um eine Dispens handle, und darum müsse der Landgraf wohl bedenken, daß man sich sehr in Acht nehmen müsse, damit die Feinde des Evangeliums den Reformatoren nicht den Vorwurf machten, sie seien wie die Wiedertäufer, welche die Vielweiberei einführten, und die Evangelischen seien wie die Türken; jedenfalls würden der katholische Adel und die Fürsten diesen Skandal weidlich ausbeuten. Es folgt dann eine sehr lange Moralpredigt über den Ehebruch, und endlich wird die „Erlaubnis“ der Doppelsehe erteilt: „Wenn Ew. Hoheit fest entschlossen sind, noch eine Frau zu heiraten, so sind wir der Ansicht, daß das geheim geschehen muß, nämlich so, daß nur Ew. Hoheit, jener Person und wenigen treuen Dienern die Absicht und der Wille Ew. Hoheit unter dem Siegel der Beicht bekannt sei (als ob ein Verbrechen aufhöre Verbrechen zu sein, wenn es geheim gehalten wird). Daraus ergeben sich keine bedeutenden Widersprüche und Aergernisse, denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß Fürsten Nebenweiber halten, und wenn auch der Grund (der Doppelsehe) nicht allem Volke bekannt ist, so werden doch die Einsichtigen es verstehen, und diese gemäßigte Lebensweise wird mehr Billigung finden, als andere tierische und schamlose Ausartungen; auch braucht man sich um die Reden anderer nicht zu kümmern, wenn nur das Gewissen in Ordnung ist. So und insoweit billigen wir das; denn was im Gesetze inbetriff der Ehe erlaubt war, hat das Evangelium nicht widerrufen, noch verbietet es, was die äußere Regierung nicht ändert; sondern es bringt das ewige Leben, beginnt den wahren Gehorsam gegen Gott und sucht die verdorbene Natur zu bessern.“ — Wenige Monate nach Eingang dieser „Dispens“, am 4. März 1540, heiratete Landgraf Philipp die Margareta von der Saal.

Diese Antwort ist nicht nur ein widerliches Gemisch von Schmeichelei und Heuchelei, sondern auch eine Verdrehung der elementarsten Begriffe von Tugend und Laster. Und nun halte man dagegen die wahrhaft apostolische Entscheidung unserer hl. Kirche in Sachen der Ehe des Königs Heinrich VIII. von England — eine Entscheidung, die nur um wenige Jahre jener Wittenberger „Dispens“ vorausgegangen war, und bei der das ganze englische Königreich für die Kirche auf dem Spiele stand! Es ist, um es mit den Worten der heutigen Parabel kurz zu sagen, wie wenn man „die gute Saat“ neben das „Unkraut“ hält zum Vergleich.

S.

Die Zisterzienserabtei Marienstatt im Westerwalde.

(Schluß).

Doch ehe ich mit der Beschreibung beginne, muß ich zum besseren Verständnis der Leser einen kurzen Überblick über die Abtei und den Zisterzienserorden überhaupt geben.

*) Der „tugendhafte“ Landgraf, an den das Document gerichtet war, hatte in seiner Denkschrift diplomatische Drohungen nicht gespart, aber auch das verlockende Versprechen angefügt: „Ich meinerseits will Alles tun, was christlich und recht ist, mögen sie Klostersgüter begreifen oder Ähnliches!“

Der Zisterzienserorden verdankt seinen Ursprung dem hl. Robert, der sich im Jahre 1108 in die Einöde von Cîteaux zurückzog und hier ein Kloster baute, in dem er mit zwanzig Brüdern nach der ursprünglichen Regel St. Benediktus lebte. Unter seinem Nachfolger, dem hl. Alberich, bestätigte Papst Paschal II. die neue Gründung, für die Alberich und sein Nachfolger, der hl. Stephan, eigene auf der Regel des hl. Balers Benediktus sich aufbauende Statuten verfaßte. Von den Benediktinern unterschieden sich die neuen Mönche hauptsächlich durch ihre Tracht: weißer Habit mit schwarzem Gürtel, Skapulier und Kapuze. Im Chöre trugen sie eine schneeweiße Kutulle.

Zur höchsten Blüte entfaltete sich der Orden besonders durch den hl. Bernard, Abt von Clairvaux, der „wie ein wunderbarer leuchtendes Gestirn“ als Kreuzprediger durch die Gaue Frankreichs und Deutschlands zog und durch das Feuer seiner Beredsamkeit dem Boden überall Keime entlockte, die für eine Reihe von Generationen die schönsten Früchte trugen. Im Jahre 1119 gab es außer Cîteaux 15 Zisterzienserklöster, 1132 war ihre Zahl bereits auf 300 gestiegen. Der hl. Bernard selbst gründete deren 65.

Die ältesten Zisterzienserklöster auf deutschem Boden waren Allamynen, Windberg, Ebrach, Lehnin — bekannt durch die dem Mönche Hermann zugeschriebene Weissagung über das Haus Hohenzollern — Pöhlhausen in Unterfranken usw.; das berühmteste aber wurde die im Jahre 1132 gegründete Abtei Heisterbach im Siebengebirge. Von hier zogen am 20. August 1215 dreizehn Mönche, an deren Spitze der Abt Hermann von Himmelode in der Eifel stand, nach dem Westerwalde, um sich dort eine neue Heimat zu suchen. Ihre Wahl fiel anfangs auf einen Ort in der Nähe von Kirburg. Allein hier stellten sich der Gründung solche Schwierigkeiten entgegen, daß die Brüder wieder nach Heisterbach zurückzukehren beschloßen. Abt Hermann widersetzte sich diesem Vorhaben mit seiner ganzen Autorität und ordnete, als alles vergebens war, eine dreitägige Andacht an, um Gottes Willen kennen zu lernen. Endlich in der Nacht des dritten Tages erschien ihm, wie die Legende berichtet, die allerheiligste Jungfrau, in der Hand einen Weißdornzweig haltend, und befahl ihm, sich an jener Stelle des Westerwaldes niederzulassen, wo er am andern Tage — es war im Februar — einen blühenden Dornstrauch finden werde. Wirklich fand nach dem Berichte Abt Hermann einen solchen an der Stelle, wo heute Marienstatt steht und kehrte nun voll Zuversicht zu seinen Mitbrüdern zurück.

Durch Urkunde vom 27. Februar 1222 schenkte Graf Heinrich von Sahn den dabei bezeichneten Ort und nun begann in dem rauhen Tale ein eifriges Schaffen und Arbeiten.

1227 war das Kloster so weit fertiggestellt, daß die Mönche vom „Alten Kloster“ nach dem neuen übersiedeln konnten. Im gleichen Jahre fand auch die Weihe des ersten Gotteshauses statt, das wahrscheinlich mit dem Chöre der heutigen Kirche identisch ist.

Das neue Kloster, das zum Andenken an die wunderbare Begebenheit einen blühenden Dornstrauch im Wappen führte, gelangte bald zu großer Blüte und Wohlhabenheit.

Auch mit den Nachfolgern des Stifters stand die Abtei jahrhundertlang in freundschaftlichem Verhältnis. Erst um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts machte sich ein Zwiespalt bemerkbar, indem die Grafen nicht übel Lust zeigten, in die inneren Angelegenheiten des Klosters hineinzufragen. Zu offenen Feindseligkeiten kam es aber erst 1500, als die Söhne des Grafen Johann von Sahn zum Protestantismus übertraten und nun das Stift zu säkularisieren trachteten. Erst als Kaiser Rudolf II. gegen den Grafen energig vorging, bequeme sich dieser zu einem Vergleiche, indem das Stift gleichwohl um des lieben Friedens willen auf manche seiner Rechte verzichtete.

Auch im dreißigjährigen Kriege hatte die Abtei manches zu leiden. Sie wurde von den rohen Kriegshorden mehrermale geplündert und von den Schweden sogar als Krongut ganz eingezogen.

Die Schrecknisse der französischen Revolution und die sich daran anschließenden Kriege brachten der Abtei neue Leiden.

Trotz all dieser Mißheiligkeiten erlosch die gute Ordenszucht im Kloster niemals.

Um so härter empfanden die Mönche deshalb den Schlag, als der Reichsdeputationshauptschuß vom 15. Januar 1802 auch über Marienstatt die Aufhebung verhängte. Abtenden Herzogen verließen sie die ihnen so teure Stätte, um in die Welt zurückzukehren, die sie für immer verlassen zu haben wählten.

Die Gebäude des Klosters wurden von der englisch-deutschen Berggesellschaft angekauft und sollten anfangs in eine Fabrik umgebaut werden. Allein dieser Plan kam nicht zur Verwirklichung. Sie verfielen infolgedessen immer mehr,

bis endlich Bischof Peter Joseph Blum von Limburg den ganzen Komplex für circa 20 000 Gulden erwarb und trotz des Widerstands der Liberalen eine Reitschule für Knaben in Marienstatt gründete, deren Leitung er den Vätern vom hl. Geiste übertrug. Als diese 1873 durch den Kulturkampf vertrieben wurden, fand das Kloster abermals Bewußt da und schien nun vollständig dem Untergange geweiht zu sein.

Doch „Maria hat es gegründet, Maria wird es erhalten“, sagte oft der letzte Mönch von Marienstatt. Und wirklich erwarb Abt Maurus Kalkum von Mehrerau, ein geborener Koblenzer, Ende 1888 durch die Vermittlung des damaligen Bischofs von Limburg, Dr. Klein, die Gebühlichkeiten, nachdem der hochselige Kaiser Friedrich III. seine Zustimmung zur Wiedererrichtung des Klosters gegeben. Erster Abt wurde P. Dominikus Willi, unter dessen väterlicher Leitung die junge Abtei nach innen und außen sich kräftig weiter entwickelte. Wie sehr der neue Abt auch der Sympathien des Weltklerus sich erfreute, beweist seine Wahl zum Bischof von Limburg am 15. Juni 1898.

So mußte denn das Kloster zu einer Renewal schreiten. Dieselbe fiel auf P. Konrad Kolb aus dem Kloster Mehrerau, der seitdem mit Ankraft und väterlicher Milde die immer herrlicher erblühende Abtei leitet.

Doch nun müssen wir unserem guten P. Gastmeister durch die einzelnen Räume des Klosters folgen. Wir betrachten zunächst den Fremdenbau mit seinem prächtigen Stiegenhaus. Die einzelnen Zimmer zeigen eine recht schöne, aber doch echt klösterliche Einrichtung. Ein wahres Schmuckstück ist die Apsiskapelle, die sich ebenso wie die ganze Wohnung des Abtes der alten Bistumsarchitektur entsprechend, außerhalb der Mauer befindet.

Im eigentlichen Klosterbau fiel mir besonders der herrliche, mit Versen aus der heiligen Regel und den Schriften des hl. Bernard gezeigte Kreuzgang. Diese letzten Gedanken müssen besonders auf weltliche Gäste, an denen es dem Kloster bei seiner großen Gastfreundschaft niemals mangelt, einen tiefen Eindruck machen. Die einzelnen Räume, wie Refektorium (Speisesaal), Kapitelsaal, Erholungszimmer der Patres sind nicht sehr groß, aber freundlich eingerichtet. Auch die Zellen mit ihrem großartigen Ausblick auf das Münsterthal und die dunkelgrünen Wälder, aus denen neugierig einzelne Felsenblöcke hervorragen, tragen trotz aller Einfachheit ein recht freundliches Gepräge. Die Bibliothek ist nicht sehr groß, da die ehemaligen wertvollen Bücherschätze nach der „Säkularisation“ veräußert wurden; doch weist sie schon wieder manches sehr interessante Werk auf.

Inzwischen war bereits die Zeit zum Abendessen herangerückt, das wir wegen der gerade stattfindenden heiligen Egerzition mit den Chormönchen im Refektorium gemeinsam einnahmen. Sonst speist nämlich in den Bistumsklöstern der Abt mit den Gästen am ersten Abend ihrer Ankunft gesondert in einem eigenen Refektorium, wie es die heilige Regel St. Benediktus vorschreibt. Nur wenn sie sich einige Tage im Kloster aufhalten, nehmen sie an den gemeinsamen Mahlzeiten der Mönche teil. Die Erholungszeit nach Tisch fiel wegen der heiligen Egerzition aus; nur der hochw. vielbeschäftigte Herr P. Cellerar und der P. Gastmeister, die bereits früher die heiligen Übungen gehalten hatten, begleiteten uns auf einem kurzen Spaziergange durch die ziemlich ausgedehnten und gut instand gehaltenen Klostergärten. Interessant ist ein uralter ansehnlicher Rosenbaum an der Ostseite des Klosters, der sicher mehrere hundert Jahre alt ist. Es soll dies jener Dornstrauch sein, von dem die oben erwähnte Legende berichtet.

Auch dem neuen Oekonomiegebäude und der Mühle, die nach der heiligen Regel in keinem Kloster fehlen soll, wurde ein kurzer Besuch abgestattet. Eine eingehendere Besichtigung verbietet die vorgeschickte Zeit, da die Klosterkirche mit ihrer silbernen Stimme die Mönche zum Abendgebet gerufen.

Am anderen Morgen zelebrieren wir am Gnadenaltare und rüsteten uns alsdann zum Abschied von den lieben weißen Mönchen, die uns so herzlich aufgenommen, da uns die Nähe des hl. Pfingstfestes einen längeren Aufenthalt in Marienstatt leider unmöglich machte. Allein trotz unserer kurzen Anwesenheit wird mir die herrliche Abtei im Münsterthal mit ihrem stillen Gottesfrieden und ihren regeltreuen Mönchen stets unvergänglich bleiben.

Religion als Antrieb zur Naturforschung.

Nicht bloß Erweckung und Belebung des Naturgefühls hat die religiöse Betrachtung und „orthodoxe Frömmigkeit“ hervor-

gerufen. Man kann und muß vielmehr sagen: die Naturforschung hat gerade durch die tiefgläubige Frömmigkeit die reichste und nachhaltigste Förderung und Bereicherung erfahren. Die tiefgläubige religiöse Betrachtung der Natur hat die Wissenschaft von der Natur mächtig vorwärts gedrängt.

Man gebe sich einmal Rechenschaft darüber, welche Entdeckungen die Geographie den Missionären zu verdanken hat, welche eben ihr Glaubenseifer, ihre tief religiöse Gesinnung über Meere und Länder, durch Wästen und Wälder getrieben hat. Daß gerade bei der großartigsten und folgenschwersten geographischen Entdeckung der Neuzeit, der Entdeckung Amerikas, nicht tolle Abenteuerlust, sondern tiefe Religiosität und Eifer für die Ausbreitung des Christentums das treibende Element bei Kolumbus gewesen, unterlegt keinem Zweifel. Die Geschichte der geographischen Erschließung Japans beginnt mit dem heiligen Franz Xaver, den wiederum sein Glaubenseifer nach dem geheimnisvollen Lande Jipangu getrieben.

Es gilt für sehr viel mehr Fälle, als nur für China, was der eben verstorbene Freiherr von Richthofen in seinem Werk über China (I, 666) schreibt: „Als die ersten Missionäre nach China kamen, waren die Portugiesen seit mehr als einem halben Jahrhundert in stetem Verkehr mit den Häfen dieses Landes und doch wußte man von demselben in Europa nur wenig, so daß Dreyerus noch am Ende des 16. Jahrhunderts sich veranlaßt sah, den Beweis von der Existenz des Landes China anzutreten; und wäre der Verkehr ein kommerzieller geblieben, so wäre die Kenntnis von Land und Volk wahrscheinlich bis in die neueste Zeit unvollkommen und oberflächlich geblieben. Aber schon als Horvada (1577) als erster geistlicher Sendbote den Boden von China betrat, änderte sich dies und wenige Jahre nachher (1585) konnte der Augustiner Mendoga ein Werk veröffentlichen, welches zum erstenmal einen richtigen Ueberblick des Landes gab. Die reichhaltigen Publikationen der beiden nächsten Jahrhunderte verdanken wir wesentlich dem Fleiß der Missionäre, sowie den Studien, welche ihre Berichte anregten.“

Vergleichende Religions- und vergleichende Sprachwissenschaft wären ohne die Arbeit der Missionen ebenfalls noch unendlich weit hinter ihrem heutigen Stande zurück.

Doch die fördernde Wirkung der Religion auf die Naturforschung zeigt sich erst recht bei der Betrachtung der großen astronomischen Entdeckungen.

Kopernikus eröffnet den Reigen der modernen Astronomie. In der Widmung seines Hauptwerkes an Paul III. gibt er als Grund an, weshalb er sich mit den von Aristoteles und Ptolemäus gegebenen Erklärungsgründen der Sternbahnen nicht zufrieden geben könne. Es ist ihm der große Mangel an Symmetrie, während doch die Welt als ein Werk des größten und weisen Künstlers, eine viel einfachere und harmonischere Erklärung nahelege. Da ist es also gerade der Gedanke an Gottes Weisheit und die Absicht, dieser nachzuspüren, welcher den Anstoß zu der weltumwälzenden Forderung des Kopernikus gegeben hat.

Neben Kopernikus steht Kepler, der ebenfalls geistlich, durch ähnliche Erwägungen zu seinen Entdeckungen gekommen zu sein. „Ich habe vor“, sagt er in der Einleitung seines Buches *Mysterium Cosmographicum*, dem er das Wort *Cosm* anstatt *gloriam Dei* („Die Himmel rühmen des Ewigen Werke“, Psalm 18, 2) vorsehe, „zu beweisen, daß Gott dem allmächtigen Schöpfer bei der Erschaffung und Anordnung des Planetensystems eine Anordnung der seit Pythagoras und Platos Zeiten bekantesten fünf regulären Körper vor Augen schwebte, daß er nach dem natürlichen Plan dieser Körper die Zahl, die Verhältnisse und die Bewegungsart der Himmelskörper einrichtete“ (bei Müller, Johann Kepler, der Gelehrte der neueren Astronomie, Freiburg 1903, S. 20). Wiederum also das Streben, des höchsten Künstlers Pläne und Gedanken aufzuzeigen, die Ursache neuer Entdeckungen.

Schlieflich sei noch der dritte Große der modernen Himmelserschleher genannt, Newton, der von den gleichen Gesinnungen befeuert und bewegt war.

So also ist die religiöse, gläubige Naturbetrachtung weit entfernt, der Naturforschung Fägel anzulegen oder von dieser fern zu halten, vielmehr für diese ein mächtiger Ansporn und stete Anregung, der sie nicht die kleinsten Erfolge verdankt.

Februar.

Wenn der Lichtmeßtag ins Land gerückt ist, dann ist der „schwere“ Teil des Winters überwunden. Nicht Frost, Eis und Schnee sind abgetan, die Männen nach Lichtmeß noch

härter und böser kommen, als vor diesem Tage. Rein, die Dunkelheit ist abgetan. Die Tage nehmen nun wieder merklich an Länge zu und unverkennbar geht es dem Lenz entgegen. Da kommt die Arbeit wieder zu ihrem Rechte, die während der „Nachtzeit“ — wenigstens beim Landmanne — stark in den Hintergrund gedrängt war. Der Bauer sieht sich nach neuem Gesinde für die neue Arbeit um, und der Lichtmeßtag ist der Tag, an dem in den ausgesprochen ländlichen Distrikten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz das häuerliche Gesinde die Herrschaft zu wechseln pflegt. In solchen Tagen geht es naturgemäß oft recht lustig zu, weshalb denn auch Lichtmeß ein gern gesehener Feiertag ist.

Der Lichtmeßtag eröffnet den eigentlichen Nachwinter. Die Vegetation pflegt nun allmählich zu erwachen. Namentlich sind es die Nachfröste, die den früh entwickelten Reimen und Sprossen in böser Weise gefährlich werden. So wird der Lichtmeßtag zu einer Art Ausgangspunkt für eine Periode des erwachenden Lebens, als deren endgültigen Abschluß der Palmsonntag angesehen werden kann. Wie eine Dornröschenstimmung geht es von diesem Tage aus, von dem es auch in diesem Sinne heißt:

Liebe, liebe Sonne,
Scheine auf die Lonne,
Scheine auf das Glockenhaus,
Gaden drei alle Jungfern raus.
Die eine, die spinnst Seide,
Die andere, die arbeite,
Die dritte schloß den Himmel auf,
Vieh ein bißchen Sonne raus,
Vieh ein bißchen drinne,
Daß die heil'ge Maria konnt' spinne.

Die Zahl der Bauer nrege In, die auf Lichtmeß Bezug nehmen, ist Region:

Scheint am Lichtmeß die Sonne heiß,
So kommt noch viel Schnee und Eis.

Weiter heißt es in guter Prosa:

„Lichtmeß sieht der Bauer lieber den Wolf im Stalle, als die Sonne.“

Oder auch man sagt:

Lichtmeß im Alee
Dütern im Schnee.

Lichtmeß hell,
Schindet dem Bauern das Fell.

Lichtmeß trüb
Ist dem Bauern lieb.

Lichtmeß dunkel
Macht den Bauer zum Junker.

Wenn's zu Lichtmeß stürmt und schneit,
Ist der Frühling nicht mehr weit.

Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoche
Geht auf vier Wochen er wieder zum Loche.

Nach dem hundertjährigen Kalender wird der Februar in seinen ersten sieben Tagen Regen bringen. Der 8. und 9. wird hell und kalt sein. Schnee wird am 10., 11. und 12. fallen. 13.—16. werden wieder hell und kalt. Der 18. bringt Schnee und Regen. Das letzte Drittel des Monats gestaltet sich rau und windig. Halb und Habenicht stimmen in ihren meteorologischen Prognosen im wesentlichen überein. Beide nennen den Monat nakalt und unbeständig und sprechen ihm einen ausgeprägten winterlichen Charakter fast völlig ab.

Die Sonne tritt im Februar in das Zeichen der Fische. Der Tag nimmt nun bereits merklich zu. Er wächst im Laufe des Monats um 1 Stunde 27 Minuten: und zwar geht die Sonne am 1. Februar um 7 Uhr 46 Minuten auf und um 4 Uhr 42 Minuten unter und am 28. Februar um 6 Uhr 53 Min. auf und um 5 Uhr 33 Min. unter. Die Phasen unseres Erdtrabanten fallen im Laufe des Februar folgendermaßen: 1. Februar (erstes Viertel), 9. Februar (Vollmond), 16. Februar (letztes Viertel), 23. Februar (Neumond). Was den Lauf der Planeten, ihre Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit im Februar anbetrifft, so werden sichtbar sein Mars, Jupiter und Saturn, Merkur und Venus werden hingegen unsichtbar bleiben. Von den sichtbaren Gestirnen wird Mars etwa 2 $\frac{1}{2}$ Stunden am westlichen Abendhimmel, Jupiter etwa 6 $\frac{1}{2}$ Stunden lang und Saturn nur ganz im Anfang des Monats zu beobachten sein.

Wir haben nun noch von einer Sonnen- und einer Mondfinsternis zu sprechen, deren Verlauf in den Februar fallen. Die Sonnenfinsternis ist eine partielle. Sie

geht am 23. Februar vor sich. Ihr Verlauf dauert von vor- mittags 6 Uhr 58 Minuten bis 10 Uhr 29 Minuten. Ihre Sichtbarkeit erstreckt sich nicht auf unsere Gegenden, sondern auf die südlichen Polargebiete, auf Südaustralien und auf die Südspitze Neuseelands. — Die Mondfinsternis ist eine totale. Die Totalität dauert von 7 Uhr 58 Minuten bis 9 Uhr 36 Minuten am Vormittag des 9. Februar. Sie wird in Westeuropa, in Nordwestafrika, im Atlantischen Ozean, in Amerika, im Stillen Ozean, in Nordostasien, in Ostaustralien zu beobachten sein.

Das wäre der Februar, des Jahres zweiter Monat. Theodor Körner singt in seinen „Monatssteinen“ vom Februar also:

Im Februar
Nimmt schon die Welt
Verjüngtes Leben wahr.

Das Wort des Dichters ist wahr. Wir brauchen nur einmal in den letzten Februartagen in die freie Natur hinaus- zugehen, dann erblicken wir überall, wohin wir schauen, den beginnenden Triumphzug des nahenden Lenzes. Ein Wachsen und Werden macht sich überall bemerkbar. Die Zahl der Vögel vermehrt sich zusehends. Die Kraft der Sonnenstrah- len nimmt an belebender Wärme zu. Nun wärmt es nur noch Wochen und der Winter liegt geschlagen und totzudend auf dem grünen Plan der Frühlingserde.

ca. Gegen die katholische Kirche.

Wieder ein Klosterandal. Eine ungeheuerliche Geschichte erzählte der sozialdemokratische „Pravo Lidu“ in Prag (31. Dezember 05.) Danach sollen die „Barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus“ an den weiblichen Häftlingen der königl. böhm. Landes-Zwangsarbeits- und Besserungsanstalt zu Kostenblatt (Böhmen) geradezu wahnsinnige Schweiß- feiten verübt haben. So sollen Frauen bis zu 200 Liede mit einer Starbarte erhalten haben; angeblich wurden den Häft- lingen eiserne Birnen und Pfeffer in den Mund gelan, die Haare wurden ihnen ausgezissen und Kinder sechs Stunden lang in Eisen gelegt. Wie wir der „Apologetischen Rundschau“ entnehmen, veranlaßte die Zentral-Auskunftsstelle den Vor- stand der königl. böhmischen Landes-Zwangsarbeits- und Besserungsanstalt, die ganze Sache der k. t. Staatsan- walt schaft in Prag zu übergeben. Diese veranlaßte nun den „Pravo Lidu“, die Geschichte vollständig zu wider- rufen, was auch das sozialdemokratische Blatt in seiner Nr. 22 vom 23. Januar tat.

Aus dem Murtale bringen österrödische Wänter folgen- de Geschichte, die schon vor Wochen in der „Badißchen Landes- zeitung“ stand: „Alexikale Christenlehre: Früh trümmt sich, was ein Zentrumshaken werden soll — dachte der Pfarr- curat von Hörden, als er am Nachmittage des ersten Advent- sonntages die christenlehrepflichtigen Jünglinge — etwa 40 an der Zahl — in der Murglust versammelte, um sie in eine politische Vorklasse zu nehmen. Er sprach von Zentrum, Libe- ralen und Sozialdemokraten, ließ die jungen Leute erzählen, was sie in den Fabriken gehört hätten und drang in sie, sich zu Verecktern des Zentrums heranzubilden. Zum Schlusse verbot er den 40 Jünglingen, etwas von der Sache zu sagen, und spendierte jedem ein Glas Freibier. Im Namen Gottes und für Wahrheit, Freiheit und Recht! Der Fall ist bezeich- nend für den Seelenfang, den der Alexikalismus treibt.“ — Der Pfarrcurat Haller in Hörden übte mit einigen jungen Leuten am 1. Adventsonntage 1905 ein Weihnachtsspiel ein und gab ihnen ein Glas Freibier. Das ist das einzig Wahre an der Geschichte, alles übrige beruht auf böswil- liger Erfindung.

Literarisches.

= Die „Zeitschrift für Christliche Kunst“ (Herausgeber: Prof. Alex. Schnütgen; Druck und Verlag von L. Schwann, Düsseldorf) enthält in ihrem sechsten ausgege- benen Heft 11 eine Abhandlung über den hochpoteischen Marienaltar in Stams aus der Feder von Karl H. (Zerlan), ferner eine sehr interessante Untersuchung über eine alte Ab- bildung von St. Martin in Köln (mit 4 Abbildungen von Hugo Rahtgens (Köln) und als weiteren Aufsatz eine Abhandlung von J. Braun S. J. (Luzernburg) über Gemälde von Rubens, van Dyl und Gerhard Seghers in der Maria-Himmelfahrtskirche in Köln. Die „Wächerschau“ bringt wieder eine Reihe sachmännischer Urteile über litera- rische und Neuerscheinungen auf kunstgeschichtlichem Gebiete.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: G. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 6.

Düsseldorf, den 11. Februar.

1906.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag Septuagesima. — Treue Arbeit. — Der Kampf um euer Tage. — Drei Wochen in England.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum Sonntag Septuagesima.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XX, 1—16.

In jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern folgendes Gleichnis: Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am frühesten Morgen ausging, um Arbeiter in seinen Weinberg zu dingen. Als er nun mit den Arbeitern um einen Lohn für den Tag übereingekommen war, sandte er sie in seinen Weinberg. Und um die dritte Stunde gingen (wieder aus), und sah andere müßig auf dem Markte stehen, und sprach zu ihnen: Geht auch ihr in meinen Weinberg, so werde ich euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Abermals ging er aus, um die sechste und neunte Stunde und machte es eben so. Und als er um die elfte Stunde ausging, fand er (wieder) andere da stehen, und sprach zu ihnen: Warum steht ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie antworteten ihm: Es hat uns niemand gebunden. Da sprach er zu ihnen: So geht auch ihr in meinen Weinberg! Als es nun Abend geworden, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Verwalter: Laß die Arbeiter kommen, und gib ihnen den Lohn, von den Letzten angefangen bis zu den Ersten. Da nun die kamen, welche um die erste Stunde eingetreten waren, empfing ein Jeder einen Lohn. Als aber auch die Ersten kamen, meinten sie mehr zu empfangen; aber auch von ihnen erhielt Jeder einen Lohn. Und da sie ihn empfingen, murten sie wider den Hausvater und sprachen: Diese, die Letzten, haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gehalten, die wir die Last und Hitze des Tages getragen haben. Er aber antwortete einem aus ihnen, und sprach: Freund! ich tue dir nicht unrecht; bist du nicht um einen Lohn mit mir übereingekommen? Nimm, was dein ist und geh' hin; ich will aber diesem Letzten auch geben, wie dir. Oder ist es mir nicht erlaubt, zu tun, was ich will? Ist darum dein Klage schallhaft, weil ich gut bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein! denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.*

Treue Arbeit.

Wenn wir heute das Gotteshaus betreten, lieber Leser, so sagt uns schon die violette Bußfarbe, mit der die Kirche ihre Diener und ihre Altäre bekleidet hat, daß nun eine andere Zeit des Kirchenjahres anhebt. Wie bei dem Wechsel der Jahreszeiten in der uns umgebenden Natur einzelne Tage kommen, die durch warme Sonnenblicke oder auch durch Nebel und Schneestürme den Anfang der neuen Jahreszeit kenntlich machen; so hat auch das kirchliche Jahr seine Tage, mit denen eine neue Ordnung beginnt, die durch mancherlei Anzeichen sich kundgibt. Ein solcher Tag ist der heutige Sonntag, der uns in die sogenannte Vorkastenzzeit und damit zugleich in den Ostersfestkreis einführt.

Ein charakteristisches Merkmal neben der violetten Bußfarbe ist die vollständige Unterdrückung des „Alleluja“, dessen festfreudigen Jubellaut wir uns nun verjagen müssen bis zum Feste der Auferstehung unseres Herrn. Auch das schöne „Gloria“ der Messe verstummt, ausgenommen an den einsamenden Festtagen, (die aber

nicht an den Sonntagen dieser Zeit gefeiert werden können). Die liturgischen Gesänge, die vom Gesangchore vorgetragen werden, schlagen einen ungewohnt ernsten Ton an, — um es kurz zu sagen: die Kirche Gottes unterläßt nichts, um ihre Kinder, denen sie beim nahen Beginn der Fastenzeit die Aßage der Buße auf das Haupt streuen wird, schon heute darauf vorzubereiten und in die rechte Stimmung zu versetzen.

Mit welcher Weisheit, lieber Leser, ist auch das heutige Evangelium ausgewählt, um diese heilige Stimmung in uns zu fördern und zu stärken! Ist uns doch, als ob unsere besorgte Mutter und zurief: Das Himmelreich ist weder dem Müßiggänger noch dem Weichling verheißen; es gehört nur dem, der sich Gewalt antun, sich darum bemühen, darum arbeiten, es verdienen will! Das Himmelreich ist zu vergleichen mit einem Hausvater, der in der Früh: ausging, um Arbeiter zu dingen. Für Alle wird zwar der Lohn bereit gehalten, aber sie sollen nicht müßig auf dem Markte stehen: sie sollen in den Weinberg gehen und arbeiten, sollen die Last und Hitze des Tages tragen. Und die Arbeiter, die von der Zeit ihrer Berufung an bis zum Ende des Tages gearbeitet hatten, wurden gerufen und erhielten ihren Lohn.

So wäre das Gleichnis des heutigen Evangeliums allein schon hinreichend, um zu beweisen, lieber Leser, daß wir für den Himmel arbeiten müssen. Dann ist der Himmel ein Denar, ein Lohn, der nur denen gegeben wird, die im Weinberge des himmlischen Hausvaters arbeiten, so muß er also erworben und verdient werden.

Die heilige Schrift enthält aber noch andere, nicht minder deutliche Bilder, in denen unser Herr die nämliche hochwichtige Wahrheit ausgesprochen hat. Es ist ebenso interessant als lehrlich, einige dieser Bilder zusammen zu stellen. Die ewige Seligkeit (sagt der Herr) ist gleich einem großen Gastmahl; alle Menschen sind dazu eingeladen; aber nur diejenigen haben Teil daran, die sich durch ihre weltlichen Berrichtungen und Sorgen nicht abhalten lassen: „Ich sage euch, daß keiner von den Männern, die geladen waren (sich aber nicht ernstlich darum bewarben), von dem Mahle verlossen wird!“ — Der Himmel ist ferner eine Burg, die auf einem hohen Berge liegt; um sie zu erobern, müssen verschiedene Vorbereitungen getroffen, feindliche Ueberfälle müssen abgewehrt werden; ja, um den endlichen Sieg zu erringen, muß gleichsam ein Sturm gewagt werden. Feige Soldaten bleiben zurück und werden ausgeschlossen. — Das Himmelreich ist ein kostbarer Edelstein; man muß alles daran setzen, um ihn an sich zu bringen; — eine verlorene Münze; man muß Alles umkehren, muß das ganze Haus durchsuchen, um sie zu finden. — Wieder vergleicht der Herr das Himmelreich mit einem Pachtgut, in dessen Besitz nur der sich behaupten kann, der Treue und Fleiß aufwendet. Von dem faulen Päch-

ter wird strenge Rechenhaftigkeit gefordert: er wird abgesetzt, den Gerichtsdienern übergeben und zu ewiger Gefangenschaft verurteilt. — Das Himmelreich ist endlich ein Erbteil, ein Ehrenthron; jenes werden wir nicht antreten, diesen nicht bestreiten: es sei denn, daß wir den Kreuzweg wandeln, den Christus gegangen ist, und daß wir den Kelch trinken, den Er getrunken hat. — Sieh, lieber Leser, alle diese Bilder weisen darauf hin, daß, um den Himmel zu erobern, unverdrossen gearbeitet, tapfer gekämpft und standhaft geduldet werden muß.

Aber auch dann, wenn unser Herr in Seinen Reden sich keiner Gleichnisse und Bilder bedient, bleibt Seine Lehre die nämliche. Konnte Er sich deutlicher ausdrücken, als in den Worten: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die, welche sich Gewalt antun, reißt es an sich“ (Matth. 11)? Und an einer andern Stelle: „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen!“ — Nein, lieber Leser, es ist zum ewigen Heile nicht genug, bloß den Namen eines Christen zu tragen, an Christus und seine unendlichen Verdienste zuversichtlich zu glauben, Seinen heiligsten Namen mit Andacht anzurufen; sondern nur derjenige, dessen Glaube durch die Liebe zu Gott auch Leben erhält, nur derjenige, welcher den Willen des himmlischen Vaters zur Richtschnur seines Lebens macht, darf hoffen, die himmlische Seligkeit zu erringen.

Freilich für den Weltfinn und für die Genußsucht vieler Christen unserer Tage enthalten diese Worte unseres Herrn eine sehr ernste Wahrheit. Es sind Worte, die ihrer Deutlichkeit wegen von jedermann verstanden und gerade wegen ihrer absoluten Gewissheit anerkannt und geglaubt werden müssen: Worte, die durch keine menschliche Klugheit zugunsten unserer Eigenliebe ausgelegt werden können. Denn „leidet das Himmelreich Gewalt“, so müssen wir unserer Eitelkeit, unserer Sinnlichkeit und Eigenliebe Vieles versagen, müssen unsere Leidenschaften bezähmen, mit einem Worte: wir müssen uns selbst verleugnen, wie der Herr gesagt hat.

Geht in das Himmelreich nur derjenige ein, der den Willen des himmlischen Vaters tut, so ergibt sich daraus, daß wir kindlichen Gehorsam unsern Eltern leisten müssen und bereitwilliges Gehör unsern Seelsorgern; sie verachten, heißt Christus verachten. Ferner folgt, daß wir uns den Geboten unserer heiligen Kirche, die sie im Namen und Auftrage des göttlichen Erlders erläßt, willig unterwerfen müssen, — wie andererseits auch den Anordnungen unserer von Gott gesetzten weltlichen Obrigkeit. Es ist endlich der Wille Gottes, daß wir die Pflichten unseres Standes, unseres Amtes, insbesondere die Pflichten unseres christlichen Berufes mit Eifer und Gewissenhaftigkeit erfüllen.

Das Himmelreich ist ein Lohn, — er muß durch treues Arbeiten verdient werden. S.

— Der Kampf unserer Tage.

Der durch die staatliche Gewalt eingeleitete „Kulturkampf“ der 70er Jahre hat bekanntlich eine Fortsetzung gefunden in dem Guerillakrieg kirchenfeindlicher Kreise der Jetztzeit. Gilt der Kampf unserer Tage in erster Linie der katholischen Kirche als der in der prononciertesten Stellung befindlichen geistigen Macht, so in seiner Tendenz und in seinen Folgen auch dem übrigen, dem ganzen positiven Christentum, allen heillichen und sittlichen Mächten. Es handelt sich heute darum, die letzte Strecke der abwärts führenden Bahn, die man mit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts betreten, zu durch-eisen; es handelt sich darum, dem konfessionslosen modernen Staat auch eine konfessionslose und damit religionslose Gesellschaft an die Seite zu stellen, Familie, Schule und öffentliches Leben, alle Kultur-mächte, nach dem Beispiele unserer weltlichen Nachbarn, zu entchristlichen und, als natürliche Konsequenz, zu ent-sittlichen.

Sozialistische und nichtsozialistische Versammlungen und selbst Frauenkongresse fordern die Beseitigung der christlichen, der bürgerlichen Ehe; unweise Studenten halten die Zugehörigkeit zu einer Konfession, welcher Art diese auch sei, für völlig unvereinbar mit der Würde eines akademischen Wür-gers“. (Aufsatz der Leipziger Studenten vom 17. Januar d.

J.) Demokratische, radikal-liberale usw. Zettel und Pre-ferenzen wiederholen unablässig ihr Verlangen nach Strei-ckung des Religionsunterrichts aus den Schulprogrammen, nach Aufhebung der die Religionsgesellschaften vor Verleumdung schützenden Paragraphen, nach Trennung von Kirche und Staat usw. usw. Trotz all dieser offenen Vorgänge verharren aber unsere Staatsmänner, mit seltenen Ausnahmen (Graf v. Posadowski), in unerklärlichem Schweigen und versagen vollständig, wenn einmal ein christliches und staatliches Ge-
setz, wie das Duellverbot, zur endlichen Durchführung gelangt soll.

Der wachsende Ansturm gegen kirchliche und kirchliche Autorität, gegen Glaube und Sitte ist doppelt verantwortungsvoll und doppelt bedenklich in einer Zeit, in der die Unzufriedenheit mit der sozialen Lage in Zunahme begriffen ist, in der die revolutionären Ideen und ihre Vertreter immer Kühner das Haupt erheben und ungezählte Massen auf die Parole ihrer Führer horchen und diese Parole auch im gegebenen Falle, in sonst seltener Disziplin befolgen werden.

In einer solchen Zeit wäre, meint mit Recht die „Augsb. Postz.“, es eine patriotische Pflicht nicht nur aller christlichen, sondern aller vernünftigen Elemente, an der Verjüngung der Volkstreue zu arbeiten, der antireligiösen Dohz, wo immer sie, im Versammlungstotal oder auf dem Papier, auftritt, entgegenzutreten und für den Schutz der staatlichen und kirchlichen Autorität, für den alten Glauben und die bedrohte Sittlichkeit des Volkes seine Stimme zu erheben. Daß man diese Pflicht heute eben so wenig erkennt, wie den Ernst der Situation, ist die bedenklichste Erscheinung der Zeit und gibt den ernstesten Befürchtungen Raum.

Die Kirche erfüllt heute wie ehemals die ihr von ihrem göttlichen Stifter übertragene Mission; aber sie erhebt dabei zugleich den Klageruf, daß sie auf Schritt und Tritt gehemmt ist und daß man sie aus ihren ureigensten und ältesten Kulturgebieten immer mehr zu verdrängen strebt. Die Kirche als solche wird der moderne Kulturkampf so wenig wie alle zehmaligen Kämpfe erschüttern, für die „modernen Kulturkämpfer“ aber gibt es Gründe zum Fürchten“. (Bischof Dr. A. Egger, zur Stellung des Katholizismus im 20. Jahrhundert, S. 140.) Solange der Satz wahr bleibt, daß gleiche Ursachen gleiche oder ähnliche Wirkungen hervorgerufen, solange muß jede umfassende Dohz wie die gegenwärtige, jede jahrelang währende Aufwühlung der gefährlichsten Leidenschaften, zur Katastrophe treiben.

Diese Katastrophe dürfte für den zurzeit mit verschärften Armen den tobenden Geisteskampf zuzugewandten Staat viel verhängnisvoller sich gestalten als für die Kirche; denn der Staat darf in den Tagen, in welchen die Grundlagen seiner Gewalt zu stürzen drohen, der Kirche mehr, als die Kirche des Staates. Beweis hierfür sind die von den Königen Preußens und Bayerns nach dem Revolutionsjahre 1848—49 an den katholischen Alerius gerichteten, ehrenden Zuschriften.

Trotz dieser historischen beglaubigten Wahrheit wissen wir, daß man uns heute — zu entbehren können glaubt. Wir wissen, daß es bestimmten, einflussreichen Faktoren des Reiches peinlich ist, sich auf uns stützen und mit der stärksten Fraktion, dem Zentrum, rechnen zu müssen. Wir wissen auch, daß wir bei der Majorität unserer sogenannten gebildeten Welt als minderwertig, als die „Minder-geschichte-ten“ nach den Worten — Casselmanns gelten, und daß wir bei dieser Welt noch weniger auf Sympathie und Dank als bei den staatlichen Organen zu rechnen haben. Aber unberührt durch diese Ueberzeugung erfüllen wir unsere Aufgabe und unser Programm, und nicht allein deswegen, weil wir die drohende Gefahr erkennen, unberührt auch durch alle Angriffe sprechen wir mit den auch für unsere Gegenwart voll zutreffenden Worten des Mitbegründers der „Historisch-politischen Blätter“, des unvergeßlichen G. E. Fardes mit denen er zugleich die Revolution des Jahres 1848 ankündigte:

„Möge der Liberalismus uns verkleumen, der radikale Pöbel uns verhöhnen, der bürokratische Absolutismus uns verdächtigen und verfolgen, unsere Ueberzeugung bleibt unerschütterlich die nämliche. Die Kirche allein kann Europa aus seinen heutigen Wirren retten, die Gegensätze versöhnen, . . . den Regierungen eine Garantie der Ordnung gewähren. Wer deshalb auf der einen oder anderen Seite zur Verfolgung der Kirche treibt, oder rät, wer die Gemüter verwirrt, wer sie von der Erkenntnis der wahren Stellung und Bedeutung des alten Glaubens inmitten aller dieser Schwankungen abhält, wer sie mit Haß und Abneigung gegen die Diener der Kirche zu erfüllen sucht, — der begeht ein ärgeres Verbrechen an der Menschheit, als der, welcher die Staaten verwirrt oder die Pest einschleppt. Das jetzt lebende Geschlecht wird nicht vergehen, so werden die Ereignisse die Wahrheit unserer Worte bestätigen und durch die Erfahrung gezeigt haben, welchem Glücke die Feinde der Kirche unser Vaterland entgegenführten. Wir appel-

hieron an die Geschichte; vielleicht bewahrt sie unsere Berufung auf . . ." (Prinzipienfragen, S. 435 fg.)

Wenn es zu einer Umwälzung, größer als die im Jahre 1847 von Jaxde angekündigt, kommen sollte, trägt unsere moderne, Kirchen- oder direkt religionsfeindliche Presse und Literatur den größten Teil der Schuld hieran. „Der Mißbrauch der Presse“, sagte einst der Erzbischof von Mecheln, „ist das große Verbrechen der Zeit.“ Leider werden die Gefahren des Mißbrauchs, die Erfolge und Folgen der Sündflut schlechten Schrifttums, die sich über unser Volk ergießt, auch in dem noch auf dem Boden christlichen Glaubens und christlicher Sitte stehenden Kreise, meist unterschätzt. Man ist im Laufe der Zeit und der jahrelangen Abwehr, wie der von einem langen Feldzug heimkehrende Soldat oder der täglich im Krankenzimmer weilende Arzt, abgestumpft geworden. Das ist begreiflich und entschuldbar, mindert aber nicht die bestehende Gefahr.

Unsere spezifisch moderne und besitzende Welt glaubt nichts weniger als eine kommende Katastrophe. Wozu hat man denn Soldaten und Kanonen, Beschränkung des Wahlrechts und Ausnahmegesetze! — Sehr zutreffend schreiben kürzlich die „Historisch-politischen Blätter“: „Zur Zeit der großen französischen Revolution lebte man ebenso gedankenlos in den Tag hinein, war man ebenso frivol und leichtfertig, ebenso fest von der Ohnmacht der breiten Massen überzeugt wie heute. Wer auf die schlimmen Folgen der Lektüre der Werke Voltaires und Rousseaus aufmerksam machte, wurde verhöhnt. Warum, so sagte man, sollen wir den Massen den Spott über die Geisteskränklichkeit Rousseaus vergällen? Die Massen aber nahmen Rousseau ernst und zogen aus seinen Büchern den wilden Haß gegen die bestehenden und herrschenden Klassen ein. Galten wir unsichtbar in unserer modernen Literatur und fragen wir, ob Rousseau unter unseren Literaten nicht Tausende von Nachahmern hat, die den Meister weit überbieten haben? Wir werden kaum sehigehen, wenn wir den großen russischen Romaniers die reißenden Fortschritte der Revolution wenigstens zum Theile beimessen. Auch bei uns ist der Boden unterwühlt, Zucht und Sitte gelodert; man verfährt nach dem Grundsatz: „oderint dum metuant“ und wundert sich, daß die Liebe und das gegenseitige Wohlwollen immer mehr schwinden.“

Möge man in erster Stunde den Ernst der Lage erkennen und zur positiven Arbeit schreiten, statt in nutzlosen Kämpfen gegen die Kirche und in der Untergrabung der alten heiligen Grundlagen die Kräfte zu vergeuden! Nur durch gemeinsame Arbeit kann der drohende Krisis vorgebeugt werden. Möge man nicht an dem optimistischen Wahne festhalten, daß wir gegen Katastrophen, wie sie jüngst das Kaiserreich betroffen, gesichert seien. Die russische Revolution ist niedergeworfen, aber nicht dauernd besiegt; sie wird, wenn Rußland zu seiner religiösen Neuerung schreitet, wiederkommen und in ihren Folgen auch auf unsere Verhältnisse einwirken. Möge sie uns dann gereinigt und sittlich und religiös gerüstet finden! —

Drei Wochen in England.

Von E. J.

Ein junger Düsseldorfser, der im vergangenen Jahre zum ersten Male auf der Iberischen Insel weilte, hat seine Eindrücke und Erlebnisse in Tagebuchform aufgezeichnet. Wenn diese Blätter auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben wollen, so sind diese Aufzeichnungen doch gerade sehr von besonderem Interesse, da Englands Verhältnisse zu Deutschland in letzter Zeit ja in aller Munde war. (Die Ned.)

1. April 1896.

Es war ein stürmischer Abend. In Strömen prasselte der Regen hernieder und man vermochte nicht, die tiefe Dunkelheit auch nur auf kurze Entfernung hin zu durchdringen. In gewohnter Weise, dem verwöhnten Geismade eines Lords Rechnung tragend, eilte der Luxuszug der holländischen Küste zu; mein Herz schlug rascher je näher das Dampftröb dem Meere zuzugie. Ein dichter, undurchdringlicher Nebel, der dem Winde und Regen gefolgt, machte das Neue der Seefahrt um so beängstigender. War es doch das erste Mal, daß das Ziel meiner Reise jenseits des Meeres lag, und zum ersten Male sollte ich den Anblick der unendlichen Wasserfläche genießen! Sonderbare Gedanken stiegen in mir auf, als ich nach Unterbringung meines Gepäcks einen Gang ums Schiff machte. All die Bilder, die meine Fantasie mir vorgemalt, wenn ich von Unglücksfällen auf See gelesen, traten vor mein geistiges Auge. Ich dachte, wie man gleichsam sein Leben diesem Fahrzeuge anvertraut, das bei einem Sturme leicht ein Spiel und Opfer der Wellen werden konnte. Schon nach wenigen Minuten, ohne vorheriges Zeichen, stach

der Dampfer in See. Nur der domernde Widerhall des Nebelhorns, der wie der Ton einer volltönenden Glocke, nur in markerschütternder Weise sich in die Luft, allmählich verstummend, fortpflanzte, ließ eine weite unendliche Fläche vermuten. Meer! Wenn dies ruhige Gewässer, das man der Nacht und des Nebels wegen kaum erblicken konnte, die Wellen nicht höher schlagen ließ, so war meines Erachtens kaum etwas für die Ueberfahrt zu befürchten. Schon beim Anblicke des Dampfers sowie all der Passagiere, die im Speisefalon ihre Abendessen einnahmen und wohl kaum die Möglichkeit eines Unfalles in Erwägung zogen, war meine Besonnenheit um ein Bedeutendes verringert. Zu meiner Erleichterung gewahrte ich schon nach einer halben Stunde, daß der Nebel sich teilte und bald löbte sich der Sternenhimmel mit seinen tausend Lichtern über uns. Vom Schlafe hielt mich nicht nur meine Angstlichkeit, sondern mehr noch die schlechte belüftete Luft der Cabinen ab, die schon allein dazu angetan, das Schreckensgepenst der Seefahrt heraufzubeschwören. Ich hatte zwar befürchtet, von der Seefahrt befallen zu werden, aber keine Spur von Unbehagen und bald war es mir zur Gewißheit, daß ich diesmal Reptum dem Tribut nicht zu zahlen brauchte. Mit einigen Herren auf Deck spazierend oder auf einer Bank schlummernd, habe ich die Nacht zugebracht.

Alles hatte sich in die Cabinen zurückgezogen und bald schien es, als seien wir die einzigen Lebenden auf dem Dampfer, der, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, die Wogen durchschritt. Nur von Zeit zu Zeit eilte ein Wächter mit raschen Schritten, in der Hand eine kleine Laterne, über das Deck. Dann wieder tiefe Ruhe, nur das Rauschen der Wogen und hin und wieder das Zischen und Rosten der Maschinerie.

Endlich lagte der Morgen. Der Wind wurde weicher und vor mir lag das weite, große, wogende Meer. Himmel und Wasser! Und doch so ganz anders, als meine Fantasie es mir ausgemalt. Ich dachte an haushohe Wellen und sah vor mir eine Fläche, die einem frischgepflügten Acker glich, über welchen lautlos das Schiff dahinglitt. So trübe und finster der Abend gewesen, so herrlich, klar und rein strahlte das Blau des Himmels an diesem Morgen und sein Wölkchen sädte die schöne Harmonie der Farben. Eine kleine Nöte im Osten ließ auf Sonnenaufgang schließen, und bald erschien allmählich, gleichsam aus den Wogen auftauchend die feurige Kugel. — Auf dem Schiffe war es mittlerweile lebendig geworden und ein großer Teil der Passagiere war auf Deck, um diesen herrlichen Anblick eines Sonnenaufganges auf dem Meere zu genießen. — Von tiefstem Purpur, dessen glühende Farbo die Wellen bis zum Schiffe in einem langen Streifen widerstrahlte, in ein blendendes Gold übergehend, sandte die Sonne schon nach wenigen Minuten ihre hellen Strahlen auf das Schiff. Wir hatten in dieser kurzen Zeit ein Schauspiel gesehen, dessen Schönheit und Größe die Erhabenheit und Macht des Schöpfers ahnen ließ. Es war ein Anblick, der sich kaum beschreiben läßt, der, einmal gesehen, unaussprechlich dem Gedächtnisse eingepägt bleibt. Keine noch so künstlerische Hand vermag das erhabene und stimmungsvolle dieses Vorganges so war und getreu nachzubilden, als die Natur es uns so überwältigend vor Augen geführt.

Bald begegneten uns allenthalben Fischerboote und es dauerte nicht mehr lange, bis die Küste von England vor uns aufstach. Es war ein herrlicher Morgen. Sonnenklar lagen die Gestade Englands vor uns und immer schärfer wurden die Umrisse der Dampfer und Boote, welche längst der Küste die See belebten. Man hatte kaum Zeit genug alles zu betrachten. Die prosaische Wirklichkeit riß uns aus dem Reiche der Träume, in das der herrliche Morgen uns hinein gelockt.

Glücklich ging die Landung von statten und ich stand auf englischem Boden. Nach einer halben Stunde sah ich im Zuge nach Doncaster. Hellster lachender Sonnenschein begrüßte und begleitete mich auf meiner Reise und der Reiz der Neuheit ließ die Ermüdung nach der durchwachten Nacht völlig vergessen. Es war ein wechselvolles Panorama, das sich den Augen darbot. Zuerst noch Meeresbuchten mit vor Anker liegenden Schiffen, bald lange Wiesensflächen, von graden Wassergräben durchschnitten, große Wälder und Städte. Da waren besonders herrlich zu schauen die Kirchen von Ely und Lincoln. Zwei herrliche Bauwerke, die in stolzender Macht und Größe schon von weitem den Zug begrüßen. Bis Doncaster immer in Begleitung von Deutschen, mußte ich von dort mir selbst durchhelfen. Nach achttündiger Fahrt kam ich glücklich in Leeds an, wo ich an der Bahn erwartet wurde und wo man mich herzlich willkommen hieß.

Zu verhältnismäßig kurzer Zeit schon habe ich mich, weitgefremdeingewöhnen, gewöhnt an die für uns Deutsche oft son-

berbaren Sitten und Gebräuche des Landes. Nach acht Tagen meines hiesigen Aufenthaltes kommt es mir vor, als sei ich schon wochenlang hier gewesen. Im großen ganzen finde ich Gefallen an den englischen Gewohnheiten, vor allem an dem gemüthlichen Familienleben, das den Aufenthalt um so angenehmer macht. Ich liebe diese gemüthlichen Stunden, die man nach dem Diner, sowie Abends, um das hellleuchtende Kaminfeuer geschart, bei einer Tasse Tee in angenehmer Plauderei zubringen pflegt. Kein Tisch, keine hochbeinigen Stühle, nur tiefe Sessel, in die man sich in seiner ganzen Länge hinreckt. Da werden die Ereignisse des Tages besprochen, da wird musiziert, geschertzt und gelacht, wozu das von mir geradebrechte Englisch wenig beiträgt.

Es ist immerhin amüßant, bei mangelhaften Kenntnissen der Sprache des Landes, sich durch Zeichen und durch fortwährendes Nachschlagen im Wörterbuche verständlich zu machen. Leicht begreiflich ist es, daß dadurch manchmal unfreiwillige Scherze geliefert werden, über die dann umso mehr gelacht wird als der Betreffende selbst nichts von seinen oft komisch lautenden Ausprüchen weiß. Passierte mir doch in einer Gesellschaft, daß ich eine Dame, die sich nicht wohl fühlte, ganz ernstlich fragte: „Haben Sie sich geschminkt?“ obwohl ich glaube, teilnehmend mich nach ihrem Befinden erkundigt zu haben. Ich war erstaunt, als ob meiner ernst gemeinten Frage die ganze Gesellschaft in schallendes Gelächter ausbrach. Der Fehler lag einzig in der Aussprache (*Do you have paint*, statt: *Do you have pain*).

Was die Stadt angeht, so bleibt der Eindruck, den man am ersten Tage empfängt, derselbe; eine Fabrikstadt, deren Lösung „Industrie und Erwerb“ man gleich zu erkennen vermag. Leeds ist eine der größten Städte Englands und von einer solchen Ausdehnung, daß man unmöglich in so kurzer Zeit die ganze Stadt kennen lernen kann.

Samstags am Tage nach meiner Ankunft, nach dem ich durch einen guten Schlummer mich von den Anstrengungen der Reise erholt hatte, machte ich morgens mit meinen dortigen Freunden einen Ausflug zur Kirkstall Abbeu, einer wunderbaren Klosterkirche, deren gewaltige Trümmer auf ein prachtvolles Bauwerk schließen lassen. Es war ein ebenso schöner Morgen wie Tags vorher, und konnte man ruhig eine Zeit lang im Klosterhof sitzen und mit Ruhe den Bau betrachten.

Sonntag Morgen begab ich mich zur katholischen Kathedrale. Auf dem Wege dorthin habe ich noch mancherlei Interessantes gesehen. Wir passierten das Judenviertel von Leeds. Wenig sehenswürdige enge Straßen, schmucklose Geschäfte und wenig saubere Menschen. Ferner sah ich das Rathaus. Kommt ein Fremder auf den Rathausplatz und erblickt er dieses wirklich herrliche imposante Bauwerk, so bleibt er unwillkürlich stehen. Ich war einfach überrascht. Man hat zwar schon viel darüber gehört, daß das Gebäude aber in diesem Maße der Wahrheit entspricht, würde man kaum glauben, trotz des klaren Morgens und trotz der Sonntagstimmung, weht einem gleichsam ein kalter Odem entgegen, von dem düsteren unheimlichen Aussehen des architektonisch wunderschönen Gebäudes. Denn der ganze Bau ist von oben bis unten schwarz. Nicht nur von Rauch geschwärzt, sondern wie mit rabenschwarzer Farbe angestrichen. Da ist auch nicht eine kleine Stelle, die nicht schon im Laufe der Jahre die Trauerfarbe angelegt. Gegenüber dem Rathaus die Gemäldegalerie, ebenfalls ein wunderschönes Bauwerk, schwarz wie das Rathaus. Da des Sonntags wegen nur einige Passanten auf dem großen Platz waren, und das Gebäude mit der gewaltigen Freitreppe ganz verlassen dalag, so machte das ganze einen geradezu unheimlichen Eindruck. Totenstimmung würde der richtige Ausdruck sein, für das, was ich bei dem Anblicke empfand. Zwar fast sämtliche anderen Gebäude, wenn sie nicht in den letzten Jahren errichtet, die Post, die großen Kaufhäuser, ebenso die Standbilder erregten schon mein Erstaunen ob des vom Rauch geschwärzten Neuherrn, aber keines inso unheimlicher Weise wie dieser Platz, der etwas abseits von dem gewaltigen Verkehr und dem Hasten und Treiben der Großstadt lag und daher wie ausgehoben schien.

Die Stimmung ging auch später nicht verloren, als ich im Hochpunkte dem eigenümlichen ergreifenden Gesange eines englischen Chores lauschte. Es ist nicht der helle lauttönende Gesang der deutschen Knabenstimmen. Wie gedämpft klingen die Töne und es ist, als ob weiche Frauendöhre sich mischten in den mit halber Stimme gesungenen Choral der Männer. Es war ein Gesang, der zu Herzen geht, der es unmöglich machte zu beten, sondern zwang, zu lauschen. Ich glaubte, einem Oratorium beizuwohnen und lange nach klangen mir, die wie aus weiter Ferne herüberhallenden Töne, im Ohre nach.

Am Nachmittage freute ich mich, einen Stadtteil kennen zu lernen, wo keine Schwärze in die Luft ragte, und keine in Lumpen gehüllte Kinder über die Straße liefen. Der wolkenlose Himmel und die lachende Sonne ließen das leuchtende

Gras noch grüner erscheinen und es war eine Wohlthat, in den Alleen und Anlagen unter den Bäumen, deren Knospen die warme Sonne zum Teil schon geöffnet, einherzuspazieren. In etwa wurde ich dadurch mit dem bisherigen Gesehenen ausgeglichen. Ich habe nämlich noch niemals und nirgends eine solche Armut gesehen wie hier in Leeds und besonders in dem Stadtteile, in dem meine englischen Freunde wohnten. Was diese Armut und dieses Elend so abstoßend macht, ist die Zerlumptheit und Viedellichkeit. In solch zerrissenen und schmutzigen Kleidern habe ich die Menschen noch nie gesehen. Da kann man den wahren Sinn der Worte „in Lumpen gehüllt“ kennen lernen. Die Frauen, das ungeläumte Haar wie in die Stirne herabhängend, mit einem großen Tuche um Kopf und Schultern, einem Tuche, zerrissen und voll Schmutz und Dreck. Dann die von Rauch geschwärzten kleinen Häuser, mit ungewaschenen Gardinen und teilweise sogar zerbrochenen Fensterscheiben. Die ungesegneten Straßen, mit der „sauber gewaschenen schönen“ (?) Wäsche von einer Seite zur andern. Ein Bild bitterster Armut. Wenn man mehrere Male im Tage diese Straßen zu passieren gezwungen ist, so tritt der Sonntag mit der im ersten Frühlingschmud stehenden Natur um so lebhafter hervor und freier atmet man auf, wenn man aus dieser traurigen Umgebung heraus ist.

Es war eine wirklich Erholung, als wir Mittwoch Nachmittag der Stadt den Rücken wandten und den über eine Stunde entfernt liegenden Runday Park aufsuchten. Ein echt englischer Park, von kunstvoller Hand gepflegt, ein großer und ein kleinerer See, ein herrlicher Wasserfall, geben dem Parke ein um so angenehmeres Aussehen. Es ist dort, sich auf dem größeren der beiden Seen im leichten Nachen dahin zu gondeln. Das Wetter war nicht mehr so schön wie in den letzten Tagen, aber der leicht fallende Regen konnte uns nicht abhalten, eine Fahrt in der kleinen Gondel, die nur Platz für höchstens vier Personen bot, zu unternehmen. Wir waren die einzigen auf dem großen Wasser und einige schlanke Schwäne begleiteten zeitweise den Nachen. Nur wer dort gewesen, weiß, welch herrlicher Winkel dieser Teil des Parkes ist. An den Ufern ziehen sich in sanfter Höhe bewaldete Dämme hin und von der Landungsstelle aus erblickt man das auf der Höhe gelegene Schloß, zu dem ein Weg, teils sanft steigend, teils von breiten Steintreppen und Springbrunnen unterbrochen in grader Linie hinführt. Etwa eine Stunde braucht man, um den ganzen See zu umfahren. Ganz abseits der dämpften nebligen Atmosphäre der City herrscht hier eine reine klare Luft und ist Sonntags der Park, der sich stundenweit hinzieht, das Ziel tausender Spaziergänger.

Am dem Nachmittage dieses Tages waren wir zum Tee geladen. Es war dies die erstere größere Gesellschaft, die ich in England mitmachte. Natürlich war es etwas ungewohnt, daß ein junger Deutscher mitkam und drehte sich denn auch alles um Deutschland, so daß ich mir vorant, wie eine hohe Persönlichkeit. Auf 1/2 Uhr lautete die Einladung; man erschien selbstredend in grande toilette. Man begrüßt sich, wird vorgeleitet und begibt sich gleich zu Tisch. Es ist gerade wie in Deutschland. Eine weiß gedeckte Tafel mit tausenderlei Sachen. Jedem Geschmade ist Rechnung getragen. Bei jedem Essen ist eine so reichliche Auswahl, daß man niemals in Verlegenheit kommt, wenn etwas nicht munden soll. Nütigen kennt der Engländer nicht, doch ist er so aufmerksam, daß man gezwungen ist, ohne Pause zu essen und keine Minute ruhen kann, bis man seinen Hunger gestillt. Man ist in einem fort und einige sind dann längst fertig, wenn andere noch immer beim ersten oder zweiten Gange sind. Anders ist es natürlich bei großen Dinern. Nach dem Essen, während welchem Tee getrunken wird, begibt man sich in den Salon, setzt sich im Halbkreise um das hellleuchtende Kaminfeuer und es beginnt die so gemüthliche Plauderei. Da ich bei meinem Sprechen trotz meiner mangelhaften Kenntnisse des englischen Lustig drauf los redete, das Nichtwissende durch alle möglichen Zeichen und Gesten zu verständigen suchte, so erregte ich stellenweise große Heiterkeit. Man erzählte mir, daß die Deutschen gewöhnlich stille dasitzen und nur wenig reden, da sie befürchten, einen Fehler zu machen, während ich dasselbe von den Engländern jedoch in schlimmerem Maße behauptete. Gesang und Klavierspiel wechselten mit anregender Unterhaltung. Gegen 11 Uhr wurde wieder Tee serviert. Dazu gab es belegte Brote mit Fleisch und Käse, Cakes, Kuchen und alles, was man haben will; vom Essen bis zum Tee sitzt man auf dem Trodnen, was einem Deutschen allerdings recht sonderbar vorkommt, zumal das feste Reden und Schwaben einen recht adäquaten Durst herborruft. (Fortsetzung folgt.)

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 7.

Düsseldorf, den 18. Februar.

1906.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag Sexagesima. — Das Wort Gottes. — Der Sturm auf eine französische Kirche. — Drei Wochen in England.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum Sonntag Sexagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas VIII, 4—15.
In einer Zeit, als sehr viel Volk zusammen gekommen, und aus den Städten zu Jesus herbeigereist war, sprach er gleichnißweise: ein Säemann ging aus, seinen Samen zu säen; und da er säete, fiel Einiges an den Weg und wurde zertritten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Ein Anderes fiel auf steinigten Grund, und da es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Ein Anderes fiel unter die Dörner, und die Dörner, die mit aufwuchsen, erstickten es. Ein Anderes fiel auf gute Erde und ging auf, und gab hundertfältige Frucht. Als er dies gesagt hatte, rief er: Wer Ohren hat, zu hören, der höre. Es fragten ihn aber seine Jünger, was dieses Gleichniß bedeute. Und er sprach zu ihnen: Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen; den Uebrigen aber werden Gleichnisse gegeben, damit sie sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht verstehen. Die am Wege, das sind die, welche es hören, dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihren Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Die auf dem steinigten Grunde, das sind die, welche das Wort mit Freuden aufnehmen, wenn sie es hören; aber sie haben keine Wurzeln, sie glauben eine Zeit lang, und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab. Das, was unter die Dörner fiel, das sind die, welche gehört haben, aber dann hingehen und in den Sorgen, Reichthümern und Wollüsten des Lebens ersticken, und keine Frucht bringen. Was aber auf gute Erde fiel, das sind die, welche das Wort hören, und in dem guten, und sehr guten Herzen behalten, und Frucht bringen in Gedult.*

Das Wort Gottes.

Als Jesus dem um Ihn zahlreich versammelten Volke das heutige Gleichniß von dem Säemann vortrug, bediente Er Sich, lieber Leser, mehrerer Ausdrücke, die Seiner Rede eine ungewöhnliche Wichtigkeit beileigten. „Höret!“ rief Er den Scharen zu (*), — womit Er offenbar andeuten wollte: Eine wichtige Wahrheit werde Ich euch jetzt vortragen! Und nachdem Er das Gleichniß vom Säemann vorgetragen, rief Er abermals mit lauter Stimme: „Wer Ohren hat zu hören, der höret!“ Es muß also etwas Großes, etwas äußerst Wichtiges in diesem Gleichnisse enthalten sein. Und es ist in der That so, lieber Leser, wie wir aus der nachfolgenden Erklärung dieses Gleichnisses, die der Herr Selber gegeben, leicht ersehen.

Drei Viertel vom Samen des göttlichen Wortes gehen zu Grunde und nur ein kleinerer Teil bringt gute Frucht! Während der Landmann gegründete Hoff-

*) Der hl. Evangelist Markus bringt nämlich dasselbe Gleichniß und leitet es also ein: „Und Er lehrte sie (die Scharen) Vieles durch Gleichnisse und sprach zu ihnen in Seiner Lehrweise: „Höret! Siehe, es ging ein Säemann aus usw.“ (Mark. 4, 2.)

nung hat, daß die weitaus größere Mehrheit des von ihm ausgestreuten Samens aufgehen und sich fruchtbar erweisen werde, haben die Verkünder des göttlichen Wortes mit der schlichten Aussicht zu rechnen, daß der von ihnen ausgestreute Same zumeist auf unfruchtbaren Boden fallen werde. Fürwahr, von dieser Seite betrachtet, hat das Amt des Predigers auf der Kanzel wenig Verlockendes. Und doch ist das Wort Gottes, wie es heute auf unsern katholischen Kanzeln gepredigt wird, genau dasselbe, wie es vor ungefähr neunzehnhundert Jahren war; immer noch ist es dasselbe göttliche Wort.

Freilich ist das nun nicht so zu verstehen. Lieber Leser, als ob jedes Wort des katholischen Predigers Gottes Wort wäre, — oder als wenn man die Predigt in demselben Sinne „Gottes Wort“ nennen wollte, in welchem man die heilige Schrift also bezeichnet. Nein, die katholische Predigt heißt nur insofern „Gottes Wort“, als der Prediger die Lehre des Christentums vertritt, und insofern diese christliche Lehre das Wort (die Offenbarung) Gottes an die Menschheit ist. Diese Offenbarung, dieses Wort, ist — so verschieden auch in der ganzen katholischen Welt gepredigt wird — in sich selber, in seinem Wesen, doch nicht verschieden. In dieser Hinsicht ist eine Aenderung ganz unmöglich, weil unser Herr und Heiland „bei Seiner Kirche bleibt bis zum Ende der Welt“ (Matth. 28.).

Welche Majestät wohnt in diesem Worte! Um uns Seine unerforschlichen Geheimnisse wissen zu lassen, hat Gott zur Menschheit geredet durch die alten Patriarchen und Propheten und zuletzt durch Seinen eingeborenen Sohn Selbst. Sein Wort belehrt mich darüber, daß dieser unendliche Gott, obwohl einfach in Seinem Wesen, doch dreifach in den Personen sei; ich werde weiter darüber belehrt, daß das ewige, unerhoffene „Wort“ (Gott Sohn) in der Zeit Mensch geworden und auf Golgatha Sich für unser Heil geopfert hat als „das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt“, — und daß dieses göttliche Opfer von Golgatha täglich unblutigweise erneuert wird auf allen Altären der ganzen katholischen Welt, bis der Sohn Gottes mit Macht und Herrlichkeit wieder erscheinen wird, um über die Lebenden und Toten endgültiges Gericht zu halten. Das sind, lieber Leser, lauter Geheimnisse, d. h. Wahrheiten, die in ein heiliges Dunkel gehüllt sind, das ihre Majestät noch erhöht und um so anbetungswürdiger macht.

Die großen Geister aller Zeiten haben gestaunt über die christliche Sittenlehre, die in dem Worte Gottes uns gelehrt wird: das Wort Gottes lehrt nämlich, daß ich nach einer ewig dauernden Glückseligkeit streben soll, die der unendliche Gott im Himmel Selber genießt; daß ich daher mein Herz nicht allzusehr

an die irdischen Dinge hängen soll; daß ich demütig, sanftmütig, geduldig sein, meine Leidenschaften bezähmen und in allem das erhabene Beispiel meines göttlichen Erlösers, soweit dies mit Hilfe der göttlichen Gnade möglich ist, nachahmen soll. Wie haben die Heiden einst gestaunt, als sie die Christen der ersten Jahrhunderte die erhabene, bis dahin ganz unerhörten Tugenden ausüben sahen, die das Wort Gottes vorschreibt!

Das Wort Gottes, soweit es in den heiligen Schriften des Alten und des Neuen Testaments niedergelegt ist, berichtet uns ferner, lieber Leser, von einer großen Anzahl staunenswerter Wunderwerke, wodurch die göttliche Allmacht von Zeit zu Zeit vor aller Welt sich kundgab. Wir sehen in altersgrauer Zeit eine auf Jehovahs Geheiß gebaute Arche, die das treu geliebte kleine Hünflin der Kinder Gottes rettend, über die große Wasserflut daherschwimmt, von der die übrige ganze Menschheit wegen ihrer Gottvergessenheit verschlungen wird. Wir sehen das rächende Feuer vom Himmel fallen, um die Stadt Sodomä mit ihrer ruchlosen Einwohnerlichkeit zu verzehren. Wir sehen das auserwählte Volk Gottes durch eine wunderbar ausgetrocknete Meeresstraße ziehen zum Berge Sinai, wo ihm unter Donner und Blitz „das Wort Gottes“ in den zehn Geboten verkündet wird, die das göttliche Fundamentgesetz bleiben werden bis zum Ende der Tage.

Doch ich würde kein Ende finden, wenn ich nur diejenigen Wundertaten erwähnen wollte, die einst vor den Augen des ganzen jüdischen Volkes zu dessen Heil gewirkt wurden und die Majestät des göttlichen Wortes bekräftigten.

Erinnern wir uns nur noch, lieber Leser, wie Gottes Wort (in der hl. Schrift) überall die Weisheit, Allmacht, Gerechtigkeit, Güte und Vorsehung des Allerhöchsten predigt, und wie die von dem göttlichen Worte begeisterten Männer in einer Erhabenheit des Ausdruckes und mit einer Freimütigkeit reden, die man bei weltlichen Schriftstellern vergebens sucht. Mit welchem Freimuth tritt z. B. der große Prophet Elias vor den gottlosen König Achab, und der große Vorläufer Jesu, Johannes, vor den ehebrecherischen König Herodes! Welch' eine Majestät hat das Wort Gottes im Munde des hl. Apostels Paulus! Der römische Landpfleger zittert ja förmlich vor ihm! Welch' eine Majestät hat dieses Wort im Munde des Apostels Petrus, da er vor dem Hohen Räte der Juden steht: er bringt die Hohenpriester und Schriftgelehrten zum Schweigen, denn sie vermögen den Apostel nur zu widerlegen durch Kerker und Geißeln!

Sieh da, lieber Leser, die Majestät des göttlichen Wortes! Welch' erhabene Begriffe von unserem Gott und von unserer wahren Bestimmung verdanken wir ihm! Welch' edle Bestimmungen müßte aber auch dieses Wort in uns erwecken, wenn wir die Majestät dieses Wortes nur einigermaßen auf uns einwirken ließen!

S.

Der Sturm auf eine französische Kirche.

Von einem furchtbaren Schauspiel, das sich vorige Woche in der Kirche St. Pierre du Gros Caillou zu Paris abspielte, geben wir hier nach der „Trier. Landz.“ eine passende Schilderung. Es ist der Berichterstatter eines großen Pariser Blattes, der selbst unter den belagerten Katholiken war, welcher also schreibt:

Es war eine wirkliche Belagerung, was die Polizei um die Kirche du Gros Caillou ins Werk setzte. Es gibt hier keinen freien Platz vor dem Gotteshause, wie vor St. Etienne. Die Kirche steht ziemlich direkt an den Bürgersteig, und liegt 20 Meter weit vom Kopf der Dominikusstraße, welche ziemlich eng ist. Ein großes Aufgebot von Polizei und republikanischer Garde zu Fuß und zu Pferd ist vorhanden. Gegen 12 Uhr bereits nimmt die republikanische Garde Stellung, entfernt auf 200–300 Meter, alles Volk von der Kirche

und besetzt dann die nächsten Straßen. Alle Tore der Kirche sind geschlossen. Um 2½ Uhr verlangt eine Gruppe von Beamten, der Polizeipräfekt an der Spitze, die Oeffnung des Haupttores, welches jedoch verschlossen bleibt. Der Polizeipräfekt versucht, seine Wünsche an den Mann zu bringen, indem er sich an Personen wendet, die hinter einem Rundfenster stehen, das unter dem Dach einer längs der Kirche vor einigen Jahren angebauten Kapelle angebracht ist. Aber durch dieses Fenster vernimmt man nur Protestrufe aus dem Innern.

Lepine, der Polizei-Präsident, kündigt an, daß er dreimal seine Aufforderung wiederholen und dann Gewalt anwenden werde. Vom Innern ruft man: „Schießen Sie, wenn Sie wollen!“ Polizeilaganten versuchen, die Türe der Kapelle einzuschlagen. Man hört Artschläge, die lange andauern. Durch das obere Fenster fallen verschiedene Gegenstände, die man gegen die Angreifer schleudert. Nun ist die äußere Türe gesprengt. Dieselbe Arbeit muß nun auch beim inneren Zugang vorgenommen werden. Die 2. Türe ist verbarilladiert. Von neuem laute Artschläge. Draußen staut sich die Volksmenge; ihre Haltung ist ganz zugunsten der Personen, die innerhalb der Kirche protestieren. Außer dem Personal der Kapellen, die aus allen Ecken von Paris mobil gemacht sind, hört man sehr wenige Rufe, die den Mierus feindlich wären. Um 2 Uhr 45 Minuten kommt die Feuerwehre und setzt eine Pumpe in Bewegung. Sie richtet den Wasserstrahl gegen ein Fenster der linken Türe. Man richtet eiserne Leitern auf, Gehmäl versuchen die Pompiers hinaufzuklettern; jedesmal müssen sie eiligst wieder heruntersteigen unter dem Regen von Holzstücken, von Staub und, wie man sagt, auch von Pfeffern. Ein neuer Versuch wird auf der linken Seite der Kirche gemacht. Auch hier arbeitet man, um eine Türe einzuschlagen, die aber durch Leitern stark verbarilladiert ist. Der Feuerwehre gelingt es, eine Lauge bis zu einem Fenster hinaufzubringen und nun ergießt sich eine Unmenge von Wasser in die Kirche. Unterdeß hört man immer die Artschläge und das Geräusch der Pumpen.

Das Innere. Um 2 Uhr ist die Kirche durch eine gedrängte Volksmenge besetzt. Mit Mühe gelingt es dem Pfarrer, sich einen Weg zur Kanzel zu bahnen.

„Meine Freunde, meine teuern Brüder,“ sagt er, „mein erstes Gefühl ist die Dankbarkeit. Ich danke Ihnen für diese großartige Kundgebung, die durch Niemanden veranlaßt ist und die ganz allein das Ergebnis der gerechten Entrüstung über den bevorstehenden, unwürdigen Akt ist. Ich bitte Sie, dieser Manifestation den erhabenen Charakter zu verleihen, der ihr zukommt. Bewahrt die Ruhe, welche uns die heilige Sache, die Sie alle ja verteidigen wollen, auferlegt. Ich wünsche also, daß Sie das Beispiel nicht einer ungeordneten Bande, sondern einer festen, disziplinierten Armee befolgen. Es hat vielleicht den Anschein, als wolle ich mich hier zum Ziel als Herrn ausspielen; es ist aber nur der Gedanke an unsere Würde, die mich besetzt.“

Halte Euch eng um mich geschart. Ich bin nur der Stellvertreter des Kardinalerzbischofs von Paris, der uns befehlt, keine Beihilfe zur Inventuraufnahme zu gewähren, und jetzt gegen diese Maßregel zu protestieren. Ich bin der Hüter der Disziplin, wir haben alle nur ein Herz und Hirn, werdet sicher meine Befehle hochhalten. Ich bitte Euch inständigst, unsere heilige Sache nicht zu kompromittieren dadurch, daß Ihr gewissen unklugen Kundgebungen des Eifers nachgibt. Wir sind alle Verteidiger derselben Sache; macht nicht die Frage zu einem öffentlichen Versammlungspunkt.“ (Warmer Beifall).

Herr Oberlin, früher Gemeinderat, ergreift das Wort:

Herr Pfarrer, Sie sprechen als Pfarrer und Sie gehorchen dem Erzbischof. Ich beglückwünsche Sie dafür. Aber wir Pfarrer sind von St. Pierre du Gros Caillou, wir wollen unser Eigentum verteidigen. Diese Kirche gehört uns, der Pfarrei. Kein Inventar kann also aufgenommen werden, bevor der Besitzwechsel eintreten wird. Die Agenten des Fiskus haben hier nichts zu tun. Vor 25 Jahren bereits sagte Herr Coustant, daß die Katholiken immer geschlagen würden, weil sie keinen Widerstand zu organisieren verständen. Wir werden also widerstehen.“

Und von allen Seiten ruft man: „Nieder mit den Dieben! Freiheit! Freiheit!“ Es entsteht eine Bewegung. Man versperrt den Eingang mit Stühlen. Die Orgel erküllt die weiten Hallen mit ihren mächtigen Akkorden. Mit einer unbeschreiblichen Begeisterung singt man die Hymne: „Wie wollen Gott zum König.“ „Katholiken und Franzosen allezeit,“ und das Gloria.

Plötzlich ein schrecklicher Zusammenstoß. Die Gläubigen werden bis zum Chor zurückgedrängt. Die Kirchenfenster liegen in Schutt. Die Belageter stürmen gegen 3 Uhr durch eines der Fenster. Man stellt ihnen Barrikaden von Stühlen entgegen. Die Beschützer werden umgeworfen. Und immer wiederholt die Menge: *Nous voulons Dieu c'est notre roi!* (Gott soll unser König sein!)

3 Uhr 20 Minuten. Es ist unmöglich, die Kirche zu verlassen, alle Ausgänge sind versperrt. Die Splitter eines zertrümmerten Glasfensters fallen auf die Masse, die im Innern zusammengedrängt ist. Die Schutzleute und Feuerwehrlente stoßen die Gläubigen brutal zurück; Ambulanzwagen werden herbeigeholt. Die Kirche bietet einen traurigen Anblick; das Mobiliar ist zum Teil zerbrochen, der Boden überflutet. Man wälzt bis über die Knöchel im Wasser. Verwundete werden hinausgetragen.

An der Ecke der Malarstraße draußen ist der Durchgang vom Volk versperrt und die veritene Garde stürmt, um die Menge zu zerstreuen. Man kennt die Zahl der Verwundeten noch nicht. Derjenige, der diese Zeilen in aller Hast schreibt, ist genötigt, eine Leiter zu holen, um dann aus dem Pfarrgarten in die Universitätsstraße zu springen.

Endlich sind die Delegierten des Enregistrementsamts eingedrungen und kommen durch Berge von zerbrochenen Stühlen, immer von diesen Polizisten umringt, bis zum Vordor. Hier tritt ihnen der Herr Pfarrer von Gros-Cailou ganz ergriffen, aber doch in würdiger Haltung, entgegen und liest den Beamten folgenden Protest vor:

„Mein Herr, Sie kommen, um den Inventar der Güter unserer Kirchenfabrik aufzunehmen. Das eriv, was Sie finden und was Sie in Ihrem Protokoll verzeichnen werden, ist eine Vorwahrung gegen den ungerothen und veyatorischen Akt, den Sie vollziehen wollen. Wenn das Gesetz für diesen Akt ist, so ist doch das Recht dagegen. Die Kirchengüter gehören weder dem Staat nach der Stadt Paris, sondern den Katholiken, die sie geschenkt haben, oder für die sie geschenkt worden sind. Gelegentliche, vom Sach eingestrichelte Gesetze vermögen nichts gegen die Vorschriften des ewigen Gesetzes.“

Ich protestiere also dagegen, daß der Staat oder die Stadt die Hand auf unsere Kirche, auf die Kultusgegenstände, auf das Pfarrhaus lege, das auf Kosten eines Pfarrers von Gros-Cailou auf einem Gelände, das er selbst bezahlt hat, erbaut wurde, und das derselbe Pfarrer nur der Stadt Paris geschenkt hat — Ironie des Geschicks — um seinen Nachfolgern dessen Uebernahme zu erleichtern.

Ich protestiere im Namen des hochwürdigen Herrn Erzbischofs, des Kirchenrates des gesamten Klerus und Volkes der Pfarrei und — ich füge es mit Vertrauen hinzu — im Namen aller ehrlichen Leute, die geärgert und empört sind durch eine schon zu lange Reihe von feigen Ungerechtigkeiten und gottesbräuerischen Diebstählen.“

Baron Xavier de Meille, Mitglied des Kirchenrates, protestiert seinerseits in folgenden Ausdrücken:

„Nicht nur als Kirchenvorstandsmitglied, sondern auch als Volksvertreter lege auch ich Verwahrung ein. Denn, wenn die Rechte der Kirche geschändet werden, sind dadurch der Wille des Volkes mißkannt und verraten. Sie können an die Spitze Ihres Inventars schreiben, daß Sie in dieser durch Sie verwüsteten Kirche eine Menge von Christen gefunden haben, die für Sie einen letzten Ruf an die Barmherzigkeit desjenigen richten, dessen Gerechtigkeit Sie heute zu verkehren wagen.“

Dann beginnt der Regierungsbeamte mit der Aufzeichnung des Kirchengutes. Als die Beamten sich wieder entfernten, ist die ganze Straße in zitternder Aufregung. Die Katholiken rufen: „Es lebe die Freiheit!“, die revolutionären Sozialisten: „Nieder mit den Pfaffen, ha, ha!“ Zahlreiche Verhaftungen werden vorgenommen, unter diesen Gaston Remy, Redakteur an der „Libre Parole“ und der frühere Gemeinderat Odélin. Abends um 11 Uhr werden noch 47 Verhaftungen aufrechterhalten; Aelstige und arme Kammerdiener, Jung und Alt hant durch einander. Ein Student war im Kampf ernstlich verletzt worden, er wird noch abends zu Hause verhört. Vier andere sind ebenfalls ziemlich schwer verwundet, darunter ein Priester und ein Redakteur. Abends bis spät in die Nacht ist die Aufregung im ganzen Stadtviertel ungeheuer die polizeilichen Gewaltschläge haben die tiefste Wirkung hervorgerufen. Die Erstürmung einer Kirche läßt alle Gewissen erwidern, selbst jene, wo anscheinend kein religiöses Gefühl mehr war.

Am Samstag Morgen haben die Angestellten der Kirche das Gotteshaus von all den Trümmern, den gebrochenen Stühlen und den zertrümmerten Wandelabern befreit. Der Anblick ist erschütternd. —

Drei Wochen in England.

Von E. B.

Samstag, den 8. April

Reise nach Liverpool.

Schon die ganze Woche freute ich mich auf diese Reise, hoffe ich doch in Liverpool das zu finden, was ich in Hartwich so sehr vermisst hatte. Meine Erwartungen sollten noch bei weitem übertroffen werden. Was ich dort gesehen, wird wohl mit das Interessanteste meiner Reise gewesen sein.

Um 12 Uhr Mittags sahen wir im Zuge, und es ging der Bestürze zu. Schon die Reise durch die gebirgsreichste Gegend Englands, bot des Interessanten so viel, daß man unmöglich alles zu Papier bringen kann. Es war ein interessantes Bild, das in mannigfaltiger Abwechslung am Koupee Fenster vorbei flog. Die ganze Gegend zeugte von dem Schaffenseifer und Industriegeiste der Engländer. Wir eilten vorbei an Städten und Dörfern und durchsausten reizende Landschaften. Eingeeugt von gigantischen Felswänden eilte der Zug durch Gebirgschluchten und es ging von einem Tunnel in den andern, um alsdann wieder ohne Aufenthalt dem Ziele zuzusteuern. Wir passierten Bradford und Halifax sowie das vom Rauch geschwärmte Manchester.

Manchester, eine Stadt größer denn Leeds, eine halbe Minute Aufenthalt und weiter rast der Zug mit einer Geschwindigkeit, die einen zeitweise schwindelig machte. Ohne Rast und Ruhe geht es voran, unaufhaltsam, als mühte die Zeit gestohlen werden. „Vorwärts“ ist hier die Devise. Ich muß sagen, daß ich mich nach diesen Fahrten weniger wohl fühlte, als nach der Seereise bei meiner Hinfahrt nach England. Gegen 3 Uhr „Liverpool“. Endlich! Nach fast dreistündiger Fahrt. Man schwankt beim Verlassen des Zuges.

Gleich nach der Ankunft lenkten wir unsere Schritte zur See, zu den Docks. Untermwegs sahen wir die Ezhangen, auf deren weitem Hofe der lebhafteste Baumwollhandel stattfindet, der gerade in Liverpool der meist gehandelte Artikel ist. Wir kommen zum Landungsplatz der Seedampfer, ich mußte einen Augenblick still stehen, um dieses Leben und Treiben zu überblicken. Zählte ich doch zur selben Zeit nicht weniger als 25 Tramwagen, und jeden Augenblick mehr, immer neue, während die ersteren in allen Richtungen dahinführen. Jede Sekunde wechselte das Bild, fort während, ohne zu rasten. Eine Fahrt mit der Hochbahn führete uns vorbei an all den Docks, und man hätte zehn Augen haben müssen, um alles genau betrachten zu können. Jeden Moment hätte ich einem Punkte verweilen mögen, aber unaufhaltsam ging es voran! Da sah ich sie vor mir liegen diese kolossalen Anlagen, die den Ocean durchkreuzen. Ueberwältigt war ich bei dem Anblicke alles dessen, was sich mir hier neues bot. Wir verließen die Bahn und hatten das Glück den Personen-dampfer *Valtie* in Dock zu finden. Es ist dies der größte Dampfer Englands, der Gesellschaft „White Star Line“. Eine Größe, die einen, der zum ersten Male diese kolossalen Schiffe sieht, geradezu überwältigt. Wenn man diesen Riesenbau betrachtet, kann man es kaum für möglich halten, daß er sich fortzubewegen vermag. Einen wirklichen Begriff bekommt man erst bei der Besichtigung des Innern. Da sind hunderte Kabinen, da sind Salons, wo einige hundert Personen Platz finden, da sind Wandelgänge und Maschinenräume von ganz gewaltiger Ausdehnung. Viel der Dampfer doch Unterdunft für dreitausend Personen und vermag er im Notfall etwa 7000 zu fassen. Das Promenadendeck ist, so breit und lang wie eine Straße. Bis zur höchsten Brücke, von wo der Kapitän einen Blick über das ganze Schiff hat, sind wir hinaufgestiegen, es ist eine gewaltige Tiefe bis zum Wasserspiegel. Neben die Frachtschuppen hinweg hat man sogar einen Blick bis zur offenen See.

Interessant war auch ein Gang durch die endlosen *Frucht-hallen*, wo tausende Kisten, Tonnen und Kisten aufgespeichert waren, ihrer Verladung in die ganze Welt harrend. Wir schienen vom Glück sehr begünstigt zu sein, denn als wir am Ufer des River Mersey vorbeispazierten, sahen wir gerade eines dieser Riesenschiffe, das soeben den Landungsplatz verlassen, der offenen See zuzusteuern. Es war ein herrlicher, untergeßlicher Anblick. Die Sonne sandte ihre Strahlen so

wohlwollend auf uns hernieder, daß wir glaubten, im Frühling zu sein. Dann die wachhaft herrliche Szenerie. Zu unseren Füßen in leise plätschernden Wellen der gewaltige River, wohl mehr, denn doppelt so breit, wie der Rhein. Auf der anderen Seite die Häuser und Türme des Liverpool gegenüberliegenden New Brighton, dann auf einem Landvorsprunge der gewaltige Leuchtturm und dann in unabsehbarer Ausdehnung die offene See, belebt von Segelbooten, Dampfern und Schiffen. Dann dieses gewaltige Ungetüm, dieser Riesendampfer, der ganz ruhig, majestätisch, schwarze Rauchwolken hinter sich lassend, die Reise zu einem anderen Welttheile antrat. Es war herrlich. . . .

Aber Vorwärts, rastlos Vorwärts ist die Devise. Und vorbei ging es an all den gewaltigen Dampfern, die friedlich in sicherem Port lagen. Da stand in großen Lettern: Liverpool-Arabien, dort: Liverpool-Asien, Indien, Afrika, Brasil und so weiter mehr. Ueber unzähllich bewegliche Brücken, über riesenhafte Schleusen hinweg ging es dem Landungsplatze zu. Bald schwammen wir in kleinem Dampfer auf dem Rücken des River dahin. Ein Miniatur-Dampfer im Verhältnis zu dem eben gesehenen, aber immerhin größer als ein Schnell-dampfer der Rheinfahrt-Gesellschaft. Etwa 10 Minuten dauerte die Ueberfahrt von einem Ufer zum andern. Beim Dichte der Laterne durchfahren wir dann im Dämmerlichte die Stadt. Aber es war zu viel gewesen, das all zu sehen war und der Geist verlangte sein Recht nach Ruhe. Ich war froh, im Tram einige Augenblicke meine Augen schließen zu können. Nach einem köstlichen Souper bei Bekannten meiner Begleitung ging es gleich wieder zur Bahn, sodas wir von der eigentlichen Stadt sehr wenig gesehen. Da wir zunächst den falschen Tram genommen, kamen wir so spät zum Bahnhof, daß wir mit knapper Not den Zug erreichten. Die lange Heimreise, überfüllte Coupes und rasendes Tempo nahm mich fast mit und völlig übermüdet kamen wir gegen Mitternacht wieder in Leeds an.

Ich freute mich wirklich am Tage nach meiner Liverpoolreise, vollständige Ruhe genießen zu können. Es war Sonntag und schon spät am Morgen, als ich nach einem tiefen Schlafe zum Breakfast erwachte. Ich fühlte mich geradezu krank nach der Ueberanstrengung des vorhergehenden Tages. Um 11 Uhr ging ich zur Kirche und blieb den Rest des Tages zu Hause. Heute freute ich mich über die Sonntagsitten des Engländers. Man kann von ihm mit vollem Recht sagen: „Auch am siebten Tage ruhte er.“ Die Geschäfte sind Sonntags den ganzen Tag geschlossen und der echte Engländer würde lieber hungern, als an diesem Tage auch nur das geringste einkaufen. Es erscheint keine Zeitung und wird im Hause weder gelesen noch geschrieben. Selbst in der Unterhaltung misst sich die Sonntagsstimmung und nur Choräle und Hymnen erklingen im Musikraum. Mir als Ausländer war es gestattet, meine deutsche Zeitung zu lesen. Man verzeihe mir nur, daß in Deutschland an Sonntagen Blätter herausgegeben werden. Bei wunder schönem Wetter ist es höchstens statthaft, einen Spaziergang zu machen. Dieses absolute Nichtstun und die Ruhe machten mich etwas lebhafter. Ein vor dem Schlafengehen genommenes Bad gab mir alle meine Lebensgeister wieder, sodas ich nach erquickendem Schlafe Montag neu gestärkt und gekräftigt war.

Montag ging es der Ostküste Englands zu.

Das Seebad Scarborough

war heute unser Reiseziel.

War Samstag das Panorama, das an unserem Auge vorbeizog und jeden Augenblick wechselte ein mannigfaltiges, abwechslungsreiches, so konnte heute der Blick sich ausruhen an dem frischen Grün der Wiesen und Heiden. Es sah, als ob in diesem Landstriche der Frühling mit rascheren Schritten durchs Land gezogen. Ein zarter grüner Schimmer leuchtete von den bewaldeten Hügeln und überall glaubte man das Aufkeimen der Natur zu spüren. Lebhaft trat der Unterschied der Samstag durchreisten Gegend und der jetzigen zu Tage. Industrie und Lebenshaft auf der einen, Ackerbau und ruhiger Friede auf der anderen Seite. Große Ländereien, Farmen und Wiesen folgen am Koupee Fenster vorbei. Scharen von Lämmern erblickten wir auf der Weide und herrliche Landschaftsbilder erfreuten unser Auge. Hier brauchte man nicht die Gunst des Augenblicks zu erhaschen. Mit Ruhe genossen wir die herrliche Szenerie, die fast ununterbrochen dem Blicke sich darbot. Da war nicht das Hasten und Jagen der vorwärts strebenden Industrie, da galt nicht die Devise „Vorwärts“, wenn auch das Dampfrohr in rasendem Tempo dahinjagte.

Es war ein herrliches Bild kurz vor Malton. Ein flatter

freiter Bach schlängelte sich in sanften Krümmungen durch das Tal, das zu beiden Seiten von bewaldeten Hügeln eingeschlossen war. Es war keineswegs die beängstigende Enge der felsigen Gebirgsschluchten im Westen von England. In einer Wiese auf einem Holzpfosten stehend, erblickten wir einen herrlichen Hasen, dessen buntschimmerndes Gefieder leuchtend von dem Braun des Aders abstach. Wie etwas allgewohntem schaute er dem dahin eilenden Zuge nach und nichts störte ihn aus seiner majestätischen Ruhe.

Grüne Gefilde, lachende Auen,
Blumige Boete — herrlich zu schauen,
Sonnige Täler — duftige Höhn,
Erde, wie bist du so schön.

Auffallender Weise findet man verhältnismäßig wenig Großvieh, meistens Lämmer, Schafe und Widder und nur vereinzelte Stübe. Interessant sind die Pferde, die in zahlreicher Menge weiden und beim Herannahen des Juges in Galopp davon rennen.

Scarborough, eine kleinere Stadt, steht momentan unter dem Einbrude der geschlossenen Saison. Gegenüber den randgeschwärtzten unruhigen Großstädten ein niedlicher Ort, der mit seinen freundlichen Häusern einen properen Eindruck macht. Nachdem bisher gesehen machte es Freude, einmal durch diese ruhigen, sauberen Straßen zu wandern, wo im Hochsommer allerdings auch ein dichtes Menschengewoge herrscht. Wir begaben uns gleich zur Küste. Ein herrlicher Anblick. Das war die See, die romantische See, deren nichtendendes Rauschen und Brausen eine unvergeßliche Melodie ins Ohr klingen läßt. Zum ersten Mal hörte ich dieses Rauschen der Wellen, die unaufhörlich ans Ufer schlugen.

Wir gingen ganz ans Wasser hinan und ließen das Spiel der Wogen bis zu unseren Füßen dringen. Vom Strande gingen wir zum Fischerhafen, wo mindestens 30 kleine Dampfer vor Anker lagen. Sehr interessant waren die Hallen, wo die gefangenen Fische verladen, verkauft und nach ganz England hin verfrachtet wurden. Wenig erquickend war der „Wohlgemuth“, der an solchen Orten unvermeidlich ist. Ein Leuchtturm sendet sein Licht ins Meer hinaus, den nur Nachts arbeitenden Fischern den Heimweg zeigend.

Ein herrlicher Anblick, den vielleicht manch weniger interessant finden, bot sich mir an einer anderen Stelle der Küste, wo, im Gegensatz zum Strande, das Meer seine Wellen bis direkt zum Damme schlug. Wir standen hoch oben und tief fentrecht unter uns ragten scharfe gewaltige Felsen aus dem Meere empor. Und immer kamen die Wellen, unaufhörlich schlugen sie gegen die Steinmauer des Dammes, mit ihrem wehen Gischt die Felsblöcke überschwemmend. Es war, als lehnten sie sich auf gegen die Fessel, die kundige Menschenhand ihnen gelegt, als wollten sie mit aller Gewalt die Steinmauer überspielen und mit sich in die Tiefe reißen. Das war ein Rauschen, Rauschen, Brodeln und unaufhörlich, unermüdblich kamen und gingen die Wellen, große und kleine. Zeitweise wurden wir sogar auf unserem hohen Standpunkte vom Gischt wie von einem feinen Sprühregen überrieselt.

Und es wallei, und siede, und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel sprühet der dampfende Gischt,
Und Blut auf Blut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Hunderke von Möben flatterten umher, oder saßen etwas entfernt vom Ufer wie Enten auf dem Wasser, gleichsam auf den Wellen tanzend. Vor uns in unerschöpfbarer Weite nichts als Meer und wieder Meer. Man konnte kein Ende erblicken. Einfach wunderbar! Das Rauschen und Rischen der an den Felsen sich brechenden Wellen erzählte so mancher Geheimnisvolle und redete eine so eindringliche Sprache, daß man unwillkürlich zu sinnenden Gedanken gestimmt wurde.

Nach einer Mahlzeit ging es gegen 3 Uhr wieder nach Leeds zurück. Die Heimfahrt war angenehmer, der Zug nicht so besetzt man konnte es sich im Koupee bequem machen, sodas wir wenn auch ermüdet, doch nicht übermüdet zu Hause ankamen.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 8.

Düsseldorf, den 25. Februar.

1906.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag Quinquagesima. — Das Wort Gottes. — Das Taftgefühl der Frauen. — Das größte Panzerschiff. — Drei Wochen in England.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum Sonntag Quinquagesima.

Evangelium nach dem hl. Lukas XVIII, 31—43.
„In jener Zeit nahm Jesus die Zwölfs zu sich, und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird Alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist. Denn er wird den Heiden überliefert, mißhandelt, gegeißelt und angespien werden; und nachdem sie ihn wunden gegeißelt haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen, es war diese Rede vor ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward. Und es geschah, als er sich Jericho näherte, sah ein blinder am Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er was das wäre? Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikomme. Da rief er und sprach: Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und die vorangingen, fuhren ihn an, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte, fragte er ihn und sprach: was willst du, daß ich dir tun soll? Er aber sprach: Herr, daß ich sehend werde! Und Jesus sprach zu ihm: Sei sehend! dein Glaube hat dir geholfen! Und sogleich ward er sehend und folgte ihm nach, und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.“

Das Wort Gottes.

II.

Wie es unserm Herrn dort auf dem letzten Gange nach Jerusalem mit seinen noch immer glaubenschwachen und irdisch gesinnten Jüngern erging, als Er ihnen von Seinem bevorstehenden Leiden redete: so ergeht es auch jetzt noch unserer heiligen Kirche, lieber Leser, mit vielen ihrer Kinder, wenn sie ihnen von Buße und Abtötung und von der Nachfolge unseres leidenden Erlösers predigt. Der Heiland erinnert Seine Jünger, um sie nach und nach mit Leiden und Drangsalen vertraut zu machen, an das, was die Propheten vom Messias geschrieben hatten: Er weisagte, daß alles dieses in kurzem an Ihm sich erfüllen werde: Er werde den Heiden ausgeliefert, verhöhnt, gegeißelt und ans Kreuz geschlagen werden. Das wollte freilich den Jüngern nicht in den Kopf: „Sie verstanden nichts davon; das Wort war ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was Er ihnen sagte.“ — Auch unsere heilige Kirche erinnert in diesen Tagen, an denen die Welt es besonders liebt, alle sinnlichen Genüsse in maßloser Weise sich zu erlauben, an das Leiden unseres göttlichen Erlösers und will, daß wir Herz und Sinn darauf gerichtet halten; sie gibt sich Mühe, ihren Kindern jene schädlichen Genüsse zu verleiden; sie möchte Alle überzeugen, wie notwendig es sei, „das Fleisch mit allen seinen Gelüsten zu kreuzigen“, sich selbst zu verleugnen und dem Heilande auf Seinem Leidenswege nachzufolgen. Allein auch sie predigt vielfach tauben Ohren.

Warum? Nun, viele ihrer Kinder sind so weltlich gesinnt und gestimmt, daß sie nichts verstehen von dieser Heilslehre; der Sinn des Wortes „Abtötung“ ist ihnen verborgen, und sie begreifen nicht, was ihnen durch „das Wort Gottes“ über Eitelkeit und Sinnlosigkeit und über die schlimmen Folgen unvorsichtig und unmäßig genossener Freuden gepredigt wird.

Du, lieber Leser, bist nicht so gesinnt und gestimmt. Das schließe ich daraus, daß Du den ernst gehaltenen Betrachtungen dieser „Blätter“ bisher Deine Aufmerksamkeit geschenkt hast. Du gehst sicherlich auch der mündlichen Predigt des göttlichen Wortes nicht aus dem Wege, zumal in der nun in einigen Tagen beginnenden Fastenzeit. Es würde mich nicht wenig freuen, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, daß Du mit noch größerem Eifer, als bisher, den Fastenpredigten in Deiner Pfarrkirche beivohnst.

Wir sprachen jüngst von der Majestät des Wortes Gottes; heute soll uns seine Nützlichkeits befähigen, insofern es unsere Christenpflichten nachdrücklich uns vorhält, — uns allen ohne Ausnahme: Könige und Fürsten, Obrigkeit und Untergebene, Eltern und Kinder — Alle lernen aus dem Worte Gottes, wie sie sich in dem Stande, in dem Berufe, in dem sie von Gott gesetzt wurden, verhalten müssen, um einst vor dem göttlichen Richter bestehen zu können.

Das von der Kirche Jesu gepredigte, göttliche Wort lehrt die Fürsten und Machthaber dieser Erde, daß sie noch einen höheren Herrn über sich haben, und daß sie weniger durch ihren Rang, als vielmehr durch ihr Tugendbeispiel glänzen sollen. — Dieses göttliche Wort lehrt die Obrigkeiten, daß sie Gerechtigkeit zu üben haben: daß sie das Laster nicht losprechen, wenn es mächtig ist; daß sie es nicht fürchten, da es zu strafen ist; daß sie es nicht schonen, wenn es Geschenke bietet und bestechen will. — Dieses göttliche Wort lehrt die Kaufleute, daß sie den Geldgewinn nicht überschätzen; daß sie in den Mitteln, die sie zu ihrer Bereicherung anwenden, nicht den Eigennutz, sondern ihr Gewissen sprechen lassen. — Das göttliche Wort lehrt den Handwerker und den Arbeiter, daß er die Klippen vermeiden soll, die ihn und seine Familie notwendig zu Grunde rücken; ich denke da vor allem an die heute grassierende Veranlagungslust und an den Festschwandel unserer Zeit mit seinen Trinkgelagen und sonstigen Ausschreitungen. Durch einen andächtigen Aufblick, besonders am Morgen eines jeden Arbeitstages soll der Arbeiter sein beschwerliches Arbeiten und Schaffen auch in religiöser Hinsicht wertvoll zu machen suchen, damit er auch von seinem höchsten Herrn den verheißenen Lohn erwarten dürfe. — Das göttliche Wort lehrt die Väter und Mütter, daß ihre Haupt Sorge nicht auf das leibliche Leben ihrer Kinder sich beschränken dürfe, sondern daß deren höheres, über-

natürliches Leben vor allem zu pflegen und zu festigen sei, — während andererseits die Kinder belehrt werden, wie sie in den Eltern die Stellvertreter Gottes zu verehren haben und daß sowohl das zeitliche wie das ewige Wohlergehen von der treuen Beobachtung dieser Pflicht bedingt ist.

Und wie predigt das von der Kirche verkündete göttliche Wort dem Sünder, der auf Abwege geriet! Während das Wort Gottes da einerseits gleichsam die Hölle unter seinen Füßen aufreißt und einen Pfad zur Hölle in den schrecklichen Abgrund, den die ewige Gerechtigkeit für den verstockten Sünder bereit hält, — verweist dieses göttliche Wort andererseits in der rührendsten, ergreifendsten Weise auf das Beispiel des „verlorenen Sohnes“, der wieder in sich geht, sich dem beleidigten Vater zu Füßen wirft und zu seiner höchsten Ueberraschung, statt eines erzürnten Richters, den liebevollsten, väterlichsten Vater wiederfindet.

Und wie erst redet dieses erhabene göttliche Wort dem Gerechten zu! Was kann für ihn tröstlicher sein, als jene Wahrheiten, die ihn im Guten bestärken; tröstlicher als die göttlichen Verheißungen eines Sohnes, der alles irdische Glück in unendlichem Maße übersteigt? — Bist Du mit irdischen Gütern gesegnet, lieber Leser, so macht das Wort Gottes Dich auf die Gefahren des Reichthums aufmerksam; es mahnt Dich aber auch mit allem Nachdruck, daß Du nur „Verwalter“ bist, und daß Dein Herr einst Rechenschaft von Deiner Verwaltung fordern wird. — Befindest Du Dich aber in bedrängter Lage, wie viel Trost und Ermunterung gewährt Dir da das göttliche Wort in der hl. Schrift! Welch' erhabenes Beispiel von Geduld und Ergebung und Gottvertrauen bietet uns der fromme Job, der Ältere und der jüngere Tobias, dann der Reihe nach die Propheten, und endlich Er, der sie Alle himmelhoch übertrifft: Jesus Christus, unser göttlicher Erlöser! Im Verlaufe der dreihundertjährigen Jahre, wo Er auf Erden weilte, gab es für den göttlichen Dulder keinen Augenblick, der von Demüthigung oder Schmerz frei gewesen wäre, — und wir wollten in unsern Prüfungen und Schmerzen heimlich verzagen?

Urteile selbst, lieber Leser, von wie großem Nutzen das Wort Gottes für Dein ewiges Heil ist, und mühe die bevorstehende heilige Duffzeit recht aus zur fleißigen und aufmerksamen Anhörung dieses göttlichen Wortes!

S.

Das Taktgefühl der Frauen.

Von Albertine Albrecht, Düsseldorf.

Haben wir Frauen das Taktgefühl, als freundliche Gabe eines gütigen Geschicks mit auf unsern Lebensweg bekommen, so dürfen wir uns mit Recht darüber freuen, daß wir zu den Auserwählten gehören, von denen ein bekanntes Dichtervort sagt: „Wißt Du wissen, was sich ziemt, so frage nur bei euren Frauen an!“ Wie uns aber die holde Gabe versagt, so hat vielleicht die weiße Einsicht einer guten Mutter, den Mangel an Taktgefühl bei ihrem Kinde mit dem Nutzen Blick sorgender Liebe erkannt und ihr ganzes Erziehungsgeheimnis aufgeboten, uns zu diesem schönen, edlen, das Leben der Frau so reich gestaltenden Gefühl zu erziehen. So haben wir uns an Takt gewöhnt, er ist und bleibt mit unserm Denken und Handeln aufs Innigste verknüpft.

Wie arm an Seelenschönheit, die doch stets den Hauptwert des Weibes ausmachen wird, erscheint deshalb die Frau, bei der das Taktgefühl weder Naturveranlagung, noch Sache der Erziehung ist! Eine taktlose Frau! Wie häßlich, wie unvorstellbar, — wie mitelberregend das Klingt!

Aber begegnen wir ihr leider nicht immer noch allzuhäufig, dieser taktlosen Frau? Beobachten wir nicht oft genug, daß sie gerade in den Kreisen zu Hause ist, wo man es am wenigsten erwarten sollte? Da muß man sich wirklich fragen, was denn alle moderne Bildung unserer aufgeklärten Zeit bezweckt, wenn sie das nicht fertig bringt, unsoren heranwachsenden Töchtern, unserer Frauen Sinn für Taktgefühl zu vermitteln! — Da ist ein Damencafé, Frau Bürgermeisterin K., Frau

Doktor P., Frau Steueramtin B. und Frau Gerichtsrat Soundso

haben sich schon neben mehreren Damen ohne Titel bei der jungen Frau Assessor zusammengesunden. Alles ist sehr hübsch und gemüthlich arrangiert, man ist und trinkt und bewundert gegenseitig die mitgebrachten „entzündenden“ Handarbeiten. Frau Assessor ist eine reizende, lebenswichtige Wirtin von sanfter Heiterkeit, ganz Parisinn, Güte und Aufmerksamkeits gegen ihre lieben Gäste. Lautlos dirigiert sie das bedienende Mädchen und die Kränzchen Damen geben sich ganz dem Zauber dieser ruhigen, vornehmen Häuslichkeit hin. Da, vor der Zimmertüre ein Klirren von Scherben, — der Dienerin ist die heiße Kaffeekanne aus den übererfrigen Händen gesplittert, und der braune Placca hat die seine, helle Plurtapele, die weißlackierte Türe mit großen und kleinen Sprüchern bemalt! Frau Assessor, das Schreckliche ahnend, springt auf, und — o Wunder, — dem reizenden Gehege der weißen Zähne, dem feinen, weichgeschwungenen Munde entströmt eine solche heiße Blut von derben Schimpfwörtern, daß die Kränzchen Schwärmer sprachlos, — und das will viel heißen, — ihre Handarbeiten vergessen und bald darauf, nachdem Frau Assessor mit hochrotem Gesichtchen an den Tisch zurückkehrt, fröstelnd die Schaltern ziehen, um sich bald darauf zu empfehlen. Schweigend öffnet ihnen das niedergebommene Mädchen die Türe. Alle sind froh, dem Hause entronnen zu sein, dessen Herrin so taktlos gegen Gäste und gegen die Diensthöflichkeit war.

Frau A. besitzt ein musikalisch sehr wohlgeordnetes Töchterchen, bezw. eine „höhere Tochter“. Nichts ist da selbstverständlicher, als daß man das schöne Talent ausbildet. Die junge Dame besucht also das Konservatorium. Selbstverständlich ist nun auch, daß die Kunstjüngerin fleißig üben muß. Aber daß sie gerade in der Mittagsstunde, in der so ziemlich alle geistig oder körperlich arbeitenden Menschen der Ruhe bedürftig sind, auf ihren zarten Händen durch das holde Reich der Töne hin und her galoppieren, oder daß sie abends spät mit rasenden Klavierakrobatenkünsten „Steine erweichen“ und Menschen rasend machen muß, das ist nicht selbstverständlich, sondern eine grobe Taktlosigkeit! Und gerade beim Klavierspielen ist der „Takt“ doch so wesentlich! —

Frau B. ist Hausbesitzerin und kassiert die Miete ein. Das Geld ist ihr die Hauptsache, die Namen der Mieter entfallen ihr. Jede Frau heißt bei ihr „Frau Dingens“, — sehr einfach und nett, nicht wahr? Augenblicklich ist ihr Namensgedächtnis aber von ausnehmender Frische. Ob das daher kommt, daß die Mieterinnen sich eines Tages verschworen, ihre Hausfrau auch nur noch „Frau Dingens“ zu nennen? —

Frau von C. macht ein großes Haus aus, sie hat viele „Leute“. Am „Ersten“ werden die Damensitten ausgebildet und zwar in der Form, daß die stolze Dame des Hauses bei jedem der Leute, wo sie ihn gerade im Hause trifft, das Portemonnaie zieht und die Auslösung „so eben“ im Vorbeigehen vornimmt. Der gebildete, fein empfindende Mensch fragt sich da vergebens: Wo bleibt der Takt?

Ja, wo er nicht ist, wird man ihn vergebens suchen! Und ist man nicht mit ihm groß geworden, wird man ihn auch kaum noch zu seinem ständigen Begleiter machen können! Darum wird der wahre, seine Takt immer die Menschen zu Gegnern haben, die ihn nicht besitzen. Man zieht taktvolles Benehmen zudem so gern ins Lächerliche. Er gehört eben zu den

„... .. Sachen,
die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.“ —

Seiner Takt sollte auch stets die Unterhaltung regieren, wenn Frauen „unter sich“ sind. Aber ist es nicht ein durchaus berechtigter Vorwurf, den man nicht nur manchen Frauen, sondern ebenso sehr unverheirateten jungen, sog. gebildeten Damen bezüglich des taktlosen Tones machen muß, der in ihren Unterhaltungen häufig herrscht? Man glaubt, wichtig und originell zu sein, wenn man Worte auf eine geistreich sein sollende Auslegung hin breit schlägt, und man fühlt nicht mal entfernt, daß man dem Reich der plattesten Jote bedenklich nahe kommt, ja, daß sich hier und da die Linien der beiden Sphären von Anstand und Nichtanstand sehr verwischen. Wer sich gegen derartige — gelinde gesagt, — Trivialitäten auflehnt ist natürlich „quasselhaft“, alt-jüngferlich, zimperlich, hausbadon usw. usw. und hat keine Idee von „Humor“! — Die besagten Witzfabrikantinnen sind natürlich auch in Herrengesellschaft gar nicht abgeneigt, irgend eine gesprochene Rudität verschämt oder — im Gegenteil — zu belachen.

Ja, um den Takt ist es eine eigene Sache! —

Nichts ist natürlicher, als daß taktlose Mütter taktlose Kinder heranziehen, die das Wort „bitte“ nicht zu lernen brauchen, weil die Diensthöflichkeit nur auf: „Hören Sie mal, kommen Sie mal, helfen Sie mir mal“, zu geborchen haben. Aber das Leben ist so hart, und mancher, der als Kind nicht bitte

zu sagen gelernt hat, muß von dem harten Leben als ge-
rechter Mensch bittend auf den Knien liegen!

Wir handeln also durchaus praktisch und vernünftig, wenn
wir unsere Kinder zu den talibollen Menschen erziehen. Dann
haben wir ihnen einen Teil des Reichthums vermittelt, der im
inneren Wert des Menschen besteht.

* Das größte Panzerschiff

Das bisher auf dieser Erde gebaut wurde, ist am Sonnabend
auf der königlichen Werft in Portsmouth vom Stapel gelassen
worden. König Eduard VII. von England, der bei diesem
Stapellauf zugegen war, hatte befohlen, daß wegen des Todes
seines Schwiegervaters, des Königs Christian von Dänemark,
Ausführungen und festliche Veranstaltungen unterbleiben
sollten. Die englischen Marinebehörden, sowie die Marine-
attachés von Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich-
Ungarn und den Vereinigten Staaten wohnten dem Stapellauf
bei. „Dreadnought“ heißt dieser englische gepanzerte
Schiffsriese. Das Wort bedeutet weiterfester, dicker Flauchholz
und Nagelholz.

Der Panzer „Dreadnought“ ist das erste Linienschiff, das
gegen 18 000 Tonnen Wasser verdrängt, und das sicher das
erste einer Serie sein wird. Drei große Neuerungen
zugleich hat sich die britische Marineleitung entschlossen bei
diesem Probebau einzuführen: Fortfall der Kanone, Turbinen-
maschinen und Erhöhung der Hauptartillerie um mehr als die
doppelte Zahl der Geschütze. — Die größten Kriegsschiffe, die
mit Turbinenmaschinen schwimmen, sind 8000 Tonnen groß,
nämlich der britische Kreuzer „Amethyst“ und der deutsche
Kreuzer „Rübe“. „Dreadnought“ ist also fünfmal so groß.
Bisher führten die neuesten Linienschiffe vier 30,5 Zentimeter
Hauptgeschütze. „Dreadnought“ erhält 10. Das einzelne Ge-
schütz wiegt 425 Kilogramm, so daß in jeder Minute ein Ge-
schosswicht von 4250 Kilogramm verfeuert werden kann. Auf
eine Entfernung von 4 Kilometer soll diesem Granatfeuer kein
gegenwärtig vorhandener Schiffsanzug gewachsen sein.

Rebrigens hat man schon früher danach gestrebt, die Schlacht-
schiffe mit zahlreichen Geschützen großen Kalibers zu armie-
ren — was ist also der Gedanke durchaus nicht. So trug der
preussische „König Wilhelm“ vom Jahre 1868 acht zehn 24
Zentimeter, der Engländer „Derkules“ von demselben Jahre
acht 25 Zentimeter, zwei 23 Zentimeter, und der jetzt abge-
rüstet zu Saigon liegende Franzose „Redoubtable“ vom Jahre
1876 führt wie seine gleichartigen Schwestern „Friedland“ acht
27 Zentimeter, die Franzosen „Courbet“, „Debatation“ von
1882 und 1879 tragen vier 34 Zentimeter, vier 27 Zentimeter.

Eine andere wichtige Neuerung besteht, wie gesagt, darin,
daß zum ersten Male Turbinenmaschinen an Bord
eines Linienschiffes gebracht sind; sie sollen dem Schlachtschiff
„Dreadnought“ eine Fahrgeschwindigkeit von 19,5 bis 20
Knoten geben, also den Abstand von der Fahrgeschwindigkeit
des Kreuzers aufs neue erheblich vermindern. Der Panzergrü-
ndel hat an den gefährdeten Stellen der Wasserlinie eine
Stärke von 30,5 Zentimeter.

Das Schiff, das von der Kiellegung bis zum Stapellauf die
unglaublich kurze Zeit von vier Monaten gebraucht hat,
soll nach seiner Vollendung, die spätestens im Januar 1907 er-
wartet wird, der Atlantischen Flotte als Flaggschiff zugeeilt
werden. Ein ähnlicher Neubau ist für das Mittelmeergeschwa-
der und für die Kanalklotte in Auftrag gegeben. Auch das
neueste Linienschiff der japanischen Kriegsflotte, das ganz aus
japanischen Material und auf einer japanischen Werft gebaut
wird, soll sich nur in belanglosen Einzelheiten von dem „Dread-
nought“ Typ unterscheiden.

Dreadnought ist das Ergebnis der in den Seeschlachten vor
Port Arthur und in der Tsushima-Strasse gewonnenen Er-
fahrungen. Und das Schiff ist nicht nur ein Werk seines Kon-
struktors, an seinem Bau und seinen Einrichtungen haben
wesentlichen Anteil die Admirale John Fisher, A. Wilson,
Charles Veresford, William Ray, Konre-Admiral Prinz
Louis von Battenberg, alles praktische Seelente, die die ober-
sten Kommandostellen in der baltischen Flotte innehatten. Das
auch in allen Seekämpfen siegreiche Japan hat die seemannische
Weisheit und Erziehung, die es der verbündeten englischen
Nation verdankt, wiedererstattet und das Ergebnis dieses
Zusammenwirkens ist der „Dreadnought“.

Eine der ersten Autoritäten Englands, Sir William
White, vordem Konstruktionschef der britischen Marine, hat
übrigens einen argen Mißklang in den Chören der Be-
geisterung über den „Dreadnought“ gebracht. In einer
Vorlesung über moderne Kriegsschiffe vor der Society of Arts
erklärte er vor einigen Tagen, er bedauere, den Bewunderern
des mächtigen Schlachtschiffes in mehr denn einem Punkte

nicht beipflichten zu können. Zuerst sei die Annahme falsch,
der „Dreadnought“ werde dank seinen zehn Zwölfsöllern zwei
oder drei anderen früheren Kriegsschiffen gleichwertig sein,
weil diese ja nur vier Zwölfsöllern führten. Das sei falsch.

Ebenso bleibe es fraglich, ob die Panzerung des „Dread-
nought“, und besonders deren Verteilung den auf sie gesetzten
Hoffnungen entsprechen werde. Die Tatsache, daß man die
Panzerung und Ausrüstung wie die Verteilung und Stellung
der Geschütze in so weitgehendem Maße dem Wunsche unter-
geordnet, das Breitseiten- und Bug-Gevo zu verstärken, lasse
schweren Bedenken Raum. Ein ebenso großer Irrtum sei es,
daß man leichtin zu der Annahme neige, in Zukunft würden
nur die schweren Geschütze in Seegeschäften ausschlaggebend
sein. Das werde schon durch die verhältnismäßig geringe
Munition verhindert, die die Schlachtschiffe für ihre Geschütze
schweren Kalibers mit sich führten.

Sir William vertrat auch die Ansicht, daß die Kosten sol-
cher Riesenschiffe nicht in einem richtigen Verhältnis
zu ihrem wirklichen Kampfwerte ständen. Man
könne für die Hochkosten des neuesten Typs ein zweites oder
drittes Kriegsschiff einer leichteren Klasse bauen und es sei
noch sehr die Frage, ob der neueste Schlachtschiff-Typ mehr
leisten könne, als zwei oder drei der kleineren Schlachtschiffe.
Neben allen diesen Punkten sei die Neigung zur Anwendung
mechanischer Kraft selbst auf die Gefahr, dadurch den Mecha-
nismus derart verwickelt zu gestalten, daß sein Versagen in
voller Aktion zu befürchten sei, so groß, daß die neuesten
Schlachtschiffstypen eine außerordentlich empfind-
same Waffe darstellten, die im Kampfe durch einige wohl-
gezielte Schüsse leicht beschädigt, wo nicht ganz wirkungslos ge-
macht werden könne. Es sei hohe Zeit, daß man zur Einfach-
heit im Detail und zu einem Mechanismus zurückkehre, auf
den man auch in voller Aktion rechnen könne. Auch der Woh-
lenvorsatz werde nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt.

Drei Wochen in England.

III.

Die folgenden Tage war etwas Ruhe. Allerdings lag
für jeden Tag eine Einladung zum Tee vor, eine, wenn
ich so sagen soll, Zeremonie, die wenig ermüdend war. Man
geht 15 Uhr hin, trinkt, ohne Abzulassen, seine Tasse Tee,
unterhält sich, und in höchstens einer Stunde ist die ganze
Sache erledigt. Eine Sitte, die stellenweise höchst langweilig
war, und wo ich die Zeit viel lieber sonst wie verbrachte,
aber — „mitgefangen mitgefangen“.

Für Donnerstag war eine Reise nach York vorgesehen.
York war ein sehr reizendes Städtchen, erinnert in seinem
schmuden Aussehen an Scarborough, jedoch fehlt die See.
Die Stadt besitzt jedoch ein Kunstwerk, ein Baudenkmal, um
das manche Städte es beneiden dürften. Es ist dies das be-
rühmte Yorkminster. Eine Kirche von erhabener Grö-
ße und Schönheit, die dem Kölner Dome ruhig zur Seite ge-
stellt werden kann. Geschichtlich steht das Münster entschieden
an erster Stelle und die weiten Erpften weisen einen Blick
von Allertümern auf, die auf eine bewegte Vergangenheit
schließen lassen. Man findet dort unten Leberreste und ganze
Altäre aus der Zeit der Heiden, Sachsen und Konstantin des
Großen. Ich habe lebhaft bedauert, den Auseinandersetzun-
gen des Führers nicht folgen zu können, sodas ich einen rich-
tigen Ueberblick und Zusammenhang nicht gewinnen konnte.

Schon beim Anblick des herrlichen Baues erkennt man
gleich, daß nicht Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte verstrichen
sein müssen, die dieser Tempel Gottes gesehen. Die ganze
Kirche steht nämlich unter dem Zeichen des Verfalls. Man
ist emsig damit beschäftigt, die herrlichen Ornamente und
Steinhanerarbeiten zu erneuern, die stellenweise so verwittert
sind, daß man nur schwer ein Gesicht oder eine Figur zu
erkennen vermag. Zweimal schon ist der Bau vom Feuer
nahezu zerstört worden, aber jedesmal wieder aus dem
Schutte neu entstanden. Ueberwältigender noch wie das Neu-
here ist das Innere. Die gewaltigen Fenster bestehen aus
den kostbarsten Glasmalereien, die zum Teil aus dem zwölf-
ten Jahrhundert stammen. Einen nach tausenden zählenden
Wert repräsentiert das Chor mit seinem herrlichen Chorküh-
len aus feinstem Nichtenholz und einem Sockel in künst-
lerischstem Schnitzwerk. Ein Gang durch das ganze Münster
war von großem Interesse. Es ist ein herrlicher Blick vom
Hauptportale der Kirche aus, wo man das ganze Mittelstück
in seiner gewaltigen Größe vor sich sieht.

Vom Münster begaben wir uns zur School of the
Blind, einer der größten Blindenanstalten Englands. Es
ist wirklich erstaunlich zu sehen, in welcher Weise diese Armen

dort ihre Zeit verbringen. Könte man nicht an Welch traurigen Uebel diese Menschen leiden, man würde ihr Gebaren wohl sonderbar finden, aber niemals denken, daß sie ihr Leben in ewiger Nacht, ihre Arbeiten in tiefer Dunkelheit verbringen. Wir wohnten einem Konzert bei, das von Jöglingen der Anstalt veranstaltet wurde. Man muß dabei immer bedenken, mit welcher Mühe das Dargebotene den Mitwirkenden beigebracht werden muß, die doch einzig und allein nur nach dem Gehör zu lernen im Stande sind. Unter diesen Umständen wurden die Chöre sowie Duette und Solovorträge geradezu meisterhaft vorgetragen und zwar mit einer Sicherheit, wie die geschulter Kräfte. Das Auffallendste ist eben bei allem die große Sicherheit. Da ist nicht das unbeholfene Suchen und Tasten, wie man dies von Blinden annehmen soll. Wir hatten Gelegenheit, in einer Turnstunde erblindete Knaben zu sehen; das dort Geleistete war geradezu staunenswerth. Mit Welch sicherer Gewandtheit diese 8—16 jährigen Knaben ihre Uebungen am Barren ausführen, würden jedem Turnlehrer alle Ehre gemacht haben. Beim Laufschrift kam auch nicht einmal Unordnung in die Reihe und der erste, ein etwa 15jähriger Knabe führte die Schaar mit der gleichen Sicherheit wie ein Sehender. Ich schloß einen Augenblick meine Augen, aber vermochte nicht, mich in die Lage dieser armen Menschen hineinzudenken.

O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges.
Sterben ist nicht,
Doch leben und nicht sehen
Das ist ein Unglück. — — —

Eine Fahrt durch die Stadt bot insofern manches Neue, als York eine Garnisonstadt ist und ich zum ersten Mal englisches Militär, Infanterie und Kavallerie erblickte. Wie bei uns die entlassenen Reservisten, so spazieren hier die Soldaten mit einem Spazierstöckchen, die Mühe oder das Barret ganz auf der Seite des Kopfes (in ihren dienstfreien Stunden) umher.

Der ältere Stadtheil von York ist fast ganz mit einer Wallmauer umgeben und die alten Tore weisen auf den Charakter einer Festung hin. Ein Kastell von düsterem Aussehen, jetzt als Militärgefängnis benutzt, erinnert lebhaft an alte Bollwerke, die kolossalen Mauern und Türme scheinen unempfindlich gegen etwa anstürmende Geschütze. Die bunten mannigfaltigen Uniformen der Rekruten bieten dem Auge eine angenehme Abwechslung. Befriedigt mit dem Verlaufe des Nachmittags kehren wir am Abend nach Leeds zurück.

Leider stand die Manchesterreise unter dem Eindrucke einer möglichst ungünstigen Witterung. Unter strömendem Regen ging die Reise von Stationen, waren wir sogar gezwungen am Bahnhofe ein Nachlassen des Regens abzuwarten. Einfach fabelhaft sind diese englischen Bahnhöfe. Leeds, Liverpool, Manchester. Selbst die kleineren Städte Scarborough und York besitzen Bahnhöfe von unglaublicher Größe. Das ist ein Getöse, ein Lärm, ein Schreien und Aufen, daß man schon vollständig die Sprache beherrschen muß, um aus diesem Wirrwarr etwas zu verstehen. Jeden Augenblick rasen Züge in die Bahnhofshallen ein, jeden Augenblick setzen an anderer Stelle unter lautem Pischen sich die Lokomotiven in Bewegung. Es ist ein ohrenbetäubender Lärm. Zeitig muß man sich nach dem Standorte seines Zuges erkundigen, um denselben nicht zu verpassen, da man manchmal ganz gewaltige Strecken gehen muß. Breite Fahrstrahlen erstrecken sich mitten durch die Hallen und beim Verlassen des Zuges ertönt es oft den Anschein, als steigt man mitten in der Stadt aus, da die Droschken direkt an der Seite des Zuges bereit stehen. Dann geben die hohen Bahnsteige dem ganzen gleich ein anderes Gepräge wie bei uns in Deutschland.

Den Nachmittag waren wir des schlechten Wetters wegen auf die Cafés angewiesen, was mir insofern recht war, da ich nach einer heftigen Erkältung wenig Verlangen hatte, dieselbe Hast durchzumachen wie in Liverpool.

Interessant war eine am anderen Tage unternommene Besichtigung des Schiffkanals und des Hafens. Obgleich Manchester meilenweit landeinwärts liegt und durch eine enge künstlich angelegte Wasserstraße mit der See verbunden ist, so sahen wir dennoch im Hafen die gewaltigen Ungethume der Frachtdampfer, die bis dort den Kanal hinauf durch eine Schleufe in die andere geführt werden. Da waren nicht nur etwa 2, 3, da waren zum mindesten 20 dieser Riesenschiffe, die dort in dem kleinen Wasser friedlich nebeneinander lagen. Eine einständige Fahrt mit einem kleinen Dampfboot führte uns an all den Dampfern vorbei durch den ganzen Hafen, der in seiner weiten Ausdehnung und den vielen Buchten manch Sehenswertes bot. Das Wetter hatte sich etwas gebessert und eine Tour auf der Kleinbahn zeigte uns die Stadt in vollen

Verkehe. Es war dasselbe Bild wie Leeds, nur in noch vergrößertem Maße. Herrlich ist das Rathaus. Doch findet man hier die Farbe Schwarz viel intensiver vertreten und alle größeren Gebäude ohne Ausnahme sind von oben bis unten wie in ein schwarzes Baruch gefüllt, daß der ganzen Stadt einen düsteren unangenehmen Eindruck verleiht.

Mein Aufenthalt in England neigte sich dem Ende zu und Dienstag den 18. April verließ ich Leeds, wo ich so manche genutzreiche Stunde verlebte und von wo aus ich die herrlichen Reisen nach Liverpool, Scarborough, York und Manchester gemacht hatte. Obgleich es nicht meine Absicht gewesen, so hatte ich mich doch auf allseitiges Anraten entschlossen, die letzten Tage in London zuzubringen, zumal mehrere Freunde mich dort erwarteten.

Nach etwa sechsständiger Fahrt traf ich gegen 4 Uhr auf der Liverpool Street-Station ein. Ich war erstaunt über die gewaltige Größe dieser Bahnhofshalle. Das vorher von den englischen Bahnhöfen Gesagte, gilt in doppelt und dreifachem Maße von diesem Treffpunkt der englischen Bahnhöfe. Auffallend ist, daß diese Bahnhöfe, da die Züge fast durchweg in Kopfstationen einlaufen, von der Straße kaum als solche erkennlich sind. Die Gebäude sind meistens Hotels und von den Fronten der anderen Häuser wesentlich nicht zu unterscheiden. Beim Betreten der Straße sah ich mich sofort mitten im regsten Verkehre der Millionenstadt. Ich war sprachlos. Man kann sich wohl kaum einen Begriff davon machen. Nur wenn man so mitten darin gewesen und dieses Gassen und Treiben gesehen, versteht man es erst sich ein Bild davon zu machen. Man muß es zu einer gewissen Fertigkeit gebracht haben, bevor man sicher und ruhig, ohne in großen Sprüngen von einer Seite zur anderen eilend eine Straße zu kreuzen vermag. Durch enge Straßen, deren Aussehen gar nicht das Gefühl in der größten Stadt Europas zu sein aufkommen ließen, gelangten wir in 10 Minuten zur Bank of England, die mitten in dem verkehrsreichsten Teile der Stadt gelegen, wohl den verkehrsreichsten Punkt bildet. Eine Anzahl Straßen laufen dort zusammen und von allen Seiten strömen die Fußgänger herbei. Nur in einer Richtung hin ist die Weiterfahrt gestattet, bis auf das Zeichen eines Schutzmannes plötzlich alles steht und im selben Augenblicke auf der anderen Seite die Durchfahrt beginnt. Fußgänger müssen schon sehr gelübt sein, um ohne lange Verzögerung ihr Ziel zu erreichen. Es passierte mir einige Male, daß ich mich plötzlich mitten im Gewoge fand und weder rechts noch links wußte und nur mit knapper Not eine „Rettungsinsel“ erreichen konnte. Die Photographien von London geben nur ein unvollkommenes Bild des ununterbrochenen Gewoges von Fußwerkern. Am meisten vertreten sind Omnibusse, die das Hauptverkehrsmittel von London bilden und in unzähliger Menge die Straßen durchkreuzen. Etwa eine Stunde mußte ich abends mit einem solchen Omnibusse fahren, um zu meinem Quartier außerhalb der City zu gelangen, das mir von einem meiner Freunde in zuvorkommenster Weise besorgt worden war.

(Schluß folgt.)

— Der diesjährige Fastenhirtenbrief des Bischofs von Würzburg betont, daß viele Menschen der heutigen Zeit all ihre Sinnen und Kräfte ausschließlich auf das Zeitliche gerichtet haben, während sie vom ewigen Leben nichts wissen wollen. Sie wollen dem Namen nach zwar Christ sein, aber sie sagen, zur Sicherung ihres Heiles bleibe ihnen keine Zeit übrig. Ihnen allen ruft deshalb der Hirtenbrief Christi Worte ins Gedächtnis: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das übrige wird Euch beigegeben werden.“ Dies soll aber geschehen durch Pflege der christlichen Tugenden und besonders der Liebe zu Gott. Ein besonderes Pflegemittel hierzu ist das Nachdenken über das allerheiligste Altarsakrament, denn Christi Gegenwart im Altarsakrament ist Tatsache, trotz aller Einsprüche der Feinde. Einzige seine Liebe zu den Menschen bestimmte den unendlich großen Gott, in vielen Orten ohne Unterbrechung in einer uns so auszeichnenden Weise zu wohnen. Diese Liebe müsse unsererseits aber auch Gegenliebe finden, die besonders wieder emporflammen solle in der heiligen Fastenzeit in jeder heiligen Messe und ganz besonders in der Ostertkommunion. Mit dem Wunsche, daß die Diözese Würzburg stets eine Heimstätte des lobenswerthesten Eifers im Empfange des heiligen Altarsakramentes sein möge, schließt der Fastenhirtenbrief.

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt.
Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: H. Cougen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 9.

Düsseldorf, den 4. März.

1906.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag in der Fasten. — Bilder aus der Passion unseres Herrn. — Aus den Fasten-
Sirtenbriefe der deutschen Bischöfe. — Mehr Opferwilligkeit für den Caritasverband. — Drei Wochen in England.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum ersten Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IV, 1-11. In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er vom Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, darnach hungerte ihn. Und es trat der Versucher zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Er aber antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinnen des Tempels, und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so stürze dich hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln beinewegen befohlen, und sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stohest. Jesus aber sprach zu ihm: Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen! Abermal nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Weiche, Satan, denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, und ihm allein dienen. Alsdann verließ ihn der Teufel, und siehe, die Engel traten hinzu und dienten ihm.

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

I.

Im Evangelium des verfloffenen Sonntags, der dem Beginne der heiligen Fastenzeit unmittelbar vorausging, verkündete der Herr Sein schmerzliches Leiden und Seinen Opfertod am Kreuze. Es war uns, lieber Leser, als ob unsere heilige Kirche uns allen zugerufen hätte: Siehe, wir gehen nun im Geiste wieder mit unserm Erlöser nach Jerusalem, um das wichtigste Ereignis zu betrachten, das die Welt je gesehen, — das bittere Leiden und den schmachvollen Kreuzestod, den der menschengewordene Sohn Gottes aus unendlicher, unbegreiflicher Liebe zu uns armen Menschenkindern erduldet. Mit jenem Blinden, der da in der Nähe von Jericho am Wege saß, sollen wir rufen: „Herr, mache, daß ich sehend werde.“ — d. h., daß ich immer besser erkenne jene unendliche Liebe und Barmherzigkeit, die Dich einst bewog, einen so kostbaren Preis für meine Erlösung zu zahlen!

Wahrlich, lieber Leser, wenn irgend etwas unserem Herzen unauslöschlich eingepägt sein und unserem Geiste stets gegenwärtig sein muß, wenn etwas in der Welt Anspruch hat auf unsere dankbare Liebe, — dann ist es das Leiden und Sterben unseres Herrn, durch das unser irdisches Leben sich trostvoll gestaltet, und durch das wir hoffen dürfen, ein ewiges Leben voll unaussprechlicher Seligkeit zu gewinnen.

Noch mehr! Wir dürfen — wie ich schon in den vorig-jährigen Betrachtungen an dieser Stelle hervorhob — nie vergessen, lieber Leser, daß der Herr, obwohl Er für Alle gelitten, doch einen Jeden von uns insbesondere im Auge gehabt und einem Jeden insbesondere die Früchte Seines Leidens so reichlich, so vollkommen zugeeignet hat, wie wenn Er einzig und allein für Jeden aus uns insbesondere gelitten hätte und gestorben wäre! Deshalb muß aber auch Jeder das Leiden des Herrn so betrachten, als ob es nur für ihn allein erduldet worden wäre, — damit sein Herz zu entsprechender Dankbarkeit und Gegenliebe entflammert werde.

Zu den „Passionsbildern“ der letztverfloffenen Fastenzeit haben wir, Du und ich, lieber Leser, unsern König und Erlöser vor den Richterstuhl der jüdischen Hohenpriester Annas und Kaiphas begleitet, — heute richten wir unsere Schritte zu dem Palaste des heidnischen Landpflegers Pilatus, wo den göttlichen Dulder neue Schmachungen und Beleidigungen, neue namenlose Qualen des Leibes und der Seele erwarten.

Doch ich muß hier eine erklärende Bemerkung voraus-schicken. Als unser göttlicher Erlöser in diese Welt kam, um sie zu heiligen, war sie in religiöser Hinsicht in zwei große Familien geteilt: Judentum und Heidentum standen einander gegenüber. Der Re-präsentant des jüdischen Volkes war der Hohe Rat, der unter dem Vorstehe des Hohenpriesters, des Oberhauptes der Religion des wahren Gottes, seinen Sitz in Jerusalem hatte, — das heidnische Volk wurde repräsentiert durch den römischen Senat, der unter dem Vorstehe des Kaisers, der mit der po-litischen Oberherrschaft auch den Titel eines heidnischen Oberpriesters vereinte und seinen Sitz in dem damals heidnischen Rom hatte. Da nun der Welt Erlöser für beide Völker geopfert werden sollte, so sollten auch beide Völker zu Seinem Opfer beitragen. Deshalb wa-ren in der Tat Kaiphas und Pilatus — Juden und Heiden — an dem Opfertode des Herrn beteiligt. Und dieses geheimnisvolle Ereignis hatte schon vor einem Jahrtausend der König David geweissagt, als er sagte: „Es kommen zusammen die Für- sten wider den Herrn und wider Seinen Gesalbten“ (Psalm 2), d. h. die Fürsten der weltli- chen Macht und des Priestertums haben sich mit einander verbündet und mit einmütigem Hass gegen den vom Herrn gesandten Messias sich verschworen. Allein der- selbe königliche Prophet hatte auch vorausgesagt, daß der Messias eben deshalb, weil er von Allen verurteilt worden, der wahre König auf Sion (d. h. in Seiner Kirche) sein werde, um Allen das wahre Gesetz Gottes zu predigen: „Ich aber (sagt David im Na- men des Messias) bin als König von Ihm über Sion gesetzt und verkünde Sein Gesetz“ (Psalm 2).

Sieh, lieber Leser, diese geheimnisvolle tausendjährige Weissagung begann sich zu erfüllen, als der Hohe Rat der Juden den Heiland, nachdem er selbst Ihn zum Tode verurteilt hatte, dem Gerichte des römischen Statthalters Pilatus übergab, um Ihn auch von diesem verurteilen und dann freizulassen zu lassen. Gott der Herr aber bediente sich dieser Gelegenheit, um Seinen menschgewordenen Sohn als „Messias-König“ zu erkennen zu geben und durch Ihn (und Seine Jünger) der Welt Seine Religion verkündigen zu lassen.

Mit diesen Geheimnisse also haben wir uns hier zu beschäftigen. Doch vorher noch ein Wort über Pilatus: Er war der sechste von den Statthaltern, die der Kaiser Augustus zur Regierung Judäas eingesetzt hatte, nachdem er dasselbe dem Archelaus, dem Sohne des Königs Herodes, genommen und in eine römische Provinz verwandelt hatte. Dieser Statthalter hatte das Recht über Leben und Tod, und darum brachten die Juden unsern Herrn nun vor seinen Richterstuhl. Sein Palast war etwa tausend Schritte von dem Hause des Hohenpriesters Kaiphas entfernt.

Sieh nun, lieber Leser, jene rasende Schar, in deren Mitte das Gotteslamn geführt wird! Man sollte billig glauben, wir hätten den niedrigsten Pöbel der großen jüdischen Hauptstadt vor uns! Aber nein! Es sind die Fürsten der Priester, die siebenzig Ratsherren, die Lehrer des Gesetzes Gottes, die Ältesten, d. h. die Vornehmsten der Stadt darunter: sie haben sich insgesamt aufgemacht, mit dem Hohenpriester Kaiphas an der Spitze. Die Evangelisten heben dieses seltsame Gebahren der jüdischen Vorsteher auch ausdrücklich hervor mit den Worten: „Die Hohenpriester mit den Ältesten und Schriftgelehrten und mit der ganzen Versammlung (des Hohen Rates) führten Jesum gebunden von Kaiphas in das Gerichtshaus des Pilatus“ (Mark. u. Joh.). Es ist erstaunlich, lieber Leser, wie die Leidenschaft des Hasses diese Menschen verblendet und fortreibt, daß sie als hochangesehene Männer sich nicht schämen, die Ankläger-rolle, die Schergen-Rolle dem verhassten „Nazarener“ gegenüber zu spielen.

Aus Haß begleiten sie den gefesselten Erlöser! Aber zu welchem Zwecke? Was beabsichtigen sie? — Hören wir hierüber den hl. Papst Leo: „Sie wollten (sagt er) den Gefangenen nicht durch eine aus ihrem Kreise gewählte Deputation beim römischen Statthalter verklagen lassen, sondern sie selbst, die Hohenpriester, Professoren und Ratsherren von Jerusalem, wollen Ihn begleiten, um den Landsknecht zu überraschen — um ihm zu verstehen zu geben, daß der Tod „dieses Menschen“ vom ganzen jüdischen Volke, von Hoch und Niedrig, verlangt werde.“

Zwar hatten die Römer, — wie der hl. Thomas bemerkt — als sie Herren von Judäa geworden, dem Hohen Räte das Recht entzogen, einen Verbrecher hinrichten zu lassen. Aber sie hatten ihm nicht das Recht genommen, einen Verbrecher nach dem jüdischen Gesetze zu richten, — nur mußte das Todesurteil, um vollstreckbar werden zu können, vom römischen Statthalter bestätigt werden. Warum also beanügen die Hohenpriester und Ältesten sich nicht damit, einfach eine Bestätigung ihres eigenen Todesurteils zu verlangen? Warum soll Pilatus noch einmal sein Urteil fällen? Ein Urteil also nach römischen Gesetzen? — Die Beantwortung dieser Frage soll uns demnächst beschäftigen.

Aus den Fastenhirtenbriefen der deutschen Bischöfe.

Herr Bischof Korum von Trier

behandelt in seinem diesjährigen Fastenbriefe das Leben und Wirken Jesu Christi in und mit seiner Kirche. Es wird gezeigt, wie Christus der Herr zu Fortsetzung seines Wertes die Kirche gegründet, sie zur Hüterin und

Spenderin seines Gnadenschahes gemacht und ihr seinen Beistand bis zum Ende der Zeiten vorbehalten hat; wie er sie mit der Lehrgewalt ausgestattet hat, und wie die Kirche gleich ihrem Stifter um das Heil der ihr anvertrauten Seelen besorgt ist. Nach eingehender Schilderung des gegenwärtigen Bestehens und Wirkens der Kirche, fordert der Oberhirt zu inniger Treue gegen Christus und seine Kirche auf: zur Treue im Glauben, in der Liebe und in der Befolgung der göttlichen und kirchlichen Gebote. „Je mehr sie (die Kirche) verlassen und von menschlicher Hilfe entblößt ist, desto enger müssen wir uns um sie scharen, desto freudiger ihr gehorchen und wärmer sie lieben. Auf dem königlichen Pfade der Leiden das Kreuz als glorreiches Siegespanier fest in der Hand tragend, wandelt sie zum Himmel. Sie spricht mit den heiligen Vätern: „Das Reich der Welt und alle vergänglichste Pracht habe ich verschmäht um der Liebe meines Herrn Jesus Christus willen, den ich geschaut, den ich geliebt, dem ich herzlich zugetan war. Mein Herz waltet auf zum Siegeslied, ich weihe meine Werke dem König.“ Folgen wir ihr treudig nach, damit wir dereinst beim Anbruch des ewigen Tages mit Zuversicht rufen können: „O komme Herr Jesus!“

Der Hirtenbrief

des Bischofs Dr. Kirchin von Mainz

ist eine Fortsetzung des vorigjährigen Fastenhirtenbriefes über die Heiligung des Sonntags. Der Bischof warnt vor Entheiligung des Sonntags durch knechtliche Arbeiten, ärgerliche Vergnügungen und sündhafte Lustbarkeiten. Zwar sei die Arbeit für alle Menschen strenge Pflicht, durch das Beispiel Christi und der Apostel gelehrt und ehrenvoll, Quelle wichtiger Tugenden und wirksame Schutzwehr gegen die Sünde; trotzdem verbiete Gott am Sonntag gewisse Massen von Arbeiten: die sogenannten knechtlichen Arbeiten. Behandelt werden die Feldarbeiten, Handwerksarbeiten, Arbeiten im Fabrikbetrieb und im Hause. Das Ruhen von der Arbeit am Sonntag sei für den Christen notwendig, um sich an seine ewige Bestimmung erinnern zu können. Darum bleibe auch „das Offenhalten der Geschäfte und Läden an Sonntagen ein Mißstand“. Ohne Sonntagruhe fehle die so notwendige Zeit zu einer erlaubten Erholung. Der Bischof tritt warm dafür ein, daß man diese Erholung in erster Linie doch „wie ehemals bei unseren Vorfahren im Kreise der Familie“ suchen solle. „Heutzutage, wo Arbeiten und Beschäftigungen die einzelnen Glieder der Familie mehr als früher auseinanderreißen, wäre der Zusammenhalt der Familie von noch größerer Wichtigkeit.“ Allein in vielen Familien würden diese stillen Freuden des Familienlebens verschmäht; lärmende, zerstreute, die Sinne seufzende Vergnügungen werden aufgesucht.“ „Man erholt sich nicht am Sonntage, um die Woche über arbeiten zu können, sondern man arbeitet die Woche hindurch, um am Sonntage genießen zu können.“ So werde der Sonntag, der Tag des Segens, zum Tag des Fluches. Zum Schluß wendet sich der Bischof an die christlichen Eltern mit der Bitte, am Sonntage ein echt christliches Familienleben zu pflegen.

Der Hirtenbrief des

Herrn Bischofs Dr. Fritzen von Straßburg

empfehle in seinem ersten Teile auf das dringendste den Petterspennig, in seinem zweiten kommt der Seelenhirte auf die französischen Verhältnisse zu sprechen und fordert die elsässischen Bischöfen zu treuem Festhalten an dem katholischen Glauben auf. Mit besonderem Nachdruck betont der Bischof die Pflichten, welche ein guter Katholik heutzutage im öffentlichen Leben zu erfüllen hat. Wir heben die Worte über die Presse, die Wahlen und den Zusammenschluß der Katholiken besonders hervor. „Derjenige dient der Kirche nicht“, so heißt es in dem Schreiben, „der still zu Hause sitzt und über schlechte Zeiten jammert; nur derjenige erfüllt seine Pflicht der Kirche gegenüber, der mit aller Entschiedenheit Gebrauch macht von den Mitteln, welche ihm die moderne Gesellschaft an die Hand gibt. Die Presse ist gegenwärtig eine Großmacht geworden. Jeder will lesen, Broschüren, Zeitkräften und Zeitungen überschwemmen das Land. Leider gibt es unter diesen Schriften nur zu viele, welche dem christlichen Glauben und der christlichen Sitte Hohn sprechen. Dieser schlechten Presse steht aber auch eine gute Presse zur Verbreitung und Verteidigung der christlichen Grundsätze gegenüber. Jeder Katholik hat die heilige Pflicht, die schlechte Presse abzuweisen und die gute nach Kräften zu unterstützen. Christliche Familienväter, an euch richten wir ganz besonders die ernste Mahnung, eure Familie nicht durch das Gift der schlechten Presse verderben zu lassen. Gute Mütter stehen euch in hinreichender Auswahl zu Gebote: es wäre eine Sünde gegen Gott und ein Frevel gegen eure Familien, wenn ihr glaubens- und sittenfeindliche Schriften in euren Häusern auflegen wöllt.“ Die Worte

über die Wahlpflicht lauten: Sowohl in den großen gesetzgebenden Versammlungen des Staates als auch in den Gemeindeversammlungen sind religiöse und kirchliche Interessen zu wahren. Diejenigen Männer, welche berufen sind, in diese Versammlungen Vertreter zu wählen, haben daher eine doppelte Pflicht zu erfüllen. Sie müssen, wenn sie ihr Wahlrecht ausüben, solche Männer wählen, von denen sie überzeugt sind, daß sie nicht nur fähig sind, ihre weltlichen Interessen zu vertreten, sondern auch entschlossen sind, gegebenen Falls entschieden für die Rechte der Kirche einzutreten; es würde eine schwere Pflichtverletzung sein, wenn sie kirchenfeindlichen Männern ihre Stimme geben wollten. Sodann müssen die Wähler überhaupt zur Wahlurne gehen und nicht zu Hause bleiben; jedenfalls würden sie sich durch den Nichtgebrauch des Wahlrechtes schwer verletzen, wenn die Gefahr vorhanden wäre, daß ein kirchenfeindlicher Mann als Sieger aus der Wahlurne hervorgehen würde." Schließlich empfiehlt der Bischof den Katholiken des Elbasses feste Einigkeit nach dem Muster des deutschen Zentrums: „Außer dem treuen Festhalten an dem heiligen Glauben und der gewissenhaften Erfüllung der Pflichten, welche der Glaube von uns fordert, ist dann zur Verhütung solcher Zustände, wie sie seit einiger Zeit jenseits der Bogenen bestehen, noch durchaus notwendig die Einigkeit unter den Katholiken. So wie die Bischöfe mit dem Papste und die Priester mit den Bischöfen verbunden sind, so sollen die Laien mit den Priestern verbunden sein. Diese durch die kirchliche Hierarchy von selbst gegebene Einigkeit in religiösen Dingen erleichtert dann natürlich auch den Zusammenschluß der Katholiken zur Verteidigung ihrer Rechte im öffentlichen Leben. Die deutschen Katholiken haben diesen Zusammenschluß gefunden in einer Parteiorganisation, welche die Bewunderung der ganzen katholischen Welt erregt. Diese festgeschlossene Einigkeit hat die schweren Zeiten des Kulturkampfes hinausgeführt und gerettet. Diese fest geschlossene Einigkeit ist aber auch die beste Bürgschaft für die Zukunft des Katholizismus in Deutschland, denn durch sie besitzt die katholische Kirche in Deutschland die Kraft, den heftigen Angriffen zu trotzen, denen sie ausgesetzt ist. Möge das Beispiel der deutschen Katholiken, mit denen ihr durch ein gemeinsames politisches Band verbunden seid, euch ein Vorbild sein!“

Mehr Opferwilligkeit für den Caritasverband.

Ein Vergleich der heutigen Mitgliederzahl mit dem Umfange der Aufgaben, die der Caritasverband für das katholische Deutschland heute schon erfüllt und erst recht in Zukunft zu erfüllen hat, ergibt ein bedauerliches Mißverhältnis. Die Zahl der Mitglieder betrug am 1. Oktober 1906 nur 3087, während die Aufgaben von Jahr zu Jahr zunehmen. Die von ersteren aufgebrauchten Mitgliederbeiträge beliefen sich auf 17 381,89 Mark. Was mit diesen verhältnismäßig geringen Mitteln vom Caritasverband gleichwohl heute schon geleistet wird, muß als recht bedeutsam bezeichnet werden. Das Verbandsorgan, die Zeitschrift „Charitas“ steht nunmehr im 11. Jahrgang und hat durch ihre aufklärende und anregende Wirksamkeit schon viel zur Bedeugung charitativen Sinnes und Einrichtung praktischer charitativer Maßnahmen beigetragen. Die bisher als Beilage des „Charitas“ erscheinenden „Wöchentlichblätter“ wurden mit dem 1. Oktober 1904 in eine monatlich erscheinende „Rundschau in der Alkoholfrage“ umgewandelt. Die vom Caritasverband herausgegebene Frauenzeitschrift: „Die Christliche Frau“ hat ihren dritten Jahrgang vollendet. Sie ist zugleich Organ des katholischen Frauenbundes und bringt als eine besondere Beilage die „Mitteilungen“ desselben. Mehrere populärwissenschaftliche Schriften des Caritasverbandes, deren Reihenfolge bisher 14 Nummern beträgt, sind in Vorbereitung. Die Caritasbibliothek zählt augenblicklich annähernd 3000 Bände. Die Auskunftsstelle beantwortete im letzten Jahre über 800 Anfragen. Die Geschäftsstelle sucht im weitgehenden Maßstabe zur Vorbereitung der Volks- und Jugendliteratur sowie der Wöchentlichschriften beizutragen.

Besonderes Augenmerk hat der Verband seit Jahren der Ausbildung ländlicher Krankenbesucherinnen gewidmet. In den bisher zu diesem Zwecke abgehaltenen Kursen wurden gegen 233 Teilnehmerinnen ausgebildet, die recht arbeitsfähige und segensreiche Leistungen anzuzweifen haben. Die Rührigkeit des Caritasverbandes leuchtet beson-

ders noch ein, wenn man bedenkt, daß keine der Zeitschriften, die der Verband herausgibt, bestehen könnte, wenn der Verband sie nicht stützte. Angesichts des zunehmenden Kreisess der Aufgaben, der an die Leitung des Caritasverbandes herantritt, ergeht an die Katholiken Deutschlands die dringende Bitte, diesem neue Mitglieder zuzuführen. Gewiß leisten die bestehenden charitativen lokalen Vereinigungen im Dienste der Caritas zum Teil schon ganz Vorzügliches. Ihre Arbeit kann aber nur um so wirksamer gemacht werden, wenn eine Zentrale vorhanden ist, die, mit angemessenen Mitteln ausgestattet, von einheitlichen Gesichtspunkten aus die gesamte charitative Tätigkeit systematisch zu fördern sucht, indem sie Erfahrungen sammelt, auf Grund dessen Anregungen erteilt, neue Gebiete der Caritas zu erschließen sucht usw. Von einer solchen systematischen Förderung von einer Zentrale aus dürften die lokalen Vereinigungen selbst am meisten profitieren.

Es ist daher eine Ehrenpflicht der letzteren, der Vincenz-, Elisabethvereine usw., sowohl im Interesse des Ganzen wie des eigenen neue Mitglieder zu werben, damit die Zahl derselben bald das fünfte Tausend erreicht, die Mindestzahl, welche die Verbandsleitung in ihrem Jahresbericht als notwendig bezeichnet, um ihre Aufgaben erfüllen zu können.

Drei Wochen in England.

(Schluß.)

Am anderen Morgen sorgte ich dafür, rechtzeitig wieder in der City zu sein und meine Freunde in der Deutschen Bank aufzusuchen. Stav 5 Minuten von der Bank of England, war diese zwar leicht zu erreichen, aber dennoch schwer zu finden, da das Gebäude keine Straßenfront besitzt, sondern gleichsam im Hofe liegt. Ich hatte schon eine Viertelstunde gesucht und erkundigte mich und sah zu meinem größten Erstaunen, daß ich gerade davor stand. Leider war das Wetter ungünstig geworden und der Himmel ließ unbarmherzig den Regen herniedergießen. Ich benutzte daher den Morgen, die berühmte St. Pauls Kathedrale zu besichtigen, die nur etwa 15 Minuten entfernt liegt. Es ist ein herrlicher Bau, nur schade, daß man die Kirche in ihrer kolossalen Ausdehnung nicht überschauen kann. Von geradezu überwältigender Schönheit wirkt das Innere der Kirche, das in seiner kolossalen Größe und durch die großartigen Verhältnisse einen bedeutenden Eindruck hervorruft. Recht lohnend und interessant war ein Aufstieg zur Galerie, die am Fuße der Kuppel entlang läuft und von wo man einen herrlichen Überblick des Innern der Kirche hat. Eine eigentümliche Musik macht jedes an der einen Seite der Galerie leise gesprochene Wort an der anderen deutlich vernehmbar, obwohl die Entfernung in gerader Linie 33 Meter beträgt. Die äußere Galerie der gewaltigen Kuppel, welche noch 118 Stufen höher liegt, bietet eine prächtige Aussicht auf die Stadt. Den ganzen Morgen brachte ich in dieser herrlichen Kirche zu, wo man so viel des Großartigen und Schönen findet.

Gegen 1 Uhr fand ich mich wieder bei meinen Freunden ein, um mit ihnen das Mittagessen einzunehmen. Man bestellt sein Fleisch und erhält dieses ohne irgend welche Zutaten. Kartoffeln, Gemüse und Brot wird besonders bestellt und extra berechnet, so daß es im Verhältnis beinahe doppelt so teuer ist wie in Deutschland. Das angenehme ist, daß kein Trinkzwang herrscht und fast nur Wasser getrunken wird. Um 2 Uhr gingen meine Freunde bis 4 oder 5 Uhr wieder zur Bank, wonach sie alsdann für den ganzen Tag frei sind, um am anderen Morgen um 10 Uhr wieder zu beginnen.

Nach genauer Angabe und Orientierung schwang ich mich auf einen Omnibus und fuhr durch die Stadt zur Westminster Abtei. Da der Regen nachgelassen war es möglich, oben auf dem Omnibus zu sitzen, wodurch man die ganze Straße übersehen konnte. Die Westminster Abtei gewährt von außen einen herrlichen Anblick und erinnert mit ihren stumpfen Türmen an das Yorkminster. Schon beim Betreten der Kirche fielen mir die langen Reihen Denkmäler und Standbilder auf, wodurch die Kirche in viel größerer Weise den Eindruck eines Gotteshauses verliert wie die St. Pauls Kathedrale. Es fand gerade anglikanischer Gottesdienst statt, so daß eine eingehende Besichtigung des Innern nicht statthaltig war.

Nur wenige Minuten von der Abtei liegt dicht am Ufer der Themse das Parlamentgebäude. Von imposanter Wirkung ist die 275 M. lange Fassade zur Themse hin, deren herrliche architektonische Ausführung sich im Wasser wieder spiegelt. Drei gewaltige Türme überragen den kolossalen Bau und sind bis zu ihrer höchsten Höhe mit herrlichen Ornamenten geschmückt. In reinem spätgotischen Stile gehalten ist das Gebäude in seiner herrlichen Ausdehnung wohl eines

der schönsten Londons. Von hier aus dem Themseufer entlang reißt sich Bauwerk an Bauwerk, so war ein Spaziergang auf der schattigen Promenade, die sich am Ufer hinzieht, von lohnendem Interesse.

Ein Omnibus brachte mich in kurzer Zeit zur City zurück. Zu Fuß würde ich den Weg wohl kaum gefunden haben. Meiner Ansicht nach ist es zwar leicht möglich, sich in London zu verlaufen, aber ebenso leicht findet man sich wieder zurecht, indem man sich auf den nächsten Omnibus schwingt, die fast durchweg sämtlich zum Hauptverkehrspunkte der City, der Bank fahren, von wo aus man alsdann leicht wieder Bescheid weiß. Den Abend brachte ich mit meinen Freunden in einem der ersten Hotels der City zu; wir begaben uns zeitig nach Hause, da ich mich Anbetracht der bevorstehenden Seereise nicht zu sehr übermüden wollte.

Bei herrlichem Wetter begab ich mich am anderen Morgen zum Hyde Park, der, obwohl mitten in der Stadt gelegen, in seiner großen Ausdehnung Gelegenheit bietet, stundenlang spazieren zu gehen. Ich benutzte die Untergrundbahn, die durch ihre Schnelligkeit bei weiteren Entfernungen dem Omnibus vorzuziehen ist. Durch einen stillen Torweg gelangte ich in das Innere des Parks. Hier bot sich mir durch den regen Verkehr und durch die Mannigfaltigkeit der herrlichen Anlagen manche Abwechslung. Schon so oft hatte ich früher in Romanen, Erzählungen und Gesprächen vom Hyde-Park gelesen und gehört. Um so interessanter war das Bild, das sich hier meinen Blicken darbot. Elegante Equipagen mit herrlichen reichgeschmückten Pferden, mit glänzenden Lakaien und bildhübschen Insassen durchfuhren den Park. Es war gegen 12 Uhr morgens, gerade die Zeit, wo die noble Welt spazieren fährt und ihre Rendezvous abhält. Am besten gefielen mir die Reitergruppen, die auf der nur für Reiter bestimmten Allee in rasendem Galopp oder elegantem tänzelndem Trabe dahirrten. Zu beiden Seiten durch einen niedrigen Eisenzaun getrennt ist den Fußgängern Gelegenheit geboten, promenierend oder auf Stuhlstreihen sitzend, dem interessanten Schauspiel zuzuschauen. Ich sah kleine, kaum sechs- bis siebenjährige Knaben und Mädchen in Begleitung eines Onkels, reizende Ladies und elegante Kavaliere, die in heiterer Lebensfreude auf ihren Rossen einherkamen oder in gemessenem Trabe vor den Zuschauern paradierten. Ich bebauerte, dem interessanten Schauspiel nicht länger zuschauen zu können, weil ich einer Verabredung gemäß in die City zurück mußte.

Da die Zeit schon sehr vorangeschritten war, fuhr ich wieder mit der Untergrundbahn. Wie schon oben gesagt, vermag man mit dieser Strecken zurückzulegen, wofür man mit dem Omnibus 3 bis 4 mal so lange Zeit verwenden mußte. Man steigt von der Straße aus zunächst eine Treppe herab und fährt alsdann mit dem Lift, der etwa 50 Personen zu fassen vermag, zum eigentlichen Bahnhofe hinunter. Die Stationen selbst ganz im Innern der Erde sind sehr geräumig. Der Zug kommt auf der einen Seite heraus, um dann nach ganz kurzem Aufenthalte auf der anderen Seite wie in einer großen Röhre im Dunkel zu verschwinden. Die Züge fahren auf zwei vollständig von einander getrennten Tunneln.

Am Nachmittage begab ich mich gegen 4 Uhr mit meinem Freunde zum Tower. Der ganze Bau in seiner düsteren unregelmäßigen Ausführung, umgeben von einer gewaltigen mit vielen Türmen versehenen Wallmauer und einem breiten tiefen Graben, läßt leicht vermuten, zu welchem Zwecke die Citadelle in früheren Zeiten gedient hat. Durch den Tod mancher Staatsgefangenen zu einer traurigen Verühmtheit geworden, spielt der Bau eine große Rolle in der Geschichte Englands. Die vielen Wachtposten mit aufgezogenem Bajonett lassen darauf schließen, daß der Bau noch heute als Festung benutzt wird.

Gleich unterhalb des Tower führt die Towerbrücke über die Themse. Zwei mächtige Türme tragen zwei Brücken übereinander. Gerade als wir hinkamen, wurde die untere aufgezogen, um einen Dampfer passieren zu lassen. Es herrscht an diesem Teile der Themse ein überaus reges Leben, da bis dorthin die Dampfer herauffahren und dort der Seeverkehr beginnt. Von hier aus begaben wir uns in die City zurück, um nochmals Gelegenheit zu haben, vor meiner Abreise zusammen in gemütlicher Plauderei ein Stündchen zubringen zu können.

Die beiden Tage in London waren reich an Abwechslungen und deshalb schnell vorüber gegangen. Durch die vielen Omnibusfahrten war es mir möglich gewesen, noch manches Interessante der Stadt zu sehen. So war ich einigemal über den berühmten Trafalgar Square gefahren, sah die berühmte Kavallerielaserna, The Strand, sowie die Säule, die zur Erinnerung an einen Brand Londons errichtet worden. Von fast allen Teilen der Stadt sieht man in größerer oder geringerer

Entfernung die herrliche Kuppel der St. Pauls Kathedrale über die Häuser emporragen. Wollte man alles das, was ich flüchtig gesehen, eingehender Weise betrachten, alle Gebäude im Innern ansehen, so würde man wochenlang Zeit haben müssen; denn man macht sich keinen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Riesenstadt. Ich bereute es nicht, meine Reise auf London ausgedehnt zu haben, und befriedigt mit meinen Besuchen nahm ich von meinen Freunden Abschied.

Ein lebhaftes Gewoge herrschte schon am Tage nach Harwich, als ich eine halbe Stunde vor Abgang am Bahnhof kam. Trotz der frühen Zeit gelang es mir erst nach langem Suchen einen Platz zu finden, da der kommenden Feiertage wegen (es war Gründonnerstag Abend) eine große Anzahl Passagiere zum Kontinente hinüberfahren wollten. Die Zeit bis zur Abfahrt schien unendlich lange zu dauern. Mit Verspätung setzte sich der überfüllte Zug in Bewegung und fauchte in die dunkle Nacht hinaus der Küste zu.

In aller Hast stürzte alles zum Schiffe, um sich bei der Ueberfüllung noch eine Cabine zu sichern. Ich war gezwungen, die Nacht auf Deck zuzubringen, da alle Cabinen besetzt waren.

Es war ein sternklarer Abend. Der Mond hatte die Wolken durchbrochen und stand in vollem Glanze am Himmel. Ich versprach mir eine herrliche Nacht. Etwas unruhiger wogte zwar die See, aber der wolkenlose Horizont ließ das Beste hoffen. Lange noch leuchteten die Lichter von Harwich herüber und langsam entschwand das von Mond beschienene Gestade Englands meinen Blicken. Sinnenden Auges stand ich an der Brüstung des Schiffes, den Blick unverwandt auf die schwindenden Lichter gewandt. Ein leichtes Lebewohl flog hinüber zu den dunklen Bergen der Küste, die sich vom magischen Lichte des Mondes umflossen, wie ein Schatten am Horizonte abzeichneten.

Nochmals überdachte ich die Zeit meines Aufenthaltes in England und manch genussreiche unergiebliche Stunde zog an meinem Auge vorüber. Es waren schöne Tage gewesen, die hinter mir lagen und etwas Behnnt mischte sich in die Freude, bald in der Heimat von all dem herrlichen erzählen zu können. Ueberall war ich mit offenen Armen empfangen worden, hatte die ausgiebigste Gastfreundschaft genossen und manche Freunde mir erworben. Wer weiß, ob ich jemals alle die wiedersehen werde, die mir dort in Freundschaft zu frohem Willkommen die Hand geboten und beim Abschiede die besten Wünsche mit auf den Weg gegeben.

Ganz in Gedanken versunken, die Reisemühe fest auf dem Kopfe und dicht in meinen Mantel gehüllt, hatte ich kaum gemerkt, daß ich mit wenig anderen nur noch allein auf Deck war. Die tiefe Stille, die allmählich auf dem Schiffe herrschte war wohl dazu angetan, sich ganz und gar dem Einbruche der Natur hinzugeben. In vollen Zügen konnte man das Herrliche einer Vollmondnacht auf dem Meere genießen. In vollem Glanze sandte der Mond seine sanften Strahlen hernieder und beleuchtete mit seinem magischen Lichte die hochgehenden Wogen. Wie tausende kleiner Lichter, die auf dem Wasser tanzten, schienen die Strahlen zurück. Gespensterhaft eine schwarze Rauchwolke hinter sich lassend, zeichneten sich die Schornsteine des Dampfers vom Horizonte ab. Auf der anderen Seite tiefes Dunkel, und friedlich und still breitete der Himmel sein Sternenzelt aus; ein Bild seligen Friedens, während das Meer seine Wogen ohne Raft und Ruh, wie ein vom Gewissen gepeinigter Gefelle, gegen die Klanten des Schiffes schlug. Die aufgeregte See und das ruhige Bild des Himmels, ein Kontrast, der unwillkürlich die Gedanken auf ernste Dinge lenkte. Unten keine Raft und Ruhe, oben seliger Friede. In solchen Augenblicken versteht man so recht, wie ein Arzt sagen kann:

„Ihr ewigen Lichter dort oben, ihr strahlenden Augen, Ihr seid wie Brüder untereinander. Einig, in Liebe, zieht ihr harmonisch um eure Sonnenmutter, ein Volk von stillen heiteren Gefellen. Ein ewig süßes Bild, ein Ideal, ein unerreichtbares.“

Ein Ideal, das Ideal des Friedens leuchtet uns entgegen. Des Mondes sanfter Schein, nicht der Sonne blendende Helle, giebt gleichsam Frieden in das Herz, während die Wogen unbekümmert rastlos sich türmen und der Dampfer, sanft schaukelnd vorwärts strebt. Es ist, als ahne man die Nähe des Schöpfers und ein stummes Gebet der Bewunderung und Anbetung steigt aus der Seele empor.

Lange noch waren meine Gedanken bei dem Genusse der berflommen Seefahrt, während der Zug schon an Städten und Dörfern vorbeieilte und unaufhaltsam der Heimat austrieb.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 10.

Düsseldorf, den 11. März.

1906.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag in der Fasten. — Bilder aus der Passion unseres Herrn. II. — Aus den Fasten-
Dienstbriefe der deutschen Bischöfe. — Patriotismus.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zweiten Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XVII, 1-9. In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich, und führte sie abwärts auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt: und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider aber wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias, welche mit ihnen redeten. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns: willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe: Diesen solltet ihr hören! Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie Niemand als Jesum allein. Und da sie vom Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus und sprach: Saget Niemanden dieses Gesicht, bis der Sohn des Menschen von den Toten auferstanden sein wird.

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

II.

Der Berg Tabor bietet uns heute, lieber Leser, ein Vorbild der himmlischen Herrlichkeit. Das gleich der Sonne strahlende Antlitz unseres Erlösers zeigt den unbefehrblichen Glanz der Gottheit, in dem die Auserwählten wohnen werden: Sein schneeweißes Gewand weist hin auf die herrlichen Vorzüge eines verklärten menschlichen Leibes; in der Freude und dem Entzücken, wovon das Herz des Petrus erfüllt war, erkennen wir den unsagbar glückseligen Zustand einer Seele, die ihre ewige Ruhe findet in der Anschauung und in der Liebe Gottes, als in dem Endpunkte ihrer Sehnsucht und ihres Strebens.

Warum durften die drei Jünger aus jener Quelle der himmlischen Seligkeit heute ein Tröpflein verkosten? Dr hl. Leo soll es uns sagen: „Ihr göttlicher Meister wollte sie auf dem Berge der Glorie vorbereiten, daß sie nicht irre an Ihm würden, wenn sie ihn demnächst auf dem Berge der Schmerzen am Kreuze sterben sähen.“ — Auch wir, lieber Leser, dürfen nicht wandelnd werden in unserem Glauben, wenn wir dem Herrn auf Seinem Leidenswege im Geiste folgen und Zeugen sind von der schmachvollen Behandlung, die das milde Gotteslamm über sich ergehen läßt.

Wir verließen jüngst den göttlichen Duldner in dem Augenblicke, da Er, mit Stricken gebunden und begleitet von den Hohenpriestern und den Vornehmsten des jüdi-

schen Volkes, vor dem Palaste des römischen Statthalters Pilatus ankam, und wir warfen die Frage auf, warum die Hohenpriester und die übrigen Mitglieder des Hohen Rates sich nicht damit begnügt hätten, einfach eine Bestätigung des von ihnen bereits gefällten Todesurteil zu verlangen, — vielmehr ein neues Urteil (nach römischen Gesetzen) von Pilatus verlangten. Ueber die Gründe ihres Vorgehens wollen wir die heiligen Väter der Kirche hören:

Sie taten es 1. um — wie der hl. Leo sagt — ihr Ansehen beim Volke zu retten, das den Herrn bewunderte und ihm anhing, was wenige Tage vorher noch bei dem feierlichen Einzuge in überwältigender Weise hervorgetreten war: wenn die jüdischen Vorsteher also zeigten, daß Jesus nicht von ihnen, sondern von Pilatus, — nicht als schlechter Jude, sondern als ein gemeingefährlicher Bürger — verurteilt worden sei, so konnten sie ja voraussichtlich beim Volke den Glauben erwecken, daß sie (die Vorsteher) an der Verurteilung Jesu gar keinen Anteil hätten.

Sie taten es 2. weil, wie der hl. Hieronymus sagt, sie nicht wollten, daß Jesus sterbe als „Verbrecher“ gegen die Religion, sondern er sollte sterben als politischer Verbrecher: als Aufrehrer und Rebell, als Feind der staatlichen Ordnung, — und hierüber stand selbstredend nur dem römischen Statthalter das Urteil zu.

Sie taten es 3. weil — wie der gelehrte Theophylakt († 1107) ausführt — es ihrem Haffe nicht genügte, daß der „Nazarener“ sterbe, sondern er sollte des schmachvollen Kreuzestodes sterben, wie die Sklaven und gemeinen Verbrecher: diese Schmach aber sollte für immer den Glauben des Volkes an Seine Messiaswürde vernichten. Die Kreuzigung kamte nun aber das jüdische Gesetz nicht; diese Strafe war erst durch die römischen Gesetze in Judäa eingeführt worden. Der Herr selber hatte ja erst wenige Tage vorher den Jüngern eröffnet: „Siehe! wir ziehen hinauf nach Jerusalem, und sie (die Juden) werden den Menschensohn den Heiden überliefern, daß sie Ihn kreuzigen“ (Matth. 20).

O, ihr Juden, wie zeigt ihr euch ebenso töricht als boshaft! — ruft hier derselbe Theophylakt aus, — ihr wollt nur euren Haß gegen den Messias befriedigen, indem ihr Ihn dem Pilatus überliefert, auf daß dieser Ihn zum Kreuzestode verurteilt; inzwischen aber dient ihr in eurer Blindheit nur dem Seiner Liebe zu uns Menschen: mit all euren Bemühungen und Anstrengungen, Ihn am Kreuze sterben zu sehen, wirkt ihr nur mit zur Erfüllung Seiner göttlichen Absichten und Seiner Vorhersagungen; ihr verschafft dem Erlöser eine Todesart, die Er selber gewählt hatte!

Der hl. Evangelist Johannes hebt hervor, daß

Die Vorsteher des jüdischen Volkes nicht mit dem gefesselten Herrn in das Gerichtshaus des heidnischen Landpflegers eintraten: „Sie selbst aber gingen nicht in das Gerichtshaus, damit sie nicht verunreinigt würden, sondern das Ostermahl essen könnten“ (Joh. 20). Um während der sieben Tage des Osterfestes von den Opfern, namentlich von dem Opferlamm, essen zu können, betreten sie nicht das Haus des ungläubigen Statthalters: „Welche Heuchelei! (sagt der hl. Augustin), sie fürchten, unrein zu werden, wenn sie in das Haus eines Ungläubigen treten, und sie fürchten nicht, Verbrecher zu werden, wenn sie den Tod eines ihrer unschuldigen Brüder aus purem Hass verlangen!“ Wie richtig, lieber Leser, hatte der Herr sie einst gezeichnet, als Er ihnen vorhielt, daß sie „Müden sahen, aber ganz Nemele verschluckten!“

Pilatus, obwohl ein Mann in hoher Stellung und mit der höchsten Gerichtsbarkeit ausgerüstet, zeigt weniger Stolz und viel mehr Mäßigung, als diese jüdischen Ankläger; denn er vergibt ihrem kleinlichen Aberglauben die Beleidigung, die sie ihm antun, indem sie „das Haus der Gerechtigkeit“ als ungerecht ansehen, — er geht daher hinaus zu ihnen und fragt: „Welche Anklage habt ihr wider diesen Menschen?“ — Fürwahr, lieber Leser, dieser heidnische Römer zeigt sich gerechter, als die jüdischen Vorsteher, die Anbeter des wahren Gottes! Pilatus will nicht nach vorgefaßten Meinungen, sondern nach der Wirklichkeit ein Urteil fällen; er will gerecht richten. Bevor er ein Urteil fällt, will er die Sache des Angeklagten untersuchen; er will die Gesetze erfüllen und nicht den Leidenschaften dienen. Mögen also die Ankläger noch so angezogen sein, mögen sie die Verurteilung des Angeklagten noch so ungerecht fordern: das macht keinen Eindruck auf ihn; er will Beweise, und daher die Frage seinerseits: „Welche Anklage habt ihr wider diesen Menschen?“

Die Juden — bemerkt hier der hl. Cyrill — waren auf diese Frage offenbar nicht gefaßt. Sie hatten ohne Zweifel sich geschmeichelt, Pilatus werde sich ohne weiteres zum Mitschuldigen ihres Hasses, zum Diener ihrer Grausamkeit machen. Deshalb bringt die Frage des Landpflegers sie sichtlich aus der Fassung; aber sie verbürgen ihre Enttäuschung, so gut es geht, unter der stolzen Erwiderung: „Wäre dieser nicht ein Uebelthäter, so würden wir ihn dir nicht überliefert haben!“ (Joh. 20). Großer Gott! Er ein Uebelthäter! Er, dessen irdisches Leben eine fortlaufende Kette von Gnaden und Wohlthaten gewesen! „Er macht Alles wohl, die Tauben macht er hören und die Stummen redend,“ hatte das Volk bewundernd ausgerufen. Und der hl. Apostel Petrus brauchte keinen Widerspruch zu besitzeln, wenn er später das Wirken des geliebten Meisters mit dem Worte charakterisierte: „Wohlthaten spendend, ging Er umher“ (Apostelgesch.).

Welche Schmach für den Sohn Gottes, lieber Leser, unter solcher Anklage dem heidnischen Statthalter von Seinem eigenen Volke vorgeführt zu werden! Erinnern wir uns dessen zu unserm Troste und zur Stärkung unserer guten Vorsätze, so oft der Spott der Weltkinder uns trifft — wenn wir nämlich anfangen, unserm Herrn und Erlöser etwas eifriger zu dienen.

Aus den Fastenhirtenbriefen der deutschen Bischöfe

Herr Bischof Dr. Konrad von Buxh von Speyer

gedenkt eingangs seines ersten Hirtenbriefes in pietätvoller Weise seines vereinigten Vorgängers, der „in so besonderer Weise die Gabe heiliger Verehsamkeit“ besessen hatte. Seinen Diözesanen anbietet er den bischöflichen Gruß „Pax vobis, der Friede sei mit euch!“ Worüber die ersten feierlichen Hirtenworte handeln, ist angegeben mit den Worten:

„Es soll euch klar ausbrennend gesetzt werden die Bedeutung und Notwendigkeit des Glaubens und die Pflichten, welche der Glaube euch auferlegt.“
und erst: Worte enthält der Hirtenbrief für die Eltern, welche Sorge tragen müssen daß das hl. Gut des Glaubens der Familie gewahrt bleibe. Ebenso entschieden fordert er daß der Glaube auf das Leben einwirkte. Eindringlich wird vor der schlechten Presse gewarnt. „Es ist selbst gereizt und gebildeten christlichen Männern nicht möglich, ohne tiefgreifende Schädigung ihres Glaubens lange Zeit das feindselige Wort zu vernehmen, stets in einer widerchristlichen Literatur Verleumdung zu suchen und gleichsam in vergifteten Luftströmen zu atmen.“

Traurige Erfahrungen haben den

Herrn Bischof Keppeler von Rottenburg

veranlaßt, von der Arbeit zu reden. Mit Gewalt will man heutzutage auch dieses Hauptwort aus seinem Zusammenhange mit dem christlichen Krede herausweisen, die starken Bande zerreißen, welche durch Jahrhunderte hindurch Arbeit und Glauben, Arbeit und Gebet, Arbeit und Religion, Arbeit und Kirche zusammengehalten hatten, zum Nutzen beider und zum Segen der Menschheit. Unter dem unwahren Vorgehen, als wäre die Religion, die Kirche eine Feindin der Arbeit, hat man in vielen Kreisen die Arbeit zu einer Feindin der Religion gemacht, und doch sollten und könnten beide Schwestern sein. Auch unter den gläubigen Christen gibt es leider viele, welche das ora et labora, bete und arbeite, nicht richtig zu verbinden wissen und daher nie eine rechte Ordnung in ihr Leben hineinbringen. Durch diese Verbindung, durch engsten Anschluß an den christlichen Glauben, an die christliche Hoffnung, an die christliche Liebe kann die Arbeit nur in jeder Hinsicht gewinnen. Der christliche Glaube ist kein Gegner der Arbeit! Gerade vom Glauben gehen die stärksten Antriebe zur Arbeit aus, gerade der Glaube hat die wirksamsten Mittel zur Erhaltung und Hebung der Arbeitsfreudigkeit. Keine Arbeit, welche diesen Namen verdient, erscheint im Lichte des Glaubens gemein und entehrend. Die Berufsarbeit gehört in das Eine Notwendige herein, mit dem Gebet, Gottesdienst, Sacramentsempfang umschlossen, durchdrungen und verklärt, ist sie der Hauptpreis, um welchen nicht nur zeitlicher Verdienst und irdischer Lohn, sondern auch die ewige Seligkeit zu erlangen ist. Auch die Kirche ist keine Feindin der Arbeiter. Wie wäre das möglich! Stand doch die Wiege des Christentums im Haus eines einfachen Arbeiters und sein Stifter war in seinem menschlichen Leben der Sohn eines Handwerkers. Die ersten, welche sein Evangelium verkündigten, waren Arbeiter, und die Arbeit erfuhr zuerst den erlösenden, befreienden, umschaffenden Einfluß des Christentums. Wo die Lehre der Kirche die Arbeit das ganze Leben beherrscht, da wird das Joch der Arbeit leicht, da macht man keine vergeblichen und verbrecherischen Versuche, es abzuwerfen, da wird auch jene Arbeit, welche im Jahrhundert der Industrie eine so ungeheure Ausdehnung angenommen, die Fabrik- und Maschinenarbeit, welche man halb mit Recht und halb mit Unrecht schon als moderne Sklaverei bezeichnet hat, geatmet und verklärt. Es will fürwahr etwas heißen, Tag für Tag in der dumpfen Luft der Fabrikräume oder in der Stutatmosphäre der Dampfessel oder unter der schauerlichen, nervös machenden Musik der dampfenden Hämmer, der tausenden Räder, der knarrenden Wehrräder, der surrenden Spulen mit stets gleicher Hinflichtigkeit und Aufmerksamkeit den oft so trostlos einseitigen Arbeitsdienst zu besorgen. Aber der Arbeiter, der Arbeiterin, welche im Namen des Herrn ihre Arbeit beginnen und beschließen, bleiben auch in solcher Umgebung an Geist und Herz gesund, sie sind keine Skaven der Arbeit, sondern Könige der Arbeit, voller Ehre und Achtung würdig. Die Arbeit, welche der Glaube mit dem Goldstempel des Dienstes Gottes gezeichnet hat, ist zugleich für den Menschen selbst die fruchtbringendste und gewinnreichste. Ihr bleibt ihr Anspruch auf zeitlichen Lohn, welchen das Wort Gottes anerkennt und ausdrücklich sichert (1. Tim. 5. 13), ihr ist vor allem hinterlegt der Schatz im Himmel. Das ist der Vollzogen der christlichen Arbeit. Mit der Mahnung: „Halte den Glauben an Gott fest, laßt euch nicht verführen, es ist nicht wahr, daß der Arbeiter oder die Arbeiterin durch Loslösung vom Glauben irgend etwas gewinnen können, sie können dadurch nur verlieren, verlieren der Arbeit Würde, Freiheit und Weisheit, verlieren des Herzens Zufriedenheit und inneres Glück, verlieren die beste Arbeitshilfe, die Kräfte der künftigen Welt, verlieren der Arbeit beste Frucht und ewigen Lohn“ — schließt der Bischof sein soziales Hirtenwort, indem er den Segen dessen, durch den die Könige regieren, herabschickt, auf das Haupt des Königs, dessen Geburtsfest am vergangenen Sonntag gefeiert wurde.

„Patriotismus“.

Der kgl. Seminaroberlehrer August Helbron in Koblenz veröffentlicht über den Patriotismus in der „Apologetischen Rundschau“ (Koblenz) folgenden interessanten Artikel: Der 27. Februar liegt hinter uns. Noch zittern fast die feierlichen Glockentöne durch die Lüfte, die es verkündeten und in jedem echten deutschen Herzen das Echo weckten: „Heute vor 25 Jahren reichten sich Ihre Majestäten unser Kaiser Wilhelm II. und unsere eble Landesmutter Auguste Viktoria die Hand zum schönsten Bündnis der Liebe und Treue gegen einander, zum gemeinsamen Wirken für des Vaterlandes Wohl und Ehre.“

Wohl bei keiner anderen Nation sind in so hohem Maße das Denken und Handeln beeinflusst von Herzensinnigkeit und Gemütsstärke wie beim deutschen Volke; bei ihm finden sich, auch noch in unserer nüchternen Zeit des Eisens und der Elektrizität, des ungemessenen Strebens nach Reichtum und Macht, jene reichen Schätze des Gemütes, jene tiefen Empfindungen des menschlichen Herzens, die es befähigen, so recht innigen Anteil zu nehmen an all dem, was des Nächsten und seiner Lieben Wohl und Wehe betrifft. Und so war es ein Landes- und Volksfest ganz besonderer Art * stiller und geräuschloser, äußerlich weniger prunkvoll vielleicht als manche andere — der Tag, an dem wir uns mit dem Kaiserpaar eins wußten im Dank gegen Gott, der ihm vergönnte, frei von Unglück und schweren Schicksalschlägen, reich an Segnungen des Friedens, 25 Jahre lang auf dem gemeinsamen Lebenswege zu wandeln, schon fast 18 Jahre lang ihres hohen Berufes mit Gerechtigkeit und Milde, mit Kraft und Stetigkeit zu walten. Einig auch waren an diesem Tage, der Zwist und Streit der Parteien verstummen ließ, alle Deutschen in den herzlichsten Glückwünschen für das erlauchteste Herrscherpaar im Silberfranze, in stillen und lauten Wünschen für des Vaterlandes Wohlfahrt und Größe. Und wo alle kamen, da wollten auch wir nicht fehlen: die Schwelber und Leser der „Apologetischen Rundschau“: auch aus unsern deutschen Herzen drang zum Himmel das Jahrtausende alte Gebet des Psalmisten: „Domine, salvum fac regem et exaudi nos in die qua invocaverimus Te“: „Herr, gib Heil dem Kaiser und der Kaiserin, und erhöre uns diesen Tag, da wir zu Dir gerufen!“

„Wie? Auch ihr Katholiken, ihr Ultramontane, ihr Römlinge, nehmt Teil an vaterländischen Festen? Ist's auch denn wirklich ernst damit?“ So höre ich im Geiste manchen fragen, dem die Begriffe „katholisch“ und „patriotisch“ ebenso unvereinbar dünken wie „weiß“ und „schwarz“, „warm“ und „kalt“. Denn leider gibts noch solche Leute und deren nicht gerade wenig.

Noch nicht gar lange ist's her, da hatte am Kaisergeburtstage bei der Schulfeier eines rheinischen Gymnasiums ein Oberlehrer, der aus seiner katholischen Gesinnung durchaus kein Hehl machte, eine von echt patriotischem Geiste getragene Festrede gehalten. Am andern Tage wurde selbige natürlich auch von den Schülern in der Klasse einer kritischen Würdigung unterzogen und fand ob ihres begeisterten Inhaltes Gnade vor den Ober-Sekundanern. Nur einem konnte sie nicht imponieren; sein Urteil lautete: „Das war dem doch nicht ernst gemeint.“ Und dieser eine war der einzige Protestant der Klasse, der Sohn eines evangelischen Pfarrers, eines Hauptlehrers im Streit gegen Rom. Das mag man als Aeußerung eines mehr oder weniger unreifen Jungen ansehen und verachten. Dieselbe Gesinnung spricht sich aber auch aus in jener Frage, die ein Kreislehrer an eine junge katholische Lehrerin stellte, als sie ihr Amt antrat: „Fräulein, sind Sie auch patriotisch?“

Vom Protestanten und vom sogenannten liberalen Katholiken gilt es als selbstverständlich, daß er patriotisch ist bis auf die Knochen, nur der „ultramontane“ Katholik steht in dem Geruche der Vaterlandslosigkeit, der Abneigung gegen sein eigenes, des Hinstrebens zu einem andern Lande. Drum dürfte es nicht überflüssig erscheinen, auch hier „zur Wehr und Wehr“ darzulegen, was wir „Ultramontane“, d. h. wir Katholiken, die es mit ihrer Religion ernst nehmen, uns unter dem Begriff „Patriotismus“ denken, wie wir ihn auffassen und üben und weshalb wir das tun.

Was ist „Patriotismus“? Eine schwierige Frage, ähnlich jener des Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ Legen wir sie Hunderten, die das Wort gar oft im Munde führen, vor, wir werden hundert verschiedene Antworten erhalten, je nach dem Standpunkte des Gefragten. Selbst der allwissende Brodhäus, der über alle und einige andre Auskunft gibt, wird sehr einsilbig bei diesem Wort und sagt mehr kurz als klar: Patriotismus (vom griechischen patriotes) heißt „Vaterlandsliebe“, und des Weiteren erklärt er uns auch den griechischen Patrioten als Landesangeborenen, einen mit

Janzkeit an seinem Vaterlande hängenden Bürger, Vaterlandsfreund. „Das letztere das ist das Richtige“ höre ich da manche sagen, „der Vaterlandsfreund das ist der Patriot vom echten Schrot und Korn“. Gemach! Es soll, so sagt man, Freunde verschiedener Art geben, darunter wahre und falsche, solche, von denen hundert auf ein Lot gehen, und solche, deren Treue nicht mit Gold und Silber aufgewogen werden kann. Wir müssen also der Sache etwas mehr auf den Grund gehen und fragen: wer ist der echte Vaterlandsfreund? Dabel wird uns die Psychologie helfen.

Die „Freundschaft“ ist ein Gefühl und zwar ein sympathetisches Gefühl, einer aus der großen Scala der Töne, die auf der Harfe unserer Seele erklingen. Sympathetische Gefühle sind die Nachbildungen fremder Gefühle, welche sich einstellen, wenn wir uns letztere lebhaft vorstellen; es ist, wie Lessing sagt, „das Erklingen der gleichgestimmten Saite“ in uns. Die meisten Menschen, die wir nicht näher kennen, lassen uns kalt, wenn wir sie sehen, sie bringen keine Saite unseres Innern zum Tönen; sie lassen uns apathisch; anderer Menschen Anblick, oder auch nur der Gedanke an sie, erregt in uns einen Mißwillen, sie sind uns antipathisch oder wenigstens unsympathisch; wieder andere endlich erregen beim ersten Begegnen in uns ein Wohlgefühl, wir fühlen uns zu ihnen hingezogen, sie sind uns sympathisch, oder — weil wir Deutsche nun einmal Fremdwörter lieben, — wir interessieren uns für sie. Dieses „Interesse“ steigert sich vielen Menschen, die wir näher kennen lernen, gegenüber zu einer Hinneigung, die wir Freundschaft nennen, die sich noch erhöhen kann zur „Liebe“ im eigentlichen Sinne: zu dem „Zueinanderaufgehen“ der beiderseitigen Interessen, zu dem Leben, Fühlen und Denken füreinander und miteinander. Dem Vaterlande gegenüber äußert sich dies Gefühl in der innigen Zuneigung des Herzens zu dem Lande und Volke, welchem man durch Geburt und Erziehung angehört.

Dieses Interesse am Vaterlande und seinem Geschehe kann nun aus verschiedenen Quellen hervorgehen und danach bestimmt sich ein höherer Wert.

Es kennt der Dops seinen Eigentümer und der Esel die Krippe seines Herrn“ schreibt Jesaias 1,3. Vielleicht hat man noch dieser Stelle des Propheten das zwar nicht schöne aber bezeichnende Wort „Staatskrippe“ gebildet. Sie ist groß und wohl beschickt und mancher findet in ihr reiches Auskommen, inselgedessen fühlt er sich an ihr recht zu Frieden und sein Interesse richtet sich darauf, daß es „wohl“ werden möge, daß etwa seine behäbige Lage sich noch verbessere. „Ubi bene, ibi patria“: „Wo's mir gut geht, da ist mein Vaterland“ denken solche kleine Seelen. Es läge hier nahe zu exemplifizieren: unsere Flottenbewegung, gewisse Panzerplattenthandel nicht allzuferner Vergangenheit böten interessantem Stoff. Lassen wir's mit dem Mantel christlicher Liebe bedeckt. Wer nur so weit sich für sein Vaterland interessiert, als ihm Nutzen daraus erwächst, dessen Vaterlandsfreundschaft nur so weit reicht, wie der Vorteil, den er davon erntet, sei es an Geld, sei es an den heutzutage so sehr beliebten Delorationsstücken, so man „Orden“ nennt, der besitzt keinen Patriotismus, sondern der krankt an Egoismus, und oft bewahrt sich in seinem Verhalten der alte Spruch von den Ratten, die das sinkende Schiff, das ihnen keine Vorteile bieten kann, verlassen.

In einer „selbstloseren“ Form tritt uns die „Vaterlandsfreundschaft“ einer anderen Klasse von Menschen entgegen. Da sie sich den Luxus einer eigenen Meinung und Ueberzeugung nicht zu leisten vermögen aus Mangel an geistigem Betriebskapital, oder nicht leisten wollen, weil es ihnen zu mühsam ist, beschränken sie sich darauf, alles das, was die „Leitenden Kreise“ sagen und tun für das „einzig Richtige“, das „unbedingt Notwendige“ zu bezeichnen. Sie ersterben vor Bewunderung bei jedem Minister, oder gar Fürstenwort, sie finden alles im Staatswesen tadellos und bliden mit souveräner Verachtung auf die „Umstürzler“ herab, die es wagen anderer Meinung zu sein wie etwa Serenissimus sie äußert. Auch diese Gesinnung kann nicht Patriotismus genannt werden, sie trägt den schönen Namen „Byzantinismus“ oder auf deutsch gesagt: „Speichelledelei“.

Ganz anders treten die Anhänger einer dritten Art von Vaterlandsliebe auf. „Deutschland über alles, über alles in der Welt tönt's beständig von ihren Lippen, und „Mein Vaterland muß größer sein“ ist ihre Forderung Tag und Nacht. „Da draußen liegt ein armen Nationen, die sich der Segnungen „unserer Kultur“ noch nicht erfreuen, diese so bald als möglich zu bringen; sind sie nicht willig, so wird eben Gewalt gebraucht werden müssen und durch Säbelgerassel wird die Art der anzuwendenden Ueberredung zart angedeutet. Wie der Refrut Chauvin im französischen Lustspiel singen sie solch

„Jouis Français, Jouis Chauvin j'tape sur la tête le Bédouin und daher heißt diese übertriebene eroberungsfüchtige, krieglustige Vaterlandsliebe „Chauvinismus“: Patriotismus ist's aber nicht. Seine Vertreter nennt man oft auch „Allduetsche“ oder, wenn sie die Polen zum Gozenstande ihrer Beglückungsversuche machen, „Galatisten“.

Was ist denn nun Patriotismus im rechten Sinne? Unser Antwort heißt:

„Innige Zuneigung des Herzens, wahre Liebe zu Land und Volk, das Bewußtsein unserer Kraft im Hinblick auf die Zugehörigkeit zu dem ganzen Volke und die Gemeinschaft unserer Ehre mit der des Vaterlandes, die wohlwollende und wohlthuende Gesinnung gegen die Mitbürger, der Trieb zu gemeinschaftlicher Arbeit für das Heil, Glück und den Ruhm der Gesamtheit, jeder an seinem Platze und nach dem Maßstabe seiner Kraft.“

Von dieser wahren „Liebe zum Vaterlande“ gilt dasselbe, was Paulus 1 Kor. 13. von der Liebe im allgemeinen sagt: „sie handelt nicht unbescheiden, sie ist nicht aufgeblasen (kein Chauvinismus), sie ist nicht ehrgeizig, sie ist nicht selbstfüchtig“ (kein Egoismus), — sie ist dieselbe gegen Hoch und Nieder, sie ist die „Caritas“ gegen unsere Landsleute, die „Reverentia“ gegen das angestammte Herrscherhaus, ohne Prahlerei und nationale Geheererei.

Der wahre Vaterlandsfreund „mag und soll für seine Interessen tätig sein, aber so, daß das Wirken aller in ein harmonisches Gesamtwirken auslaufe zum Wohle aller“. (Kardinal Fischer, in Aachen, 11. 2. 06). Er soll Vertrauen haben zu seinem Fürsten und dessen Räten, aber nicht auf seine eigene Meinung verzichten, seine Grundsätze nicht verleugnen bloß deshalb, weil ein Höherstehender andere vortritt. „Neiget, wo es das Wohl des Ganzen gilt, euer Privatarbeit, wenn die hohen Ideen in Frage kommen, denen wir alle dienen, und die uns als Leitsterne gelten im Staate, im sozialen Leben, in der Gemeinde“ jagte Kardinal Fischer am 11. Februar den katholischen Männern Aachens, aber darüber steht: „Man muß Gott mehr gehorchen als Menschen“ und wenn „von einem“ verlangt wird, daß der Staatsdiener gegebenenfalls das 5. Gebot übertrete, so brauchen wir, so dürfen wir echten Vaterlandsfreunde eine solche Forderung nicht billigen, die nicht dem Wohle, noch weniger dem Wohle aller dient.

Der wahre Patriot erfreut sich der Errungenschaften seiner Nation, ist stolz auf die Taten seines Herrscherhauses, ohne jedoch gerade alles, was irgend ein Herrscher tat, unbedenken als ideal, gut und schön zu bezeichnen; er droht aber auch nicht gleich mit „einer Revision seiner monarchischen Gesinnung“, wenn ihm etwas am Landesregiment nicht gefällt.

Aus dieser Gesinnung heraus übt der Patriot die Untertanen-Tugenden: Gehorsam gegen das Gesetz, Selbstverleugnung, Opfergeist, Pflichttreue, Berufsfreude und wie sie alle heißen. In diesem Lichte betrachtet, erscheint die Tätigkeit des kargbesoldeten Dorfschullehrers, der auf den einsamen Höhen der Eifel in stillem Wirken ein königstreuces Geschlecht heranbildet, ebenso wertvoll wie das des ordenbesäten Diplomaten im prunkvollen Votischafterpalais; jeder tut an seiner Stelle, nach seinen Kräften, was seines Amtes ist, im Hinblick auf das Wohl der Gesamtheit.

Wie kommen nun zu unserer Hauptfrage: Warum üben die Katholiken die Vaterlandsliebe in diesem edelsten Sinne? Was treibt sie zum Patriotismus?

Wir lieben unser Vaterland, weil wir Kinder unseres Landes sind und welche Bande sind stärker als die zwischen Eltern und Kind? Das Land, wo unsere Wiege stand, wo wir der Kindheit Paradies genossen, der Boden, in den wir die sterblichen Ueberreste unserer Lieben gesenkt haben, den Ort, wo in dem Wirken der Eltern für unser Wohl uns zum ersten Mal der Begriff selbstlosen Handelns für andere dämmerte, der Gau endlich, in welchem sich die ersten Bande der Freundschaft und Liebe um uns und gleichgesinnte Mitmenschen schlangen: o, sie sind uns heilig und teuer, mit tausend Fasern unseres Herzens hängen wir an ihnen, für sie und ihre Bewohner schlägt es treu und warm. Wohl können wir Sitten und Gebräuche des fremden Landes annehmen, seine Sprache sprechen: aber ist's auch schön im fremden Lande, doch zur Heimat wird es nie!

Und in dem Maße wie sich unser Gesichtskreis erweitert, wir über die Grenzen der engeren Heimat hinaus schreitend der Schönheit, Größe und Bedeutung des ganzen Vaterlandes uns bewußt werden, desto mehr wächst unser Interesse für alles, was sein Wohl und Wehe betrifft; aus der Kenntnis der Charaktereigentümlichkeiten unserer Mitbürger, ihres Strebens und Wählens, erwächst das Zusammengehörigkeitsgefühl, der nationale, der Bürgersinn.

Wir sind patriotisch, weil wir religiös sind! Aus der Religion nimmt der Patriotismus die Kraft, die ihn zu den großherzigsten Selbentaten treibt und in der Treue gegen Gott teilt die rechte Untertanentreue. Wie schön sagt's der rheinische Dichter Wilhelm Meuter:

„Nur wo vor dem Dorngekrönten
Volk und Fürsten gläubig knien,
Mann um eine Königskrone
Auch der Kranz der Treue blüh'n.“

Weil wir religiös sind, sind des Heilands Worte: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist“ und des Apostels Mahnung: „Fürchtet Gott und ehret den König! Seid untertan um Gottes willen dem Könige, welcher der Höchste ist“ kein leerer Schall für uns, sondern Gewissenssache.

Weil wir echte Christen sind, ist Christi Beispiel und Regel und Nichtschmut. Er hat sein Vaterland geliebt, heiß und treu! Sein Schicksal ließ ihn nicht kalt, obwohl er in seinem Bemühen für das höchste Glück seiner Mitbürger so manchen bitteren Enttäuschung erlitten. So steht er auf dem Berge, der Hauptstadt seines Vaterlandes gegenüber. Er schaut ihre von der Morgensonne überstrahlte Pracht — er schaut aber auch ihren Untergang durch grimmer Feinde Wüten, den Schutt- und Trümmerhaufen des Jahres 70; und heiße Tränen rollen über seine Wangen; er weint aus Mitleid, aus Mitgefühl für seine Landsleute, seines Landes erste Stadt; das Bild des Patrioten. Ihm streben wir nach in wahrer Teilnahme für unser Land und Volk.

Endlich sind wir patriotisch — erschrecken Sie bitte nicht — weil wir ultramontan sind. So nennt man uns bekanntlich, weil wir angeblich „jenseits der Berge“, im Patte, unsern höchsten Herrn auf allen Gebieten unseres Lebens sehen. Das ist ja falsch; wir sehen in ihm nur das Oberhaupt der Kirche, den Stellvertreter Christi, dem wir in allem, was unser Seelenheil betrifft, Gehorsam schulden und auch leisten. Was sagt aber die höchste kirchliche Autorität über unsere Pflichten dem Vaterlande gegenüber? „Die Kirche lehrt mit Recht, daß die politische Gewalt von Gott kommt. Wenn (nun) die Gewalt der Staatsdiener auf einer Anteilnahme an der göttlichen Gewalt beruht, so erlangt sie gerade deswegen eine beständige, eine über der menschlichen stehenden höhere Würde. . . Daraus folgt dann, daß die Bürger ihren Fürsten untertan und auf's Wort gehorsam sein werden, wie Gott selbst, nicht so sehr aus Furcht vor Strafe, als vielmehr aus Ehrfurcht vor der Majestät, nicht um zu gefallen, sondern aus Pflichtbewußtsein.“ (Leo XIII. Encycl. „Diuernum illud“ v. 29. 6. 81). Derselbe Papst mahnt am Schlusse dieses Rundschreibens die Bischöfe: „Tragt Sorge und gebt acht, daß das, was von der katholischen Kirche bezüglich der Obrigkeit und der Pflicht des Gehorsams gelehrt wird, sowohl den Menschen klar zu Bewußtsein komme, als auch im Leben fleißig geübt werde. Durch Euer Ansehen und Eure Worte ermahnt die Kirche, . . . Versöhnungen zu verabreichen, an keinem Aufruhr sich zu beteiligen. Und diese hinwiederum möchten erkennen, daß, wenn sie um Gotteswillen der Obrigkeit gehorchen, ihr Gehorsam vernünftig ist und in Wahrheit ehrenhaft.“

Die Schlussfolgerung aus diesen Worten liegt nahe: Je mehr der Katholik sein Verhalten nach den Weisungen seines kirchlichen Oberhauptes einrichtet, d. h. je ultramontaner er im Sinne unserer Gegner ist, desto treuer, gewissenhafter und gründlicher wird er seine Pflichten gegen Fürst und Vaterland erfüllen, desto patriotischer wird er sein.

So aufgefaßt und geübt, gegründet auf das feste Fundament der Heimatliebe und der Religion, ist die Vaterlandsliebe ein heiliges Feuer, das still und stetig im Herzen des Patrioten zühlt, ihn erwärmt und begeistert, dem Vaterlande zu dienen in Meinheit und Innigkeit, durch arbeitsames Schaffen, ernst und zielbewußt, furchtlos und treu. Raft aber der Sturmwind der Not und Gefahr über die Gauen der Heimat, dann wird das Feuer zur mächtigen Lohbe angefaßt, die den Menschen hinreißt, wie einst die Jungfrau aus Dom Remb, für's Vaterland Gut und Blut einzusetzen und wenn's nötig, auch freudig zu opfern.

Das ist auch das Band, das uns Deutsche alle einen muß trotz sozialer, religiöser und sonstiger Gegenfälle zu jener Einheit, von der Max von Schenkendorf singt:

„Traute deutsche Brüder, höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstört,
Wenn ihr einig seid und treu!“

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 11.

Düsseldorf, den 18. März.

1906.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag in der Fasten. — Bilder aus der Passion unseres Herrn. III. — Aus den Fasten: Hirtenbriefe der deutschen Bischöfe. — Hungersnot in Afrika. — Ein Deutscherzug in Argentinien. — Die Berufswahl unserer Töchter. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum dritten Sonntag in der Fasten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XI, 14—28.

In jener Zeit trieb Jesus einen Teufel aus, der stumm war; und als er den Teufel ausgetrieben hatte, redete der Stumme und das Volk wunderte sich. Einige aber von ihnen sagten: Durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus. Andere versuchten ihn und forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Als er aber ihre Gedanken sah, sprach er zu ihnen: „Reines Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwüstet werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Wenn nun auch der Satan wider sich selbst uneins ist, wie wird denn sein Reich bestehen, daß ihr da jaget, ich treibe durch Beelzebub die Teufel aus? Und wenn ich durch Beelzebub die Teufel austreibe, durch wen treiben denn euerer Ainder sie aus? Also werden sie selbst euerer Richter sein. Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Teufel antreibe, so ist ja wahrhaft das Reich Gottes zu euch gekommen. Wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist alles sicher, was er hat. Wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt, und ihn überwindet, so nimmt er ihm seine ganze Waffenrüstung, auf welche er sich verließ und verteilt seine Beute. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Wenn der unreine Geist von den Menschen ausgefahren ist, wandert er durch dürre Orte und sucht Ruhe; und weil er sie nicht findet, spricht er: Ich will in mein Haus zurückkehren, von dem ich ausgefahren bin. Und wenn er kommt, findet er es mit Wesen gereinigt und geschränkt. Dann geht er hin, nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die ärger sind als er; und sie gehen hinein und wohnen daselbst; und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger als die ersten. Es geschah aber, als er dies redete, erhob ein Weib unter dem Volke ihre Stimme und sprach zu ihm: Selig ist der Leib, der dich getraegt hat, und die Brüste die du gesogen hast! Er aber sprach: Ja, freilich sind selig, welche das Wort Gottes hören und dasselbe beobachten!“

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

III.

Nach dem Berichte des heutigen Evangeliums heißt Jesus einen Menschen, der von einem bösen Geiste besessen und infolgedessen stumm war. Der Geheilte redet; das Volk staunt. Aber einigen von den Umstehenden war das noch nicht genug; sie verlangten vom Herrn, daß er am Himmel ein Wunderzeichen wirke, damit sie an Seine göttliche Sendung glauben könnten. Andere aber behaupteten geradezu, der Heiland stehe mit dem Teufel im Bunde und wirke diese Wunder durch dessen Hülfel — Es waren, lieber Leser, offenbar Leute von derselben Gesinnungsart, wie wir sie lektlich vor dem Palaste des römischen Statthalters Pilatus versammelt sahen: Menschen, die von blindem Haß gegen ihren Messias erfüllt waren

und darum nicht ruhten, bis sie ihn dem Tode überliefert hatten.

Wir verließen jüngst unsern Herrn in dem Augenblicke, lieber Leser, als die jüdischen Ankläger dem römischen Statthalter die trotzig Antwort zuriefen: „Wäre dieser kein Uebelthäter, so würden wir ihn dir nicht überliefert haben!“ Wir entsetzten uns über die fürchtbare Schmach, die dem Herrn hier angetan wird, — Ihm, der Wohlthaten spendend umhergezogen war; Ihm, dem guten Hirten, der vom Himmel herabgehten war, um die verirrtten Schäflein aus dem Hause Israel zu Seiner Herde zurückzuführen.

Der römische Statthalter — sagt der hl. Leo — erkannte mit seinem gesunden Verstande sehr wohl, daß in der ganzen Angelegenheit viel mehr die Leidenschaften, als der Eifer für die Gerechtigkeit im Spiele seien, und daß die jüdischen Vorsteher gekommen waren, um den Statthalter nicht zum Richter in einer Rechtsache, — die eben nicht vorhanden war — sondern zum Helfer eines Unschuldigen zu machen. Allein Pilatus verbirgt seinen Unmut und antwortet auf ihre übermüthige Aeußerung mit einer bewunderungswürdigen Mäßigung und Klugheit: „So nehmt ihn und richtet ihn nach eurem Gesetze!“ (Joh. 18.) Er will sagen: Der Gefangene hat nicht an mein Gericht appellirt; ihr kennt seine Vergehen; richtet ihn also, und ich werde zusehen, ob euer Urtheil vollstreckbar ist!

Allein, wenn auch die jüdischen Vorsteher den Tod des Herrn wollten, so wollten sie — aus den, in unserer letzten Betrachtung angeführten Gründen — nicht, daß sie selbst in den Augen des Volkes als die Richter daständen. Deshalb entgegnet sie: Das Verbrechen, um das es sich hier handelt, wird mit dem Kreuze stode bestraft; das ist aber eine Strafe der römischen Gesetze, die zu verhängen, uns Juden nicht erlaubt ist, — oder, wie der hl. Evangelist Johannes kurz sagt: „Uns ist es nicht erlaubt, einen Menschen zu töten“ (Joh. 18).

Sie sind also gezwungen, ihre Anklagen vorzubringen. Aber — wie der hl. Chrysostomus hervorhebt — sie verschweigen in ihrer Schlaubeit das Verbrechen der Gotteslästerung, wegen dessen sie im Hohen Räte den Herrn bereits des Todes schuldig erklärt hatten; denn sie begreifen sehr wohl, daß der Statthalter als Heide wenig Gewicht legen würde auf das Verbrechen der Lästerung gegen die jüdische Gottheit. Deshalb erheben sie drei politische Anklagen, um die Aufmerksamkeit und Teilnahme des politischen Stellvertreters des römischen Kaisers zu wecken und sagen: „Diesen (Jesus) haben wir befunden als Aufwiegler unseres Volkes und als Einen, der verbietet, dem Kaiser Steuer zu zahlen, indem Er sagt, Er sei der Messias, der König!“ (Luk. 23.) Sie sagen also: Wir haben Beweise dafür

1. daß der Angeklagte unser Volk gegen den Kaiser aufwiegelt; 2. daß er verbietet, dem Kaiser die schuldigen Abgaben zu zahlen; 3. daß er sich für den Messias, den wahren König der Juden, ausgibt.

Wenn nun auch nichts falscher war, als diese Anklagen, so gab es doch kaum etwas Bedeutsameres, lieber Leser, um den Argwohn und die Eifersucht eines römischen Statthalters hervorzurufen; denn es handelte sich ja um das Streben nach der Königswürde in einer römischen Provinz und um eine schwere Beleidigung der kaiserlichen Majestät. Allein der Statthalter durchschaute die vor ihm stehenden Ankläger; er erkennt, daß diesen Anklagen nur Haß und Bosheit zu Grunde liegt, weshalb der Evangelist hinzufügt: „Pilatus wußte, daß die Hohenpriester Ihn (Jesus) aus Neid überliefert hatten“ (Mark. 15). Und offenbar, nur um zu zeigen, daß er doch etwas in einer Sache tue, die eine so ernste Gestalt annahm, ließ der Statthalter die kermenden Juden vor dem Gerichtshause, ging in den Saal zurück, wohin er den Heiland hatte bringen lassen, als die Juden Ihn übergaben, und ließ Ihn sich vorführen: „Pilatus ging wieder in das Gerichtshaus und rief Jesus“ (Joh. 18).

Und Jesus tritt nun, wie der Evangelist Markus mit begreiflicher Verwunderung zu bemerken scheint, gleich einem Verbrecher gefesselt, vor dem Richterstuhl des römischen Landpflegers. Fürwahr, lieber Leser, welche eine Erniedrigung für den Sohn Gottes, der vom himmlischen Vater zum Richter der Lebendigen und der Toten gesetzt worden, daß Er vor den Richterstuhl eines ungläubigen Heiden geführt wird, um von ihm Sein Urteil sprechen zu hören!

Der kaiserliche Richter gibt aber sofort zu verstehen, daß er von den beiden Anklagen — von dem Aufbruch und der Aufforderung, die Steuern zu verweigern — nichts halte; denn nach dieser Richtung kannte der Römer die fliegenden Juden zu gut und wußte zudem aus eigener Erfahrung, daß der vor ihm stehende Angeklagte in dieser Hinsicht niemals sich verdächtig gemacht habe. Darum hält er sich nur an die dritte Anklage: „daß er nach der Königswürde (des Messias) strebe“. Und selbst in Bezug auf diesen Punkt spricht er weniger im richterlich-suchenden Tone, sondern mehr, wie aus persönlicher Neugierde: „Bist Du der König der Juden?“ (Joh. 18).

Allein, lieber Leser, was vermag die menschliche Klugheit gegen die göttliche Weisheit? Mit dieser seiner Frage verweist Pilatus in die geheimen Gedanken des Herrn zu dringen: der Herr aber gibt — wie wir demnächst hören werden — eine Antwort, die den Richter nötigt, seine eigenen Gedanken zu offenbaren. —

Wenn wir unserm Herrn auf Seinem Leidenswege in Gedanken folgen, lieber Leser, dann wird uns ein Wort des Bäckers Paulus so recht klar, wonach der Sohn Gottes an unsere Stelle getreten und die Sünden der ganzen Welt auf Sich genommen hat, um sie zu sühnen. — und zwar so, daß diese unsere Sünden gewissermaßen die Seinigen wurden, wie wenn Er sie persönlich begangen hätte: „Gott hat Den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir würden Gerechtigkeits vor Gott in Ihm!“ (2. Kor. 5).

8.

Aus den Fastenhirtenbriefen der deutschen Bischöfe

Der Hirtenbrief des
Herrn Erzbischofs Franz Joseph von München Freising
behandelt zwei hochwichtige Fragen. Er spricht erstens über die Quellen der Sünde und zweitens über die Gelegenheiten zur Sünde. Die Sünde ist der Schlüssel zu allen betrübenden Erscheinungen des jetzigen Lebens. Sie

zerstört das ursprüngliche angemessene Verhältnis zwischen Seele und Leib, in dem sie den Leib über den Geist herrschen läßt und dadurch die ganze menschliche Natur schwächt. Da die Willensfreiheit auch in der tiefsten Erniedrigung bestehen bleibt, ist der Mensch für jede Sünde verantwortlich. Es ist ein Jertum anzunehmen, daß ein Volk, mag es geistig noch so hoch stehen, von der Sünde und ihren Folgen verschont bleiben könne. Christus allein hat den Weg von der Sünde gewiesen.

Im zweiten Teile, der von den Gelegenheiten der Sünde spricht, wird ernst und nachdrücklich auf die drei großen allgemeinen Gefahren: der Glaubensgleichgültigkeit, der unchristlichen und sittenlosen Precherzeugnisse und des weitverbreiteten Mißbrauchs geistiger Getränke hingewiesen. Der religiöse Indifferentismus zerstört die harmonische christliche Weltanschauung und, indem er zur Verflachung des geistigen Lebens führt, bewirkt er die Achsellosigkeit gegen die christliche Moral. Auf solch sterilem Geistesboden können daher keine christlichen Charaktere sich bilden. Die Gleichgültigkeit im Glauben wird aber im besonderen Maße gefördert durch glaubensgleichgültige, glaubens- und sittenfeindliche Verkünder. Der Hirtenbrief vergleicht diese Arten von Schriftstellern mit den falschen Propheten, vor denen der Weltheiland warnt, die unter dem Mantel echter Menschenfreunde die Massen irreführen durch die Entstellung der Wahrheit, Verspottung der Tugend, Verschönerung des Latters. Sie führen durch Erzeugung unwahrer und ausschweifender Einbildungen zur erinnerlichen Verarmung, bis zur charakterlosigkeit.

Die heilige Fastenzeit ist eine ernste Mahnung zur Vermeidung der Unmäßigkeit, besonders im Genuße geistiger Getränke. Vernunftgemäßes Essen und Trinken ist von Gott selbst zur Erhaltung der menschlichen Natur angeordnet. Unmäßigkeit dagegen war ein Laster der Heiden. Leider haben auch die Christen der heiligen Tage es vielfach verlernt, den Saunen zu beherrschen, die schrecklichen Folgen für die gegenwärtige, wie für die heranwachsende Generation, die sich in leiblichem und geistigem Siechtum, wie in der erschrecklichen Zunahme der Verbrechen äußern, lassen es als wünschenswert erscheinen, daß die Stimmung derer sich mehren, die durch Flugblätter und Versammlungen auf diese Gefahren aufmerksam machen. In diesem Nischenkampf gegen alle diese Verbrechen der bösen Menschheit kann nur die göttliche Gnade, die in der heiligen Fasten- und Osterszeit besonders wirksam ist, heilkräftig einwirken.

Hungersnot in Afrika!

In der Februarnummer der Missionszeitschrift „Echo aus Afrika“ veröffentlicht die General-Verlegerin der St. Petrus Claver-Sobalität einen herzerweichenden Notruf aus Afrika. In den Schrecken des Krieges und Aufstandes, der Ermordung der Missionäre und der Zerstörung der blühendsten Stationen gestellt, sieht nun auch noch diese furchtbare Heißel. Doch hören wir die Einzelheiten selbst: „Schon seit Monaten läuft ein herzerschütternder Notruf nach dem andern bei mir ein. Es ist abermals die Hungersnot in ihren schrecklichsten Formen, die über ganz Ost- und Südafrika sich ausdehnt. In Abessinien und Erythrea wurden die heillosen Enten durch Heuschrecken total vernichtet, in Rhodesia, in den Gegenden des Oberen Nil, in Transvaal haben Dürre die Hungersnot herbeigerufen. Doch, ich lasse lieber die Missionäre selbst sprechen:

„Ich fand in den Dörfern“, schreibt ein Missionar aus Erythrea, „eine Not, die erschauern macht. Stellen Sie sich vor, daß die Eingeborenen auf dem Punkt sind, sich von den Wurzeln gewisser Sträucher, die sie erst in Salzwasser auflösen, zu nähren. Welch eine Nahrung! Es sagt Ihnen die fahle Farbe ihrer Angesichter. Als ich durch Erithrea zog, sah ich ganze Gärten von Heuschrecken an den grünen Ästen hängen; ich sah Frauen mit wildem, finsternen Blick Wurzeln graben. Das erste Wort, welches wir überall vernahmen, war: „Vater, mich hungert!“ Wie oft seither tönt dieses Wort an meine Ohren, ohne daß ich abhelfen kann. Vom Morgen bis zum Abend ist unsere Tür von hunderten Hungernden belagert und wenn wir hinaustreten, läßt uns diese Leute die Arme, die Hände und verlangen weinend ein Almosen.“

Eine Schwester aus Abessinien schreibt: „Diesen Morgen noch schnitt sich ein unglücklicher Vater den Hals ab, weil er seine hungernden Kinder nicht mehr anhören konnte. Alle unsere Missionsstationen sind ohne Korn und

in der Stadt hat man schon den Preis des Kornes verdoppelt. Könnten wir doch möglichst viele Kinder aufnehmen! Ach, noch vor Kurzem nährten wir einige Hoffnung, die Ernte stand schon und es war vorauszusehen, daß diese häßlichen Tiere (die Heuschrecken) vor Ende der Saison nicht wiederkehren würden und dann hätten wir die Erbsen, die Bohnen, die Gerste glücklich hereingebracht. Aber nein! Am Pfingstmontag und die ganze Woche hindurch kehrten die Heuschrecken wieder, sie fielen wie die Schneeflocken vom Himmel — unmöglich etwas zu retten. Alles ist aufgefressen, selbst das Gras zur Nahrung der Tiere — es bleibt uns nichts, nichts, gar nichts!

„Durch die Missernte,“ so klagt ein Missionar der Gesellschaft Jesu in Rhodessia, „sind wir in diesem Jahre in großer Not. Schon jetzt haben viele von unseren Christen fast nichts zu essen und doch wählet es bis zur nächsten Ernte noch ein halbes Jahr. Wir müssen Christen, und den Heiden helfen und kaufen Getreide auf, allerdings mit erborgtem Gelde. Wenn Euer Hochgeboren uns helfen können, o, dann bitte ich Sie, unsere Neger nicht zu vergessen, da es sich um die Existenz und den Fortschritt der wichtigsten Station in Zentral-Südafrika handelt.“

Endlich noch diese letzte Episode:

„Heut: morgens,“ berichtet ein Missionar aus Abessinien, „kam ein Kind zu uns. „Vater, meine Eltern haben seit mehreren Tagen nichts zu essen, sie sagten mir, ich solle gehen, wohnen ich wolle, um nicht Hungers zu sterben. Ich komme zu Dir.“ „Aber wir haben selbst nichts, wir können Dir nichts geben.“ „Nun denn. So bleibt mir doch der Trost, bei dir zu sterben.“ „O Brüder Europas!“ ruft derselbe Missionar aus, „wäre ich jetzt bei Euch, ich würde mich Euch zu Füßen werfen und um eine Unterstützung bitten. Erbarmt Euch des Missionars. Nichts ist für diesen entsetzlicher, als seine Ohnmacht angesichts solcher Not! . . .“

Wieder Beter! Dieser Hilferuf wiederholt der Echo-Redakteur aus voller Brust. Ach ja! Nichts ist für ihn trauriger, als auf so viele herzzerreißende Briefe nicht mit ausgiebigen Geldsummen antworten können. Seht ihn doch, jetzt die St. Petrus Claver-Sodalität in den Stand, die auch jetzt wieder als „Mähmutter“ der Missionäre, der hungernden Neger erweisen zu können! Ich bitte Euch inständigst darum.

Fehlt es uns etwa an den Mitteln. Den Armen, welchen sie fehlen, die wissen sie durch erfindereische Liebe schon zu ersetzen. An diese brauche ich mich gar nicht bittend zu wenden. Ich weiß, daß der Pfennig der Witwe „für die Hungernden“ auch diesmal reichlich fließen wird. Ich wende mich an Euch, Ihr Wohlhabenden, Ihr mit Glücksgütern gesegneten; an Euch wende ich mich (möchtet Ihr nur diese Zeilen lesen!). Eine Kaskette weniger, eine Festlichkeit weniger, ein vereinfachtes Menü — und die Mittel wären da, um Euch selbst einen Schlag im Himmel zu hinterlegen — und hundert- und tausende Hungernder aus furchtbarem Not zu retten.“

Jeder Beitrag, auch der kleinste, wird dankbar angenommen. Man sende ihn unter der Bezeichnung „Für die Hungernden in Afrika“ entweder mittelst internationaler Postanstaltung direkt an die General-Verlegerin der St. Petrus Claver-Sodalität, Gräfin M. Th. Ledóchowska, Rom, via dell' Omata 16, oder an die St. Petrus Claver-Sodalität in Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12 oder an deren Filialen München, Türkenstr. 15/11., und Breslau, Hirschstraße 33.

Ein Heuschreckenzug in Argentinien.

Eine katholische Missionsschwester in Diamante hat an ihren Angehörigen in Wädelsdorf einen vom 9. Januar datierten Brief geschrieben, in dem sie einen Heuschreckeneinfall schildert. Sie berichtet so anschaulich, daß ein Teil des Briefes auch weitere Kreise interessieren wird. Der Brief beginnt: „Heute bin ich in der Lage, von einem Ereignisse zu berichten, das wir Entrecarianer (d. h. die Bewohner der Provinz Entre Rios) in den letzten 14 Tagen erlebten. Es war am 2. Weihnachtstag, als wir, beim Mittagmahl sitzend, plötzlich von draußen laute Rufe der Verwunderung, des Staunens und unangenehmer Ueberraschung hörten. Wir sahen uns erstaunt an, und mit der Frage: „Was soll das bedeuten?“ sprangen wir von unseren Söhnen auf und eilten hinaus in den Hof. Welch ein Anblick! Auf dem Boden

war ein Gewimmel und Geluz, ein Hüpfen und ein Spritzen von unzähligen, rotgelben, nicht ungeschönten Tieren. Wieder fragte man sich: „Was ist das?“ Andere, die dergleichen früher gesehen, kamen mit dem erschrockenen Ausrufe: „Die unheilvollen Heuschrecken sind gekommen!“

Wir schauten nun nach der Strafe, da bot sich den vor Staunen fast starren Blicken ein seltsames Schauspiel dar. Soweit das Auge reichte, sah es nichts anderes als Heuschrecken, sodas man unwillkürlich an die Heuschreckenplage im alten Ägypten dachte, von der die Bibel berichtet. Alle Straßen, Wege und Stege, kurz alles, war wie dicht besät mit diesen unwillkommenen Gästen. In endlosen Reihen marschierten sie daher, ein Tier am andern, in schönster Ordnung, in Reih und Glied, so schön wie ein Heer Soldaten, das ins Feld zieht. Es war wirklich ein imponierender Anblick. Aber bald begannen diese Unberufenen ihr verderbbringendes Geschäft. Mit einem wahren Heißhunger fielen sie über Gräser, Kräuter, Blumen, Sträucher, Bäume, kurz über die ganze Pflanzwelt her. Gättet Ihr das doch sehen können! Man muß es angesehen haben, um es glauben zu können, was diese Tiere in ihrer Furcht leisten können. Keine Pflanze, keine Pflanze, keine Palme kurz, kein Gewächs blieb verschont. Alles wurde eine Beute dieser gefräßigen Sechsfüßler. Und das sind noch erst die jungen, hüpfenden Heuschrecken, denn die Flügel noch ganz und gar fehlen. Die Orangen, Feigen- und Pfirsichbäume wurden bis zu jetzt gespart, d. h. die warnt ihnen nicht zart genug, als aber nichts besseres mehr vorhanden war, nahmen sie auch damit vorlieb.

Wirklich interessant war es, zu beobachten, wie sie an den Pfirsichbäumen vorgingen. Erst wurden die Früchte aufgezehrt, obgleich sie noch ganz unreif waren, dann die Blätter, endlich die Rinde der Bäume. Wenn sie wenigstens diese noch verschont hätten, damit die Bäume doch nicht ganz absterben, aber nein, alles wird von den Fressern abgenagt und abgehakt. Zum Erbarmen ist es auch, wie sie die Blumenbeete so übel zurichten. Die herrlichen Gärten sind ihrer Pracht und Schönheit beraubt, kein Blumenbeet ist mehr kennbar, alles ist dem Erdboden gleichgemacht und verwüßelt und wo sonst Blumenkelche dufteten, da breitet sich jetzt ein überdrückender Dunst aus. Man könnte fragen, ob feindliche Horden hier ihr Unwesen getrieben hätten, so entsetzlich sieht es aus. Die unliebamen Besucher drangen sogar in die Häuser, Betten usw. ein. Tag und Nacht hatten wir keine Ruhe. Bevor wir uns schlafen legten, hatten wir jedesmal 3 Stunde zu tun, um die Betten zu säubern und die kleinen Unholde hinauszutwerfen.

Wenn das aber nun alles wäre! Aber nicht weniger unerschämte hausten die Heuschrecken draußen auf dem Pflanz. Ein Kolonist sagte mir, es sei draußen auf den Feldern auch nicht ein grünes Blättchen mehr zu sehen. Die bedauernden Kolonisten! So viel Mühe, Arbeit und Schweiß verloren! Es war dieses Jahr Aussicht auf eine reiche Maisernte. Nun ist alles, alles vernichtet! Der Schaden ist enorm und kaum abzuschätzen. Ihr werdet denken, man müsse dem so verderblichen Treiben der kleinen Fresser doch Einhalt tun können. Ja, gegen den Strom läßt sich nicht gut anschwimmen. In unserem Garten hatten wir 10 tiefe Gruben gemacht. Diese wurden zur Hälfte mit Wasser gefüllt, da hinein trieben wir die Tiere nun nach Tausenden und doch konnte man nicht gewahren, daß ihre Masse sich verringert hätte. Den ganzen Tag waren wir auf der Jagd; die einen schlugen, andere traten sie tot, andere trieben sie in die Gruben, und so schafften wir fast acht Tage lang. Mehr als einmal mußte man davon laufen und die Heuschrecken, die sich in den Kleidern verkrochen hatten, hervorlocken; ich zählte einmal bei einer derartigen Jagd 80 Stück. Selbst die Haustiere halfen uns bei unserem Vernichtungswerke. Kälber, Kühe, Vorkentiere, Vögel und Hühner hielten alle Tage, ja den ganzen Tag festlich, selbst Hund und Katze taten sich gütlich an den fetten Bissen, aber gegen dieses Millionenheer konnten wir nichts ausrichten.

Wie schon erwähnt, waren dies erst die jungen Heuschrecken, bald sollen nun die alten, fliegenden nachkommen. Diese verzehren vollends auf den Bäumen, was etwa da und dort noch übrig geblieben, sie bleiben aber nur eine Nacht. Heute, da ich dies schreibe, also 14 Tage nach der Ankunft der Heuschrecken, hüpfen immer noch einige in unserem Garten herum, die übrigen sind teils vernichtet, teils glücklich abgefressen. Ich erwähne noch, daß eine Heuschrecke achtzig Eier legt, daher die große Vermehrung. Sie sehen ganz anders aus als die grasgrünen in Deutschland. Die kleinen

hier haben einen rötlich-gelben Leib, der Kopf ist rot, die Zäune braun, mit schwarzen Buntflecken; die alten sind blasslich grau."

Die Berufswahl unserer Töchter.

Von Albertine Albrecht, Düsseldorf.

Die Zeiten sind vorüber, in denen es für die Eltern nur darauf ankam, die Frage richtig und gut zu lösen, die sich mit der Berufswahl der Söhne beschäftigte. Heute müssen sich Vater und Mutter auch die andere Frage vorlegen: „Was soll unsere Tochter werden?“ Besonders in tüchtigen Familien fällt diese Frage schwer ins Gewicht. Denn selbst in den reichen und begüterten Familien, die, falls die Töchter nicht heiraten, diesen ein behagliches Auskommen mit dem vorhandenen Vermögen gewährleisten, wird sich doch recht oft der Drang nach irgendwelcher Betätigung, die sich außerhalb des Rahmens der Häuslichkeit vollzieht, bei dem jungen heranwachsenden Mädchen äußern. Ein sogen. Beruf ist also nicht ausschließlich den Frauen des Mittelstandes und der niederen Volksschicht vorbehalten. Naturgemäß sind aber Möglichkeit und Gelegenheit, sich für einen Beruf auszubilden und ihn auszuüben, den Töchtern wohlhabender Eltern viel eher geboten, als den jungen Mädchen minder begüterter Klassen. In diesen Kreisen wird die Frage der Berufswahl zu einer direkten Erwerbsfrage.

Die Wichtigkeit dieser Erwerbsfrage nimmt stetig zu. Aus kleinen Anfängen heraus hat sie sich zu einer der bedeutendsten Zeitfragen entwickelt. Eine solche „Hauswirtschaft“, wie sie zu Ende des 18. Jahrhunderts als Betätigungsgebiet für alle Frauen galt, kennen wir heute nicht mehr. Eine ausschließlich häusliche Produktion der im Haushalt zur Verwendung kommenden Dinge ist heute in der früher geübten Weise nicht mehr möglich und auch nicht mehr lohnend. Lächelnde Zehen, Stoffe für jeden Bedarf spinnen und weben, Seife und Del bereiten usw. gehören heute nicht mehr zu den Obliegenheiten der Hausfrau. Die Era der Maschine hat diese Arbeit von tausend und tausend Frauenhänden unnötig gemacht; denn alle Bedarfsgegenstände sind außer dem Hause käuflich. Es ist deshalb eine natürliche Folge der ungeheuren Umwälzungen auf wirtschaftlich-technischem Gebiete, daß alle die Frauen, denen die Familie keine Betätigung ihrer Vertriebskraft mehr bot, sich einen Erwerb, einen Beruf außerhalb des Hauses suchten. Zweifellos ist die Erwerbsfrage bei uns dadurch verschärft worden, daß es in Deutschland ca. 900 000 weibliche Personen mehr gibt, als männliche, was zugleich auch eine Erklärung — neben verschiedenen andern — dafür ist, daß so vielen Mädchen der Hausfrauenberuf verschlossen bleibt.

Von allen Seiten wird in Frauensreisen der Wunsch laut, nach einer besseren gründlicheren Frauenbildung im allgemeinen. Sie dient der Berufsbildung zum Fundament. Im Interesse der wissenschaftlichen Berufe, z. B. der Lehrerinnen, Ärztinnen, Apothekerinnen, Beamtinnen sowie der besseren kaufmännischen Frauenberufe ist durch den rastlosen Eifer unserer Frauenvereine aller Art schon mancher schöne Erfolg zu verzeichnen. Auch der Mädchenfortbildungsschulfrage zur Hebung der Allgemeinbildung der in den verschiedensten nicht wissenschaftlichen Berufen tätigen Mädchen tritt man hier und da praktisch nahe. Leider aber finden alle diese gemeinnützigen Bestrebungen bei so vielen Eltern, die gerade als einsichtsvolle Eltern der guten Sache große Dienste leisten könnten, wenig oder gar kein Verständnis. Die Begüterten pochen darauf, daß ihr Kind es nicht nötig habe, einen Beruf zu ergreifen. Heirate es, nun gut, — wenn nicht, dann könne es in angenehmer Sorglosigkeit leben, — das Vermögen ist ja da!

Wieviel gesunde, tüchtige Menschenkraft wird so durch die elterliche Verbohrtheit eingedämmt und brach gelegt, wieviel wertvolle Unterstützung den Frauenbildungsbestrebungen entzogen! Es ist eine unbedingte Pflicht der Eltern, auch einmal das Kind selbst zu hören, wenn es sich um seine Zukunft handelt. Wunsch und Wille von Vater und Mutter sollte da durchaus nicht allein Ausschlag gebend sein. Das gilt ganz besonders bei der Berufswahl der Töchter in den minder bemittelten Kreisen. Was wird hier aus den Mädchen?

Gleich nach der Schulentlassung müssen sie verdienen, — das Einkommen des Vaters reicht für die Familie nicht aus. Das Mädchen wird also Fabrikarbeiterin, Ausläuferin oder Lehrling im Geschäft, bei der Schneiderin, Putzmacherin usw. Selten muß für die Lehrzeit von den Eltern gezahlt werden. Lehrgeld fordern durchweg nur die besten Ge-

schäfte und Firmen, die dann auch eine vorzügliche Ausbildung des weiblichen Lehrlings garantieren. Darauf kommt es den meisten Eltern aber auch wenig an, für sie hat aus Gründen, die man ihnen nicht einmal immer zum Vorwurf machen kann, nur das Geld, der Verdienst, eine ausschlaggebende Bedeutung.

Bei näherer Betrachtung scheint jedoch dieses Zuanpruchnehmen des verhältnismäßig stets geringen Verdienstes des jungen Mädchens seitens der Familie in keinem Verhältnis zu den Anforderungen zu stehen, die das verdienende Mädchen seinerseits wieder an die Familie stellt in Bezug auf Nahrung, Kleidung, Wohnung usw. Mit einem Worte, es liegt kein besonderer wirtschaftlicher Vorteil darin, daß das junge Mädchen gleich verdient, weder für die Familie, noch für das Mädchen selbst. Bei den eben angeführten „Erlösungen“ ist die Nachfrage weit größer als das Angebot. Die geringe Entlohnung steht damit im engen Zusammenhang. Die Protektionierung ungeschulter Arbeiterinnen der verschiedensten Kategorien ist die unausweichliche Folge. Auch die häßliche Ansicht, daß arbeitende Mädchen ihren Eltern Kostgeld zahlen, hat hier zum letzten Ende ihren Grund.

Mögen daher besonders alle Eltern der minder reichen Klassen ihre Augen aufmachen, wenn die Frage an sie herantritt, was ihre Tochter werden solle. Ist es denn unbedingt nötig, daß ihr Kind seinen Erwerb, die Sicherung seiner Zukunft da sucht, wo die Konkurrenz die allergrößte ist, wo auch vielleicht die sittliche Gefahr in mancherlei Gestalt droht?

Es sei deshalb hier ganz besonders darauf hingewiesen, daß es doch auch noch einen Beruf für unsere Töchter gibt, zu dem der Andrang durchaus nicht übermäßig groß ist: der hauswirtschaftliche Beruf. Es steht allmählich jene gesunde Reaktion ein, die der Frau das Arbeitsgebiet, — wenn auch in veränderter Form gegen früher — anweist, das ihr von Alters her gehörte: das Haus. Das Zeitalter der Maschine trieb die Frau hinaus in die schäumende Flut des Erwerbslebens, und die Not um passenden Erwerb führt sie wieder in den allvertrauten Kreis zurück.

Es ist gar keine Frage, daß es an geeigneten Kräften fehlt, die zunächst durch unsere besseren, gebildeten Gesellschaftskreise zu stellen wären, an gebildeten Hausdamen, an jungen Mädchen mit guter höherer Schulbildung, die sich mit der Führung des Haushalts, mit der Erziehung munterer Kinder beschäftigen, an arbeitsfreudigen, gewandten Hausfrauen, sogenannten Säulen usw., die in allen Arbeiten sich nicht scheuen, tapfer zuzugreifen. Am allermeisten kommt der hauswirtschaftliche Beruf der Dienerin in Betracht. Jede Hausfrau weiß heutzutage, wie unsäglich schäblich es mit der sog. Dienstmädchenfrage steht. Ein wirklich gutes, zuverlässiges, treues Dienstmädchen ist eine Seltenheit. Und warum? Der Dienstmädchenbedarf ist zunächst den Eltern nicht lukrativ genug; sie bekommen nicht den direkten Verdienst der Tochter, und die Tochter selbst? Es ist ihr nicht anerkannt worden, wieviel es für ein junges Mädchen wert ist, in einem guten Hause Nahrung und Wohnung zu haben, im Schutze einer Familie zu sein, unter der Leitung einer tüchtigen Hausfrau tüchtiges zu lernen, während draußen im Kaufhaus und Werkstätten, auf Straßen und Gassen die Gefahr der Verführung lauert und die bittere Not!

Also, ihr Eltern, macht Euren Mädchen klar, daß der Dienstmädchenberuf durchaus nicht mit verächtlicher Miene zu betrachten sei, daß er vielmehr, was Erwerbsmöglichkeit und Gelegenheit zur Aneignung gediegener Kenntnisse anbelangt, weit über dem der Fabrikarbeiterin und der sonstigen Arbeiterin steht. Allerdings ist die erste Stelle für ein solches angeheimes Dienstmädchen mit Vorsicht auszuwählen. Die Grundlage soll doch eine gute sein! Man sehe auch davon ab, sofort einen Lohn zu verlangen, lasse dem Kinde vielmehr einen solchen in Aussicht stellen, etwa nach einigen Wochen.

Hat das Mädchen sich so zu einem „perfekten“ Dienstmädchen ausgebildet, so wird es ihr an einer guten Stelle, an einem Lohn, an geistiger und körperlicher Gesundheit nicht fehlen, — und das alles verdankt es der Einsicht der Eltern, die hier die Frage der Berufswahl ihrer Tochter mit bestem Erfolge lösten.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 12.

Düsseldorf, den 25. März.

1906.

Inhalt: Evangelium zum vierten Sonntag in der Fasten. — Bilder aus der Passion unseres Herrn. IV. — In Palästina. — Balkon- und Fenstergärten. — Gädty. — Frühjahrs-Exercitien im Pflanzhause zu Steyl.

(Unberechtigter Nachdruck des einzelnen Artikels verboten.)

Evangelium zum vierten Sonntag in der Fasten (Lätare).

Evangelium nach dem heil. Johannes VI, 1-15
In jener Zeit fuhr Jesus über das galiläische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf den Berg, und setzte sich daselbst mit seinen Jüngern nieder. Es war das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen aufhob, und sah, daß eine sehr große Menge Volkes zu ihm gekommen sei, sprach er zu Philippus: Woher werden wir Brot kaufen, daß diese essen? Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er tun wollte. Philippus antwortete ihm: Brot für zweihundert Pehuer ist nicht hinreichend für sie, daß Jedes nur etwas Weniges bekomme. Da sprach einer von seinen Jüngern, Andreas der Bruder des Simon Petrus: Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische hat; allein was ist das für so Viele. Jesus aber sprach: Lasset die Leute sich setzen! Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brote, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, welche sich niedergesetzt hatten; dergleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammel die übrig gebliebenen Stückein, damit sie nicht zu Grunde gehen. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stückein von den fünf Gerstenbrotten, welche denen, die gegessen hatten, übrig geblieben waren. Da nun diese Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll. Als Jesus aber erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermal auf den Berg, er allein.*

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

IV.

Das heutige Fest der Verkündigung Mariä erinnert uns, lieber Leser, an das größte Geheimnis, das in dieser Zeitlichkeit sich vollzogen hat: an die Menschwerdung des göttlichen Sohnes. Vier Jahrtausende waren über die unglücklichen Nachkommen Adams dahingegangen; da schlug mit dem Ereignisse des heutigen Tages die Stunde des Heils. Wir bewundern den demütigen Gehorsam der gebenedeiten Jungfrau: „Siehe ich bin eine Magd des Herrn; mir geschehe nach Deinem Worte!“ — Aber wer kann die Verdemütigung, die Selbstentäußerung des „ewigen Wortes“ in Seiner Menschwerdung erfassen? Und nun erst jene Verdemütigung in Seinem bitteren Leiden und Sterben!

Wir hörten in unserer letzten Betrachtung, lieber Leser, wie der römische Statthalter Pilatus an unsern

Herrn und Heiland die Frage richtete: „Bist Du der König der Juden?“ (Joh. 18.) Dabei erwähnten wir schon, daß der Landpfleger weniger im richterlich-sorgenden Tone diese Frage stellte, als vielmehr aus persönlicher Neugier, um die geheimen Gedanken und Absichten des vor ihm stehenden Angeklagten kennen zu lernen. Allein (sagten wir) was vermag die menschliche Klugheit gegen die göttliche Weisheit?

Der Heiland gibt Seinem Richter sofort zu verstehen, daß ihm nichts verborgen sei; denn Er erwidert: „Sagst Du das aus Dir selbst, oder haben Andere es Dir von Mir gesagt?“ (Joh. 18.) d. h.: stellst du, o Pilatus, diese Frage an Mich als Richter, auf die Anklagen der jüdischen Vorsteher hin, oder willst du nur deine persönliche Neugierde befriedigen? Fragst du als kaiserlicher Beamter, oder fragst du nur als Privatmann? — Auf diese unerwartete Gegenfrage ist der Römer nicht gefaßt; denn halb unwillig, halb verwirrt, antwortet er: „Bin ich denn ein Jude? Dein Volk und die Hohenpriester haben Dich mir überliefert! Was hast Du getan?“ (Joh. 18.) Er will sagen: Ich bin doch kein Jude, wie Du weißt, und ich rechne es mir zur Ehre an, daß ich keiner bin! Deine eigenen Landsleute und eure Hohenpriester haben Dich angeklagt, daß Du nach der Königswürde strebst, und sie haben mir das richterliche Urtheil darüber anheimgestellt; darum frage ich: wodurch hast Du zu dieser Anschuldigung Anlaß gegeben?

Weil nun der römische Statthalter erklärt, er frage nicht als (neugieriger) Privatmann, sondern als kaiserlicher Beamter, so weigert der Herr Sich auch nicht, zu antworten, und zwar gibt Er in klarer und bestimmter Weise das große Geheimnis Seiner Königswürde kund! Wie erhehend, lieber Leser, ist es dabei, zu sehen, wie unser Erlöser jeden Ort und alle Umstände Seiner Schmach gleichsam in eine Schule verwandelt; wie Er Seine Lehrkanzel selbst hier im Gerichtshause des heidnischen Statthalters aufschlägt, und wie Er — während Er gleich einem gemeinen Verbrecher dasteht — als Gott spricht! Denn Er sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wenn Mein Reich von dieser Welt wäre, so würden Meine Untergebenen streiten, daß Ich den Juden nicht überliefert würde. Nun aber ist Mein Reich nicht von hier“ (Joh. 18.). Nach dem gelehrten Abte Rupertus von Deuz († 1135) wollte der Herr damit sagen: „Ich bin in Wahrheit König, aber eines Reiches, das keine Ähnlichkeit hat mit den Reichen dieser Welt, die durch den Umfang ihres Gebietes und durch die Menge und Tapferkeit ihrer Heere stark und mächtig sind. Dieser Mittel bedarf Mein Reich nicht zu seinem Bestande. Deshalb siehst du Mich jetzt vor dir, o Pilatus, allein, ohne äußeren Schutz und ohne irgend etwas

von dem äußeren Glanze, womit die Könige dieser Erde zu erscheinen pflegen. Wäre Mein Reich ein weltliches, so würden Meine Untertanen, wie in anderen Reichen, für Mich kämpfen; sie würden Mich also nicht dem Hass der jüdischen Vorsteher ohne Weiteres überlassen und nicht zugeben, daß Ich so behandelt werde, wie es nun geschieht. Doch Meine Königswürde ist von der Art, daß sie sich mit dem Zustande verträgt, worin ich Mich befinde; Meine Königswürde kann alle die Mir angetane Schmach und selbst den Tod ertragen, ohne etwas von ihrer Herrlichkeit zu verlieren; denn gleichwie sie ihren Ursprung und ihr Fundament nicht in dem Willen der Menschen hat, so bedarf sie auch durchaus nicht menschlicher Kraft, um sich zu behaupten."

Und der schon früher erwähnte Theophylakt macht zu den Worten des Herrn folgende schöne Bemerkung: „Seht nur, wie Jesus Christus, indem Er von Untertanen und Soldaten spricht, die für Ihn kämpfen würden, wenn Er ein irdischer Fürst wäre, — darauf hinweist, wie schwach die Könige der Erde an und für sich sind, da sie zu ihrem Schutze Diener und Soldaten nötig haben; während Sein (Jesu) Reich edler und stärker ist, da es alles dessen nicht bedarf, um zu bestehen und sich auszubreiten."

So hat unser Herr also im Gerichtshause des kaiserlichen Statthalters Sich als wahren König geoffenbart: als der König nämlich, der vom himmlischen Vater nicht über dieses oder jenes Reich, über dieses oder jenes Volk gesetzt ist, — sondern über alle Völker und über alle Reiche, über „Sion“, d. i. über die ganze Kirche Gottes auf Erden, wie es der königliche Prophet David in Seinem Namen schon vor einem Jahrtausend geweissagt hatte: „Ich (der Messias) aber bin als König von Ihm (dem Vater) über Sion gesetzt" (Psalm 2). Indem der Herr so zu Pilatus sprach, zerbröckelte Er auch die falsche Vorstellung der Juden, wonach der Messias ein mächtiges irdisches Reich gründen werde: Sein Reich ist ein himmlisches, geistiges Reich, das in den Herzen durch die göttliche Gnade gegründet wird, das sich durch die Waffe der Geduld ausbreitet, das durch Verachtung irdischer Dinge blühen wird und zum „Kreuztragen" einladet, um seine treuen Untertanen dereinst ewig glückselig zu machen.

Der römische Statthalter ist offenbar erstaunt ob dieser erhabenen Rede unseres Herrn und wiederholt die Frage: „Also bist Du ein König?" (Joh. 18.) Und Jesus antwortet: „Du sagst es; Ich bin es!" Dann aber fährt Er fort: „Ich bin dazu geboren und in diese Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugnis zu geben; wer immer aus der Wahrheit ist, hört auf Meine Stimme." (Joh. 18.) Welch' erhabene Worte! Sie allein würden hinreichen, lieber Leser, um zu beweisen, daß Jesus von Nazareth von Gott ist! Kein Mensch hätte in der Lage eines auf den Tod Angeklagten, worin Jesus vor dem römischen Statthalter Sich ja befand, so denken und reden können!

Auch wir, lieber Leser, wollen „auf die Stimme Jesu hören", zumal in dieser hl. Buszeit, — auf daß wir einst aus Seinem Munde auch das beseligende Wort hören dürfen: „Kommt, Ihr Gesegneten meines Vaters, und besizet das Reich, das euch bereitet ward von Anbeginn der Welt!" (Matth. 25.) S.

In Palästina.

Ist in den letzten Tagen ein Kauf zum Abschluß gekommen, der auch für uns Deutsche Interesse bietet. Den Abschluß der Kaufverhandlungen meldete ein Telegramm aus Nazareth: „Besitztum von Magdala in Händen, Lendle."

Magdala ist ein Landgut von circa 2400 Morgen, das bis jetzt im Besitze eines türkischen Pächters, Zaki Bedoun, war. Es liegt am nordwestlichen Ufer des Sees Genesareth in einer fruchtbaren Talniederung zwischen Tibrias und dem alten Kaptharman, neben dem vom Deutschen Palästinaverein vor kurzem erworbenen Tabga. Was dem Gut im wasserarmen Pa-

lästina besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß sich darin mehrere Quellen befinden. Auch liegt im neuen Besitztum die Heimat von Maria Magdalena, die freilich zu einem ärmlichen Felsendorf herabgesunken ist. Noch sind darin die Ueberreste eines über dem Haus von Maria Magdalena von den Kreuzfahrern erbauten Heiligtums zu sehen.

Wie kam nun dieses Gebiet in deutsche Hände? Bei seiner Anwesenheit in Palästina im Herbst 1904 erfuhr, wie wir der „Augsb. Postztg." entnehmen, ein Pilger aus Oberschwaben von seinem Landsmann Lendle, der sich schon seit 14 Jahren in Palästina näherhin Nazareth als Jugenderbehalter niedergelassen hatte, daß Zaki Bedoun im benachbarten Magdala beabsichtigte, sein Landgut zu verkaufen. Lendle begab sich mit den Pilgern nach Deutschland, um für den Plan die Landereien zur deutschen Besitzung zu sichern, zu weihen.

Nach seiner Rückkehr in den Orient wurden die Verhandlungen mit dem Pächter von Magdala fortgesetzt, bis es möglich ward, das ansehnliche Besitztum am See Genesareth definitiv zu kaufen. Unter dem Fürsten Leopold von Hohenzollern und dem Präsidenten des Deutschen Reiches, Grafen Ballestrem sind die übrigen Mitglieder der Gesellschaft, an deren Spitze Karl Würtz von Urach, Graf von Württemberg, steht, kaiserlich-königlich-bayer. Patente sind mit Verkaufsverhandlungen in der Türkei zahllose Schwierigkeiten und große Kosten verbunden. Um die Hindernisse möglichst zu vereinfachen, wurde das Gut auf Lendle überführt. In Paderborn wird der Betrieb von einem Mitgliede, dem Geschäftsführer der Gesellschaft, in Augenschein genommen werden.

Es ist wohl zu hoffen, daß das neue Besitztum im hl. Lande den Grundstock für eine neue deutsche Ansiedlung bilden wird. Noch ist zu erwähnen, daß die Palästina-Bank in Berlin (Wehnenstraße 8) ebenfalls an dem Unternehmen beteiligt ist und es mit Rat und Tat unterstützt hat. Pilger seien darauf besonders verwiesen, daß diese Bank Filialen in Jerusalem, Jaffa und Haifa besitzt. Durch die hochherzige Schenkung der Dormition auf dem Berg Sion durch den deutschen Kaiser wendet sich die Aufmerksamkeit der Deutschen in erfreulicher Weise immer mehr dem hl. Lande zu. Gewiß wird der Zweck der kaiserlichen Schenkung dadurch gefördert, daß dort deutsche Ansiedlungen gegründet und das Deutschthum auch in Palästina gegenüber dem Vordringen der Engländer und besonders der Russen verbreitet wird. Anzuführen wäre, daß die Geschäftsführer der erwähnten Pilger, welcher die Erwerbung und Gründung in die Wege geleitet und durchgeführt hat, Herr Kaplan Vogt in Eberach a. M. (Württemberg) ist. Vogt wurde aus Anlaß jener Pilgerfahrt als einziger von den Pädern — abgesehen von der Zugleitung — mit dem Ritterkreuz des Ordens vom hl. Grabe ausgezeichnet.

Balkon- und fenstergarten.

Von Albertine Albrecht, Düsseldorf.

„Der Venz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglädchen künnet: „Heraus, heraus!
Heraus, ihr Schläer in Flur und Heid',
Es ist nicht länger Schlafenszeit!"

Frühlings heller Bedruf ist erklingen! Durch den brausenden Sturm, der noch so gern aus vollen Händen Schneeflocken, Hagelkörner oder Regentropfen über die heimlich lauschende Erde streut, geht wie ein jubelnder Siegeston des Venzes froh: Stimme! Da rührt und regt's sich geschäftig in Wald und Feld und Hag; am Wiesenrand breitet der Himmelschlüssel seine ersten krausen Blättchen aus, der Löwenzahn wölbt die zarten, weißen Sprossen, Weidenknospen am Wege hüllt sich in sein neues, zierliches, graues Sammelgewand, Baum und Strauch lasten mit unzähligen braunen, schwellenden Knospen in den ersten, warmen Sonnenschein hinaus, an den Heden wispert's leise unter dem feuchten, dünnen Laub; Veilchen macht Frühlings Toilette, und lacht und lacht vor Freude dabei, und am Wege sträuben des Frühlings weiße Sterne: Der Sternmiere zarte Blüten. Wer von den Menschen mag so töricht sein, das Herz all der zu sehenden Schönheit der jungen Frühlingswelt zu verschließen! Und wen Leid und Sorge drückt, wen die Unruhe der modernen Schjagd nach Glüd und Geld müde und verbrießlich gemacht hat, der soll zu Baum und Blume gehen und sich von ihnen erzählen lassen, daß die Zeit der Wunder wiedergekehrt ist, die auch einem armen, gepöbelten Menschenherzen bringen kann, was ihm frommt. Jetzt ist die Zeit, in der die Mütter an schönen, Linden Nachmittagen mit ihren Kleinen

stüßelig aus der dumpfen, engen Winterstube hinauswandeln. Und die Kinder fassen die Mutterhand fest und warm, wenn da am Wege ein Blümchen steht und die Mutter ihnen erklärt: „Seht, das ist ein Nächstchen. Wie ein Sternlein schaut es aus, eine helle, goldne Scheibe ist in der Mitte und ein Kranz niedlicher, leuchtend weißer Strahlen rings herum. Pflückt es nicht ab, Kinder, ach, Abgeplücktsein heißt für die Blümlein soviel wie Sterben.“

„Weich' kein Blümlein in dem Hag,
Ohne dran zu denken,
Dah' es seinen letzten Tag
Weltend' Dir muh' schenken.“

Auch sind Feld und Flur, Wald und Wiese Gottes Garten,
— wie dürsten wir gedankenlos nehen und zerstören, was
Gott in seinen Garten gepflanzt hat?“

Wenn man sagen hört, Liebe zu den Blumen sei ein-
der schönsten Fraueneigenschaften, sie verrate das „gute“ Herz,
dann muß man sich wundern, daß nicht jede Frau Sinn
und Verständnis für die halben Kinder Floras hat. — denn
ein „gutes“ Herz — das hat doch jede! (?) Hier wären Un-
kenntnis, Mangel an Gelegenheit zur Blumenpflege wohl die
ersten Milderungsgründe. Unvergleichlich aber ist kalte In-
teressenlosigkeit. Die läßt sich sofort feststellen, wenn eine
Frau behauptet: „Ich habe nun mal mit Blumen kein Glück.
Sie wollen bei mir nicht gedeihen.“ Das sollte doch keine
Frau, keine Mutter sagen, denn soviel Nachdenken muß man
ihr zutrauen dürfen, daß sie sich klar macht: eine Blume ist
wie ein Kind. Pflege, Wartung, Schutz vor Witterungs-
einflüssen, regelmäßige Nahrung, das ist's, was die Blume
haben will. — und das ist doch nicht viel! Keine Frau sollte
sich die kleine Mühe verdrücken lassen, Blumen zu ziehen.
So viel Wohlwollen, so viel himmlischer Lohn liegt darin, so
warme Erhebung aus Sora- und Alltagslast, so manche Gelegen-
heit zur Beschäftigung der Kinder, wenn sie fragen: „Mutter, was
soll ich tun?“

Die naturfreundliche, sinnige Mutter weiß schon, wie sie es
anzufangen hat, den kleinen Händchen die ersehnte Arbeit
zu geben! „Dieses Jahr wollen wir unsere Fenster und den
Balkon recht hübsch ausschmücken, Kinder!“ Und die kleine
Gesellschaft jubelt vor Freude. Den Jungen fällt die Haupt-
arbeit zu, die Kästen zu zimmern, für jedes der Fenster einen.
Die Länge wird nach der Fensterbank gemessen, die Höhe ist
ca. 30, die Breite ca. 25 cm. Die Arbeit wird im Keller oder
auf dem Hofe bewerkstelligt, als Material dienen alte Kisten.
Der Boden der Holzkästen muß mit kleinen Löchern zum Was-
serablauf versehen sein. Als Anstrich gebraucht man helle
Wasserfarbe. Von der grünen würde sich das herunterhän-
gernde Laub nicht abheben. Auch für den Balkon werden
Kästen gezimmert. Ist das Balkongitter aus Schmiedeeisen,
so werden sie auf den Fußboden, sonst aber auf die Mauer-
brüstung des Balkons gesetzt. Nach Beendigung dieser ersten
Arbeit, wird die zweite in Angriff genommen: die Kästen
werden mit Erde gefüllt. Mutter sucht einen geeigneten Sod-
boden, das „Sportiv-geländchen“, die Baby-Equipage, was ange-
spannt, und fort geht es in den knospenden Frühlingssaal!
da graben die Kinder nach fetter Baumerde, und füllen
den Sod hurtig mit der kostbaren Last. Rucke! Gibt
das einen fröhlichen Heimweg, wenn der „Grund und Boden“
nach Hause gefahren wird. Bald sind die Erdbehälter ge-
füllt, und die Kinder karren der neuen Aufträge.

Es sei hier eingeschaltet, daß die Herstellung und das
Selbstfüllen der Kästen durch selbstgeholte Erde mehr bei länd-
lichen Verhältnissen und natürlich in der Stadt nur da mög-
lich sind, wo einige Umfassen an ländliche Verhältnisse erinnernde
Lebensgemeinschaften möglich sind. Bei einem Hausbewer-
ter, der uns lauchend das Blumengießen verbietet, weil der
Hausanstrich lute, muß man natürlich auf Balkon- und Fen-
sterschmuck verzichten. Auch könnte der Hausgewaltige den
Kindern die „Sofortigkeit“, das Zurechtzimmern und Füllen
der Kästen als lärmende Unart anrechnen. In diesem Falle
läßt man sich die Kästen vom Schreiner anfertigen und vom
Gärtner füllen und bepflanzen, was allerdings die Sache sehr
verteuert.

Arbeiten wir aber mit unsern eigenen, kleinen Ferien-
leuten weiter, so läme jetzt das Bepflanzen der an Ort und
Stelle angebrachten Blumenkästen an die Reihe. Beginnen
wir mit dem Balkon!

Hier lämen die Pflanzen zunächst in Betracht, die bei üp-
piger Laubentfaltung schnell rasend sind: Der japani-
sche Hopfen, der wilde Wein oder die Jungfer-
rebe, die buntblühende Winde, die türkische
Bohne und der getreue Esen. Von diesen sind wie-
der Esen und wilder Wein am meisten ausdauernd, wenn wir

sie in große Kübel pflanzen, die man dicht an die Wand des
Pauses schiebt. Auf diese Weise kann man die Ranken am
Paus emporgleiten und zugleich das Balkongitter beranken
lassen. Türkische Bohnen, Winden und japanischer Hopfen
eignen sich zur Berankung, nach oben und unten hin. Sie
sind wegen ihrer farbenprächtigen Blüten, die in leuchtender
Blut das Grüne beleben, ein äußerst effektvoller Balkonschmuck.
— Nirgendwo sitzt es sich so gemütlich nach einem heißen,
mühevollen Arbeitstage, als auf dem von wehenden lockigen
Ranken geschmückten Balkon, bei der lockenden Farbenpracht
holder Blumen. Ach, wenn doch unsere Architekten alle soviel
Verständnis für die nach ein wenig Schönheit, ein wenig Poesie
verlangenden Menschen hätten, daß sie statt aller nutzlosen,
unschönen Fassadenschmuckereien, statt aller Erker und Giebel,
Balkons und Veranden anbringen wollten, — besonders bei
den Mietstauern der Großstädte! — —

Auch der kleine Fenstergarten kann seinen Besitzern große
Freude bereiten.

In vollem, sattem Rot schwellen hier die Blüten des Feu-
geraniums aus dem dunklen Grün hervor. Dort leuchten
sie in Weiß und zartem Rosa. Die Kapuzienerkresse, auch
Blämlerchen genannt, leuchtet weit über den Blumenkasten
hinaus und erglänzt im flammenden Schein ihrer feuerfar-
bigen Blüten. Dazwischen niden weiße und blaue Winden,
während der in Farben bescheidene Reseda seinen süßen Duft
ins Zimmer sendet.

Wer Interesse an zarten Blumenkindern hat, wird noch
manche Art wissen und finden, die sich für den Balkon und
Zimmergarten eignen. Und wo Interesse wohnt, ist auch die
Pflege der Blumen in guter Hand. Hier sind wieder un-
serer Nuben und Mädchen geliebte Schüler, sobald sie sehen,
welche Wunder aus der braunen Erde des Blumenkastens
aufzusteigen.

Regelmäßiges Begießen ist Bedingung zur guten Entwik-
lung der Pflanzen. Mittags bei greller Sonneneinstrahlung
man nicht. Am besten geschieht es des Morgens. Welle
Blätter erörne man stets. Durch Douchen halte man den
Staub von den Pflanzen fern. Besondere Aufmerksamkeit
verlangt das Düngen. Dazu verwendet man das in Droge-
rien käufliche Pflanzen-Nährsalz oder Wasser, dem man Horn-
späne zugefügt hat. Hornspäne sind beim Hornschleifer zu
haben.

Bei einiger Aufmerksamkeit und Beobachtungsgabe in der
Behandlung der Pflanzen wird man finden, daß die eine
mehr, die andere weniger anspruchsvoll ist. — ja, — Blumen
sind wie Kinder!

Wer also sollte eine bessere Blumenpflegerin, eine bessere
Lehrerin in der Blumenpflegkunst sein, als die Mutter!
Frage dich dann dein Kindlein: „Mutter, hast Du nichts zu
tun für mich?“ so führe es aus Fenster, auf den Balkon zu
den Blümchen, — oder, wenn Du kannst, in Garten und
Feld, — und zeige ihm, wie man ein solches Blütenkind hegt
und pflegt, wie es wächst, wie es uns Freude macht, wie
dankebar es ist, und — wie schön es uns vom lieben Gott zu
erzählen weiß.

Und heißt es nicht auch „Blumenfreunde, Menschenfreunde?“

„So öffne nun doch den ersten Schrein
Reich' aus in die junge Welt hinein,
In das große, weite Gotteshaus.
Erschwing' dich, o Seele, und flieg' hinaus,
Und halte Andacht und Stimme erfreut
In das vollz. süße Frühlingsgeläut!“

— Endlich.

Eine Frühlingsgeschichte von Julius Berger.

„Der Frühling öffnet die Knospen, der Frühling öffnet
den Mund, daß Jubel, Freude und Liebe der Erde wird
wieder kund!“

Schier mit den Spaten, die an der kriselnden Dachrinne
sahen und im Mittagssonnenschein piepsten, um die Wette,
sang Fräulein Trudel mit ihrer hellen Stimme das kleine
Frühlingslied, dertweil sie, das helle Kleid mit beiden Hän-
den seitwärts ein wenig in die Höhe gehoben, über den nassen
Erdboden hin in den Garten hüpfte, zu sehen, was der Früh-
ling eigentlich schon alles vollbracht hatte.

„Ach“, entfuhr es da mit einem Male den roten Lippen des
Mädchens, als es sich bückte und nach einem Säenehlößchen
griff.

„Hoppla!“ ließ sich jedoch im Moment eine Männerstimme
hören, nachdem kurz vorher ein plätscherndes Geräusch in
der Nähe das Ohr der jungen Dame ein wenig erschreckt
hatte.

Es war nichts von Bedeutung gewesen.

Herr Referendar Welten war über den Gartenzaun gesprungen, ausgeglitten und auf dem schlüpfrigen Boden in einen kleinen Wassertrümpel gefallen, aus dem sich herauszuheben ihm jetzt nur gelang, indem ihm Fräulein Trude, über und über lachend, ihre beiden Hände hinreichte.

„Aber Herr Referendar“, begann die Dame belustigt, „was machen Sie bloß immer für Geschichten? Kommen Sie hier nach dem Garten, um die ersten Schneeglöckchen zu bewundern, so finde ich gleich noch eine Wasserpflanze! Wie sehen Sie denn nur aus? Die schönen Lackhäute mit dem gelben Rand, die hübschen schwarzen Hosen und erst der Zylinder!“

„Bitte vielmals um Verzeihung, Fräulein Trudechen“, stammelte der etwas steife junge Referendar verlegen und sich die Wasserperlen von dem Anzug schüttelnd, „es war eigentlich meine gute Absicht, Sie hier zu überraschen...“

„Das haben Sie allerdings fertig gebracht“, lachte die Dame weiter, „und jedenfalls besser, als Sie geplant haben werden!“

„Ja, ja, leider“, hüffte der junge Mann, indem er sich seinen abseits liegenden, vom Wasser rieselnden Zylinder holte und auch mit ihm Trockenversuche vornahm, „ich bin nun einmal zum Pechvogel geboren!“

„Nun, Herr Referendar“, sagte ermunternd die Dame, „das soll niemand von sich glauben, da ist es ja um sein Selbstbewußtsein schlecht bestellt! Und das muß man sich in erster Linie zu bewahren wissen! Sehen Sie, Sie mögen in den Paragrafen der Gesetz recht wahrer umher turnen können, aber solch ein Stückchen Zann erfordert eben auch ein: Aet Geistesfestigkeit...“

„Besonders, wenn das Herz da drinnen mit einem durchgehen will!“ unterbrach sie ungeschickt der junge, bis über die Ohren in die Dame verliebte Mann, dem sie daher sofort ruhig, aber entschieden, erwiderte:

„Ich habe Sie, Herr Referendar, schon öfters gebeten, mit mir von solchen Dingen nicht zu reden. Wenn Sie also wieder unfolgsam werden, so möchte ich gleich gehen. Doch warten Sie! hier stecken Sie sich das erste Schneeglöckchen an und dann gehen Sie hübsch hinten herum nach Hause, um sich erst wieder in Stand zu setzen. Denn, wenn Sie jemand sähe...“

Referendar Welten verneigte sich, küßte der Dame die Hand und ging.

Er hatte schon oft versucht, ganz besonders während der vielen Vergnügungen des verflohenen Winters, sich Fräulein Trude zu nähern, dem einzigen Töchterchen des Hauptlehrers, aber niemals mit Erfolg. Auch der heutige Versuch war mißglückt.

Doch auch in dem Herzen der jungen Dame war nicht alles in Ordnung. Sah sie auch lustig und heiter, sang sie jetzt mit den Vögeln um die Wette: so lag doch ein bittererummer auf ihrem Herzen!

Seit Jahresfrist amtierte im Städtchen ein junger Lehrer, der von Anfang an ihre vollste Interesse in Anspruch genommen hatte... die erste Liebe war in ihr keusches Innere gekommen!

Herr Martens hatte auch an den meisten Vergnügungen teilgenommen, hatte ihr, deren Vater er bald nach seinem Antritt seine Visite gemacht, auch alle Artigkeiten und Aufmerksamkeit zu teil werden lassen, aber, etwas mehr als dies, das sie so gern aus seinen schönen Augen gelesen oder aus seiner Hände Druck empfunden, hatte sie zu ihrem Leidwesen nicht gemerkt.

Arme Menschenkinder! Und wie gings ihm?

Als Martens nach der Visite vom Herrn Hauptlehrer fortgegangen war, schlug auch sein Herz höher, denn das Bild der hübschen Trude hatte ihn seltsam erfaßt! Und nur ihr zu liebe, oder besser sich selbst zu liebe, um das reizende Wesen recht oft zu sehen, ging er zu jedem Vergnügen, wo er Fräulein Trude zu finden hoffte. Von allen jungen Damen ward er umschwärmt, das sah Trude; und Herr Referendar Welten, ein feinsinniger junger Mann mit den glänzendsten Aussichten, machte sich stets viel und auffallend um sein Trüdel zu schaffen, das sah Martens: arme Menschenkinder!

So war der Frühling wieder einmal ins Land gekommen. Zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des örtlichen Gesangsvereins war ein großartiges Fest im Städtchen geplant; das Hauptlehrers und Dirigenten Töchterlein Trude hatte von ihrem Herrn Papa den Prolog zubüchert erhalten. Ferner sollte sie ein Lied singen, dessen Klavierbegleitung der Herr Hauptlehrer dem sehr musikalischen Herrn Referendar übertragen hatte, der dankbarst akzeptierte.

Martens erfuhr davon, seine letzte Hoffnung war natürlich zu nichts.

„Herr Hauptlehrer“, so erschien Martens kurz vor der Aufhebung im Hause des Herrn Dirigenten, entschlossen, das Beste zu wagen, „auch ich bin sehr gut musikalisch und stelle Ihnen mein Können zu dem Feste gern zur Verfügung!“

„Das ist ja ganz vorzüglich, junger Mann!“ jubelte der alte Herr, „eine Nummer fehlt mir so wie so noch und ich wußte gar nicht, daß gerade Sie...“

„Ja, ja, ich übernehme diese Nummer“, rief Martens, ohne zu wissen, warum es sich handelt.

„Ein von mir zu diesem Feste komponiertes Lied, ein Frühlingslied, ein Bassolo mit Klavier“, sagte der Alte gewichtig.

„Selbstredend, das singe ich“, meinte glückstrahlend der junge Lehrer.

„Aber meine Tochter muß Sie auf dem Klavier begleiten“, sagte der Dirigent hinzu, „kein anderer begleitet dieses Lied so gut, wie meine Trude!“

Und da war Trude auch schon, die durch die halb offene Tür alles so ziemlich deutlich vernommen hatte. „Wie ihr das Herz pocht, als sie singend intreat: „Der Frühling öffnet die Knospe, der Frühling öffnet den Mund!“ Und wie ihm zu Mute war in ihrer unmittelbaren Nähe!...“

Die wenigen Übungsstunden der beiden, stets im Beisein des Herrn Komponisten abgehalten, gingen leider zu schnell und leider ungenüht vorüber.

Der Festtag kam.

Herr Martens wurde die Ehre zu teil, Fräulein Trude am Arm den Saal hindurch bis zur Bühne zu führen, von wo aus sie den Prolog sprechen mußte.

Als er ihren Arm in den seinen legte, fühlte sie, daß er ihren Arm etwas stärker drückte, als unbedingt nötig gewesen wäre.

Ihr Herz klopfte, sie drückte den seinen wieder. Nun hatte auch er Mut und drückte noch stärker und so ging's fort, unbemerkt von der fröhlichen Gesellschaft, bis zur Bühne. O, wie die beiden Menschen glücklich waren... und noch kein Wort hatten sie miteinander gesprochen!

Der Prolog gelang reizend, gottvoll sein Lied! Hinter den Kulissen hatte er ihr Ja-Wort erhalten.

„Der Frühling öffnet die Knospe, der Frühling öffnet den Mund!“ trillerte sie vor sich hin, als sie an seinem Arm an ihre erkrankten, aber beglückten Eltern trat.

Und er flüsterte ihr glückselig ins Ohr: „Endlich!“ Herr Referendar Welten kam schnell herzu und überreichte der Dame für ihren schönen Prolog einen Refer.-Münchenspruch.

Frühjahrs-Exerzitien im Missionshause zu Steyl.

Steyl, 22. März. An den nachstehend benannten Tagen finden zu Steyl Exerzitien statt, und zwar in der Beginn derselben jedesmal an dem zuerst genannten Tage um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr abends, deutsche Eisenbahnzeit (weßhalb die geehrten Exerzitanten und Exerzitantinnen erst des Nachmittags, nicht des Vormittags, hier eintreffen müßen, keinesfalls aber schon tags vor dem Anfang); der Schluß ist an dem zuletzt genannten Tage um 9-10 Uhr vormittags. Am vorletzten Tage wird gebetet, am letzten Tage ist gemeinschaftliche heilige Kommunion. Die Exerzitanten und Exerzitantinnen erhalten gegen geringe Vergütung Kost und Wohnung im Missionshause resp. im Hause der Missionsschwestern. Im Missionshause: Für Priester: 28. Mai bis 1. Juni (Montag bis Freitag). Für Lehrer: 11.-14. April (Karntwoch-Samstag). Für Älter: 2.-6. Juli (Montag-Freitag). Für Gymnasialisten: 7.-10. April (Samstag-Dienstag). Für Männer und Jünglinge: 14.-17. April (Karntwoch bis Osterdienstag), 23.-27. Mai (Mittwoch-Sonntag), 2.-6. Juni (Abend vor Pfingsten-Dienstag). Die Anmeldungen sind zu richten: An das Missionshaus zu Steyl, Post Kaldenkirchen (Nhb.). — Im Kloster der Missionsschwestern: Für Frauen: 18.-22. Juni (Montag-Freitag). Für Jungfrauen: 12.-16. Juni (Dienstag-Samstag), 28.-30. Juni (Dienstag-Samstag). Für Frauen und Jungfrauen: 23.-26. Juni (Samstag-Dienstag). Die Anmeldungen sind zu richten: An das Kloster der Missionsschwestern zu Steyl, Post Kaldenkirchen (Nhb.). Anfang jedesmal am Abend des erstgenannten Datums 6 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Volksdruckerei.

Verantwortlicher Redakteur: H. Gougen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 15.

Düsseldorf, den 1. April.

1906.

Inhalt: Evang. zum fünften Sonntag in der Fasten. — Bilder aus der Passion unseres Herrn. V. — Roma. — Bericht über die Kapuziner-Mission auf den Karolineninseln 1905. — Frühlingsport.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum fünften Sonntag in der Fasten (Passionssonntag).

Evangelium nach dem heiligen Johannes VIII 46-59. „In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der höret auf Gottes Wort: darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast? Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche meine Ehre nicht: es ist Eines, der suchet und richtet.“ „Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn jemand meine Worte hält, wird er in Ewigkeit den Tod nicht sehen. Da sprachen die Juden: Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast. Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn jemand meine Worte hält, der wird in Ewigkeit den Tod nicht kosten! Bist du denn größer, als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben. Was machest du aus dir selbst? Jesus antwortete: Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts: mein Vater ist es, der mich ehret, von welchem ihr saget, daß er euer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleich wie ihr. Ich kenne ihn und halte seine Worte. Abraham, euer Vater, hat frohlockt, daß er meinen Tag sehen werde: er sah ihn und freute sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, sag ich euch, ehe denn Abraham ward, bin ich. Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen: Jesus aber verbarg sich, und ging aus dem Tempel hinaus.“

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

V.

Mit welcher Majestät, lieber Leser, tritt im heutigen Evangelium unser Herr seinen grimmigen Feinden entgegen mit der Frage: „Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen?“ So hat noch niemand auf Erden sprechen können. In Jesus erscheint hier, wie überhaupt, wo Er sich zeigt, eine Person von solcher Würde, Größe und Hoheit, wie keine andere in der ganzen Geschichte des Menschengeschlechtes.

Diesem Eindringen vermochte auch der römische Landpfleger Pilatus sich nicht zu entziehen, als der Herr im Gerichtshause vor ihm als Angeklagter stand. Staunend hatte er die Frage an ihn gerichtet: „Also bist du ein König?“ Und der Herr hatte die hoheitvolle Antwort gegeben: „Du sagst es! Ich bin es! Ich bin dazu geboren und in diese Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugnis zu geben; wer immer aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme!“ (Joh. 18.) Wir sag-

ten uns, lieber Leser, daß diese Worte allein schon ein überzeugendes Beweisstück dafür liefern, daß in diesem „Angeklagten“ unter der menschlichen Hülle Sich der Sohn Gottes verbirgt; denn kein Mensch auf Erden hätte in Seiner Lage so denken und reden können, wie Er es tat.

Der hl. Chrysostomus macht an dieser Stelle darauf aufmerksam, daß unser Erlöser dem Pilatus auf eine ganz andere Weise antwortet, als Er dem Kaiphas geantwortet hatte. Der jüdische Hohepriester hatte Ihn gefragt: Bist du der Sohn Gottes? Und Er antwortet: Ja, Ich bin der Sohn Gottes! — fügt aber in drohendem, strengem Tone noch hinzu: Und Ich werde einst euer Richter sein! Dem römischen Statthalter dagegen, der Ihn fragt: Bist du ein König? antwortet Er in einem freundlichen, sanfteren Tone: Ja, Ich bin ein König, — fügt aber hinzu: Aber Ich werde auch euer Erlöser sein! Allein dieser Unterschied kann uns nicht besonders auffallen; denn Kaiphas hatte ja den Herrn in der verwerflichen Absicht gefragt, um Ihn zu verderben; Pilatus aber fragt Ihn in der menschenfreundlichen Absicht, um Ihn zu befreien. Kaiphas wird also vom Herrn bedroht, Pilatus dagegen belehrt. Kaiphas ferner ist ein Jude, Pilatus ein Heide. Durch diese verschiedene Art, wie der Herr dem einen und dem anderen Richter antwortet, wird schon jetzt den Juden die göttliche Gerechtigkeit angedroht, den Heiden dagegen die göttliche Erbarmung verheißen.

Und wenn der Herr zu Pilatus sagt: „Ich bin in diese Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugnis zu geben“ — so bemerkt dazu der große hl. Kirchenlehrer Augustin: „Jesus Christus ist, wie Er bei anderer Gelegenheit gesagt hat, als Gott wesentlich die Wahrheit! Indem Er also der Wahrheit Zeugnis gab, hat Er Sich Selbst Zeugnis gegeben, — hat Er uns Sich Selber geoffenbart, da uns sonst Niemand, als der Sohn Gottes Selbst, das große Geheimnis der göttlichen Sohnschaft offenbaren konnte. — Auch der schon wiederholt erwähnte Theophylakt bemerkt, daß der Herr mit diesen Worten habe sagen wollen: Ich bin in diese Welt gekommen, um allen diese erste Wahrheit zu verkünden, daß Ich der König und Herr über alles bin. Es ist im Grunde nur eine Wiederholung dessen (mit anderen Ausdrücken), was Er, wie schon gesagt, ein Jahrtausend vorher durch den königlichen Propheten David hatte verkündigen lassen: „Ich (der Messias) bin von Ihm (dem Vater) als König über Sion gesetzt und verkündige Sein Gesetz“ (Psalm 2). Er ist über Sion (die Kirche) gesetzt, um das „Gesetz Gottes“, d. h. die göttliche Religion zu lehren und von uns die edelste Suldigung zu empfangen, die der

Mensch darbringen kann: die Huldigung des Glaubens und der Liebe. Es ist die göttliche Religion, welche die Juden nur im Zustande der Erwartung und des Vorbildes, und die Heiden gar nicht kannten.

Wenn wir also jetzt, lieber Leser, unsern Gott und Schöpfer kennen und die Art des göttlichen Seins in den drei göttlichen Personen; wenn wir den Menschen kennen, seinen Ursprung, seinen Fall und seine Erlösung; das göttliche Gesetz und seine Verpflichtungen, seine Drohungen und seine Verheißungen; wenn wir, sage ich, das unschätzbare Glück haben, so große und so wichtige Wahrheiten zu kennen, welche die alte Welt durch Fabeln verdunkelt oder ganz verloren, und bezüglich derer die menschliche Weisheit so viele Jahrhunderte lang sich den Kopf zerbrochen hatte, ohne sie je finden zu können. — so kommt dies daher, lieber Leser, weil uns Jesus Christus sie uns geoffenbart hat, der wahre König eines neuen göttlichen Reiches, der auf dem prophetischen Sionsberge der Kirche wie auf einem Throne der Liebe sitzt, der durch Seine Lehre und Seine Gnade in dem Geiste und in den Herzen der Menschen regiert und regieren wird bis zum Ende der Tage.

Und wem wird diese unschätzbare Offenbarung gegeben? Auch das hat uns der Herr erklärt, indem Er hinzufügte: „Wer immer aus der Wahrheit ist, der hört auf Meine Stimme.“ Der Herr hat hier offenbar im Auge jene demüthigen, bescheidenen Seelen, die ein aufrichtiges Verlangen haben, die göttliche Wahrheit kennen zu lernen, und ein bereitwilliges Herz, ihre Vorschriften und Gebote auszuüben.

Dem römischen Statthalter Pilatus geht diese Demuth des Geistes ab und das willige Herz, das den Menschen fähig macht, die Wahrheit aufzunehmen; er ist vielmehr einer von denen, die „hören und doch nicht hören, die hören und nicht verstehen“ (Luk. 8). Zwar fragt er neugierig: „Was ist Wahrheit?“ (Joh. 18.) — aber er stellt diese Frage nicht aus einem religiösen Grunde, sondern nur mit der Neugierde weltlicher Wissenschaft. Ihm gleichen — sagt ein Erklärer der hl. Schrift — jene Christen, die zwar mitunter ein schwaches Verlangen haben, das Wort Gottes zu hören, dann aber, wenn diese heilige Wahrheit beginnt, durch die Predigt an ihr Ohr zu tönen, sich zurückziehen und nichts mehr davon wissen wollen, weil sie die lästige Stimme fürchten, die ihnen Opfer auferlegt.

Wie sind sie zu bemitleiden! Die Wahrheit, die sie auf solche Weise zurückstoßen, zieht sich zurück, verbirgt sich. Wehe aber — sagt der hl. Augustinus — der blinden, verstockten, widerstrebenden Seele, die von Jesus Christus, der ewigen Wahrheit, verlassen ist!

S.

Roma.

Reiseeindrücke. (Ein Vortrag von B. St.)

I.

Rom! Wessen Herz kennt die Sehnsucht nicht nach dem blauen Himmel Italiens, der die Dichter so oft Worte verheßen haben! Wer hätte nicht schon das Verlangen gehabt, einmal wenigstens den geweihten Boden Roms zu betreten, der so Wunderbares redet von der Geschichte der Menschheit, von der Geschichte unserer heiligen Kirche, die emporblühte aus den verdorrten Gräften der Katakomben zur gewaltigen allbeherrschenden Mutter des Erdkreises! Ich wenigstens jubelte, als der lang gehegte Plan zur Wirklichkeit wurde, und als ich am 27. März 1905 abends im Baseler Schnellzug saß, der mich in möglichst kurzer Frist dem ersehnten Ziele zuführen sollte.

Meine Vorsteherin hatte mir liebenswürdiger Weise einige Tage Vorurlaub gewährt, so daß ich ohne die Reisetage volle drei Wochen für Rom hatte. Denn ich war entschlossen, mich unterwegs durch keine der lodenden Wunder Italiens aufhalten zu lassen. Selbst das schöne Florenz, la bella Firenze, mit seinen Schätzen oder die alte ehrwürdige Lugunensstadt konnten mich meinem Vorhaben nicht untrun machen. Ich wollte Rom sehen und genießen, seinen Zauber auf mich wirken lassen, alle Zeit und Kraft für seine Herrlichkeiten aufsparen.

Wenn das Dampfrohr mich nun auch im Fluge durch und über die Alpen trug, hinunter in die italienische Ebene mit ihren unvergleichlichen Seen, und durch den braunen Apennin an das blaue Mittelmeer, so habe ich die Reise doch sehr genossen; sie gab mir das Vorgefühl all der Schönheiten, die meiner harrten, und die meine Gedanken erträumten. Nebel und Regen ließ ich im Vaterlande oder wenigstens die Gegend der Alpen. Als wir aus dem langen Gotthard-Tunnel heraustraten, lag zwar meterhoher Schnee, darüber aber glänzte der gepriesene tiefblaue Himmel, und strahlte die Sonne. Tiefer ging es hinab in die Ebene, es wurde wärmer, der Schnee verschwand und machte vereinzelt blühenden Mandelbäumen Platz; die Wiesen waren frisch grün, besät mit Frühlingsblumen, die wie goldene Sterne leuchteten, und wenn der Wind darüber hinstrich, so brachte er köstlich balsamischen Duft mit in das Abteil. Vorüber ging's an Luganer See, einem Frühlingsidyll am Fuße der großartigen Apenninwelt bis hinunter nach Mailand, wo ich abends anlangte. Hier bestieg ich am Morgen des nächsten Tages den sogenannten Eilzug, der mich über Genoa in 16stündiger Fahrt nach Rom bringen sollte. In unzähligen Tunneln ging's durch den Apennin und hinter Genoa an das Mittelmeer. Seine Schönheit ist schon so oft geschildert worden, viele haben sie mit eigenen Augen gesehen, daß ich kaum wage, diesen Schilderungen oder Erlebnissen noch meine Eindrücke hinzuzufügen.

Aber herrlich war's! Auf der einen Seite das weite Meer, dessen glatter Spiegel im warmen Sommerluzen dalag, auf der anderen Seite Berge und an ihren Abhängen Palmenbäume, Lorbeer in Blüte, baumhohe Aloe, Kamelienbüsche mit Blüten bedeckt, Krängel, und Zitronenhäute, die Äpfel Früchte an den Zweigen, kurz, die ganze Fülle südländischer Vegetation, die mein Herz jubeln machte. Rosenbeden, Anemonen, Kamelien, alles lacht mir in üppiger Fülle entgegen, was wir um diese Jahreszeit, in einzelnen Exemplaren, leuer beim Gärtner erstehen.

Natürlich fehlen in dem Feemärchen auch die Dornen nicht: im schönsten Augenblick kommt ja bekanntermaßen stets einer der langweiligen Tunneln und dabei die Hitze im vollgepfropften Abteil. Wenn Personen gingen ja noch; dazu aber die ungefähr 90 Gepäckstücke, denn in Italien reißt ja alles mit Handgepäck; rühren kann man sich nicht!

Jauner weiter brauste der Zug, die ligurische Küste hatten wir längst hinter uns, auch Pisa mit seinem schiefen Turm; es dämmerte und dunkelte, die Ebene dehnte sich endlos. Endlich, endlich, die ersten Lichter der ewigen Stadt, zuerst in der Ferne, vereinzelt, immer mehr und mehr — mit 16stündiger Verzögerung um 1 Uhr nachts braust der Zug in den Bahnhof von Rom ein — ich bin an dem ersehnten Ziele angelangt. Mit wunderbarer Schnelligkeit erhalte ich meinen Koffer und finde den Hotelwagen des „Albergo della Pace“, der mich durch die Straßen der in nächstem Augenblicke und Dunkel daliegenden, ewigen Stadt zur Via Nazionale führt. Das eigene Gefühl, das ich dabei habe, kann ich nicht beschreiben, vor allen Dingen ist es aber das freudige Vorgefühl kommender, interessanter Tage und Wochen.

Am anderen Morgen begrüße ich zuerst die Dame, eine bairische Gräfin, deren gütiger Einladung ich die Reise verdanke. Ihr Gemahl war vor vielen Jahren bairischer Gesandter beim päpstlichen Stuhl, der Gemahl ihrer Schwester — es ist der kürzlich verstorbene Baron Ceito — war es nach. Sie kennt Rom, das sie jahrelang bewohnte, und liebt es außerordentlich, und sie machte sich nun eine Freude daraus, mir all die Herrlichkeiten zu zeigen oder zu ermöglichen, sie zu gesehen.

Mein erster Gang oder vielmehr meine erste Fahrt — denn durch die alleherwürdigen Straßen Roms rassist so gut die Elektrische wie durch die Straßen jeder anderen Großstadt, historische Erinnerungen und modernes Leben berühren sich überall — also, meine erste Fahrt war nach Sankt Peter, San Pietro in Vaticano, diesem Wahrzeichen der ganzen katholischen Christenheit. Zuerst stand ich staunend still in der Betrachtung des Platzes vor der Kathedrale, der Piazza San Pietro. Ringsum ist er von einer vierfachen Säulenreihe eingefast, deren Valustrade mit Heiligenstatuen geschmückt ist. In der Mitte steht der mächtige Obelisk aus Heliopolis, zu beiden Seiten sind hohe, schöne Springbrunnen; der ganze Platz eine würdige Vorbereitungs für die herrliche Straße.

Und nun stand ich in St. Peter, diesem Prachtwerke der Baukunst, das seine Entstehung großen Geistern wie Bramante und dem Meißer aller Michel Angelo verdankt, diesem Heiligthum, dessen gewaltige Kuppel sich über dem Grabe des heiligen Petrus wölbt. Der erste Eindruck, den ich empfing, war aber durchaus nicht der der Heiligkeit des Ortes noch

der das Herz ergreifenden Schönheit, es war nur der gewaltiger Macht und Größe, himmelanstrebend, weltumfassend; ein Bild der die Welt umspannenden Kirche sollte der Bau sein erst, nachdem ich so etwa eine Stunde darin umhergewandert war, mein Auge immer mehr an die riesendimensionen gewöhnend, fingen auch die Einzelheiten an zu wirken in ihrer Pracht, sei es die unergleichen Pietà von Michel Angelo in einer besonderen Kapelle aufgestellt, seien es die verschiedenen Grabdenkmäler der Päpste, die diesen hier errichtet sind. Immer wieder aber kehrte ich zur Kuppel zurück, die sich in schwindelnder Höhe erhebt, auf vier gewaltigen Pfeilern ruhend, (um heiläufig einen Größenbegriff zu geben, jeder der Pfeiler hat einen Umfang von etwa 70 Metern. Oben ist die Inschrift angebracht: Tu es Petrus etc. sup. haec petram aedificabo etc. et super eam etc. etc. etc. Sie erscheint dem bloßen Auge gerade leserlich und doch hat jeder der Buchstaben eine Höhe von zwei Metern. Mitten unter der Kuppel steht das kostbare Tabernakel, ein eherner Baldachin, getragen von vier gewundenen Säulen von unbeschreiblicher Pracht. Zwei Engel halten oben die Schlüssel Petri und die Mitra des Papstes. Hier befindet sich der unmittelbar über dem Grabe des hl. Petrus stehende schlichte Gokakitar, an dem der Papst an hohenfesttagen die heilige Messe feiert. Einzelheiten zu schildern, will ich gar nicht versuchen, es sind deren zu viele, und der Gesamteindruck bleibt doch immer der schönste. Ich bin noch oft in Sant Peter gewesen und jedesmal mehr und tiefer ergriffen von seiner gewaltigen Schönheit, sei es, daß ich allein bewundernd umherging, sei es, daß eine andächtige und gleichzeitig schaulustige Menge ihn füllte.

(Fortsetzung folgt.)

* Bericht über die Kapuziner-Mission auf den Karolineninseln 1905.

I.

Nachdem die Karolinen- und Palau-Inseln 1899 in deutschen Besitz übergegangen waren, lag es im Wunsche der kaiserlichen und staatlichen Behörde, die spanischen Missionäre in der neuen Kolonie durch deutsche zu ersetzen. Durch Dekret der Propaganda vom 7. November 1904 wurde daher die Mission der Ost-Karolinen der rheinisch-westfälischen Kapuziner-Ordensprovinz übertragen. Am 23. Oktober 1904 ging die erste Karawane nach Ponape (Ost-Karolinen) ab. Eine zweite reiste am 23. November 1905 von Neapel ab. Am 18. Dezember desselben Jahres wurde von der Propaganda die ganze Mission zur apostolischen Präfectur erhoben und Pater Benandus zum apostolischen Präfecten ernannt. Zu dieser jüngsten apostolischen Präfectur in den deutschen Kolonien gehören: I. Ost-Karolinen mit 5 Stationen auf Ponape: 1. Die Koloniestation, Sitz des apostolischen Präfecten. 2. Jolas (Norden). 3. Kual (Osten). 4. Roi (Süden). 5. Tatalu (Osten). II. Die West-Karolinen mit 4 Haupt- und 2 Nebenstationen auf Kap: 1. S. Christiana mit der Nebenstation Aringel. 2. Guior mit der Nebenstation Malah. III. S. Cruz. 4. Torn. 3. Die Palau-Inseln mit 2 Stationen: 1. Arcolong (Mologojol) auf Baobelaob; 2. Gorcor auf Koror.

Die Karolinen- und Palau-Inseln, etwa 700 an der Zahl, sind in ca. 40 Gruppen, gleich einem Müdenschwarm, über einen Meeresraum verstreut, welcher der vierfachen Größe Deutschlands entspricht. Die ganze Landschaft der Inseln jedoch beträgt mit Einrechnung der Palau-Gruppe nur 1450 Quadratkilometer, ungefähr so viel wie der zehnte Teil von Elba-Rohrängen. Etwa 100 Inseln sind von rund 35 000 Eingeborenen bewohnt. Auf diesem großen Gebiete arbeiten jetzt unsere Missionäre. Dem Seeleneifer der Missionäre stellte sich als erstes Hindernis in den Weg die Unkenntnis der Sprache. „Sie können denken“, schreibt Pater Gallitus, „wie schwer es ist, die Sprache zu erlernen. Es gibt keine Regeln in derselben; man muß fast jedes Wort lernen. . . Wie oft sah ich schon bei Pater Superior und fragte: Warum ist das so; wo eine ähnliche Konstruktion. Er kann, obwohl er die Kanakasprache gut versteht, keine Regeln angeben; es ist einfach so. Vielleicht bringt ein gewiegter Sprachkennner später mehr Ordnung in das Ganze. Dazu kommt die Schwierigkeit, die Eingeborenen zu fragen. Manchmal fehlte ich mich zu ihnen; doch dieselben wenden schnell müde, und so bekommt man beständig die Antwort: ich weiß es nicht. Dann bleibt natürlich nichts anderes übrig, als zu einem anderen zu gehen. Von diesem erhalte ich jetzt die entgegengekehrten Antworten auf Deutschheit. Oft kommt es aber ganz von selbst so. Ich deutete auf einen Baum: Was

ist das? Der eine sagt: Baum; andere: Kolospalme, Holz, Stamm. Alle haben recht; bis man aber in der Sache klar ist, muß man viel fragen. Sie sehen, die Erlernung der Sprache gehört zu den Opfern, die der Missionar bringen muß. Ich denke, sie sind für Gott gebracht.“ Hier sei heiläufig bemerkt, daß auf dem Karolinen-Archipel zehn Sprachgebiete sich vorfinden. Die spanischen Kapuziner haben in der Ponape sprache bereits ein Wörterbuch, ein Gebetbuch und einen Katechismus veröffentlicht. Zur Zeit ist noch ein umfangreiches Gebet- und Erbauungsbuch in Druck.

Ferner mußten die neuen Missionäre bald die Erfahrung machen, daß trotz der jahrelangen, anstrengenden und mühevollen Arbeit ihrer spanischen Mitbrüder das Christentum kaum festen Boden in den Herzen der Eingeborenen gefaßt hatte. Der Hauptgrund liegt in der allerorts in der Südsee herrschenden großen Sittenlosigkeit. Auch bestand nie ein eigentliches Familienleben auf Ponape. Eltern und ältere Geschwister bestimmen über die halbwüchsigen Mädchen und geben sie gegen Entgelt zur Ehe. Beim geringsten Verdruß nehmen sie dieselben wieder zurück. Ferner herrscht bei den heidnischen Ponapeesen die Vielweiberei. Es fehlt gänzlich der Begriff von der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe. Weder werden selbst von den Bekehrten viele Ehen aus nützlichen Gründen gelöst und die betreffenden Eheleute leben ohne weiteres mit anderen sogar mit Heiden zusammen. — Auch wird im geheimen noch viel Aberglauben geübt. „Wenn es nur der Pater nicht erfährt, dann ist es keine Sünde.“

So traten gleich von Anfang manche große Schwierigkeiten dem Eifer der Missionäre hemmend in den Weg. Dazu traf die junge Mission im verfloßenen Jahre ein schwerer Schlag, indem ein Wirbelsturm (Typhon) am Gründonnerstag (20. April) die Insel verwüstete und die Missionsstation fast gänzlich vernichtete. Den Gesamtschaden schätzt die Mission auf mehr als 60 000 Mark. Eine arbeitschwere Zeit sollte jetzt beginnen. Es galt, 4 Wohnhäuser, 2 Kirchen und 2 Schulen wieder neu aufzubauen und andere provisorische Neubauten wieder zu errichten. Während die Eingeborenen früher sich aller Arbeit und Anstrengung abgeneigt zeigten, boten sie sich jetzt, durch die Not gedungen, zur Arbeit an. Die Mission beschäftigt seither durchschnittlich 50 Eingeborene, die in Häusern wohnen, welche die Mission auf ihrem Grundstück in der Kolonie errichtete. Auf deren Unterhalt wurden seit dem Sturm 180 Zentner Reis verwendet.

An Gebäuden wurden aufgeführt: in der Kolonie: Kirche und Schule, freilich nur provisorisch; in Kual: eine Kirche. In Roi ist die nur teilweise zerstörte Kirche nebst Wohnung wieder ausgebessert worden. Allein der Neubau einer Kirche darf auch dort nicht zu lange hinausgeschoben werden. In Jolas konnte noch nichts geschehen; die Kirche hatte dem Sturme getrotzt. Schule und Wohnung sind auch hier zerstört. Gegenwärtig muß die Kirche als Schule dienen und eine Wohnung ist dort solange nicht notwendig, als kein weiterer Missionar zur Verfügung steht. Eine Hauptrolle bei diesen Arbeiten spielt Fr. Dthmar, der Schreiner, mit seinen „Zehrlingen“. Er schreibt an den hochwürdigen Pater Provinzial (Oktober 1905): „In der Hauptstation „Colon'a“ habe ich eine neue Kirche und einige Wohnungen fertiggestellt. Darauf zog ich mit meiner Schar „wilder“ Zimmerleute nach der Station Kual, wo der Sturm alles zerstört hat. Zwei Klöße mit Holz habe ich hierhergebracht nebst zwei Boten mit dem Werkzeug. Zuerst war ich allein. Ich baute mir gleich über die Werkzeugkasten ein Dach, unter welchem ich auch einige Mähe schlief. Nebenbei bemerkte, schlafen wir auf einer Holzpritsche — sehr gut. In den ersten Tagen baute ich eine Hütte mit zwei Abteilungen, für Fr. Julian, der unterdessen auch gekommen war, und für mich. In der ersten Nacht kam eine mächtige Regenboe, und weil auf dem Dächerdach noch keine Wellblechtafeln lagen, so gosh es wie aus Eimern in das Innere der Hütte. Fr. Julian flüchtete unter das Kirchengdach; ich blieb ruhig auf meinem nassen Lager liegen. Andern Tags legte ich Blech auf das Dach, um einer derartigen Aufstörung für die Zukunft vorzubeugen. Nun bin ich daran, eine Kirche und Wohnung zu bauen, und bereits ist der Dachstuhl oben. Mit den Eingeborenen kann ich jetzt schon recht gut arbeiten, natürlich darf ich keinen aus den Augen lassen. Es ist freilich sehr strengend, 6 bis 8 so wilde Gefellen an der Arbeit zu haben und zu sorgen, daß sie nichts verderben. Früher hätte ich das gar nicht für möglich gehalten; jetzt geht es ganz vortrefflich. Deutschen Ratstas darf man allerdings nicht anlegen; aber meine Freude habe ich, wenn ich sehe, wie schnell diese Leute Eifer zur Arbeit bekommen. Man muß nur jeden zeigen, daß er fähig ist, etwas zu lernen. Alle deut-

sehen hier und auch schon auf der Reise bestanden, der Bonapese lauge nicht zur Arbeit, so daß wir schon mit dem Gedanken umgingen, einige Ausleute (Bewohner der Rudergemeinschaft) kommen zu lassen. Allein der Bonapese will und kann arbeiten; ich habe unter meinen Zimmerleuten einen, der wirklich ein vorzügliches Talent zum Handwerker hat. Einmal mußte er 14 Tage fortgeschickt werden. Damit strafen wir nämlich unsere Leute für ihre Vergehen. Sie schämten sich denn auch sehr und mein Frederiko ging nicht nach Hause, sondern setzte sich den ganzen Tag zusammengelauert auf den Bauplatz und sah uns zu. Zur Essenszeit teilten dann die anderen von ihrem Essen ihm etwas mit. Schlaue sind sie auch, denn wenn einer gefaßt wird, dann geht er gleich den anderen Tag zur Weichte und denkt, wenn Gott mir nicht mehr böse ist, dann können es die Missionäre auch nicht mehr sein. — Wenn ich einen etwas anstreichen lasse, z. B. mit Teer, dann sollen sie am Abend so einen Durchein sehen, fast keine Stelle am Leib, die nicht geizert ist. Aber das macht gar nichts aus, der „Brat“ hat ja ein Mittel, um es wieder abzuwaschen: „Dadurch wird er wasser-dicht.“ Daß er bald einige Kilo wiegt, kommt nicht in Betracht. Der alte „Ros“ hat seinen Hut zuerst mit Zinkweiß, dann mit rotem Mennig, dann dreimal mit Kohlteer angestrichen. Der alte Gabriel, „Schaulick“ (Hauptling) von Aual, kommt alle Tage und setzt sich einige Stunden zu uns und spornt die Leute an mit „Belail, kelak“ (lappst). Wenn sich einer etwas ungeschickt anstellt, sagt er: „puchai vut vut“ (duummer Junge). Dann fragt er mich: „Brat, Morschap konni eiz jakau?“ (Bruder Oberer, wollen Sie etwas Schadau). Schadau ist ein Nationalgetränk, welches die Wilden aus dem Saft einer Wurzel bereiten, indem sie dieselbe mit einem Stein zerbrechen. Den Ton beim Schlagen hört man sehr weit und sobald ein Eingeborener denselben vernimmt, schaut er sehnsüchtig nach der Gegend hin. Selbstverständlich jage ich dem Hauptling zu: „Ach majug Schaulick“ (Ja, Herr Hauptling). Er ruft dann einige Worte nach dem Wald zu, und es dauert gar nicht lange, da kommt ein Wilder, in der Hand eine mit einem Mantel zugedeckte Stofschale voll des „besten Getränkes der Welt.“ Zuerst muß ich trinken, und obwohl das Bräu wie Galle schmeckt, darf ich keine Miene verzeihen, sondern muß gleich ein Loblied auf den Schadau singen, „me man me man meale“ (ist gut, ist sicher gut). Da hat der Alte eine riesige Freude. — Wenn wir Höhle bauen, muß es immer im Tschwasser geschehen. Auch hier ist der Anfang schwer. Keiner macht Miene, ins Wasser zu springen; sobald ich aber um sie zu beschämen, so wie ich bin, hineinzwinge, dann sind sie auch schon hinter mir her, denn das können sie gar nicht sehen, daß der „Brat“ die Arbeit verrichtet, die ihnen zukommt.

(Schluß folgt).

Frühlingsport.

Von Dr. med. G. Koffen.

Nach langem Winter wehen endlich die Rüste milder, die Sonne strahlt kräftiger und bräunt bereits die menschliche Haut. Die Zeit ist wiederum da, wo der Mensch mit Freude und Begehren sich im Freien ergeht, wo der „Sport in der frischen Luft“ zur Geltung kommt. Lawn-tennis, Fußball- und andere Ball-Spiele haben bereits ihren Anfang genommen. Doch diese Spiele verschwinden gegen die Bedeutung und Ausbreitung, welche der Radfahr- und Automobilsport genommen haben. Freilich der letztere kann sich an Ausdehnung mit dem Radfahrersport nicht messen. Es liegt eines-teils daran, daß das Automobil noch zu hoch im Preise steht, andernteils daran, daß man noch vielfach Furcht vor diesem Sport hat. Unglücks- und Krankheitsfälle kommen noch zu häufig beim Automobilsport vor. Aber beides könnte gemildert, wenn nicht ganz vermieden werden, wenn man das rasende Tempo gänzlich bei der Fahrt ausschließen wollte.

Die großartige Verbreitung des Radfahrersportes beweist, wie notwendig der Sport unserer Generation ist, weil unsere ganze Lebensweise eine verweichlichende und naturwidrige ist, wodurch der Körper immer mehr seinem Lebenselement, der Luft, entzogen und so in erhöhtem Maße der Erkrankung und der Schwächung ausgesetzt ist. Die Heilwirkung des ver-günstigt betriebenen Radfahrersportes ist eine großartige zu nennen. Die Kräftigung aller Körpermuskeln, eine Steigerung des Appetits, Erweiterung des Gemüts sind die ersten Wirkungen des Sports. Dann verbraucht die gesteigerte Muskel-tätigkeit das überflüssige, belästigende Fett, Die Entfettung des Herzens und

der großen Adern hat den ungeheuren Vorteil, daß der Um-lauf des Blutes dadurch erleichtert wird. Wem aber das Blut leicht durch die Adern rinnt, der ist gesund und wohlge-mut. Gesundheit ist daher das höchste Gut und dieses bringt uns der Sport.

Küchliche Menschen haben große Scheu vor der Ausübung des Rad- und Auto-Sports. Sie vergessen, daß die guten Fol-gen die bösen weit überragen. Sie denken nicht an die Sum-men von Halbkranke und schwerleidenden Menschen, die jähr-lich durch den Sport wieder gesund und lebensfroh werden. Sie vergessen ganz, daß durch Angst und Verweichlichung eine ungeheure Anzahl von Menschen vorzeitig stirbt.

Durch mäßige Ausübung eines Sports lassen sich viele angeborene Krankheitsanlagen abschwächen oder gar ganz aufheben. Innere Störungen werden gehoben, schwächer ge-blichene Organe, besonders die der Ernährung und Verdau-ung werden gestärkt. Das Allgemeinbefinden bessert sich, der Geist wird beweglicher und freier, die Haltung des Körpers erhält unwillkürlich etwas Freieres, Selbstbewußteres. Der Brustkorb erweitert sich, worauf Lungenleiden und Atmungs-beschwerden gehoben oder erweitert werden, kurz, der ganze Organismus wird und bleibt freier und kräftiger bis ins höhere Alter hinein. Wenn es unmöglich ist, im Frühjahr und Sommer einen Sport auszuüben, der veräume es wenig-stens nicht, täglich einen größeren Gang ins Freie zu machen. Schon der Umstand, daß man im Gefühl der Körperkälte eine immer wärmere Stufenluft verlangt, daß man sich nervös gereizt, unzufrieden, mißmutig, schwer im Kopfe fühlt, ist ein warnendes Zeichen, daß die Haut bereits die Kennzeichen der Verweichlichung, der Nervosität kundgibt, die man nur durch Abhärtung beseitigen kann. Eine naturge-mäße Abhärtung aber ist ohne viel Bewegung im Freien nicht zu denken. Der Sport aber ist die beste Abhärtungs-methode.

Lebertreibung muß allerdings auch hier vermieden werden. Bei der Abhärtung mit oder ohne Sport spielt in unserem Klima auch die Kleidung eine große Rolle. Sie darf nicht zu warm und nicht zu kalt sein.

Personen, die sich andauernd zu warm kleiden, deren Schweißdrüsen neigen zu einer fortschreitenden stärker und reichlicher werdenden Absonderung. Es empfiehlt sich wol-lene Unterkleider zu tragen und dann die Oberkleider je nach der Witterung wärmer oder kühler zu wählen. Unbe-dingt notwendig ist es aber, die Kleidung sofort zu wechseln, wenn man ganz durchnäßt ist. Dieser Wechsel ist besonders dringlich im Frühjahr. Die wissenschaftlichen Forschungen haben ergeben, daß die Wärmeabgabe des Körpers bei nasser Kleidung zwei bis dreimal so groß ist, als bei gewöhnlichen Umständen.

Mancher Sportsmann hält nun den Automobilsport für den Fahrgast nicht für vollgiltig, er sieht nur in dem Fahrer selbst den Sportsmann. Freilich ist es ein großer Unterschied, ob man den Kraftwagen selbst lenkt oder nur als Fahrgast darin sitzt. Aber auch die passive Bewegung des Wagens wirkt günstig auf den Blutumlauf ein. Nur ist das Fahren im Automobil viel anregender und erfrischender als in einer Equipage, gezogen von mehr oder minder schnellen Pferden. Das Automobil bedingt schon durch seine Konstru-ktion eine gewisse ungewöhnliche Schnelligkeit, weil bei lang-samem Fahren die einzelnen Teile zu sehr leiden und das Benzin unvollständiger verbrennt, wodurch der ohnehin schon unangenehme Geruch noch stärker wird.

Der Hauptheißfaktor beim Automobil liegt in der Schnel-ligkeit. Durch diese Schnelligkeit wird stets ein solch starker Luftzug erregt, daß die Insassen des Kraftwagens immer ein Luftbad genießen, selbst bei ganz warmem Wetter. Wie wichtig aber solch ein Bad für die Gesundheit ist, geht daraus hervor, daß angesehene Aerzte in neuerer Zeit dem Luftbad, wo der nackte Körper der Luft preisgegeben wird, das Wort reden. Das ist nichts neues, denn schon die alten Kultur-völker kannten und schätzten den großen Heilwert des Luft-bades. Die Leibesübungen bei nacktem Körper spielten bei-spielsweise bei den alten Griechen eine sehr hervorragende Rolle. Da unser modernes Leben mit seinen Sitten und Ge-wohnheiten den Körper eher von der Luft abschließt, als umgekehrt, so ist der Automobilsport schon allein in dieser Hinsicht zu begrüßen. Freilich heißt es hier ganz besonders: „Nichts Wertweiben!“

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 14.

Düsseldorf, den 8. April.

1906.

Inhalt: Evangelium zum Palmsonntag. — Bilder aus der Passion unseres Herrn. VI. — Roma. II. — Bericht über die Sap.aziner-Mission auf den Karolineninseln 1905. II. — Der unabhängige Orden der Guttempler. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum Palmsonntag.

Evangelium nach dem Hl. Matthäus XXI, 1—9.
In jener Zeit, da sich Jesus der Stadt Jerusalem näherte und nach Bethphage am Ölberge kam, sandte er zwei Jünger ab und sprach zu ihnen: Gehet in den Feldern, der euch gegenüber liegt, und ihr werdet sogleich eine Eselin angebunden finden und ein Füllen bei ihr; machet sie los, und führet sie zu mir. Und wenn euch Jemand etwas sagt, so sprecht: der Herr bedarf ihrer; und sogleich wird er sie euch überlassen. Dieses alles aber ist geschehen, damit erfüllt werde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt sanftmütig zu dir und sitzt auf einer Eselin, und auf einem Füllen, dem Jungen eines Kastieres. Die Jünger gingen nun hin und taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte. Und sie brachten die Eselin mit dem Füllen, legten ihre Kleider auf dieselben und setzten ihn darauf. Sehr viel Volk aber breitete seine Kleider auf den Weg; und andere hieben Zweige von den Bäumen und strecten sie auf den Weg. Und die Scharen, die vorausgingen und nachfolgten, schrien und sprachen: Hosanna dem Sohne Davids; hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn!

Bilder aus der Passion unseres Herrn.

VI.

Unsere heilige Kirche hat den heutigen Gottesdienst so angeordnet, lieber Leser, daß er zugleich Freude und Trauer ausdrückt: Freude, indem die Kirche in den Jubel einstimmt, von dem einst Jerusalem bei dem triumphierenden Einzuge Jesu wiederhallte, — Trauer, indem sie der bevorstehenden Leiden ihres göttlichen Bräutigams eingedenk bleibt. Der Prophet Zacharias aber hatte ein halbes Jahrtausend vorher dem Weltretter diese, Seiner tiefen Erniedrigung vorausgehende Huldbildung vorausgesagt mit den Worten: „Frohlocke, du Tochter Zion, juble, du Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir, gerecht und als Heiland; Er ist arm und reitet auf einer Eselin, (und zwar) auf dem jungen Füllen einer Eselin“ (Zach. 9, 9). So begrüßen denn auch wir, lieber Leser, in der heutigen feierlichen Prozession als unsern König Jhu, den Israel einst als seinen Messias-König mit Hosanna-Rufen anerkannt hat, — Jhu, den König des Reiches Gottes auf Erden, den König unserer Seelen.

Wir verließen Jhu jüngst im Gerichtshause des Pilatus in dem Augenblicke, lieber Leser, als Er dem römischen Statthalter sich als derjenige geoffenbart hatte, der in diese Welt gekommen sei, „um der Wahrheit Zeugnis zu geben“ (Joh. 18). Zwar kann der Statthalter, da er den Herrn auf eine so neue nie gehörte Art von der Wahrheit reden hört, die Frage nicht unterdrücken: „Was ist Wahrheit?“ — allein es ist ihm, der, wie seine römischen Zeitgenossen, längst an aller Wahrheit verzweifelt

hat, offenbar nicht mit einer lehrenden Antwort aus dem Munde Jesu zu tun; denn er erhebt sich von seinem Richterstuhle und geht, ohne die Antwort des Herrn abzuwarten, zu den vor dem Palaste harrenden jüdischen Vorstehern hinaus, um ihnen zu eröffnen, daß er aus dem angestellten Verhöre die Ueberzeugung von der Unschuld des ihm zugeführten Angeklagten gewonnen habe, und darum kein Grund zu dessen Verurteilung vorliege. Der hl. Evangelist Johannes berichtet das kurz, indem er schreibt: „Und er (Pilatus) ging wieder hinaus und sprach zu den Juden: Ich finde keine Schuld an Jhm“ (Joh. 18).

Die Anklagesache wäre also gleich im Anfange beendet gewesen, wenn der Richter weniger schwach und die Ankläger weniger ungerecht und grausam gewesen wären. Die Vorsteher des jüdischen Volkes waren ja nicht etwa von Eifer für das öffentliche Wohl, sondern von blindem, persönlichem Haffe getrieben, zu Pilatus gekommen, der nicht Recht sprechen, sondern den tödlich gehaltenen Angeklagten verurteilen sollte. Als sie sich daher durch diese Erklärung des Statthalters in ihrer verwerflichen Absicht getäuscht, ja, sich indirekt als Verleumder hingestellt haben, gerieten sie in Wut und begannen neue Anklagen und neue Verleumdungen gegen den Herrn zu ertüdeln; und sie wiederholten sie mit um so größerer Erbitterung, je weniger sie diese Anklagen beweisen konnten: „Die Hohenpriester brachten nun viele Anklagen gegen Jhn vor“ (Mark. 15).

Was tut nun aber der Sohn Gottes? Ach, lieber Leser, Er setzt all' diesen Anschuldigungen Seiner ungerechten Ankläger nur die Rechtfertigung entgegen, die allein Seiner Unschuld, Seiner Würde und Hoheit entspricht, — ein ernstes und majestätisches Schweigen: „Als Er von den Hohenpriestern angeklagt wurde, antwortete Er nichts“ (Matth. 27).

Wenn aber in Kriminalfällen der begründete Verdacht einer falschen Anklage Platz greift, ist es selbstredend Pflicht des Richters, das gerichtliche Verfahren gegen den Angeklagten (wenigstens vorläufig) abzubrechen. Nachdem daher Pilatus seiner Ueberzeugung von der Unschuld des Angeklagten in einer so bestimmten und feierlichen Weise Ausdruck gegeben, mußte er die jüdischen Ankläger abweisen; ja, noch mehr; er mußte sie mit Strafe bedrohen, weil sie es gewagt hatten, einen Unschuldigen vor seinem Richterstuhle mit falschen Anklagen zu verleumden. Allein die Seelenstärke des römischen Statthalters war leider nicht so groß, wie sein Erkenntnisvermögen; er zeigt sich vielmehr so schwach, daß er das Urteil, welches er selbst ausgesprochen, nicht aufrecht erhält, vielmehr es zweifelhaft und wirkungslos macht, indem er auf die erneuten Anklagen sich einläßt und eine neue Frage an den Herrn stellt, wie der Evangelist hervorhebt: „Pilatus aber fragte Jhn abermals“ (Mark. 15).

Was beabsichtigt der Richter denn damit? Er will, daß der Herr reden möge! Der Angeklagte soll sich gegen die erneuten Anschuldigungen verteidigen: „Hörst Du nicht, welch' große Dinge sie wider Dich vorbringen?“ (Matth. 27.) Antwortest Du nichts? Sieh', welch' große Dinge sie Dir vorwerfen“ (Mark. 15).

Ein Erklärer der hl. Schrift macht hierzu die treffende Bemerkung: Aus dem tiefen Eindrucke, den die Reden unseres Erlösers auf ihn selbst gemacht hatten, zog der römische Richter den sicheren Schluß, daß, wenn der Herr nur reden wollte, die Anklagen der Hohenpriester und Vorsteher leicht auf ihren wahren Wert zurück zu führen seien. Allein der Richter sieht sich getäuscht; denn der Sohn Gottes verharret, so sehr er auch in Ihn dringt, in einem majestätischen Schweigen, wie der Evangelist ausdrücklich hervorhebt: „Und Er antwortete ihm nicht ein Wort, so daß der Sandpflieger sich sehr verwunderte“ (Matth. 27).

Allein, lieber Leser, wie viel sagt dieses geheimnisvolle Schweigen unseres Herrn! Der gelehrte Origenes sagt: Dieses Schweigen ist etwas Großes, Wunderbares, das kein Beispiel auf Erden hat! Denn welcher Mensch stand je unter der Last einer tödlichen Anschuldigung, im Angesichte eines schmachvollen und grausamen Todes, den Jeder flieht, — und beobachtet dabei ein beharrliches Stillschweigen mit solcher Zuversicht und Sanftmut im Benehmen, mit solcher Würde der Haltung? Da begreifen wir leicht, daß der Statthalter sich verwundert; ja der hl. Athanasius bemerkt zu dieser Stelle, daß Pilatus in diesem geheimnisvollen Schweigen des Herrn nicht nur einen Beweggrund sah, Ihn zu bewundern, sondern auch, Ihn zu befreien.

Wie groß und mächtig zeigt sich also hier unser Erlöser, da Er sich, ohne zu antworten, verteidigte, — ohne zu sprechen, überzeugte, — und durch dieses majestätische Schweigen dem römischen Statthalter immer deutlicher Seine Unschuld und die Verworfenheit Seiner Ankläger zu erkennen gab! Dieses standhafte majestätische Schweigen ist, lieber Leser, ein triumphierendes, ein hereditäres Schweigen; denn der Herr bekundet dadurch Seine Unschuld und Seine Gottheit überzeugender, als durch jede Rede.

S.

Roma.

Reiseindrücke. (Ein Vortrag von B. St.)

II.

Ich habe die besondere Freude gehabt, das Fest der dreizehnhundertjährigen Gedenkfeier Gregors des Großen mitzuerleben. Die Erinnerung daran will ich versuchen, zu schildern, da an diesem Tage der heilige Vater selbst das feierliche Hochamt in der Peterskirche abgehalten hat.

Wir hatten durch die Vermittlung des bayerischen Gesandten beim heiligen Stuhle, des schon genannten Schwagers der Gräfin E., Einladungskarten für die Tribünen erhalten, die für den römischen Adel bestimmt waren. Für die Damen war Vorschritt schwarze Toilette und Spitzenschleier statt des Hutes. Um 8 Uhr machten wir uns auf den Weg und fuhren nach Sanct Peter. Das Pontifikalamt sollte zwar erst um 9 Uhr anfangen, aber um 8 Uhr mußten wir dort sein. Der große Platz vor der Kathedrale war gedrängt voll Menschen. Das Militär bildete Spalier vor den Eingängen; die Equipagen rollten im Trabe heran. Wir hatten unsern Eingang dal Cancelli della Sagrestia, links vom Dom. Nachdem wir mehrere Wachen passiert, denen wir unsere biglietti vorgezeigt mußten, kamen wir durch einen Seiteneingang in den Dom hinein. Schranken sperrten den inneren Teil der Basilika ab, einen breiten Gang freilassend, durch den man zu den verschiedenen Tribünen und angewiesenen Plätzen gelangte. Hinter diesen Schranken stand das Volk.

Seine Beschreibung ist fähig, den Eindruck wieder zu geben, den San Pietro bietet, wenn er mit Menschen gefüllt ist. Der Sängerkhor, der die gregorianischen Gesänge ausführen sollte,

bestand aus 2000 Stimmen. Wir hatten verhältnißmäßig gute Plätze, wenn auch in einiger Entfernung vom Hochaltar. Es blieb Zeit genug, unsere Betrachtungen anzustellen, denn es wurde wohl 9 Uhr, ehe die Feierlichkeit begann. Unter dessen sieten die Würdenträger hin und her, Schweizergarben, Ehrenwachen, hier und da ein Kammerherr mit der goldenen Kette, Priester in roten Gewändern, Domherren im violetten Kleide. Je näher der Augenblick herankam, um so größer wurde die Spannung; man rüßte förmlich die Erregung, die durch die Menge ging, wie der elektrische Funke, der den Draht durchgibt. Schon mehrmals war das Kommando für die Spalier bildende Ehrenwache ertönt — doch immer wieder neues Jögern! Endlich — das Rurmeln der Menge legt sich, wie das Brausen der erregten See und macht feierlicher Stille Platz. Hoch oben von einer Galerie ertönt Russel, der Zug beginnt. Zunächst die Rabelgarde in roter Uniform, mit Gold besetzt, dann die Schweizergarde im Panzer, die Kammerherren schwarze Kniehosen und Wams, hohe gefaltete weiße Kragen, die goldene Kette um Hals und Brust. Dann die Domherren, rot mit weißem Pelztragen oder violett mit grauem Pelz. Priester, Bischöfe, Patriarchen, die Karbinäle mit hoher weißer Mütze in langer Reihe. Endlich, aller Augen waren natürlich dorthin gerichtet, der heilige Vater, getragen auf der sedia gestatoria, einem roten Thronessell mit reicher Vergoldung, unter weißem Baldachin, zwei weiße Federbüsche zu beiden Seiten; er selbst im goldgeschickten weißen Gewand, die Mitra auf dem Haupte, auf weiß seidencm Kissen sitzend; so bewegt sich der Zug langsam vorwärts. Keine Oboen, keine Trompeten, keine Pauken, keine Orgelbegleitung, keine Musik, nur die ersten Klängen der Russel ertönen. Aber die Italiener müssen doch ein Zeichen ihrer Freude geben, also winken sie mit ihren Taschentüchern. Wir haben Ruhe genug, das Gesicht des heiligen Vaters zu betrachten, während er langsam durch die Menge getragen wird. Voll Milde, Güte, Liebe spendet er nach allen Seiten den Segen. Fast liegt ein ängstlicher Ausdruck in seinem Gesicht; er fügt sich dem hergebrachten Pomp, aber er liebt ihn nicht. An der rechten Seite des Hochaltars ist ein Thronessell aufgestellt, wo die letzten Vorbereitungen für die heilige Handlung getroffen werden. Unter den Klängen des von 2000 Stimmen getragenen gregorianischen Gesanges, ohne Orgelbegleitung, beginnt die heilige Messe.

Nach konnte den heiligen Vater erkennen, als er bei der Opferung an den Altar trat. Ganz würdevoll feierlich war die heilige Handlung. Es wurde lautlos still, während von einer Gallerie der Kuppel Trompetentöne erschollen, aus silbernen Instrumenten, zart und fein, wie Engelstimmen aus der Höhe. Es war jedenfalls der feierlichste Augenblick. — Endlich, kurz vor 12 Uhr, war die heilige Messe zu Ende. Der Zug ordnete sich von neuem und verließ, in derselben Ordnung den Dom, zuletzt wiederum der heilige Vater, freundlich segnend, aber sichtlich erschöpft. Unter dem feierlichen Geläut aller Glocken verließen wir St. Peter und waren froh, als wir heil durch die Menschenmenge gedrungen und in einem Wagen saßen, der uns zu unserm Hotel brachte, um eine untergeklärte Erinnerung bereichert.

Wer würde Rom besuchen, ohne um eine Audienz beim Papste zu bitten! Alle kennen die Berichte von den feierlichen Empfängen im Vatikan, bei denen die Teilnehmenden nicht nur die Freude haben, den Vater der katholischen Christenheit aus nächster Nähe zu sehen, sondern auch seine bedeutungsvollen Ansprachen zu hören und in ihre Herzen aufzunehmen. Wenn ich es nun trotzdem wage, etwas von unserer Audienz zu erzählen, so geschieht, weil sie sich eben doch ein wenig von den allgemeinen Empfängen unterschied. Die Gräfin E. hatte, wie's jeder tut, um eine Audienz gebeten, wer beschreibt nun unsere Ueberraschung, als eines Abends Baron C. uns mitteilt, wir würden am folgenden Tag in Privat-Audienz empfangen werden. Die Etikette verlangte es wohl so für die Witwe eines ehemaligen Gesandten beim hl. Stuhle. Der permesso (die Einladung) lautete auf die Gräfin E. und ihre Begleiterinnen, nämlich ihre beiden Töchter, junge Damen aus Paris, und meine Wittigkeit. Wir fühlten uns alle dieser Günst höchst unwürdig; aber ich muß gestehen, daß ich, obgleich ich dieses Gefühl willig teilte, mich andrerseits innerlich nicht wenig darüber freute: ich arbeitsamer Schulmeister aus Düsseldorf, persönlich empfangen von Papste im Vatikan. Es war so ungefähr wie Adonbrüdel im Freymärchen! Dazu wurde ich noch von den übrigen geneckt, da der heilige Vater nur italienisch spräche, und ich allein dieser Sprache mächtig sei, so müsse ich die Unterhaltung führen. Die Gräfin behauptete, sie würde sofort erklären: „E una donna di lingua italiana ma non ed, l'italiano“ (Es ist ein Engländer, aber ich spreche nicht italienisch, die beiden jungen Damen sprechen nur französisch.)

Im vorgeschriebenen Schwarz mit dem Spitzenschleier statt

des Gutes führen wir zur festgesetzten Stunde im Damaskushofe vor, vor Aufregung völlig verstummt. In feierlichem Schweißen stiegen wir die breiten Marmorstufen hinauf, durchschritten ein großes Vorzimmer, wo Kammerdiener und Bedienten uns in summer Verneigung durchließen, dann mehrere prächtige Säle, in jedem dieselben stummen Verneigungen der diensttuenden Herren, endlich kamen wir in den Thronsaal, der ganz in rot und gold gehalten ist; an den Wänden sind prächtige Gemälde, (was sie vorstellen, könnte ich beim besten Willen nicht sagen) und ringsum kostbare Sitze. Wir stehen alle vier schweigend, eine fast bedrückende Feierlichkeit, bis der Privatsekretär des heiligen Vaters erscheint, der den permesso nochmals prüft und sich einige Einzelheiten sagen läßt. Dann klopft er an der Tür des Nebengemaches und tritt herein. Nach wenigen Augenblicken kommt er zurück und bedeutet uns, vorzutreten.

Wir stehen im Privatgemach des hl. Vaters. Zunächst sehe ich nichts, als daß die Gräfin wiederhohlet, nach ihr die beiden jungen Damen und auch ich, indem ich gleichzeitig die ausgestreckte Hand des heiligen Vaters küsse. Dann setzt er sich selbst in seinen Sessel vor den Schreibtisch, auf dem ein großes Kreuzifix steht und ladet uns durch eine Handbewegung ein, um ihn herum Platz zu nehmen, die Gräfin zu seiner Linken, dann ich und hierauf die jungen Damen. Während die Gräfin erklärt, wer wir sind, kann ich das Gesicht und die Gestalt des heiligen Vaters betrachten. Er ist ganz in weiß gekleidet, eine goldene Kette mit Kreuz auf der Brust. Das Gesicht ist gut und mild, der Ausdruck voll Güte und Wohlwollen. Je länger ich ihn anschau, um so mehr schwindet das Gefühl der Befangenheit. Ich wage es, an der Unterhaltung teilzunehmen, die sich um Rom dreht, und erzähle, daß ich eine maestra aus Düsseldorf sei und dem Erzbistum Köln angehöre. Als die Gräfin um den Segen für ihre Tochter bat, da erbat ich ihn mir für meine Schülerinnen, worauf der heilige Vater antwortete: „Lo do la mia benedizione per tutti habbo in cuore di mente“. (Ich gebe Ihnen meinen Segen für alle, die Sie im Herzen und im Sinne tragen), indem er dabei auf Brust und Stirn zeigte, mit einem Ausdruck voll unbeschreiblicher Güte. Dann noch einige Segensworte, wir knieten nieder, um sie zu empfangen, und die Audienz war zu Ende. Sie hatte nur wenige Minuten gewährt, manche andere haben gewiß viel Erhebeneres aus dem Munde des Papstes gehört, aber Sie dürfen mir glauben, daß die Erinnerung an diese kurzen Augenblicke im Privatgemach Pius X. im Vatikan nicht aus meinem Herzen schwinden wird.

* Bericht über die Kapuziner-Mission auf den Karolineninseln 1905.

II.

Gleichzeitig meldet Pater Präfeld (3. November 1905): „Während zurzeit Bruder Othmar mit seinen Leuten in Anal die Kirche baut, errichtet hier in der Kolonie Br. Coloman mit einigen von den „Seinigen“ ein Bootshaus. Bootshaus und Boote sind hier von unbedingter Notwendigkeit. Der ganze Verkehr findet auf dem Wasser statt. Br. Coloman hat dem neuen Bootshaus eine äußerst geschützte Lage geschaffen und eine Einfahrt dazu, wie sie günstiger auf Ponape nicht zu finden ist. Er hat auf unserem neuen Grundstück eigens einen Kanal dazu gebaut. Von der Landungsstelle beim Bootshaus führen zwei von uns neu angelegte Wege durch ein Täälchen hinauf zu der Stelle, wohin Kirche und Wohnhaus später zu stehen kommen sollen. Längst des einen Weges im Täälchen ist der Garten angelegt. Zur Erleichterung beziehungsweise Ermöglichung des Anlandens ist auch in Roi durch die von Pater Fidelis in Arbeit genommenen Leute schon Werft, Kanal und Bootshaus gebaut worden.“ — Alles, Steine, Eisen, Holz usw. muß von Sydney Hongkong oder Japan herbeigeschafft werden. Das Holz wird in kürzester Zeit von den Ameisen zertrüffelt. Ja sogar mit ausländischem Holz muß man sehr vorsichtig sein. Die Deutsch-Niederländische Telegraphengesellschaft, A.-G. in Köln, hat für alle Gegenstände aus Holz auf der neuen Station Yap Diat Holz, eine besonders gute Teakholzart gewählt. Es bleibt abzuwarten, ob dasselbe den auf Yap vorhandenen weißen Ameisen widersteht. Da die Häuser auch so gebaut sein müssen, daß sie den häufig auftretenden gefährlichen Käfern standhalten können, so ist das Bauen auf diesen Inseln ein ebenso schwieriges wie kostspieliges Unternehmen. — Der Küchenmeister hat ebenfalls, wenn auch seine Mitbrüder nur bescheidene Ansprüche machen, in der Tropenküche nicht das angenehmste Leben. Hat er doch

alltäglich den Küchenzeffel für etwa 50 Personen zu machen. Er schreibt (3.11.05): „Die Auswahl der für die Küche zur Verfügung stehenden Produkte ist geringer, als man glaubt. Alles ist stark abgelagert und democh teuer. Man könnte denken, die Fische würden uns hier in die Küche schwimmen, allein dem es nicht so. Wenn die Eingeborenen am Fischen sind, dauert es wegen des starken Windes oft tagelang, bis sie etwas fangen. Haben sie aber einige günstige Tage, so findet sich niemand, der die Fische kauft. Dann werden sie haufenweise zur Kolonisation gebracht und jeder kauft nun seine Ware als die beste an. Ohne Sterilisationsapparat kann man in der sauerstoffhaltigen Luft Fische nicht einen Tag aufbewahren. Wenn die Fruchtbäume uns wieder Früchte liefern, so haben wir für manche europäische Lebensmittel einen Ersatz. — Br. Melchior macht sich allenthalben müßig und begleitet auch bisweilen mit seinem Medizingintasten die Patres zu den Kranken. Da er durch die Liebenswürdigkeit eines Straßburger Zahnarztes vor seiner Ausreise sich die elementarsten Kenntnisse der Zahntechnik angeeignet, ist er in der Lage, den Eingeborenen, wenn nicht schmerzlos, so doch auf eine zartere Weise die kranken Zähne zu ziehen, als sie es selbst bejorgten, da sie, wie Pater Viktorin berichtet, die kranken Zähne mit einem Steine zu entfernen pflegen. Unter seiner, des ehemaligen Soldaten, Leitung veranstalten die ponapesischen Schulknaben ihre Turnübungen. — Die Haupttätigkeit der Patres beschränkt sich vorläufig auf die Erlernung der Sprache. Da kein Schulzwang seitens der Regierung besteht, so ist der Schulbesuch auf den einzelnen Stationen unregelmäßig. Auch können die Kinder bei weitem nicht alle und immer kommen, da sie oft stundenweit von der Schule wohnen. Gewaltige Regengüsse machen oft die Waldpfade zu Rinnfallen und gefährliche Stürme verbieten die Fahrt im Kanoe (Einbaum). Auf Yap ist die Schule aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt; fast alle Religionen und Altersstufen sind darin vertreten. Da der ganze Einfluß der Missionäre auf die Kinder bis jetzt auf die Schule beschränkt ist, widmen sie derselben ihre größte Sorgfalt. — Die seelsorgliche Arbeit verläßt sich anfangs zum größten Teil Pater Viktorin, da er allein der Sprache mächtig genug war, um den Ponapesen in Predigt und Katechese die Glaubenswahrheiten zu verkünden und die heiligen Sakramente zu spenden. Bereits haben auch Pater Präfeld und Pater Fidelis begonnen, in der Ponapessprache zu predigen und zu katechisieren. Pater Callistus hat sich die Sprache der Yapleute ebenfalls schon so weit angeeignet, daß er ohne Mühe mit den Eingeborenen verkehren kann. Und gerade dieser persönliche Verkehr ist ein Hauptmittel, um das Vertrauen der armen Orden zu erlangen und sie so für Christus zu gewinnen. Pater Callistus meldet uns, wie er als Frucht seiner Besuche, die er in einzelnen Häuten gemacht und wobei er sich mit den Eingeborenen unterhalten, zu seiner Freude einen größeren Eifer im Empfang der heiligen Sakramente wahrgenommen. Die armen Heiden beginnen nach und nach von selbst die Wohltaten des Christentums zu schätzen und verlangen aus freien Stücken nach Unterricht und Belehrung. So berichtet der apostolische Präfeld, daß die ganze Bevölkerung der zur Ponape-Gruppe gehörigen Insel Takaiu den katholischen Glauben annehmen will und nach einer Kirche und Schule verlangt. „Anfangs“, berichtet er, „stand ich aus verschiedenen Gründen der Sache sehr mißtrauisch gegenüber, weil ich fürchtete, es sei bei den Leuten mehr materieller und politischer als religiöser Beweggrund vorhanden. Als sich aber, namentlich nach dem Sturme, das Bitten und Drängen wiederholte, gab ich die Zustimmung. Die Leute bauten sich nun selbst ihr Kirchlein — freilich mußten wir das Material dazu liefern und auch etwas Arbeitslohn geben. Am 10. September fand die feierliche Einweihung der Kapelle statt, als deren Patron wir den heiligen Fidelis erwählten. Wir haben daselbst z. B. 50 Katechumenen. Auch von entfernteren Inseln wurde der Wunsch nach katholischen Missionären geäußert. Von besonderer Wichtigkeit wäre es, wenn die Mission dem Ansuchen der Eingeborenen der Insel Losay (Rudgruppe) um Entsendung von Missionaren willfahren könnte, da auch die amerikanische protestantische Bostoner Missionsgesellschaft sich dort niedergulassen beabsichtigt. Allein Pater Präfeld kann sich augenblicklich noch nicht entschließen, der Bitte zu entsprechen, da es ihm an Geld und Leuten fehlt. Vorläufig sind alle Kräfte auf Ponape und Yap in Anspruch genommen, bis Missionsstationen den Missionaren einen Teil der Arbeit in der Erziehung der Jugend abnehmen. Soll die Mission eine segensreiche Wirksamkeit zu entfalten und dauernde Früchte zu zeitigen imstande sein, so ist es unumgänglich notwendig, daß der Jugend eine sorgfältige christliche Erziehung zuteil werde. Zwar sind die Karolineninsulaner im allge-

meinen ganz in die Kinder vernarrt, und es kommt sogar häufig vor, daß sie sich die Kinder brinabe stellen oder gewaltig wegnehmen. Jedes Kind hat — auch zu Lebzeiten der leiblichen Eltern — seine Adoptiveltern. Mit dieser Liebe zu den Kindern steht freilich in keinem Verhältnis die Sorge für deren gute Erziehung. Von Erziehung wissen die Insulaner nichts. Dieselbe besteht darin, daß dem Kinde stets der eigene Wille gelassen wird; wozu das bei der herrschenden Sittlosigkeit führt, läßt sich leicht denken. Es erscheint daher und Dinge notwendig, daß die Kinder zeitweilig aus der gefährlichen Umgebung herausgenommen und in einem zu errichtenden Internat untergebracht werden, in welchem sie wenigstens die Woche hindurch verbleiben und neben dem regelmäßigen Schulunterricht eine christliche Erziehung genießen. Bereits sind Schwestern für Ponape und Yap in Aussicht genommen, welche die Missionare in ihrer opfervollen Arbeit unterstützen und der Erziehung der weiblichen Jugend sich widmen sollen.

Die Mission auf Yap und Palau ist nur vorübergehend erwirkt worden, da diese von uns im verflossenen Jahre noch nicht, wie Ponape, definitiv übernommen war. Eine bisher ungeahnte Bedeutung scheint übrigens die Insel Yap zu erlangen infolge ihres Anschlusses an das Welttelegraphennetz durch die im verflossenen Jahre gelegten Seikabel Yap, Menabo (niederländ. Indien), Yap-Guam (amerikan. Marianen-Insel) und Yap-Schanabat (China). In seiner Eigenschaft als Hauptkreuzungspunkt bildet er gegenwärtig eines der interessantesten Fleckchen Erde. Auch wurde am 1. Juli 1905 daselbst von einem Jesuitenpater vom Observatorium in Manila (Philippinen), auf Kosten der amerikanischen Regierung eine meteorologische Station eröffnet, zu deren Direktor Pater Callistus ernannt worden ist. Man verspricht sich von der Errichtung dieser Beobachtungsstation einen besonderen Nutzen für die Prognose der Witterung, da konstatiert worden sei, daß die Typhone, welche im chinesischen Meer auf der ganzen Ostküste bis nach Japan hinauf wüten, in der Umgegend von Yap sich bilden. Täglich morgens um 6 Uhr und nachmittags um 3 Uhr werden am Barometer, Pluviometer und Feuchtigkeitsmesser Beobachtungen angestellt und auf einer gedruckten Tabelle aufgezeichnet. Steht das Barometer besonders tief, wodurch das Herannahen des Sturmes besonders gekennzeichnet wird, so scheidet der Pater Direktor ein chiffriertes Telegramm nach Manila mit Angaben über Stand des Meeres, Richtung der Wogen, Richtung und Stärke des Windes, Art, Richtung und Menge der Wolken. Künftig wird daher kaum noch ein Schiff an dieser Inselgruppe, von deren Dasein vor wenigen Jahren kaum Notiz genommen wurde, stolz vorbeifahren. Während Ponape und Yap alle zwei Monate von der „Germania“ der Saluzgesellschaft angelaufen werden, wird Palau in Bezug auf die Schiffsverbindung zur Zeit sehr kümmerlich behandelt. Obwohl die Palaugruppe die größte im ganzen Gebiete der Westkarolinen ist, legt daselbst kein Dampfer regelmäßig an und sind unsere Missionäre ganz auf die in längeren oder kürzeren Zwischenräumen eintreffenden japanischen Schooner angewiesen. Auf Ponape war von 1. Januar bis 1. November 1905 der Stand der Mission: 3 Pater, 6 Brüder, 930 Katholiken, 57 Katechumenen, 5 Kirchen und Kapellen, 4 Schulen, 125 Schüler, 53 Taufen, 1550 Kommunionen, 24 Ehen. Auf Yap zählte man im Oktober 1905 auf 4 Stationen 536 Katholiken unter den Eingeborenen; dazu 22 katholische Europäer und 117 Chamorros (= nach den Karolinen eingewanderte Eingeborene der Marianen), also im ganzen 675 Katholiken. Die Mission auf den Palau weist in zwei Stationen 140 Katholiken auf: 1 Europäer, 21 Chamorros und 118 Eingeborene.

Wir bitten die Wohlthäter und Freunde unserer Mission, diesen kurzen Bericht über die Tätigkeit unserer Missionäre auf den Karolinen entgegennehmen zu wollen und der Mission auch fernerhin ihr Wohlwollen zu bewahren. Königshofen-Sträßburg i. E. (Kapuzinerkloster), den 15. Februar 1906. Pater Eligius, Ord.-Cap., Missionssekretär.

* Der unabhängige Orden der Guttempler

verbreitet neuerdings ein Flugblatt mit dem Titel: Kann und darf ein Katholik Guttempler sein? und beantwortet diese Frage mit einem entschiedenen „Ja“. Hierzu schreibt die „Germania“: Dieses Vorgehen ist um so befremdlicher, als den führenden Persönlichkeiten des Ordens die Entscheidung des hl. Offiziums vom 17. August 1903, wonach den Katholiken der Beitritt in den Orden streng verboten ist, sehr wohl bekannt ist, da sie erst vor einigen Jahren um eine Aufhebung des Verbotes sich bemüht haben. Eigenartig beleuchtet wird so dann diese Katholikenfängererei durch eine an die Internatio-

nale Großloge zu Zürich im Jahre 1897 eingereichte Denkschrift, in der die hervorragendsten Führer, u. a. Bergmann, Kismussen und Forel ausdrücklich geteilt, daß „das Ritual eines spezifisch protestantischen Standpunkt einnehme und bei dieser Sachlage der Orden allen gewissenhaft religiösen Katholiken unzugänglich sei“.

In der Tat hat die Kirche aus triftigen Gründen ihr Verbot erlassen. Maßgebend dafür war nicht etwa bloß der Charakter des Ordens als einer geheimen Gesellschaft, auch nicht allein die Tendenz desselben, die allerdings viel zu weit geht, da dem Guttempler nicht bloß jeder Genuß, sondern auch die Herstellung, der Verkauf, ja die Verabreichung geistiger Getränke verboten ist, eine Liebertreibung, die manche aus dem Orden in ihrem Fanatismus dazu führt, sich sogar in Gegensatz zur hl. Schrift stellen, die einen gelegentlichen, begründeten und harmlosen Genuß geistiger Getränke selbstverständlich nicht verweigert.

Der Hauptgrund der Verbotes ist in dem religiösen Charakter des Ordens zu suchen. Wir geben zu, daß der Guttempler-Orden nicht in direkter Verbindung mit dem Freimaurer-Orden steht, aber das steht fest, daß jener von diesem nicht nur seine innere und äußere Organisation, sondern auch sein Ritual und seine religiöse Grundanschauung größtenteils entlehnt hat. Der Guttempler-Orden ist eben nicht lediglich ein Verein zur Bekämpfung des Alkoholismus, sondern zugleich eine Religion im kleinen, und zwar eine solche, in der das Glaubensbekenntnis des Freidenkers mit dem religiösen Fanatismus protestantisch-pietistischer Religionsgemeinschaften vereinigt ist. Bei Beginn der Versammlungen pflegt ein „Kaplan“ oder eine „Kaplänin“ ein selbstverfaßtes Gebet zu sprechen, dem dann in vielen Logen eine Lesung aus der Lutherbibel folgt. Durch feierlich abgelegte Eide und Gelübde, deren Inhalt den neu Eintretenden unbekannt ist, werden die Mitglieder an den Verein gebunden. Dazu versteht es die Loge, durch ihren geheimnisvollen Nimbus, ihren pietistisch-schwärmerischen Charakter ihre Mitglieder heranzuziehen und besonders etwas suggestiv veranlagte Personen in einer Weise gefangen zu nehmen, daß ihnen der Orden über ihre Religion geht. Die Angehörigkeit zur Guttempler-Loge führt mit Sicherheit zur religiösen Verflüchtung. Als Glaubensbekenntnis verlangt der Orden bei der feierlichen Aufnahme den Glauben an „eine allseitige Macht, die das Weltall beherrscht“. Doch selbst diese Formel geht manchem Angehörigen des Ordens zu weit.

Die hervorragendsten Führer der Guttempler sind zum Teil Vertreter des kräftigsten Materialismus und bestreben sich offenbar, den Orden in diesem Sinne zu beeinflussen. Es darf nicht vergessen werden, in welcher empörender Weise der Hauptagitator des Ordens in Europa, Professor Forel, der bekannte Psychiater, im Jahre 1903 auf dem internationalen Kongress gegen den Alkoholismus in Bremen die religiösen Gefühle nicht nur der Katholiken, sondern auch der gläubigen Protestanten verletz hat.

Kann und darf also ein Katholik Guttempler sein? Entschieden nein. Aber im Kampfe gegen die Auswüchse der modernen Trinksitten, gegen die verheerenden Folgen des immer mehr anwachsenden Alkoholismus brauchen wir doch nicht hinter den Guttemplern zurückzustehen. Eine Ehrenpflicht ist es für uns Katholiken, unsere katholischen Mäßigkeits- und Enthaltensvereine allenthalben einzuführen und frisches, begeistertes Leben in ihnen zu entfalten.

Frühjahrs-Exerzitien zu Steyl.

An den nachstehend benannten Tagen finden zu Steyl Exerzitien statt, und zwar ist der Beginn derselben jedesmal andern zuerst genannten Tage um 6^{1/2} Uhr abends. — Im Missionshause: Für Priester: 28. Mai bis 1. Juni (Montag bis Freitag). Für Lehrer: 11.—14. April (Mittwoch—Samstag). Für Küster: 2.—6. Juli (Montag—Freitag). Für Gymnasialisten: 7.—10. April (Samstag—Dienstag). Für Männer und Jünglinge: 14.—17. April (Samstag bis Osterdienstag), 23.—27. Mai (Mittwoch—Sonntag), 2.—5. Juni (Abend vor Pfingsten—Dienstag). Die Anmeldungen sind zu richten: An das Missionshaus zu Steyl, Post Ralbenkirchen (Nld.). — Im Kloster der Missionsschwestern: Für Frauen: 18.—22. Juni (Montag—Freitag). Für Jungfrauen: 12.—16. Juni (Dienstag—Samstag), 26.—30. Juni (Dienstag—Samstag). Für Frauen und Jungfrauen: 23.—26. Juni (Samstag—Dienstag).

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagshaus der Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: G. Kuhn, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 15.

Düsseldorf, den 15. April.

1906.

Inhalt: Evangelium zum Ostersonntag. — Die Auferstehung Jesu. — Sursum corda! Roma. III. — Gegen die katholische Kirche. — Literarisches.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Ostersonntag. Fest der Auferstehung Jesu.

Evangelium nach dem heiligen Markus XVI, 1—7.

In jener Zeit kaufte Maria Magdalena und Maria Jakob's Mutter, und Salome Spizereien, um hinzugehen und ihn (Jesum) zu salben. Und sie kamen am ersten Tage der Woche in aller Frühe zum Grabe, da die Sonne eben aufgegangen war. Und sie sprachen zu einander: Wer wird uns wohl der Stein vor der Tür des Grabes wegwälzen? Als sie aber hinsahen, sahen sie, daß der Stein weggerollt war: er war nämlich sehr groß. Und da sie in das Grab hineingingen, sahen sie einen Jüngling zur Rechten sitzen, angekleidet mit einem weißen Kleide, und sie erschrafen. Dieser aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Ihr sucht Jesum von Nazareth, den gekreuzigten: er ist nicht hier, sehet den Ort wo sie ihn hingelegt hatten. Sehet aber hin, saget seinen Jüngern und dem Petrus, daß er euch vorangehe nach Galiläa: daselbst werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.

Die Auferstehung Jesu.

Die Herrlichkeit der Großen dieser Erde endet am Grabe; die Herrlichkeit unseres Erlösers nimmt am Grabe ihren Anfang! Was lesen wir auch, lieber Leser, in der Regel auf den Leichensteinen, auf den Grabdenkmälern selbst der Mächtigsten dieser Erde? Es läuft hinaus auf das Wort: Hier liegt der und der! Dieser von der Welt gefeierte Mann, dieser Würdenträger, dieser Fürst liegt hier im Grabe unter diesem Steine, und all seine Macht und Größe vermögen nicht, ihn aus dem Staube zu erheben. — Ganz anders, lieber Leser, war es bei unserem göttlichen Erlöser. Raum hat die Erde Ihn in ihren Schoß aufgenommen, da geht Er schon am dritten Tage siegreich und glanzumflößt wieder aus dem Grabe hervor, so daß die ersten frommen Besucher des Grabes Ihn vergebens suchten, vielmehr aus Engelsmund die freudige Botschaft erhielten: „Er ist auferstanden und nicht mehr hier!“ Wunderbare Wandlung, lieber Leser, woraus die Jünger Jesu einst unsagbaren Trost, woraus Seine Kirche seit nahezu zwei Jahrtausenden überirdische Barmherzigkeit und Kraft geschöpft hat!

Es kann uns darum auch nicht auffallen, daß die Tatsache der Auferstehung Jesu in der heiligen Schrift umständlich bezeugt wird. — umständlicher, als andere wichtige Tatsachen der Erlösung. Als z. B. an die Stelle des unglückseligen Judas ein Anderer ins Apostelamt gewählt werden sollte, da hieß es im Kreise der Jünger, daß man einen Zeugen der Auferstehung Jesu berufen müsse: „Einer von den Männern, die während der ganzen Zeit uns (Aposteln) beigelegt waren, muß Zeuge seiner Auferstehung mit uns werden“, sagt der heilige Petrus (Apostelg. 1, 21, f.) Und unter den Lehrvorfchriften, die der Völkerapostel Paulus

seinem Schüler Timotheus gab, heißt es: „Denke daran, daß der Herr Jesus Christus auferstanden ist von den Toten“ (2. Tim. 28). Und an die Christengemeinde von Rom schreibt derselbe hl. Apostel: „Wenn du mit deinem Munde den Herrn Christus bekennst und in deinem Herzen glaubst, daß Gott Ihn von den Toten auferweckt hat, so wirst du selig werden“ (Röm. 10, 9). So wird gewissermaßen der ganze christliche Glaube auf die Tatsache der Auferstehung Jesu aufgebaut.

Wenn nun die Apostel es für so wichtig gehalten haben, daß die Tatsache der Auferstehung Jesu nie aus unserer Erinnerung schwinde, vielmehr immerdar lebendig unserer Seele vorliege, — wenn sie gerade der Auferstehung ihres Meisters eine so hohe Bedeutung beigelegt haben, so muß es für uns, zumal in der heiligen Osterzeit, eine heilige Aufgabe sein, möglichst tief in das Verständnis dieses großen Geheimnisses einzudringen. Jeder dahin gehende Versuch wird unsere Osterfreude vermehren; wir werden dem auferstandenen Erlöser nun so freudiger das „Alleluja“ in unsern schönen Osterliedern jubeln.

In allem uns gleich geworden — die Sünde allein ausgenommen — hat unser Herr die Mühsal der irdischen Pilgerchaft getragen, ist zerfleischt und zermartert worden, so daß Er keinem Menschen mehr gleich sah, sondern wie ein Wurm am Holze des Kreuzes sich krümmte, unter dem Hohn und Spott der verblendeten Juden. Aber nun ist das Erlösungswerk vollbracht: dieser mißhandelte heilige Leib und die in so empörender Weise beschmutzte Seele vereinigen sich wieder in Jesu durch die Kraft der göttlichen Natur, die mit der menschlichen Natur vereinigt, unter der zweiten göttlichen Person in Jesu Christi sich darstellt. Mit andern Worten: Jesus Christus hat durch eigene Kraft Seine Seele wieder mit dem im Grabe ruhenden Leibe vereinigt und ist aus dem Grabe glorieich auferstanden.

So hast du, o Herr, der erstaunten Welt gezeigt, mit welchem Rechte du den ungläubigen jüdischen Vorstehern einst hättest sagen können: „Brecht diesen Tempel ab, und Ich werde ihn in drei Tagen wieder aufrichten!“ (Joh. 2.) Tunnals hielten jene Verblendeten Deine Worte für Ueberhebung und Vermessenheit. Aber es kam die Stunde, wo ihr Verständnis klar vor Aller Augen trat, wie der hl. Evangelist Johannes das gleich an den Bericht dieses majestätischen Ausspruches anknüpft: „Als Er von den Toten auferstanden war, erinnerten Seine Jünger sich daran, daß Er dieses gesagt hatte, und sie glaubten der Schrift und den Worten, die Jesus gesagt hatte“ (Joh. 2, 21).

In der Auferstehung zeigt unser Herr Seine Gottheit. Kein menschliches Wesen kann über Tod und Grab Sieger sein; das kann nur Gott, — und da Jesus

Christus als ein solcher Sieger sich erweist, so beten wir, lieber Leser, Ihn an und huldigen Ihm als dem allmächtigen Herrn über Tod und Leben, huldigen Ihm als Gottes eigenem ewigem Sohne.

Hier wird der aufmerksame Leser vielleicht fragen, aus welchem Grunde denn an manchen Stellen der hl. Schrift nicht von einer Auferstehung, sondern von einer Auferweckung Jesu die Rede sei, die dem himmlischen Vater zugeschrieben wird. So z. B., wenn der hl. Apostel Petrus in seiner, nach der Hetrabkunft des Heil. Geistes an die zahlreich versammelten Israeliten gehaltenen Predigt sagt: „Diesen Jesum, hat Gott auferweckt; daß sind wir Alle Zeugen“ (Apostelg. 2, 32). Und der Apostel bedient sich sogar wiederholt dieser Ausdrucksweise! Aus welchem Grunde tut er das? — Aus Petrus spricht, lieber Leser, die göttliche Weisheit, die sich gnädig herabläßt zu der mangelhaften religiösen Erkenntnis der Zuhörer. Diese glaubenswilligen Israeliten hatten entweder keine oder doch nur eine ganz ungenügende Kenntnis von dem erhabenen Geheimnisse der h. h. Dreifaltigkeit, — des Einen göttlichen Wesens in den drei göttlichen Personen des Vaters, des Sohnes und des Heil. Geistes. Sie hätten es daher auch nicht fassen können, wenn ihnen jetzt schon verkündigt worden wäre, daß Jesus von Nazareth auferstanden sei aus eigener, göttlicher Kraft. Deshalb bedient der vom Heil. Geiste erfüllte Apostel sich einer Ausdrucksweise, die der Fassungskraft der Zuhörer ganz entspricht — dabei aber doch wahr bleibt, weil ja der göttliche Sohn Alles vom Vater hat, wie der Heil. Geist Alles vom Vater und Sohn hat, von denen Er ausgeht. Der Sohn hat das Leben in Sich, aber Er hat es vom Vater, „gleichwie der Vater das Leben in Sich Selbst hat, so hat Er auch dem Sohne gegeben, das Leben in Sich Selbst zu haben“ (Joh. 5, 26). So sehr nun der Sohn gleicher Gott ist mit dem Vater, so ist Er als der vom Vater Gezeugte durch den Vater, und so kann man sagen, daß Er die Kraft, lebendig zu machen, ebensowohl in Sich Selber habe, wie Er sie vom Vater empfangen hat. Ist Er also von den Toten auferstanden, so tut es der aus eigener Kraft bewirkten Auferstehung keinen Eintrag, wenn an einigen Stellen der hl. Schrift gesagt wird, daß der Vater Ihn von den Toten auferweckt habe.

S.

Sursum corda!

„Wer leugnet's! jeden edlen Ohr
kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Wimm-Baum-Wimmel
Im Nebel und beitem Abendhimmel,
Rischt sich in jehalches Wegebüsch
Vom ersten Bad bis zum Begräbnis,
Als wäre zwischen Wimm und Baum
Das Leben ein verscholl'ner Traum“

so läßt Mephisto seine Gefühle laut werden, als ihm der Ton des Glöckchens von der Kapelle von Philemon und Paucis uns Ohr tönt. Wer mag sie zählen, jene Mephistopheles der Gegenwart, bei denen der Klang der Osterglocken dieselben Gefühle auslöst? Ihre Zahl ist Legion

Kein Wunder bei dem stark materialistischen Zug, der durch unsere Zeit geht! Wer seine Lebenswechsel nur gezogen hat auf die kurze Spanne Zeit irdischen Daseins und dessen Genüsse, dem wird die Erinnerung an eine Auferstehung recht unangenehm und unerquickliche Stimmungen wachrufen, die sich steigern bis zum flammenden Haß.

Und es sind nicht etwa nur Vertreter und Angehörige der Klasse von „Bildung und Besitz, die auf den Altären einer materialistischen Diesseitsauffassung opfern. Die Sozialdemokratie macht es nicht anders. Dabei versichert sie noch ihren föhlergläubigen Nachläufern, daß nur mit dem Diesseits-Evangelium des Materialismus die Arbeiterklasse ihre „Auferstehung feiern“ kann.

Gewiß soll die Arbeiterklasse ihre „Auferstehung feiern“, aber so gewiß sie das soll, so gewiß wird sie das nicht unter

den Fahnen des Materialismus. Dazu bedarf es ganz anderer moralischer Triebkräfte, als sie der Materialismus mit seiner trostlosen Wertung des Menschenlebens geben kann. Dazu bedarf es eines unversiegbaren Idealismus, der sich frei von allem selbstfüchtigen Streben in den Dienst des Fortschritts des Ganzen stellt, und ein solcher Idealismus ist nur dort zu finden, wo das Leben und Kämpfen betrachtet wird „sub specie aeternitatis“, d. h. von dem erhabenen Standpunkt des Jenseits aus. Für einen solchen Standpunkt aber ist das unersehbliche Fundament die tatsächliche Auferstehung des Einen von den Toten, als des positiven Beweises, daß eben der Mensch zu Anderem, Höherem, berufen ist, als in dem Stoff der Welt spurlos unterzugehen.

Darum Sursum corda! Empor die Herzen! Aus den Niederungen des Diesseits zu der Alpenhöhe des Jenseits, zu der Osterglocke des Christentums!

Aber dieses Sursum corda! muß nicht minder zugerufen werden den besitzenden Klassen. Auch sie sind zu einem großen Prozentsatz versunken in einer nichts weniger als nach christlichem Idealismus aussehenden Weltanschauung. Wo ist die lebendige Triebkraft, mit welcher einst das Christentum fast im Sturm die Welt erobert hat? Sieht es nicht aus, als ob das, was heute weite Kreise ihr Christentum und ihre Religion nennen, eben nur eine überkommene Gewohnheit ist, die in das Innerste des Menschen nicht hinunterreicht und darum den Menschen in der Brunnentube seines Wollens gar nicht packt, eine Gewohnheit ohne allen tieferen Kern, vorab ohne alles tiefere Verständnis der großen sozialen Forderungen des Christentums: Liebe und Gerechtigkeit!

Von allen Seiten ertönen Klagen über Herzensverhärtung durch einen zügellosen Mammonismus, durch eine nimmermüde und nie zu sättigende Erwerbssucht, durch jenen Krämergeist, der alles höhere Leben und Streben im Menschen ertötet und dessen Lebensinhalt Zahlen und Summen sind. Babelisch, aus dem Hellen solcher Selbstverhärtung flieht kein Quell sozialen Verständnisses und sozialen Arbeitens.

Wer wollte behaupten, daß dort, wo das Christentum mit seinem Auferstehungsglauben lebendig wäre, eine solche Verflöschung, eine solche Verfernung der eigentlichen Lebensbestimmung des Menschen möglich wäre?

Sursum corda! Heraus aus diesem platten Materialismus — das ist der Ruf der Osterglocken auch für diese Kreise.

Oder womit sonst vermeinen sie die drohend ansteigende Sturmflut gewaltthätiger sozialer Umwälzungen beschwören zu können? Wer seinerseits das Leben lediglich vom materialistischen Standpunkte aus, nur unter dem Gesichtspunkte des Genießens betrachtet, kann doch nichts dagegen haben, wenn andere demselben Gößen opfern, und muß es mit in Kauf nehmen, wenn die Konsequenzen, die andere aus seiner Lebensfassung ziehen, ihm un bequem werden.

Sursum corda! läuten die Osterglocken über die Lande. Tod und Sünde sind überwunden in der Auferstehung Christi von den Toten; damit ist dem Menschen die Gewähr geworden, daß auch er berufen ist nicht zum Tod und zur Verwesung, sondern zu ewigem Leben.

Das allein ist imstande, in den Menschenherzen jenen hochgemuten Sinn zu entfalten, der frei von niedriger Selbst- und Genussucht, an der Verwirklichung der großen Frohbotschaft des Christentums im sozialen Leben der Menschheit arbeitet.

Das ist die gewaltige Bedeutung der Auferstehung Christi, die keiner so ertast und so scharf ausgesprochen hat, wie Paulus, der Völkerapostel: „Wenn Christus nicht auferstanden, dann ist eitel unser Glaube.“ Der das sprach, war — man soll das nie vergessen! — ein ehemaliger leidenschaftlicher, fanatischer Gegner des Gekreuzigten, aber die unleugbare Wirklichkeit hat ihn zur Anerkennung gezwungen und dann jene Spannkraft in ihm ausgelöst, daß er die frohe Botschaft von Land zu Land, von Volk zu Volk getragen hat. Da sieht man, wie der lebendige Jenseitsgedanke so weit davon entfernt ist, die Tatkraft des Menschen zu lähmen, daß er sie vielmehr zu den höchsten Anstrengungen anspornt, während umgekehrt dort, wo man die Osterglocke des Christentums nicht kennt und nicht aufhören will, die Gesellschaft plattem Materialismus, genussüchtiger Trägheit und einer Verarmung an allen besseren Idealen anheimfällt. Darum:

Sursum corda!

Roma.

Reiseeindrücke. (Ein Vortrag von P. St.)

III.

Die ersten Tage unseres Aufenthaltes, die in die Karwoche fielen, waren dem Besuche verschiedener Kirchen gewidmet; Rom hat ja deren eine solche Fülle und in solcher Pracht, daß es schwer ist, eine Auswahl zu treffen.

Wir besuchten Sa Giovanni in Laterano, die alte Hauptkirche Roms, ehe S. Pietro an ihre Stelle trat. Die Apis ist herrlich, aber fast zu prunkvoll für meinen Geschmack, dagegen unvergleichlich der alte Kreuzgang (Chiostro), ein Ueberbleibsel des längst zerstörten Klosters, das in seinen gewundenen Säulen und Bögen von alten Zeiten erzählt. Nicht weit von der Laterankirche liegt S. Clemente, eine historisch besonders merkwürdige Kirche, da hier drei geschichtliche Epochen ihre Bauwerke über einander errichtet haben. Aus der jetzt benutzten Oberkirche steigt man hinab in die Unterkirche, eine dreischiffige Basilika aus dem neunten Jahrhundert. An den Wänden zeigen die Fresken die altchristliche Kunst aus fünf Jahrhunderten. Die alten Pfeiler, deren Zwischenräume jetzt durch Mauerwerk ausgefüllt sind, müssen die Schwere der Oberkirche tragen. Unter der Unterkirche sind die Reste eines heidnischen Bauwerkes noch aus den Zeiten der römischen Republik. Vor etwa 20 Jahren konnte man auch hier noch hinabsteigen, jetzt nicht mehr, da es mit Wasser gefüllt ist. Ganz in der Nähe unseres Gasthofes lag die Kirche St. Maria, eine prächtige, im Barockstil gehaltene Jesuitenkirche, in der der Gottesdienst aber stets ganz besonders feierlich war, weshalb wir sie gern besuchten. Von großem Interesse war ferner das Pantheon, Santa Maria Rotonda, das noch aus der Römerzeit vollständig erhalten, weit mehr einem heidnischen Göttertempel gleicht als einer christlichen Kirche. Schon die Vorkirche, getragen von prächtigen korinthischen Säulen, macht einen großartigen Eindruck. Das Innere, ein gewaltiger Rundbau, hat keine Fenster, es ist nur durch eine Oeffnung in der Mitte des Dachgewölbes erleuchtet, des Himmels Sonne scheint hoch hinein, aber auch des Himmels Wolken, wie die Spuren von Regen auf dem Fußboden beweisen. Im Pantheon ist auch das Grab Raffaels, durch seine Büste geziert, sowie manche Grabstätte anderer bedeutender Männer.

Durch moderne Pracht ausgezeichnet, ist dagegen San Paolo fuori le Muri eine Kirche, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaut wurde, nachdem durch einen Brand die dort stehende alte zerstört worden war. Man glaubt in eine prächtige Halle zu treten, gestützt von einem Wald der herrlichsten Säulen, aus den kostbarsten Gesteinarten hergestellt. Das sind nur ganz wenige der merkwürdigsten Kirchen Roms, wer hin- kommt, muß unter den 365 selbst die Auswahl treffen, welche er zu seiner Lieblingskirche machen will. Dabei darf man sich aber nicht vom Neuhern beeinflussen lassen, viele sind nicht schön von außen, fast alle Kuppelbauten, wie auch San Pietro, was einen etwas einförmigen Eindruck macht. Ehe wir aber unsere Wanderung durch die Kirchen schließen, muß ich noch einer ganz schlichten Erwähnung tun: San Pietro in Vincoli, die eines der herrlichsten Kunstwerke enthält, nämlich das Grabdenkmal Julius II., mit der gewaltigen Figur des Moses von Michel Angelo. Wenn man die so in aller Stille betrachtet — die Kirche liegt abseits vom großen Strom — dann geht einem so eine leise Ahnung auf von dem Künstlergeiste Michel Angelos. Der da sitzt, in Marmor ausgehauen, das ist der gewaltige Gesehgeber des Volkes Israel; der Marmor scheint lebendig, denn der Künstler hat ihm seine Seele eingehaucht, die Macht und Größe bedeutet. So ergreifend schön die Pietra in San Pietro ist, wo Maria den Leichnam des Herrn auf ihren Knien hält und sich in tiefstem Schmerz über ihn beugt, der Moses des Michel Angelo trägt noch mehr den Stempel des Geistes seines Schöpfers; er hat mich noch weit mehr mit Bewunderung erfüllt.

Nun verlassen wir den Boden des päpstlichen Roms, folgen Sie mir auf einer kurzen Wanderung zu jenen Stätten der antiken Stadt, wo die Steine als berechtigte Zeugen einer vergangenen Herrlichkeit stehen, wie sie nur das weltbeherrschende Rom sein eigen nennen konnte. Steigen wir die mächtigen Stufen zum Kapitulinischen Hügel hinauf und bewundern in der Mitte die Reiterstatue des Marc Aurel, die einzige Reiterstatue altrömischer Kunst; da sehen wir rechts und links Prachtpaläste, in denen Sammlungen der schönsten Skulpturen aufgestellt sind; wir überschreiten den Platz, damit wir den Blick auf das Forum gewinnen, das an der rechten Seite dem palatinischen Hügel überragt wird, dem ältesten Roms, wohin die Sage die ersten Bauten des Romulus und Nennus verlegt. Beim Anblick des gewaltigen Trümmersfeldes zu unseren Füßen wird es uns klar wie nirgendwo sonst, daß wir auf historischem Boden stehen. Da sehen wir greifbar vor uns, was

wir sonst nur aus unseren Geschichtsbüchern wissen, wie wunderbar nicht nur die Gesche des Einzelnen sondern ganzer Völker sind. Die Säulen dort, die Mauerreste, die Marmorhöden, sie gehörten einst den prächtigen Tempeln und Palästen an, in denen Kaiser thronten, welchen die ganze Welt gehorchte. Noch vor zwei Jahrzehnten war dieses selbe Trümmersfeld zum großen Teil zugedeckt mit Erde und Schutt, die ganze Herrlichkeit verschwunden. Seitdem hat man durch Ausgrabungen immer mehr vom Forum bloßgelegt. Da ist die Rednerbühne, von der Cato seine Reden gegen Karthago hielt: *Veterum censeo Carthaginem esse delendam*, wo Antonius nach der Ermordung des Cäsar durch seine Leichenrede die Römer zur Rache gegen Brutus aufreizte; da ist der Tempel der Vestalinnen, in dem die römischen Verbrecher Schicksal suchen konnten vor dem Arm der Gerechtigkeit; da ist der Triumphbogen des Titus, durch den er nach der Eroberung Jerusalems seinen Einzug hielt; der Tempel des Castor und Pollux und die Basilika des Konstantin. — Alles Zeugen verströmender Pracht und Größe.

Ueber den Palatinus bin ich an einem wunderbaren Frühlingmorgen gewandert; ich war ganz allein, hatte also Ruhe genug, mich in den Trümmern nicht nur umzuschauen, sondern auch noch meinen Betrachtungen hinzugeben, während ich das Haus des Augustus betrat, die Domus Augustiana mit dem Thronsaal, *Aula regia*, wo der Kaiser seine Audienzen erteilte. Er überragt in seinen Größenverhältnissen noch bei weitem die Peterskirche. Im Hause der Livia, in dem sogar noch Wandgemälde erhalten sind, kann man sich eine lebhaftere Vorstellung von der Einrichtung eines römischen Wohnhauses zur Kaiserzeit machen. — Stunden vergehen im Fluge bei einer solchen Wanderung über den Palatin, der auch bei jedem Schritt von einem Wandel der Zeiten spricht. Verschiedene seiner Paläste aus der Kaiserzeit sind nur zum Teil aufgedeckt, dann oben über ihnen liegen blühende Gärten; eine Villa Mills, von einem Engländer erbaut und bewohnt, muß erst niedrigergerissen werden, damit man den Trümmern weiter nachforschen kann. An der schönsten Stelle des Palatinus, da wo die Aussicht auf das Forum und die Stadt am weitesten ist, liegt ein Kloster. Ist's nicht wunderbar, auf den Trümmern von Marmorpalästen, in denen heidnische Kaiser ihre Feste feierten, ruft die Klosterklode die frommen Schwestern zur gewohnten Andacht! Wie lange noch? —

Ein Hauptwahrzeichen dieser althistorischen Zeit Roms ist das Colosseum, auch davon stehen zwar nur Trümmer; aber sie sind so gewaltiger Art, daß man wohl begreift, wie 60–80 000 Menschen dort einst den wilden Tierkämpfen oder den Kämpfen der Gladiatoren zu schauen konnten. Es besteht aus vier Stockwerken, von denen die drei ersten aus Arkaden gebildet werden, gestützt durch Säulen griechischen Stiles, zwischen denen einst überall Statuen aufgestellt waren.

Man sagt, man soll das Colosseum bei Vollmond oder bei bengalischer Beleuchtung sehen, da es dann von wunderbar magischer Wirkung sei. Ich habe beides gesehen; kann aber versichern, daß die Wirkung des Vollmondes auf die alten Ruinen eine unvergleichlich schönere ist, besonders da die bengalische Beleuchtung von einem Mandolinenzug begleitet war, das in dieser Umgebung etwas gar zu kindisch klang.

Wie gern würde ich Sie in Gedanken nun noch hinführen in die Museen, den Vatikan, die Sixtinische Kapelle, die Stanzen und Loggien Raffaels, die Bibliothek, die Villa Borgheze, in denen allen solch unvergleichlich herrliche Schätze aufgestellt sind, und in denen ich so manche gemüthreichen Stunden und Vormittage zugebracht habe; aber ich fürchte, Ihre Geduld zu sehr in Anspruch zu nehmen, und aus den vorzüglichen Abbildungen und Nachbildungen, die wir haben, sind Ihnen diese Kunstschätze ja auch viel besser bekannt, als ich sie Ihnen in Worten schildern könnte.

Aber einen Blick müssen Sie noch mit mir hinauswerfen auf die *Campagna*, die mit einem ganz eigentümlichen Zauber umgebene Landschaft um Rom. Ehe ich sie gesehen, hatte ich sie mir immer braun und dürr und reizlos vorgestellt; aber wie hat sich mein Urtheil geändert! Zum ersten Male fahren wir am Ostersonntag hinaus über die *Via Appia antica*, dieser Gräberstraße des alten Rom, auf der sich Grabmal an Grabmal reiht. Zuerst ging's zwischen Mauern hindurch, die das Auge beengten, dann aber schwanden diese, und nun konnte der Blick in die weite Ferne schweifen, über die etwas hügelige Ebene, die in vollem Sonnenglanze dalag, hier und da ein kleiner Pinienhain oder eine *Cocandiera*, eines jener kleinen traulichen Wirthshäuser, von Pinien umgeben, langgestreckt die großartigen Wogenreife der altrömischen Wasserleitung, die das Wasser vom Gebirge zur Stadt leitete; in der Ferne, den Horizont begrenzend, die Albaner, Latiner- und Sabinerberge, die letzteren mit Schnee bedeckt, während wir köstliche Sommerwärme empfinden. Und nach der ande-

ren Seite die Aussicht auf die ewige Stadt mit ihren Säulen und Kuppeln, der mächtige San Pietro alle überragend. Dazu eine Luft, die von Blumenduft durchzogen schien, und — der „blau Himmel“ nach dem Menschenbergen ja die Sehnsucht bleibt, wenn es ihn einmal erschaut. Solche Spaziergänge in die farbenfrohe, in Sonnenlicht getauchte Campagna haben wir oft gemacht. Waren wir draußen, so verließen wir den Wagen und wanderten umher, und die Erinnerung daran ist die Ergänzung zu dem Bilde der Stadt; Rom und die Campagna mit ihrem Reiz gehören untrennbar zusammen. Hier ist Ruhe und Frieden, während dort neben den Trümmern der Vergangenheit das moderne Leben wogt und wallt und alles mit in seine Bewegung hineinzieht.

Einer der letzten Besuche, die ich den Altertümern Roms gemacht habe, galt der Stadt der Toten, den Katakomben. Ich hatte die Adresse eines Herrn Dr. Z. bekommen, der an den Ausgrabungen beschäftigt ist, und der so liebenswürdig war, mich persönlich hinzuführen. In der Frühe um 10 Uhr brachen wir selbster auf und gingen über die Via Appia hinaus vor die Stadt; denn diese Grabbetten liegen alle ziemlich weit draußen. Wenn wir anfangs kange gewesen war vor der Würde eines christlichen Archäologen und eines Jesuitenpaters dazu, so wurde ich darüber bald beruhigt; denn Dr. Z. war so voller Humor, daß der etwas lange Weg aufs angenehme verkürzt wurde. Er führte mich in die Domus- und Natas-Katakomben, in der gerade unter Leitung von Nonagonore Wislizenus Ausgrabungen unternommen wurden. Sie war sonst für das Publikum noch nicht geöffnet. Wir stiegen tief unter die Erde hinab beim Saecule des mitgenommenen kleinen Lichtes. An den Wänden Grab an Grab nebeneinander, übereinander zwischen eine Erweiterung des Ganges, wo ein Sarkophag stand, dessen symbolische Verzierungen Dr. Z. mir erklärte. Wir betraten eine Krypta wo an den Seitenwänden noch Fresken erkennbar waren. Dort stand ich also auf den heiligen Stätten, wo die ersten Christen ihre Gottesdienste abgehalten haben, wo die Gebeine so zahlreicher Märtyrer ihre Ruhestätte gefunden haben! Wir kamen wieder hinaus an das Tageslicht, wo eine Flut von Sonnenlicht und Blumenduft uns umgab. Dann führte mein liebenswürdiger Führer mich noch in die Kapelle des Callistus, wo eben in zwei Krypten die heilige Messe gelesen wurde, der etliche Andächtige beiwohnten, und in die der Domitilla, die eine sehr große, wohlerhaltene Krypta hat; sie war eben mit Grün und Blumen geschmückt, denn tags zuvor hatte dort Kardinal Rampolla das Pontifikalamt abgehalten. Sie ist die einzige ganz erschlossene Katakomba.

In heiterer Sommersonne kehrten wir wieder in die Stadt zurück; die Stadt der Lebenden mit ihrem Stimmengewirr und Volksgedränge.

Nur zu bald hieß es, Abschied nehmen von der ewigen Stadt! Noch einmal nach San Pietro, noch einmal auf die Piazza di Spagna, wo auf einer großen Treppe die Mannwerkstücker stehen, deren köstliche Blumen, wie sie nur Italien hervorbringen kann, stets mein ganzes Entzücken waren; noch einmal zum Forum und zur Fontana di Trevi, von deren Wasser man trinken muß, damit man ja wieder nach Rom zurückkomme, — dann das Bündel geschührt und heim zum rauen Norden, begleitet von Erinnerungen, die stets in frischen Farben aufglühen, wenn nur das Wort Rom ertönt.

ca. Gegen die katholische Kirche.

Ueber Johann Most läßt sich die „Staatsbürger Zeitung“ (25. März Nr. 142) schreiben: „Most, ein Katholik, hatte sich ein frommes, liebes Mädchen, auch Katholikin, zur Braut erkoren. Da geschah es, daß der Pater Gabriel mit seinen Missionspredigten nach Wien kam. Er hatte in seinem Weidwut großen Zulauf von frommen Katholiken. Auch die Braut Mosts gehörte zu ihnen. Da mißbrauchte der Pater seinen geistlichen Einfluß auf dieses Mädchen und die Folge war, daß die Arme ihren Tod in der Donau suchte und fand. Most war der Verzweiflung nahe. Ganze Nächte lang durchraute er sein Zimmer, das mein Freund mit ihm teilte, und schwur, daß dieser Pater Wien nicht lebend verlassen sollte. Dennoch entging dieser Mensch seiner Rache; rechtzeitig gewarnt, verließ er Wien. Das Geschehniß aber hatte der Freund in ein Spottgedicht zusammengefaßt, das von der gesamten Arbeiterwelt Wiens gesungen wurde.“ Der Artikel der „Staatsbürger Zeitung“ ist, soweit er sich auf Pater Gabriel bezieht, vollständig erdichtet. Pater Gabriel war Karmeliterpater in Brixen und hat nie in Wien Missionen gehalten! Daraus allein ergibt sich auch die Unrichtigkeit aller davon gemachten Bemerkungen. Zur Beleuchtung der Art und Weise aber, mit welchen Mitteln die österreichischen Boss von Rom-Brüder arbeiten, diene

folgendes: Pater Gabriel war der Beichtvater des in der fraglichen Zeit — es ist die Zeit des radikal-liberalen Bürgerministeriums Biskua und der Konfessionsfindung — viel angefeindeten, seligen Bischofs Rudigier in Brixen. Gerade wegen dieser Eigenschaft als Beichtvater des seligen Bischofs war auch der hochgeachtete Pater Gabriel selbst Gegenstand der heftigsten Angriffe von Seiten der Kirchenfeinde, die in Rudigier ihren gewaltigsten Gegner erkannt hatten. In einem dieser Angriffe wurde Pater Gabriel auch tatsächlich eine Beich-Affäre zum Vorwurfe gemacht, in welcher ein junges Mädchen eine traurige Rolle spielt. Diese Affäre wurde in einem Spottgedicht verarbeitet, in Wien auf die Bühne gebracht und von der verheulenen Arbeiterbevölkerung auch tatsächlich vielfach gesungen. An der ganzen Affäre war jedoch kein wahres Wort, wie die strenge Untersuchung ergab, welche Bischof Rudigier sofort veranlaßt hatte. Und diesen alten Kohl läßt sich die „Staatsbürger Zeitung“ freisch servieren.

„Der Wösch als Hochkapler.“ Unter dieser Epithete erzählt das „Berliner Tageblatt“ (28. März) von einem 18-jährigen Wösch namens Bernhard Steinmetz, der in Brixen wegen Betrügereien zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Et ist nie Wösch gewesen. Er war vom 12. bis 22. Februar 1901 als Gast im Trappistenkloster Oelenberg (Sfah). Die Behauptung, er sei noch ein zweites Mal in Oelenberg gewesen, ist falsch; ebenso falsch ist die Mitteilung des „Berliner Tageblatt“, Et sei Franziskaner gewesen.

Wieder Keiner! Kirchenfeindliche Mütter bringen aus Leinberg eine Nachricht, „die ungeheures Aufsehen erregt“ haben soll. Ein Ratschek und ein Gymnasialprofessor sollen sich an einer Anzahl von Höglingen der höheren Töchterseile vergangen haben. Die Sache sei ausgekommen, als beim Apotheker ein gefälschtes, von dem betreffenden Professor selbst geschriebenes Rezept vorgelesen wurde usw. Die ganze Erzählung ist, wie dem J.-N.-B. von autoritativer Seite aus Leinberg gemeldet wird, eine abscheuliche Verleumdung. Dr. G., der beschuldigte Priester, hat die Anstalt überhaupt nie betreten, geschweige denn, dort Religionsunterricht erteilt. Das Gerücht entstand dadurch, daß der betr. Professor, sonst ein Mann von tadellosem Rufe, die Marotte hatte, allen Bekannten und auch seinen Schülerinnen irgend eine Medizin anzuraten. Die betreffende Anstalt hat gegen diese Verleumdung öffentlich protestiert; Dr. G. wird die Verleumder, die in polnischen Blättern übrigens bereits widerrufen haben, dem Gerichte überantworten. Man wird sich in Wien die Mühe nicht verdrießen lassen und Schritte tun, damit die alldentschen Lügenblätter nicht ganz leer ausgehen.

Literarisches.

* „Apologetische Rundschau“, Organ der Central-Auskunftsstelle der katholischen Presse, bringt in ihrer neuesten Nummer 7 einen Beitrag, der einen Einblick gestattet auf das weite Arbeitsfeld der Central-Auskunftsstelle. In kurzer prägnanter Form finden wir da eine Aufzählung der zahllosen Angriffe akatholischer Tagesblätter und Zeitschriften gegen die Kirche und ihre Diener: Verleumdungen von Priestern und Bischöfen, Kloster-Standolgeschichten, Lügen und Entstellungen der Bos von Rom-Beate, Antoleranzlägen, Geschichtslügen, Jesuitenfabeln, falsche Missionsberichte, tendenziöse ungenauere Statistiken usw. Der Verteidigungskampf gegen all diese Lügen und Verleumdungen gegen den „neuen Kulturkampf“ ist bekanntlich die eigentliche Aufgabe der Central-Auskunftsstelle und ihres Organs, der „Apologetischen Rundschau“. Wir freuen uns des stetig wachsenden Erfolges dieser Zeitschrift, welche die warmste Unterstützung in allen katholischen Kreisen, besonders aber im Clerus verdient. Die bisher erschienenen Hefte der „Apologetischen Rundschau“ überzeugen uns davon, daß die Zeitschrift eine gediegene Lektüre bietet von dauerndem Wert. Wir begnügen uns, aus dem neuesten Heft folgende Artikel hervorzuhoben: Der Spiritismus von Prof. Dr. Gutberlet, Betrachtungen zur Pappgeschichte von Ludwig Uebing, die Ursachen der Selbstmordhäufigkeit nach P. Krose S. J., zur Naturgeschichte des österreichischen Protestantismus usw. Der Preis 75 Pfg. vierteljährlich bei der Post, 3 Mark jährlich im Buchhandel, ist so gering, daß jeder in der Lage sein dürfte, das segensreich wirkende Institut der „Central-Auskunftsstelle“ durch Abonnement auf die „Apologetische Rundschau“ zu unterstützen.

Druck und Verlag: Düsseldorf: Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt. Geschäftsamt mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf: Volkswirtschaft.

Verantwortlicher Redakteur: H. Cougen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 16.

Düsseldorf, den 22. April.

1906.

Inhalt: Evangelium zum Weißen Sonntag. — Nachklänge zum Osterfeste. — Zum goldenen Jubiläum der barmherzigen Brüder von Montabaur. — Die Einführung der deutschen Benediktiner in das Klostergebäude der Dormition. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum Weißen Sonntag.

Evangelium nach dem hl. Johannes XX, 19–31.
In jener Zeit, als es an demselben Tage, am ersten nach dem Sabbathe, Abend geworden, und die Türen (des Ortes) wo die Jünger sich versammelt hatten, aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus, stand in ihrer Mitte und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er dies gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und die Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen. Er sprach dann abermals zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an, und sprach zu ihnen: empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen: und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten. Thomas aber, einer von den zwölfen der Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sprachen die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sagte zu ihnen: Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe, und meinen Finger in den Ort der Nägel, und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht. Und nach acht Tagen waren seine Jünger wieder darin und Thomas mit ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Türen, stand in ihrer Mitte und sprach: Friede sei mit euch! Dann sagte er zu Thomas: Lege deinen Finger herein, und sieh meine Hände, und reiche her deine Hand, und lege sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig. Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sprach zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geblaut: selig, die nicht sehen, und doch glauben. Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger getan, welche nicht in diesem Buche sind: diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.

Nachklänge zum Osterfeste.

Was der hl. Evangelist Johannes im heutigen Evangelium uns berichtet, lieber Leser, ereignete sich zum Teil am Abend des Auferstehungstages, zum Teil am achten Tage darauf, also am folgenden Sonntage. Der berühmte Benediktiner-Abt Dom Guéranger macht dazu eine sehr treffende Bemerkung: „Der Oster Sonntag (sagt er), der die ganze Christenheit mit demselben Gefühl heiligen Triumphes durchdrang, ist der Tag des Lichtes, der für alle Zeit den alten jüdischen Sabbat verdrängt; von nun an ist der erste Tag der Woche, der Sonntag, der heilige Tag, dem der Sohn Gottes zweimal den Stempel seiner Allmacht aufgedrückt hat. Das Osterfest wird darum stets an einem Sonntage gefeiert, und jeder Sonntag des Kirchenjahres wird einen österlichen Charakter an sich tragen. So wollte der wiedererstandene Erlöser dieses Geheimnis von seiner Kirche aufgefaßt haben; darum wartete Er auch bis zum folgenden Sonntage, bevor Er den versammelten Jüngern sich zum zweiten Male zeigte. Während der ganzen Woche ließ er den Apostel Thomas

eine Beute seines Zweifels sein: Erst heute wollte er sich diesem Jünger im Beisein der Anderen offenbaren und ihn dazu bringen, seine Ungläubigkeit vor der handgreiflichsten Tatsache abzulegen. So erhält der Sonntag heute von Seite unseres Erlösers noch einen weiteren Anspruch auf besondere Herrlichkeit, bis der Heilige Geist demnächst auch am Sonntage vom Himmel kommt und diesen schon so hoch begünstigten Tag noch zum Gründungstage der christlichen Kirche erhebt.

Geben wir nun, lieber Leser, einmal dem hl. Chrysostomus das Wort! Viele, sagt er, werfen die Frage auf, warum der auferstandene Erlöser nur Seinen Jüngern, nicht aber auch den ungläubigen Juden erschienen sei? Aber das ist eine ganz unnütze Frage! Wäre Hoffnung gewesen, sie von ihrer geistigen Verblendung zu heilen, so hätte der göttliche Erlöser sich jedenfalls nicht geweigert, nach der Auferstehung ihnen zu erscheinen. Daß die verblendeten Juden aber selbst dann nicht geglaubt hätten, wenn der Herr nach Seiner Auferstehung ihnen wieder erschienen wäre, das beweisen die Umstände, welche die wunderbare Auferweckung des Lazarus kaum einige Wochen vorher begleitet hatten. Der Leichnam des Verstorbenen hatte bereits vier Tage im Grabe geruht, so daß der Verwesungsprozeß dem entsprechend vorgeschritten war. Jesus aber rief den Toten durch Sein allmächtiges Wort ins Leben zurück, und zwar vor den Augen der zahlreich versammelten Juden! Allein deßungeachtet ließen die Verblendeten sich nicht für den Glauben an ihren Messias gewinnen; im Gegenteil waren sie noch mehr gegen ihn aufgebracht, als vorher; ja, wie der Evangelist Johannes ausdrücklich hervorhebt, selbst der auferweckte Lazarus war vor diesen Fanatikern seines Lebens nicht mehr sicher. Wenn sie sich nun so verhielten, als der Herr einen Andern vom Tode auferweckte, würden sie nicht, wenn Er Selbst sich ihnen als Auferstandenen gezeigt hätte, nur noch rasender gegen Ihn geworden sein? Freilich würden sie damit nichts ausgerichtet haben: aber ihre Gottlosigkeit und Strafwürdigkeit hätten sie offenbar bedeutend vergrößert. Um sie also vor einer noch größeren Strafe zu bewahren, als sie jetzt schon verdienten, wollte der von ihnen so schmähtlich behandelte Messias nach der Kreuzigung sich ihnen nicht noch einmal persönlich zeigen, — aber Er zeigte sich ihnen durch die Wunderthaten Seiner Apostel!

War es im Grunde nicht auch dasselbe, lieber Leser, ob die Juden den Auferstandenen Selbst sahen, oder ob sie Zeugen waren, als der Apostel Petrus zu dem Rahmgeborenen an der Tempelpforte das Wort sprach: „Im Namen Jesu stehe auf und wandle!“ (Apostelg. 3.) Ja, diese erstaunlichen Wunder der Apostel — im Namen Jesu, des Gekreuzigten und Auferstandenen gewirkt — waren der denkbar stärkste Beweis für die Auferstehung des Herrn und vermochten die Glaubenswilligen mehr von

Seiner Auferstehung zu überzeugen, als Sein persönliches Erscheinen. Das erhellt schon aus dem Evangelium des heutigen Tages: der auferstandene Erlöser erscheint Seinen Jüngern; aber Einer von ihnen, der gerade abwesend war, erklärt nachher, er werde nicht eher glauben, bis er seine Finger in die Wundmale der Hände und seine Hand in die Seitenwunde des Meisters gelegt habe. Und doch war Thomas drei Jahre lang mit dem Herrn gewandelt, hatte stets mit Ihm an einem Tische gegessen, hatte die größten Zeichen und Wunder mit eigenen Augen gesehen — und jetzt will er nicht glauben, wenn er den Auferstandenen nur sehen darf, sondern vorher will er die Wundmale des vor einigen Tagen am Kreuze gestorbenen Meisters einer so genauen Prüfung unterziehen, daß eine Täuschung unmöglich ist! Sag an, lieber Leser, hätte unter solchen Umständen wohl die ganze Welt geglaubt, wenn sie den Auferstandenen nur gesehen hätte? Wer möchte wagen, das zu behaupten?

Allein wir können noch aus einem andern Umstande nachweisen, daß die Wundertaten der Apostel besser und kräftiger von der Auferstehung Jesu überzeugten, als der Anblick des Auferstandenen Selbst es vermocht hätte. Als nämlich das Volk gehört hatte, wie der Apostel Petrus zu jenem schon erwähnten Lahmgeborenen das Wort sprach: „Im Namen Jesu stehe auf und wandle“, — da wurden mehrere Tausend gläubig! Der Apostel Thomas wollte nicht glauben, wenn er den Meister nur sehen dürfe: diese Feinde Christi aber sahen das Wunder des Apostels Petrus und nahmen daraufhin den Glauben an!

Wäre Christus nach Seinem Hinscheiden im Grabe und Tode verblieben, — wie die Ungläubigen unter den Juden behaupteten — wäre Er nicht aufgestanden und demnächst in den Himmel aufgeföhren, so hätten ja überhaupt keine Wunder in Seinem Namen mehr geschehen können! Niemals hat irgend jemand nach seinem Tode Größeres getan, als während seines Lebens: nach dem Opfertode Jesu aber hat Sein Name Wunder gewirkt, die nach ihrer Art und Beschaffenheit größer waren, als die, welche Er während Seines gnadenvollen Wandels auf Erden gewirkt hatte.

So erfüllte sich, wie wir demnächst noch genauer sehen werden, lieber Leser, die Verheißung unseres Herrn an Seine Apostel: „Wahrlich, wahrlich sage Ich euch, wer an Mich glaubt, wird auch die Werke tun, die Ich tue, ja noch größere wird er tun!“ (Joh. 14.)

S.

* Zum goldenen Jubiläum der barmherzigen Brüder von Montabaur.

In unserer heutigen Zeit, welche sich in der Hervorhebung von Gedenktagen oft recht wenig denkwürdigen Ereignisse kaum genug tun kann, ist es Pflicht, der fünfzigjährigen Wiederkehr eines Tages zu gedenken, an welchem eine Quelle des Segens für die Menschheit entsprungen ist. Wir meinen den Gründungsstag der Genossenschaft der Barmherzigen Brüder von Montabaur, den 29. Juni 1856. An diesem Tage fand in der Klosterkapelle zu Dernbach (wie Montabaur und die Wäter benannten Orte Sillsfeld, Höhr und Hadamar im Westerwald, im damaligen Großherzogtum Nassau, gelegen) die Einweihung von fünf jungen Männern statt, denen der Superior Herr Jakob Wittcher mit Genehmigung des Herrn Bischofs von Limburg, Peter Josef Blum, ein schlichtes, schwarzes Ordenskleid überreichte. Dies waren die ersten barmherzigen Brüder der Genossenschaft, die sich im Frühjahr 1861 in Montabaur gründeten, zum Hauptsitz werdenden Niederlassung benannte.

Der Zweck der Genossenschaft der barmherzigen Brüder von Montabaur war von Anfang an klar bestimmt und blieb unverändert. Der Zweck ist ein doppelter. Der erste und wichtigste, allen katholisch-religiösen Genossenschaften gemeinsam, ist die Verherrlichung Gottes durch die eigene Heiligung unter Beobachtung der einfachen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Der zweite Zweck, welcher den eigentümlichen Geist und Wirkungsbereich der Genossenschaft

bestimmt, ist die Ausübung der Werke christlicher Barmherzigkeit, namentlich die Pflege männlicher Kranken, sowohl in deren Privatwohnung (die sog. ambulante Krankenpflege), als in Spitälern und in Anstalten für Epileptiker, Idioten und Geistesgestörte.

Die fünf jungen Männer, welche am Feste Peter und Paul im Jahre 1856 das Ordenskleid empfingen, zählten zu der Gesellschaft von Jünglingen, welche sich seit 1852 um einen von tiefer Religiosität durchdrungenen Mann, Peter Löffcher, aus Höhr, geschart und in Sillsfeld ein gemeinschaftliches, der eigenen Heiligung und der Ausübung christlicher Barmherzigkeit (in Form der Pflege männlicher Kranken) geweihtes Leben begonnen hatten. Die Genannten zogen nach Dernbach, um unter Leitung des Superiors Wittcher den Zeitpunkt zur Gründung einer Genossenschaft abzuwarten, der bald gekommen schien, weil der Ruf der frommen Krankenpfleger sich ausgebreitet hatte und von da und dort her Leidende nach ihrer Pflege verlangten. Aus diesem Grunde erfolgte am 29. Juni die feierliche Einweihung, nach welcher Peter Löffcher, der den Ordensnamen Ignatius erhalten hatte, vom Superior Wittcher alsbald in Krankenpflege nach Frankfurt a. M., ein anderer Bruder zu demselben Zwecke nach Hadamar entsandt wurde. Letzterem gelang es, in Hadamar eine Niederlassung zu gründen, welche einstweilen das Heim der barmherzigen Brüder und der Mittelpunkt einer segensreichen Tätigkeit wurde.

Endlich entwickelte sich die am 1. Januar 1860 gegründete zweite Niederlassung zu Wiesbaden.

Der Herr Bischof Blum von Limburg wahrte der jungen Genossenschaft seine fördernde Freundschaft. In seine Hände legten am 8. November 1858 vier der am 29. Juni 1856 eingeweihten Brüder die heiligen Gelübde ab; die feierliche Handlung erfolgte in der Kapelle des St. Vinzenz-Hospitals zu Limburg. Inzwischen hatte sich in der Pfarrei Arzbach bei Gens ebenfalls eine Genossenschaft von barmherzigen Brüdern gebildet, die sich auf Wunsch des Bischofs mit den erstgenannten Brüdern im Jahre 1861 zu Montabaur vereinigte. Die so vereinigte Genossenschaft zählte am 21. Juni 1861 fünfzehn Professbrüder und elf Novizen und befehlt von da an ihren Hauptsitz in Montabaur. Bruder Ignatius Löffcher wurde zum Oberen mit dem Titel „Bruder Rektor“ ernannt.

Nunmehr entwickelte sich die Genossenschaft in immer steigendem Maße; der unscheinbare Sproß, aus dem rauhen Boden des damals noch weltabgeschiedenen Westerwaldes emporgewachsen, ward in der Folge zu einem mächtigen Baume, der seine Zweige über Westdeutschland und die angrenzenden holländischen Gebiete erstreckte. Wie lassen in chronologischer Reihenfolge die weiteren Gründungen von Filialen folgen: Höchst (gegr. 1. Juli 1865). — Frankfurt (gegr. 1. Mai 1868). — Herzogenbusch in Holland (die erste Niederlassung im Ausland, veranlaßt durch den Kulturkampf; sie erhielt 1879 vom König der Niederlande Korporationsrechte und wurde am 19. März 1905 als zweites Noviziat, hauptsächlich für die holländ. Provinz bestimmt; die freundliche Aufnahme der Genossenschaft 1876 in Herzogenbusch war besonders dem hochw. Herrn Erzbischof Johannes Ninken zu verdanken. — Maria Lindenhof bei Dorsten (17. Jan. 1887 unter Episkopat des hochw. Herrn Bischofs Bernhard Brinkmann als Anstalt für männliche Epileptiker gegründet). — Saarlern (gegr. 19. März 1887). — Düsseldorf (gegr. 26. April 1887 unter dem hochw. Herrn Kardinal-Erzbischof Kremerich von Köln). — Amsterdam (gegr. 11. Mai 1887). — Köln (gegr. 1. Oktober 1888). — Utrecht (gegr. unter dem hochw. Herrn Erzbischof Smiters am 1. Juli 1889). — Fulda (gegr. 4. Febr. 1891 unter dem Episkopat des hochw. Herrn Bischofs Josef Weyland). — Effen, (gegr. 4. Mai 1892). — Mainz (gegr. 21. September 1892 unter dem Episkopat des hochw. Herrn Bischofs Paulus Leopold Gaffner, erhielt am 23. April 1896 durch Erlass des Großherzogs von Hessen-Darmstadt Korporationsrechte). — Haag (gegr. 8. Jan. 1894). — Oberhausen (gegr. 11. Juni 1894). — Limburg (gegr. 13. Mai 1898). — Rhinwegen (gegr. 1. Mai 1902). — Münster (gegr. 15. Oktober 1902 unter dem Episkopat des hochw. Herrn Bischofs Hermann Dingelstädt). — Gelsenkirchen (die Genehmigung ist erteilt, der Bau nahe sich der Vollendung).

Das Mutterhaus für die ganze, in zwanzig Filialen verzweigte Genossenschaft, welches auch der Sitz des Generaloberen ist, befindet sich in Montabaur. Diese Niederlassung besteht zunächst in einem älteren Komplex von Gebäuden, nämlich dem Bruderhause und dem bischöflichen Konvent, dessen Leitung den barmherzigen Brüdern anvertraut ist. Das imposante Anwesen ist auf einem Hügel

süßlich von der etwa 5000 Einwohner zählenden Kreisstadt Montabaur gelagert und bildet gewissermaßen das Gegenstück zu der im Norden der Stadt auf einer Anhöhe gelegenen alten Burg. Hinter dem Konvikt liegt die Kirche, etwa 100 Meter südlich davon haben die Brüder jetzt ein weiteres 70 Meter lauges und drei Stockwerke fassendes stattliches Gebäude errichtet, welches nach den Plänen des Zombaurweilers Medel (Freiburg i. Br.) erbaut, im April 1903 eingeweiht und unter dem Namen „Charitas-Haus“ in Bräunung genommen wurde; es ist von dem Konvikt räumlich und wirtschaftlich völlig getrennt und hat seinen eigenen Oberen. Dies Gebäude ist wiederum in sich in zwei von einander abgesetzte Hälften geschieden und zwar durch ein vom Mittelportal durch alle drei Stagen aufsteigendes Treppenhaus, das die östlich gelegene Abteilung für Idioten von der westlich gelegenen Abteilung für körperlich Kranke trennt. Die Anstalt ist nach jeder Hinsicht hin allen modernen Anforderungen entsprechend eingerichtet. Die Räume sind von fast verschwindender Größe und Höhe. Ventilationseinrichtungen, Niederdruckdampfheizung, Wasserleitung und elektrische Beleuchtung sind vorhanden. Auf Grund der vorzüglichen Einrichtung der Anstalt und des Geschicks und der Erfahrung der Brüder hat die lgl. Regierung ihnen seitens des rheinischen Landarmenverbandes Idioten zur Pflege anvertraut. Die Abteilung des Charitas-Hauses für Geistesranke umfasst 100 Betten, die für körperlich Kranke 50 Betten. Hier ist den Nothigen Gelegenheit geboten, sich in allen Zweigen moderner Krankenpflege so auszubilden, daß sie als Krankenpfleger jeder, wie auch immer gearteten Konvaleszenz erfolgreich die Spitze bieten können.

Dies der äußere Entwicklungsgang der Genossenschaft der barnherzigen Brüder von Montabaur. Aus der inneren Geschichte der Genossenschaft ist noch anzuführen, daß die Konstitutionen der letzteren, welche die Regel des hl. Augustinus haben, durch päpstliches Dekret vom 21. September 1888 provisorisch genehmigt sind. Die Genehmigung erfolgte vornehmlich durch die Bemühungen des hochw. Herrn Bischofs von Limburg Dr. Karl Klein und auf Grund von Empfehlungsbriefen sämtlicher Bischöfe, in deren Diözesen sich Niederlassungen der Genossenschaft befanden. Die Zahl der Brüder betrug am 1. Januar 1905 über 300. Die ersten Oberen waren Bruder Ignatius (von 1856 bis 1863), dann Bruder Joseph (von 1863 bis 1866). Damals fand die erste Generalversammlung statt, in welcher Bruder Vincenz (P. J. Salzig aus Camp) als Generalsekretär gewählt wurde, der bis 1904 umsichtig und geschickt die Genossenschaft leitete. Ihm folgte Bruder Bonifatius Weimer, der im Generalkapitel am 12. August 1904 für die Dauer von 6 Jahren gewählt wurde.

Das halbe Jahrhundert, auf welches die Genossenschaft der barnherzigen Brüder von Montabaur am 29. Juni 1906 zurückblicken kann, ist eine Zeit gesunder Entwicklung und überraschender Ausbreitung gewesen; in dieser Zeit haben die Brüder in nie versiegender, aufopferungsvoller Pflichterfüllung Großes geleistet zum Heil der leidenden Menschheit. So steht zu erwarten, daß auch fernerhin die Genossenschaft der barnherzigen Brüder von Montabaur eine der vorzüglichsten Bewirkungen des hehren Ideals der katholischen Charitas bleibe.

Die Einführung der deutschen Benediktiner in das Klostergebäude der Dormition.

Ein merkwürdiger Tag, wie kaum ein zweiter sich in den Annalen des Deutschen Vereins vom heiligen Lande findet, war der Benediktinstag d. J. Mit Absicht war der Tag des Ordensstifters selbst gewählt worden, seine Söhne auf Sion einzuführen, der heute ein Festgewand angelegt wie nie zuvor. Die über Jerusalem von den hohen Turmbauergewerken flatternden deutschen Fahnen zeigten Stadt und Land an, daß zugleich ein deutsches Fest hier gefeiert wurde.

Nur vor 8 Uhr versammelten sich, so entnehmen wir einem Bericht der „Köln. Volksztg.“, die Pilgergruppen aus den einzelnen Hospizen vor dem Jossatore und zogen in stattlichem Zuge zum Sion, voran die Kapelle in Gala-Uniform mit mächtigen silberbesetzten Säbeln, die in lakonischem Schlägen auf den Boden die Schritte begleiteten. In der Apsida sollte zunächst ein feierliches Pontifikalamt stattfinden, das erste feierliche Pontifikalamt auf dem Sion vielleicht seit 500 Jahren. Die Unterkirche war stichlich mit Fahnen, Girlanden und Endelweimen geschmückt. Ein Altarbild mit der Darstellung der Aufnahme Mariens in den Himmel bildete den Hintergrund. Den prächtig geschmückten Altar zierete ein

großes goldenes Kreuz, ein Geschenk des katholischen Königs zu Neapel, von dessen Mitglied Goldschmied Schreyer kunstvoll gefertigt, während der Messias ein Geschenk der Frau Landrat Jansen (Nachen-Burtscheid) und das Messgewand des Zelobranien eine Gabe des Paramentenvereins zu Danzig war. Auf den reservierten Plätzen zu beiden Seiten des Altars nahmen Platz der Vorstand des Vereins, die Kanoniker des Patriarchates mit Defan Emilio Jaccarta an der Spitze, die Vertreter der Franziskaner P. Vilcius Prosper Maria, P. Sermes, Kohout, Stadtpfarrer, P. Albert von der Grabeskirche, die Vertreter der Dominikaner, der Assumptionisten, der französischen Benediktiner, der Weihen Väter mit P. Prior Federlein an der Spitze, der Schulbrüder von St. Peter, der barnherzigen Brüder von Lauter mit P. Ansgar, der Passionisten und Lazaristen. Von den anderen Riten waren zugegen der Bischof und Generalsekretär der katholischen Exter, Mgr. Thomas Vasi und der Patriarchalsekretär der Maroniten, Mgr. Josef Grouvalleur, die beiden letzteren in ihrer orientalischen Pracht. Auf der Epistelseite hatte der deutsche Konviktschmidt nebst Gemahlin Platz genommen.

Punkt 8 Uhr erschien Mgr. Piccardo, Weihbischof von Jerusalem und Vertreter des Patriarchen in cappa magna, begleitet von den Domherren Salatosch, Legrand und Dami; er wurde am Eingang zur Krypta von der Geistlichkeit empfangen und zum Throne geleitet, wo er die Paramente anlegte. Inzwischen erschien Abt Freiherr Fidelis v. Stöbinger von Maria Laach am Altar unter Assistenz der für den Sion bestimmten Benediktinerpatres Kornelius Kriegl, Maurilius Giller und Habanus Janson. Das feierliche Amt unter Pontifikalassistenz des Kapittelvikars begann nunmehr, wobei die Alumnen des Patriarchalseminars unter Leitung des Domherrn Giovanni Marto eine vorläufige Messe sangen. Nach der Kommunion der Messe spendete Abt von Stöbinger den Pilgern hier an der Stelle der Einsetzung des allerheiligsten Sakramentes die heilige Kommunion, für alle Teilnehmer gewiß eine unvergessliche Stunde. Zum Schluß spendete Mgr. Piccardo vom Throne aus den feierlichen Segen, worauf Domvikar Gütten in lateinischer und deutscher Sprache den den Teilnehmern gewährten Ablass verkündete. Mächtig schallte durch die Unterkirche der Lobgesang „Großer Gott, dich loben wir“, als der Weihbischof Piccardo und Abt von Stöbinger in Begleitung des Vicars die Krypta verließen und sich in die Kloster Räume begaben.

In Speiseaal des Klosters war ein Frühstück bereitet, an welchem alle Gäste und Pilger sowie der Vertreter des Patriarchats von Jerusalem, Essendi Mehara Ghahib, teilnahmen. Nach Beendigung desselben ergriß Geh. Oberregierungsrat Dr. Klein das Wort und begrüßte zunächst alle Anwesenden im Namen des deutschen Vereins vom heiligen Lande. Die heutige Feiertag sei hochbedeutend, und zwar zunächst wegen des Ortes, an welchem sich diese Feier vollzieht: auf dem heiligen Berg Sion, welcher die Erinnerungen an die Könige David und Salomo wachruft, an dem Ort, an welchem der hl. Geist auf die Apostel herabstieg, auf der Dormitio Mariae Virginis, wo die hl. Jungfrau entschlafen ist, in unmittelbarer Nähe der Stelle, an welcher der Mensch geworden Gottesohn das größte Geheimnis unseres Glaubens, das Allerheiligste Mariensakrament einsetzt. Für uns deutsche Katholiken aber hat dieser Ort noch eine ganz besondere Bedeutung. Es war in der frühen Morgenstunde des Gründonnerstages des Jahres 1860, als die edle Fürstin Katharina von Hohenzollern in Begleitung der beiden späteren Prälaten Erzabt Dr. Marcus Wolter und Abt Placidus Wolter mit dem Erzbischof von Smyrna und einigen Begleitern hier auf dem Sion erschien, um in dem Saale des Conaculum, welcher seit der Vertreibung der Franziskaner durch die Türken im Jahre 1559 jedem christlichen Ritus auf das Strengste verschlossen, da gelegen hatte, heimlich zum ersten Male das heilige Messopfer darbringen zu lassen. Die edle Fürstin schrieb in ihr Reisebuch, sie habe diese unvergessliche Osterkommunion in der Meinung empfangen, daß der Herr ihre vereint eine vollkommen würdige letzte hl. Kommunion gewähren und das hl. Conaculum bald unserer hl. Kirche wiedererkennen möge. Beide Willen sind in Erfüllung gegangen. Die Fürstin verschied eines seligen Todes und ein edler Sprosse des Hohenzollernhauses, unser erhabener Kaiser Wilhelm II. erwarb einen Teil jenes Heiligtums und schenkte ihn in hochherziger Weise seinen katholischen Untertanen, und heute rufen wir uns, das auf diesem heiligen Boden errichtete Kloster dem Orden der Benediktiner, zu dessen hervorragenden Fierden die beiden genannten Prälaten Marcus und Placidus Wolter gehören, zur Errichtung einer neuen Ordensniederlassung zu übergeben. Wir erblicken darin gläubigen Herzens das Wollen

anjeres himmlischen Vaters, welcher die Herzen der Menschen lenkt und alles zu unserem Besten wendet, und sind von Dank erfüllt, an diesem heiligen Werke mitzuarbeiten. Es wird, wie die letzten Strahlen der sinkenden Sonne den Abend meines Lebens vergolden und mit einer unergieblichen Erinnerung sein, daß ich beauftragt war, das Kloster den Benediktinerpatres zu übergeben.

Nach gebe hierbei dem Wunsche Ausdruck, daß diese neue Niederlassung des Benediktinerordens eine Stätte wahrer Frömmigkeit, inniger Verehrung Gottes und der Erbauung zahlreicher Pilger, sowie der Pflege echter Wissenschaft werden und bleiben möge, von welcher unermesslicher Gnadensegnen herabfließe auf die hl. Kirche, unser deutsches Vaterland und vor allem auf den erlauchtesten Monarchen und Protector dieses Hauses. Möge diese neue Niederlassung das Werk des seligen Benediktinerpaters Probus, welcher bereits unter dem Pontifikate Gregors des Großen, hieselbst ein Kloster nebst Spital und Pilgerherberge errichtet hatte, weiter führen und in segensreicher Wirksamkeit dasjenige vollenden, was ungünstige Zeitverhältnisse damals bald wieder zerstört haben. Mögen Ihrem Orden hieselbst lange Jahre segensreicher Wirksamkeit in Gemeinschaft mit den übrigen heiligen Orden, deren Vertreter die neue Niederlassung hieselbst als jüngstes Glied in der Kette christlicher Tätigkeit zum Segen unserer Kirche begrüßen, beschieden sein.

Hr. Frhr. v. Stöhr dankte für das große ehrende Vertrauen, welches den Söhnen des hl. Benediktus mit der Berufung an diese ehrwürdige Stätte auf Zion und mit der Uebertragung des Ämters an dem zu neuem Leben erstehenden Heiligtume der Dormition bewiesen wurde. Redner weist darauf hin, daß in Palästina die Wiege des Ordenslebens stand, und gibt in großen Zügen einen Ueberblick über die Wirksamkeit der hl. Benediktiner im Heiligen Lande. Sodann fährt er fort: Lassen Sie mich nunmehr, der ich als Stellvertreter des hochwürdigsten Herrn Erzabtes hier sitze, den aufrichtigsten und innigsten Dank unserer Kongregation zum Ausdruck bringen. Mein Dank muß sich vor allem richten an den so überaus verdienstvollen deutschen Verein vom Heiligen Lande, der uns so großes Vertrauen entgegengebracht. An erster Stelle gedenke ich dankbarst jener Männer im vereinten Vorstande des Vereins, die zuerst ihr Augenmerk auf die deutschen Benediktiner gelenkt haben; auf den nun schon lange in Gott ruhenden unversehrten Weihbischof Dr. Schmitz und den verewigten Herrn Landrat Janien von Naden. Den Dank, den wir den Toten nur mehr nachrufen und im Gebete zollen können, freundigen Herzens spreche ich ihn aus dem jetzigen Vorstande des Vereins: Sr. Eminenz dem Kardinal-Erzbischof Dr. Fischer und dem hochverehrten Herrn Geh. Rat Dr. Klein und den übrigen Herren. Seit drei Jahren mit der Führung der Verhandlungen von Seiten des Ordens beauftragt, habe ich stets ein wahrhaft wohlwollendes und verständnisvolles Entgegenkommen gefunden, das mir meine Aufgabe zu einer leichten und angenehmen gestaltete. Wir Benediktiner werden nie vergessen, wie in Ihrem Auftrage der hochwürdige B. Schmidt auf dem Zion mit so viel Liebe und Eifer die Wege bereitet hat. Und nun habe ich noch einer hl. Pflicht zu genügen: Ich knie im Geiste dem Throne, welchen die höchsten Vertreter der kirchlichen und weltlichen Autorität Sr. Heiligkeit der Papst und S. Majestät unser allergnädigster Kaiser und Herr inne haben. Von dieser allerhöchsten Stelle aus wurde die Berufung der deutschen Benediktiner auf diesen heiligen Berg aufs wärmste begünstigt und gefördert. Zum Zeichen unseres ergebendsten Dankes lege ich in diesem Augenblicke das feierliche Versprechen ab: in diesem Hause werden stets wahrhaft treue Söhne der heiligen Kirche und Söhne des deutschen Vaterlandes wohnen.

Sodann richtet der Redner Dankesworte an alle Anwesenden, die Mitspilger und namentlich auch an die zahlreichen Vertreter der klösterlichen Gemeinden und Institute Jerusalems. Das freundige Echo, das unsere Berufung auf Zion im katholischen Deutschland gefunden und der freundliche Empfang, der uns hier zuteil geworden, sie muntern uns auf und lassen unsere Hoffnungen auf ein glückliches, recht glückliches Gedeihen des begonnenen Werkes groß werden. Ich darf Sie versichern, die Söhne des St. Benediktus auf Zion werden aufs eifrigste bestrebt sein, das Vertrauen, mit dem sie beehrt werden, vollumfänglich zu rechtfertigen. Sie werden sich bemühen, voll und ganz das zu sein, was die alten Benediktiner im deutschen Vaterlande gewesen: Männer des Gebets und Männer der Arbeit.

Redner fühet dies näher aus und hebt namentlich hervor, daß die Benediktiner nicht in das hl. Land kommen, um die Wirksamkeit irgendeiner jener ehrwürdigen Ordensgenossen-

schaften zu fördern, die da zur Bewunderung der ganzen Christenheit ihr hl. Werk allhier verrichten. Das war und wird ihnen immer forne bleiben. Noch ist es geradezu unmöglich, den Wirkungskreis dieser jüngsten der klösterlichen Familien in der hl. Stadt genau zu umschreiben; sie wird arbeiten auf dem Gebiete, das ihr Gott, das ihr die hl. Kirche zuweisen wird. Indes eines darf ich heute bereits als sicher und gewiß bezeichnen: die Benediktiner vom Berge Zion werden voll begeisterter Glaubensliebe die Gnade des Aufenthaltes auf dem hl. Boden Palästinas benützen, um tiefer und tiefer in jene Schätze hl. Wissens einzudringen, die hier allüberall in den ehrwürdigen Denkmälern der christlichen Vorzeit erhalten sind. Sie werden sich als eine ihrer edelsten Aufgaben das Studium der hl. Schriften und der Liturgie zum Ziele setzen.

Brauche ich schließlich noch zu sagen, daß das künftige Kloster auch ein gastliches Haus sein wird? die Pilger aus der deutschen Heimat werden hier stets willkommen sein, sie werden, soweit nur immer möglich, ein trautes deutsches Heim und ein offenes Herz finden. Unsere uralte hl. Devise heißt: Pax! Friede! Den Frieden suchen wir aus ganzem Herzen; den Frieden möchten wir mit allen wahren; und Frieden, hl. Gottesfrieden wollen wir allen vermitteln, die an die Worte dieses neuen Klosters anknüpfen.

Nach den erhebenden Worten des Herrn Abtes gedachte Geheimrat Dr. Klein all denen, welche unsere Arbeit hier gefördert und unterstützt haben. Dieser Gedanke lenkt unsere Blicke zunächst auf die Allerhöchste Stelle, deren hochherziger Zuwendung wir das Baugrundstück, auf welchem unser Kloster nebst Kirche errichtet worden ist, zu verdanken haben. Es ist dies Sr. Majestät, unser allergnädigster Kaiser und König, Wilhelm II. Er hat durch das huldvolle Geschenk der Dormition seinen kath. Untertanen einen nicht hoch genug zu schätzenden Beweis Allerhöchster Fürsorge und Liebe gegeben, welcher von allen Katholiken Deutschlands auf das dankbarste anerkannt wird und alle katholischen Untertanen zur erneuten Liebe und Treue ihrem angestammten Herrscher gegenüber entflammt hat. Es gereicht uns auch zur besonderen Genugthuung, daß wir in der heutigen Uebergabe des neugebauten Klosters der Kongregation der deutschen Benediktiner einem Wunsche Sr. Majestät nachkommen konnten. Nicht geringeren Dank schulden wir Sr. Majestät dafür, daß Allerhöchste derselbe mit der Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande der ganzen Welt das großartige Schauspiel geboten hat, daß der mächtigste Monarch der Gegenwart das Heiligtum dem Mensch gewordenen Gottessohn beugte und seinen Glauben an Christus, welcher heute so vielfach verleugnet wird, laut und offen bekannete.

Des weitern schulden wir ehrerbietigsten Dank unserem Papste Pius X., welcher unserm Verein und unsern Bestrebungen im Heiligen Lande so vielfache Beweise seines Wohlwollens erteilt hat und stets bemüht ist, unsere Werke zu unterstützen. Endlich gedenke der Ädik der großen Verdienste des Vater Schmidt, der von dem Tage der Grundsteinlegung bis jetzt den Bau in Vertretung des Vereins als Bauleiter geleitet hat, und des Baumeisters Renaud sowie der weltlichen Bauleiter, des verstorbenen Bauleiters Theodor Sandel und seines Sohnes und Nachfolgers Benjamin Sandel.

Zum Schluß möchte ich alle Anwesenden bitten, den Gesühnen unserer aufrichtigsten Dankbarkeit, unserer unterwürfigsten Verehrung und hingebenden Treue den beiden zuerst genannten Förderern unserer Vereinsaufgaben im Heiligen Lande, den höchsten Trägern der geistlichen und weltlichen Gewalt, dem Papste Pius X. und dem deutschen Kaiser gegenüber Ausdruck zu leisten, indem Sie mit mir einstimmen in den Ruf: Papst und Kaiser, Kaiser und Papst, sie leben hoch.

In das Hoch stimmten die Anwesenden begeistert ein. Sofort nach Beendigung der Feier wurden an den Heiligen Vater, den deutschen Kaiser, den Sultan, den Präsidenten des deutschen Vereins vom Heiligen Lande, Kardinal Fischer und den Abbat primas der Benediktiner Begräbnungsdepeschen abgehandelt. Von der allgemeinen Teilnahme an dieser denkwürdigen Feier geben Beweise die verschiedensten Telegramme, welche zur Feier von Auswärts eingingen, so vom Bischof Benzler von Meß, dem Erzabt Bollner aus Weirron, Sektion des deutschen Vereins vom Heiligen Lande Frankfurt a. M. usw.

Druck und Verlag: Düsseldorf, Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf, Volksblatt, Verantwortlicher Redakteur: G. Couder, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 17.

Düsseldorf, den 9. April.

1906.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag nach Ostern. — Nachklänge zum Osterfeste. II. Ein Blick in unser Innerstes. — Die konfessionelle Neutralität des Guttemplerordens. — Die St. Petrus Claver-Sodalität. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zweiten Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heil. Johannes X, 11—16.
In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreuet die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist, und ihm an den Schafen nichts liegt. Ich bin der gute Hirt, und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich. Wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstalle sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören; und es wird ein Schafstall und ein Hirt werden."

Nachklänge zum Osterfeste.

II.

Während der vierzig Tage, die der Erlöser von Ostern bis zur Himmelfahrt noch auf Erden weilte, erschien Er öfters Seinen Jüngern und redete mit ihnen über das Reich Gottes" (Apostelg. 1), d. h. über die Einrichtung, über die Lehre und die Heilmittel Seiner Kirche. Den Petrus (und dessen Nachfolger) setzte Er, wie Er es vordem feierlich angekündigt hatte, als Seinen sichtbaren Stellvertreter über die ganze Kirche, unter dessen Oberleitung die übrigen Apostel (und ihre Nachfolger) das Hirtenamt ausüben sollten in Seinem (Jesu) Namen. So wird also das Heilswerk des Erlösers durch Seine Sendboten und Stellvertreter fortgesetzt. Bei diesem erhabenen Werke ist und bleibt der gute Hirt nicht nur ihr Muster und Vorbild, sondern, im Grunde genommen, führt Er selber den Hirtenstab durch Seine Kirche, daher Er auch ausdrücklich gesagt hat: "Wer euch hört, der hört Mich!"

Leithin sprachen wir davon, lieber Leser, in welcher überzeugender Weise die Wundertaten der Apostel die Tatsache der Auferstehung Jesu einst bestätigt haben. Kein Katholik, der diesen Namen verdient, zweifelt an dieser Tatsache; aber auf wie vielen protestantischen Kanzeln wird sie geleugnet! Vor einigen Wochen noch traf ich mit einem gebildeten Protestanten, der einer benachbarten Gemeinde angehört, zusammen und hörte zu meiner Verwunderung aus dessen Munde, daß die beiden Prediger seiner Gemeinde weder die Auferstehung noch die Himmelfahrt unseres Herrn als Tatsachen gelten lassen: es stimme ihn (sagte er hinzu) jedesmal tieftraurig, wenn so von der Kanzel herunter die Gottheit Jesu indirekt geleugnet werde. Es ist also durchaus nicht überflüssig, lieber Leser, wenn wir Katholiken uns etwas eingehender mit den Gründen beschäftigen, welche die Auferstehung Jesu als eine geschichtliche Tatsache erhärten.

Wenn Jesus — so sagten wir leithin schon — am Kreuze zwar gestorben, aber nicht wieder auferstanden wäre, obwohl Er es wiederholt vorausgesagt hatte, so müßten doch auch Seine Wunderwerke aufgehört haben! Allein diese haben tatsächlich nicht nur nicht aufgehört, sondern es sind vielmehr größere und herrlichere Wunder erfolgt durch die Apostel in Seinem Namen. Die Apostelgeschichte berichtet uns, daß durch die Apostel viele Zeichen und Wunder unter dem Volke geschahen, so daß die Zahl derer, die an Christus glaubten, sich bedeutend vermehrte. Das Volk aber (fährt die hl. Schrift fort) verherrlichte die Apostel, so daß es die Kranken auf die Straßen trug und sie auf Sessel und Betten legte, damit, wenn Petrus vorüberginge, auch nur sein Schatten auf sie fiel und sie dadurch befreit würden von ihren Krankheiten" (Apostelg. 5, 15). Niemals aber, lieber Leser, hat der Heiland während Seines irdischen Wandels ein solch' erstaunliches Wunder gewirkt, wie Er es des Ostern durch Seinen Apostel getan hat, da dieser als Zeuge für Seine Auferstehung auftrat.

Und weiter! Die Wunder nach der Auferstehung Jesu waren schon aus dem Grunde größer und bedeutungsvoller, weil Jesu bei den früheren Wundern der Gebietende Selbst gewesen war, während nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt Seine Diener bloß durch Seinen Namen Wunder wirkten: Seine göttliche Allmacht belundete sich da noch herrlicher und glänzender als vordem; denn daß andere bloß durch Anrufung des Namens Jesu wunderbare Krankenheilungen und selbst Totenerweckungen bewirkten, war doch viel mehr und mußte auch auf die Gutgesinnten im jüdischen Volke einen tieferen Eindruck machen, als wenn der Herr persönlich diese Wunder vor ihren Augen gewirkt hätte.

Wenn aber — sagt der hl. Chrysostomus — die Wunder der Apostel nach der Auferstehung Jesu größer gewesen sind, als die Wunder, die Er vordem Selbst gewirkt hatte; ist das denn nicht ein vollgültiger Beweis für die Auferstehung Jesu? Denn wenn Christus nicht auferstanden wäre und so Seine Gottheit belundet hätte, so hätten auch die Apostel unmöglich in Seinem Namen Wunder wirken können; denn es war ja eine und dieselbe Kraft des Herrn, welche die Wunder sowohl nach als vor der Kreuzigung wirkte: die einen durch den Herrn Selbst, die andern durch die Apostel.

Aber woher wissen wir denn, fragt der Ungläubige, daß die Apostel im Namen Jesu solche Wunder gewirkt haben? Die Antwort auf diese Frage des Unglaubens ist leicht: Aus der heiligen Schrift wissen wir es. Willst du aber — sagt da wiederum der hl. Chrysostomus — diesen Beweis nicht gelten lassen und vermagst du der hl. Schrift den Glauben, die von den Wun-

der Taten der Apostel berichtet, dann mußt du ja in diesen Galiläischen Fischen eine noch größere göttliche Kraft annehmen, weil sie dann ohne Wunder taten den ganzen großen Erdkreis zur Erkenntnis der göttlichen Wahrheit geführt hätten! Oder könnte es etwas Größeres und Erstaunlicheres geben, als das zwölf arme, ungelehrte Männer, die ohne allen Einfluß und jedes Ansehen waren, so viele Gelehrte und Weise, so viele Fürsten und Machthaber ohne Wunder taten zu ihren Anhängern machen, d. h. zur Aubebung ihres gekreuzigten Meisters überreden konnten?

Jawahr, lieber Leser, da sehen wir nicht etwa nur den einen oder andern Blinden, dem das Augenlicht wiedergegeben wird, sondern wir sehen den ganzen Erdkreis, wie er von der Finsternis des heidnischen Unglaubens befreit wird. — da sehen wir nicht nur den einen oder andern Ausfähigen, der von seiner schrecklichen Krankheit geheilt wird, sondern unser Blick fällt auf ganze Völker, die von dem Aussaße der Sünde durch das reinigende Bad der heiligen Taufe befreit und zugleich zu einem neuen Leben wiedergeboren wurden: zu einem Leben der Selbstverleugnung und Entsagung nach der Lehre des Gekreuzigten! Kann Jemand ein größeres Wunder verlangen zum Beweise der Auferstehung dieses unseres Herrn? S.

⊙ „Ein Blick in unser Innerstes“

lautete der Vortrag, welchen Herr Kaplan Mostert (Düsseldorf) an dem philosophisch-theologischen Abende des Windthorstbundes Düsseldorf am Freitag den 19. d. in der Bürgergesellschaft zu Düsseldorf hielt. Redner führte aus:

In unserer mehr, ja fast ganz der technischen und äußeren Kultur lebenden Zeit ist es ein Bedürfnis eines jeden erst lebenden Menschen, von Zeit zu Zeit seinen Blick den großen Menschheitsfragen zuzuwenden, die stets den Menschen bewegt haben. Als Grundlage aller dieser Probleme ragen hervor die Frage nach dem Dasein Gottes und dem einer unsterblichen Seele. „Ich suche Gott und die Seele“, dieses Wort des großen hl. Augustinus erfüllt jeden denkenden Menschen.

„Ich suche die Seele!“ ist das Problem, dessen Lösung der Blick in unser Innerstes uns geben soll. Gibt es eine Seele oder ist der Mensch nur ein körperliches materielles Wesen? Lebt in ihm eine den Körper belebende, selbst aber unkörperliche, geistige unsterbliche Seele? Regiert den Menschen ein denkender, selbsttätiger, freiwollender Geist? Oder „regiert“ der Stoff den Menschen? Ist der Mensch nur ein Produkt und Moment im Kreislauf des Lebens, ist er nur die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Licht und Wetter, von Schall und Luft, von Aton und Nahrung, ist sein Wille nur die notwendige Folge all dieser Ursachen, gebunden an ein Naturgesetz, wie der Planet an seine Bahn, die Pflanze an den Boden? ... Ist der Gedanke nur eine Versekung des Hirnstoffes? Ist auch das Bewußtsein nichts anderes als eine Eigenschaft des Stoffes? (So Mostert, Kreislauf des Lebens, S. 64 u. 81.) Ist es wahr, was Professor Büchner in seinem Buche „Kraft und Stoff“ S. 122 sagt, daß „dieselbe Kraft, die durch den Magen verdaut, durch das Gehirn denkt“? Oder beweist ein Blick in unser Innerstes, daß der Mensch außer den körperlichen Organen noch ein geistiges haben muß?

Wäre Seele und Gehirn, Seelentätigkeit und Gehirntätigkeit identisch, so müßte überall da, wo Gehirn wäre, auch Seelentätigkeit, d. h. Denken und freies, bewußtes Wollen sein. Das widerspricht aber den Tatsachen, da bekanntlich die Tiere Gehirn haben, ohne Seelentätigkeit zu äußern. Es widerspricht auch dann den Tatsachen, wenn man als Beginn der Denktätigkeit eine gewisse Quantität des Gehirnstoffes annimmt, da sonst der Elefant und der Walisch jeden Menschen und das neugeborene Kind den Erwachsenen an Verstand übertressen würde; ebenso, wenn man das Verhältnis des Gehirns zum ganzen Körper oder zum Rückenmark als Maßstab bezeichnen wollte, da auch dann der Mensch mit manchen Tieren den Vergleich nicht aushalten könnte; dasselbe gilt auch für die Annahme, daß die Denktätigkeit mit einer gewissen Menge Verschlungtheit und Dicke der Wälte auf der Oberfläche des Gehirns beginnt, oder der höhere Phosphorgehalt das Übergewicht der menschlichen Intelligenz bedingt, daß nach ersterem Gesetze das Kind, nach letzterem das Schaf und die Gans, die durch überreichen Phosphorgehalt sich auszeichnen, dem Menschen zuvorkämen. (Siehe Gutberlet,

Psychologie S. 276.) Der Vergleich mit den Tieren in Beziehung auf die Beschaffenheit des Gehirns beweist somit schon die Nicht-Identität von Gehirn- und Seelentätigkeit.

Noch klarer wird dies bei Betrachtung der Seelentätigkeit selbst. Schon das einfache Wahrnehmen (Sehen, Hören) kann durch bloße Stoffbewegung nicht zustande kommen. Ebenso wie die photographische Jod oder Bromsilberplatte ein Bild aufnehmen, die phonographische Walze Schalleindrücke empfangen und wiedergeben kann, so könnte auch unser Auge und Ohr auf dem Gehirn eine kleine Figur abgeben, ein Bild des Gesehenen und Gehörten, aber es bliebe ohne Seele stets ein totes Bild, würde aus sich nie ein wahrgenommenes, erst recht nicht zum Bewußtsein gekommenes werden; mechanische Bewegung kann wieder mechanische Bewegung, nicht aber Erkenntnis erzeugen.

Vor allem ist deshalb unser Gehirn aus sich ganz unfähig rein geistige Dinge anzunehmen, sich auf reines Denken zu verlegen, und das ist doch gerade die Hauptsache dessen, was wir Seelentätigkeit nennen. Das Auge, das Ohr kann an sich nur Farben, Linien und Töne aufnehmen, wir aber bilden uns vermöge unseres Verstandes Begriffe, die uns körperlich gewesen sind oder sein werden, wir lösen das Einzelbild los von allen Zufälligkeiten und bilden uns den Gattungsbegriff eines Wesens; wenn wir mehrere Bäume gesehen haben, können wir uns den Begriff „Baum“: Wurzel, Stamm, Krone bilden; wenn es auf uns regnet, fühlen wir die Kälte, wenn wir es regnen sehen, schließen wir, daß es notwendig regnen müsse, wir können aber auch ohne solche Ereignisse zu sehen und ohne uns ein Bild von ihnen vorzustellen, über dieses, sowie alle anderen Naturgesetze nachdenken.

Wenn einer Mutter plötzlich die Leiche ihres Kindes gebracht wird, und sie ohnmächtig oder gar tot zu Boden sinkt, waren es da die Lichtstrahlen, die der Anblick des toten Kindes auf das Auge und Gehirn warfen, wodurch die Mutter hinsank? Andere Menschen, die denselben Anblick hatten, sind durch denselben nicht getötet worden. Ein Gedanke: „Mein Kind ist tot“, hat auch die Mutter getötet. Das kann auch ein der Wirklichkeit nicht entsprechender (neugebildeter) Gedanke tun.

Behände der Mensch nur auch Körperlichem, aus Materie, so könnte er nie durch Unkörperliches beeinflusst werden. Und doch vermögen wir das, uns ganz unabhängig von Außen rein geistige Begriffe zu bilden, rein geistig selbst tätig zu sein, wir denken über mathematische, philosophische Probleme, Tugenden rein geistiger Art nach; erziehen uns und andere zu Edelstum, Ehrlichkeit, Mut, Dankbarkeit; streben nach Weisheit; wären wir nur Körperlich, nur Sinneswesen, so würden wir nie nach diesen überfinlichen Tugenden streben können, müßten unsere einzige Befriedigung in Erfüllung sinnlicher Liebe und Reigungen finden, da andere Reigungen bei uns gar nicht auskommen könnten. Und doch bringen gar manche aus uns der Wissenschaft, der Seelenrettung, der Erziehung große Opfer, weihen ihr das ganze Leben, und jeder, auch der der Sinnlichkeit tatsächlich ergebene, erachtet das als Niedrigkeit, Schande und des Menschen unwürdig. Der Blick in unser Innerstes lehrt uns also, daß wir nicht bloß Sinneswesen sind. Das Dasein des Verstandes beweist das Dasein einer Seele.

Doch blicken wir mehr noch in unser Innerstes. Wenn unser ganzes innere Leben nur die Wirkung körperlicher Funktionen wäre, so wäre es in keiner Weise möglich, einen Einfluß auf dieselben auszuüben. Wir wären dann nur wenn auch aus Fleisch und Bein bestehender Mechanismus; wir wären gezwungen, in einer ganz bestimmten von unserm Willen unabhängigen Weise zu denken und zu wollen, gerade so, wie auch die Tätigkeit anderer Organe keinen Einfluß haben, vielmehr z. B. Magen, Leber, Nieren usw. ohne jegliche Beeinflussung unsererseits arbeiten lassen müssen. Und doch wissen wir alle, daß die Tätigkeit des Denkens, welche nach der materialistischen Auffassung nur durch das Gehirn geschehen soll, wie das Verdauen durch den Magen, vollständig von uns seine Richtung erfahren kann. Selbst wenn sich durch unsere Sinne manche Gedanken und Vorstellungen uns aufdrängen, so haben wir die selbständige Fähigkeit, sie zurückzuführen oder auf sie einzugehen. Wäre unsere geistige Tätigkeit rein die Wirkung des Gehirns, so müßten wir jedesmal dasselbe denken und wollen, so wie die Stoffteilchen der Gehirnssubstanz sich lagern würden, wie in frühen Fällen. Es müßten dann auch die Gedanken, des einen von denen des andern nicht mehr verschieden sein, wie die übrigen körperlichen Funktionen.

Es wäre nach dieser Auffassung jede Bildung und Erziehung, wie sie seit der Urzeit bekannt ist, unnötige Arbeit. Es wäre dann das einfachste, die Chemie nach denjenigen

Nahrungstoffen suchen zu lassen, die am meisten geeignet sind, die Gehirnjubstanz quantitativ und qualitativ zu verbessern. Bildung und Erziehung bestände dann in der richtigen Ernährung. Der gefähigste Mensch würde den stärksten Keim haben, der größte Feinschmecker der größte Schöngestalt sein. Unmöglichkeit würde am leichtesten durch Verabreichung der gleichen Kost gehoben und gar bald würden alle Soldaten desselben Regiments vermöge der gleichen Kost dieselben Gedanken und Wünsche verspüren. Wenn das Denken und Wollen des Menschen sich auf den Stoffwechsel reduzierte, wäre es für Eltern, Priester und Erzieher die dankbarste Aufgabe, die Hochkunst möglich zu haben. Doch Gott sei Dank ist der Mensch mehr als eine Zusammensetzung von Fleisch und Knochen und bringt die Ausschüttung des Gehirns noch keine Gedanken hervor.

Wir bemerken nämlich in unserm Innern trotz aller Stoffwechseln, aus denen wir ja äußerlich bestehen, eine Einheit, trotz allen Wechsels und Vergehens, alles Wachens und Abnehmens, trotz aller Zerlegung, Umkehrung und Verkehren unseres ganzen Körpers ein ständig dasselbe bleibendes, noch nie unterbrochenes Wesen. Bei allem, was wir tun, sind wir uns bewußt: ich bin, ich danke, ich arbeite, ich leide, aber auch ich war, ich dachte, ich arbeitete, ich litt; ich war gestern, vorgestern, vor 2, vor 10, vor 20 Jahren, obwohl vor dieser Zeit mein jetziges Gehirn noch gar nicht war, auch nicht zu einem Teilchen, da bekanntlich innerhalb ziemlich weniger Jahre die ganze körperliche Substanz des Menschen sich vollständig umsetzt und erneuert. Trotzdem bin ich, das weiß ich ganz genau, derselbe wie vor 20 Jahren, dasselbe ich. Vielleicht war ich damals ein großer Laugenichs und spüre jetzt noch seine darüber. Woher die Erinnerung an alle Zeiten, woher Neue jetzt über Handlungen, die ein ganz anderes Gehirn veranlaßte, als das jetzige, das die Neue hat. Woher überhaupt die Fähigkeit einwilligen Denkens und Wollens, wenn diese Den- und Willensfähigkeit einzig dem Gehirn entspringt, das schon vermöge seiner Wechselhaftigkeit kein Selbstbewußtsein und keine Erinnerung vermöge seiner zahlreichen Teile keine Einheitlichkeit und deshalb auch nicht einen vollständigen, ununterbrochenen Gedanken produzieren kann, von der inneren schon näher erklärten Unfähigkeit ganz abzusehen.

Woher aber diese unsere Eigenschaften der Erinnerung, des Selbstbewußtseins, der inneren Einheitlichkeit, woher in uns immer dasselbe Ich. Woher dies, wenn nicht außer dem Körperlichen, das aus vielen Teilen besteht und stets wechselt, etwas Unkörperliches in uns lebt, das von Anfang an in uns war, als Träger des Körperlichen, als Prinzip unseres Lebens und Handelns, Denkens und Wollens?

Es lebt also, das beweist der Blick in unser Innerstes, ein Wesen in uns, das sich bloß mechanisch arbeitet, wie die Maschine oder ein chemischer Prozeß; nicht naturgezwungen, wie die Pflanze, nicht innerlich genötigt und getrieben wie das Tier, sondern das seiner und seiner Handlungen bewußt, rein geistig zu denken, frei zu wollen, übersinnlich zu sprechen und sich selbst zu beherrschen in der Lage ist. Mit anderen Worten: Wir haben eine unkörperliche, geistige, mit Verstand und freiem Willen ausgestattete Seele.

Wie haben eine unkörperliche Seele; denn, wie unsere gesamten Darlegungen bewiesen haben, ist die Materie völlig unfähig, die Wirkungen zu produzieren, die wir in uns vorfinden, besonders das reine Denken und Wollen. Kein Wesen kann etwas von sich geben, was sich nicht in ihm vorfindet. Weil unsere Seele unkörperlich ist, muß sie auch unteilbar, einfach sein; alles Körperliche, auch noch so klein, oder luftflüssig, ist immer noch teilbar; das unkörperliche ist unteilbar; unteilbar, einfach muß die Seele auch deshalb sein, weil sie ganz einheitlich tätig, wie unser Bewußtsein uns lehrt.

Wir haben sodann eine geistige Seele. Unsere Seelentätigkeit, vor allem unser übersinnliches Streben, unser ganz reines Denken, freies Wollen und Wählen beweist uns, daß das Prinzip dieser Tätigkeit ein übersinnliches, denkendes, freiwollendes, sich selbst bestehendes, wahrhaft geistiges Wesen ist und sein muß, da niemand gibt, was er nicht hat. Schließlich haben wir eine unzerstörbare Seele. Sie kann nicht aufgelöst oder zerstört werden; aufgelöst werden kann nur ein zusammengesetztes Wesen. Die Seele ist aber, wie ihre an ihrer Tätigkeit bewiesene Natur zeigt, ein nicht zusammengesetztes Wesen: hat gar keine Bestandteile, in die es zerlegt werden könnte. Ein Lösen, ein Zerstören ist deshalb bei ihr ausgeschlossen, ja unmöglich. Einmal erschaffen, hat sie vermöge ihrer inneren Natur die Gabe der Unsterblichkeit; sie kann nur von ihrem Urheber vernichtet, ins Nichts zurückgebracht werden.

Es beweist also ein Blick in unser Innerstes, verbunden mit

ruhigem, ernstem Nachdenken, daß der Mensch nicht bloß ein Produkt von Eltern und Amme, Ort und Zeit, Luft und Wasser, Schall und Licht, Kost und Nahrung ist, daß die Gedanken mehr sind als die Phosphorescenz des Gehirns, daß eine andere Kraft in ihm wohnt, durch die er denkt, als die, wodurch er verdaut, daß er nämlich eine unkörperliche, geistige, unsterbliche Seele besitzt. (Vergl. Gutherlet, Psychologie; Fesch, Weltanschauung; Eyle, die Bestandteile des menschlichen Wesens; Mercier, Psychologie; Meyenberg; Voedder, Institutiones; Schell, Gott und Geist.)

Die konfessionelle Neutralität des Guttemplerordens.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Von gegnerischer Seite des Guttemplerordens wird gegenwärtig in eine Reihe von Zeitungen ein recht abfällig über diese Vereinigung urteilender Artikel lanciert, welcher auch in Nr. 14 der Wochenbeilage „Für den Familienkreis“ dieser Zeitung Aufnahme fand. Zu dem Artikel ist zu bemerken, daß es sich nicht um ein Verbot des Guttemplerordens seitens der obersten katholischen Kirchenbehörde, sondern um eine Warnung vor dem Eintritt handelt. Es wird sodann in den fraglichen Auslassungen behauptet, der Guttemplerorden sei nicht bloß ein Verein zur Bekämpfung des Alkoholismus, sondern zugleich eine Religion im Kleinen. Auf wie leichte Füße diese Unterstellung steht, zeigen Sätze wie der: Im Guttemplerorden sei das Glaubensbekenntnis des Freidenkers mit dem religiösen Fanatismus protestantisch-pietistischer Religionsgemeinschaften vereinigt. Wie sollte wohl eine Vermischung solcher sich diametral entgegengesetzten Weltanschauungen möglich sein? fragen wir. Auf jeden Fall steht der Guttemplerorden derartigen Experimenten völlig fern. Weiter spricht der Artikel unserer Vereinigung einen pietistisch-schwärmerischen Charakter zu, behauptet aber sogleich im folgenden Satze, daß die Angehörigkeit zur Guttemplerloge zur religiösen Verflüchtung führe, daß in demselben die Vertreter des traffen Materialismus die maßgebende Rolle spielen.

Wenn ferner gesagt ist, die Verpflichtung (ein Gelübde oder gar einen Eid gibt es trotz des Artikels im Guttemplerorden nicht mehr), alkoholische Getränke weder zu genießen, noch zu kaufen, verlaufen, verabreichen oder die Verabreichung an andere zu veranlassen, führe die Mitglieder nicht dazu, sich in Gegensatz zur hl. Schrift zu stellen, so möchten wir den Artikelschreiber gern fragen, ob er selbst denn im übrigen die Speise- und sonstigen hygienischen Vorschriften, welche die Bibel erwähnt, befolgt. Uebrigens gestattet der Guttemplerorden seinen Mitgliedern ausdrücklich den Genuß des Weins beim Abendmahl.

Der Artikel baut sein Urteil über das Ritual des Guttemplerordens auf mehr oder weniger veralteten Fassungen desselben auf. Er exemplifiziert auf eine vor 9 Jahren der Weltloge eingereichte Denkschrift, welche geltend gemacht habe, daß das Ritual hier und da einen protestantischen Charakter trage. Der Artikel unterläßt hingegen zu erwähnen, daß ja eben diese Denkschrift die gewünschten Änderungen zur Folge hatte, und daß namentlich in der neuesten Ausgabe des Rituals alle Stellen beseitigt sind, an denen sich etwa Angehörige einzelner Konfessionen zeigen könnten.

In der Tat ist der Guttemplerorden entgegen den angelegenen Behauptungen in religiöser wie politischer Hinsicht streng neutral. Aus den Sitzungen der Guttemplerloge sind Erörterungen über konfessionelle oder parteipolitische Fragen sühnungsgemäß und tatsächlich ausgeschlossen. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß es ebenso wenig einen spezifisch katholischen, protestantischen oder jüdischen wie andererseits einen eigenen zentralen, sozialdemokratischen, konservativen oder dergl. Alkoholismus gibt, sondern nur einen Alkoholismus, welcher am Lebensmark unseres deutschen Volks kriecht und die Zukunft desselben bedroht, und welchen wir als deutsche Männer und deutsche Frauen bekämpfen wollen. So mancher katholische Volksgenosse ist im Guttemplerorden von dem Ranne des Dämons Alkohol befreit worden und hat an dieser Vereinigung wieder eine feste Stütze des Lebens gefunden. Wir tun trotzdem ununtwegt unsere Samaritanerpflicht, ohne danach zu fragen, ob es ein Katholik, Protestant oder Andersgläubiger ist, der da vom Alkohol gequälten am Wege liegt; stets werden wir ihn ohne Besinnen die helfende Bruderhand reichen. Nichts liegt uns fern, als „Katholikenfang“ zu treiben, wie der Artikel sagt. Wie gesagt, weisen wir Katholiken ebensowenig von unserer Tür wie Andersgläubige. Ist dies ein verwerfliches Tun? Nichts liegt dem

Guttemplerorden ferner, als seinen Mitgliedern zu den vielen bestehenden noch eine neue Religionsanschauung zu bieten. In keiner Weise hat er geheime Ziele oder geheime Prinzipien; er ist somit ebenso wenig eine Geheimgesellschaft wie jeder andere Verein, welcher von seinen ordentlichen Mitgliederleistungen Nichtmitglieder ausschließt. Alle Verpflichtungen, welche neue aufzunehmende Mitglieder auf sich zu nehmen haben, werden ihnen vorher schwarz auf weiß zur Kenntnis vorgelegt. Wer etwas anderes behauptet, kennt eben unsere Organisation nicht oder handelt mala fide.

Düsseldorf.
Der Prüfungsausschuss des Distrikts Rheinprovinz/Weft-Weftfalen des Guttemplerordens.

S. A.: Rud. Meidenbach.

Soweit die Zuschrift, der wir die bemerkenswerthen Stellen entnommen haben. Wir glauben nach dem Sätze: *Audiat et altera pars!* auch die Guttempler sprechen lassen zu sollen, bemerken zu obigen Ausführungen indes folgendes:

Der kirchliche Anzeiger der Erzdiözese Köln veröffentlichte in seiner Nummer vom 1. Februar 1905, Seite 12, folgende Entscheidungen des hl. Stuhles betr. den Guttemplerorden. Auf die Anfrage des apostol. Vikars Pallize von Norwegen, ob es Katholiken gestattet sei, sich dem Guttemplerorden anzuschließen, erfolgte von der Congregatio de propaganda fide folgende Antwort:

Rom, den 15. Juni 1892. An d. hochwürdigsten Herrn, den apostol. Vikar von Norwegen, Hochwürdigster Herr! In Bezug auf den Zweifel, der von Eurer Gnaden bereits der Congregatio auseinandergesetzt wurde, ob nämlich die Gesellschaft, Guttemplerorden genannt, unter die vom Apostolischen Stuhle verurteilten zu rechnen sei, ist eine vollständige Lösung des oben genannten Zweifels, da man noch keine vollständige Kenntnis der Gesellschaft hat, noch aufgeschoben. Aber das, was schon über die Gesellschaft bekannt ist, beweist gar sehr, daß sie den Gläubigen sehr gefährlich und demnach durchaus zu meiden ist. Das Gebot, welches den Anhängern vorschr.: Stillschweigen zu bewahren über das, was in ihren Versammlungen verhandelt wird, der Schriftbruch am Glauben, dem (wie es die traurige Erfahrung in Amerika lehrt) die Katholiken, welche derselben beitreten, elend ausgeführt sind, und ander Weise von nicht geringerer Bedeutung, verlangen das. Und so mögen Ew. Gnaden dafür sorgen, daß die Gläubigen jenes Landes von einer Gesellschaft zurückgehalten werden, in welcher ihr katholischer Glaube in große Gefahr gebracht würde.

M. Card. Ledochowski, Praef.

Ignatius Erzbischof, Sekretär.

Die Congregatio de propaganda fide fragte nun bei der Congregatio Sti. Officii an und erhielt folgende Antwort auf die 2 Fragen:

1. Fällt die Gesellschaft, gewöhnlich Guttemplerorden genannt, unter die von der Bulle: „Apostolicae Sedis“ verhängte Exkommunikation? Und wenn „nein“ 2. ist es unter schwerer Sünde verboten, dieser Gesellschaft beizutreten?: zu 1. nein, zu 2. Ja oder (mit anderen Worten): die Gläubigen sind von der Mitgliedschaft dieser Gesellschaft abzuhalten.

Damit ist also entschieden, daß kein Katholik dem Guttemplerorden angehören darf.

Die St. Petrus Claver-Sodalität für die afrik. Missionen

veröffentlicht jeden einen kurzen Jahresbericht pro 1905, welchem wir folgendes entnehmen: Die Sodalität besitzt gegenwärtig zwei Zentralen: Rom (via dell' Olmataia 16, in unmittelbarer Nähe von S. Maria maggiore), wo die General-Leiterin residiert, und Salzburg (resp. Maria Sora bei Salzburg). Außer diesen zwei Zentren bestehen Filialen in: Wien, Triest, Krakau, Prag, Bozen, Innsbruck, Mailand, München, Breslau, Paris, Zug (Schweiz) und mehrere Abgabestellen, von denen die von Maria Einsiedeln und St. Gallen im Berichtsjahre errichtet wurden. Die Mehrzahl der Filialen werden von externen Mitgliedern geleitet. Die Zahl der Förderer und Förderinnen nahm im Berichtsjahr um 1168 zu und beträgt nun 4418.

1. Organe der Sodalität sind: a) Das „Echo aus Afrika“ (jährl. Abonnementpreis Mk. 1.20) erreichte in seiner Ausgabe in sechs Sprachen: deutsch, französisch, italienisch, polnisch, böhmisch und slowenisch eine Gesamtauflage von 30 000 Exemplaren. b) Die „Kleine Afrika-Bibliothek“ (jährl. Abonnementpreis 90 Pfg.) erscheint in deutscher und italienischer Sprache, wird in 16.500 Exemplaren gedruckt und erfreut sich, gleichfalls frei-

gander Beliebtheit. Im Verlage der Sodalität, zum größten Teile in der Missionsdruckerei in Maria Sora hergestellt, erschienen im Laufe des Jahres verschiedene Propagandabroschüren und zwar in deutscher, italienischer, französischer, böhmischer und polnischer Sprache, sowie 3 Werke in afrikanischen Sprachen zum Gedrauge der Missionäre.

2. Vorträge. Im Berichtsjahre wurden veranstaltet 62 größere und kleinere Vorträge (darunter 20 Missionspredigten) in deutscher, italienischer, französischer, polnischer, böhmischer und ungarischer Sprache. Von anderen Veranstaltungen wären noch zu nennen: 3 Paramenten-Ausstellungen in Wien, Triest und München, 7 Theater-Aufführungen (2 in Wien, 1 in München, 4 in Triest), die Abhaltung eines „Afrika-Missions-Kongresses“ in Wien, die Abhaltung eines feierlichen Tribunals in Rom vor dem Feste des hl. Petrus Claver, und in Prag vor dem Feste H. L. Frau v. Guten Rat.

3. Missionsunterstützungen. Infolge dieser Propagandatätigkeit konnte die Sodalität im Berichtsjahre unter 41 in Afrika wirkenden Missionsgesellschaften die Summe von 117.619 Mk. verteilen. Dabei erhielten, um bloß einige Missionsgesellschaften hervorzuheben: die Weihen Väter Lavageries 14.940 Mk., — die Väter vom hl. Geiste 13.680 Mk., — die Kapuziner 12.398 Mk., — die St. Benediktus-Missionsgesellschaft 2.018 Mk., — die Ballottiner 1.189 Mk., — die Oblaten Maria Immacolata 11.032 Mk., — Yvonier-Missionsgesellschaft 8.594 Mk. usw. An die verschiedenen Missionsstationen in Afrika wurden in 112 Sendungen (Kisten oder Paketen) im Werte von circa 19.550 Mk. mehrere Altäre, Aulgeräte, Paramente, Kirchgewände, Devotionalien, Musikinstrumente, Reditamenten, Nahrungsmittel und sonstige nützliche Gegenstände geliefert. Auch wurden wieder viele Tausende gebrauchter Briefmarken in der Sodalität gesammelt und zum Besten der afrikanischen Missionen verwendet.

Wer über die Organisation der St. Petrus Claver-Sodalität Näheres zu erfahren wünscht, wende sich um Anstünfte an die General-Leiterin derselben, Gräfin W. Th. Ledochowska, Rom, via dell' Olmataia, 16, oder an die Filialen der Sodalität München, Tückerstraße 15/11 und Breslau, Dirschstraße 33.

Frühjahrs-Exerzitien zu Steyl.

An den nachstehend benannten Tagen finden zu Steyl Exerzitien statt, und zwar ist der Beginn derselben jedesmal an dem zuerst genannten Tage um 6^{1/2} Uhr abends deutsche Eisenbahnzeit (weshalb die geehrten Exerzitanten und Exerzitantinnen erst des Nachmittags, nicht des Vormittags, hier eintreffen mögen, keinesfalls aber schon tags vor dem Anfang); der Schluß ist an dem zuletzt genannten Tage um 9-10 Uhr vormittags. Am vorletzten Tage wird gebeichtet, am letzten Tage ist gemeinschaftliche heilige Kommunion. Die Exerzitanten und Exerzitantinnen erhalten gegen geringe Vergütung Kost und Wohnung im Missionshause resp. im Hause der Missionschwestern. — Im Missionshause: Für Priester: 23. Mai bis 1. Juni (Montag bis Freitag). Für Küster: 2.-6. Juni (Montag-Freitag). Für Männer und Jünglinge: 23.-27. Mai (Mittwoch-Sonntag). 2.-5. Juni (Abend vor Pfingsten-Dienstag). Die Anmeldungen sind zu richten: An das Missionshaus zu Steyl, Post Kaldenkirchen (Hld.). — Im Kloster der Missionschwestern: Für Frauen: 18.-22. Juni (Montag-Freitag). Für Jungfrauen: 12.-16. Juni (Dienstag-Samstag), 26.-30. Juni (Dienstag-Samstag). Für Frauen und Jungfrauen: 23.-26. Juni (Samstag-Dienstag). Die Anmeldungen sind zu richten: An das Kloster der Missionschwestern zu Steyl, Post Kaldenkirchen (Hld.). Anfang jedesmal am Abend des erstgenannten Datums 6^{1/2} Uhr. Die beiden genannten Häuser liegen 1^{1/2} Stunde von Kaldenkirchen, dem deutschen Bahnhof auf den Strecken Kempen-Benlo und M.-Stadbach-Benlo 1^{1/4} Stunde vom holländischen Bahnhof Benlo; 1^{1/4} Stunde vom holländischen Bahnhof Tegelen, auf der Strecke Benlo-Roermond. In Benlo (Bahnhof) findet man Pferdebahn bis zum Missionshause geht und sechs mal am Tage fährt (8,45, 10,35, 12,45, 2,35, 4,50, 7,50. Preis 40 Pfg.) Um 5 Uhr (deutsche Zeit) geht ein Zug von Benlo nach Tegelen (Billet 30 Pfg.). Diejenigen, welche den Schnellzug nach Kempen vermeiden wollen, fahren am besten: Neuß ab 3,5, Biersen an 3,48; Biersen ab 3,54, Benlo an 4,36. Zurück: Benlo ab 12,7, Biersen an 1,5; Biersen ab 1,9, Neuß an 1,57. (Die deutschen Rückfahrkarten gelten 45 Tage.)

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: G. Cougen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 18.

Düsseldorf, den 6. Mai.

1906.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag nach Ostern. — Nachklänge zum Osterfeste. III. — Jahresbericht der Salvatorianer 1905. — Frühlingstrenne und Frühlingseid. — Wieder eine Niederlage des Darwinismus. — Gegen die katholische Kirche. — Eine verrätene Generalbeichte der Maria Theresia. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum dritten Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem hl. Johannes XVI, 16—22.
„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen; denn ich gehe zum Vater. Da sprachen Einige aus seinen Jüngern untereinander: Was ist das, daß er zu uns saget: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen; und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen, und: Denn ich gehe zum Vater? Sie sprachen also: Was ist das, das er spricht: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet. Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten, und sprach zu ihnen: Ihr fraget unter euch darüber, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen; und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, ihr werdet weinen und wehllagen; aber die Welt wird sich freuen. Ihr werdet traurig sein; aber euer Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Das Weib, wenn es gebärt, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist; wenn sie aber das Kind geboren hat, so denkt sie nicht mehr an die Angst, wegen der Freude, daß ein Mensch Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird zur Welt geboren worden ist. Auch ihr habet jetzt zwar sich freuen, und euer Freude wird Niemand von euch nehmen.“

Nachklänge zum Osterfeste.

III.

Heute begeht die Kirche Gottes das Schutzfest des hl. Joseph, des Bräutigams der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Das Fest will uns, lieber Leser, zu Gemüte führen, wie nach dem ewigen göttlichen Rathschlusse der hl. Joseph einst die sorgsamste Liebe und Wachsamkeit der heiligen Familie in Nazareth zugewandt, so daß der menschgewordene Sohn Gottes „für Josephs Sohn gehalten wurde“ (Luk. 3) — und wie er nun, nach seiner Aufnahme in die himmlische Herrlichkeit, diesen fürsorglichen Schutz angedeihen läßt jener „großen heiligen Familie“, der Kirche Gottes auf Erden. Dieses mächtigen Schutzes erfreuen sich aber vorzugsweise alle diejenigen, die berufen sind, das Eltern- oder Vorfosteramt auszuüben: also Väter des göttlichen Kindes in Dessen „Brüdern“ zu sein.

Nehmen wir nun, lieber Leser, unsere abgebrochene Betrachtung über die Auferstehung Jesu wieder auf, und zwar wollen wir dem hl. Chrysostomus noch einmal das Wort leihen. Willst Du (sagt er) noch einen anderen Beweis für die Tatsache der Auferstehung Jesu haben? Wohl an, die große Umwandlung, die im Innern der Apostel nach der Auferstehung ihres

Meisters vorging, — diese Umwandlung ist ein noch größerer Beweis für die Auferstehung Jesu. Niemand wird leugnen wollen, daß man selbst an einen Menschen, den man während seines Lebens geliebt und verehrt hatte, nach dessen Hinscheiden wenig mehr, oder vielleicht gar nicht mehr denkt. „Aus den Augen, aus dem Sinn“, — dieses alte Sprichwort ist leider nur zu wahr, und wer aus uns hätte sich da nicht Vorwürfe zu machen? Handelt es sich aber erst um einen Verstorbenen, mit dem man bei dessen Lebzeiten schon aus irgend einem Grunde keinen Verkehr mehr gepflogen hatte, so wird der um so sicherer und um so schneller der Vergessenheit anheimzufallen. Daher ist es ganz undenkbar, daß Jemand einem früheren Lehrer oder Freunde, mit dem er schon bei dessen Lebzeiten allen Verkehr abgebrochen hatte, — nun nach seinem Tode den ersten Platz in seinem Herzen einräumte, ihn über Alles erhebe, zumal wenn aus dieser Anhänglichkeit und diesem Eifer tausend Gefahren erwachsen.

Siehe, lieber Leser, was sonst nie geschieht und geradezu unerhört ist, das ereignete sich bei unserm Herrn und Seinen Aposteln! Sie hatten ihn, da Er noch lebte, verleugnet und verlassen, waren bei Seiner Gefangennehmung im Garten Gethsemani feige geflohen, — und nun, nachdem Er unzählige Schmähungen, Lästerungen und Mißhandlungen, ja, selbst den entehrenden Kreuzestod erlitten; nun schämen und erheben sie ihn über Alles und sind jeden Augenblick bereit, für das Bekenntnis Seines Namens sogar ihr Leben zu opfern! Wäre ihr Meister nach Seinem Tode nicht wieder auferstanden, wie wäre es denn möglich gewesen, daß die, welche bei Seinen Lebzeiten vor der ersten sich darbietenden Gefahr feige geflohen waren, jetzt nach Seinem Tode Selbstewegen zahllosen Gefahren für Leib und Leben freudigen Herzens sich aussetzten? Und während damals Alle geflohen waren, hatte Petrus seinen Herrn und Meister dreimal verleugnet, zuletzt sogar mit einem Eidschwur! Und dieser Jünger, der bei Lebzeiten seines Meisters nicht einmal wagte, vor einer armen Magd sich zu dem gefangenen „Nazarener“ zu bekennen, — dieser Jünger zeigt jetzt nach der Auferstehung eine so wunderbare Veränderung in seinem ganzen Wesen und Auftreten, daß er sich vor der ganzen Welt nicht mehr fürchtet, sondern vor allem Volke freimütig verkündet, daß der Gefreuzigte am dritten Tage aus dem Grabe wieder auferstanden und bald darauf in den Himmel aufgefahren sei! Von der Gnade des herabgekommene Heiligen Geistes gestärkt, tritt der Apostel mit seinem Zeugnisse für den vordem verleugneten „Nazarener“ auf ohne alle Furcht; beweist aber diese wunderbare Umwandlung nicht, daß er den Auferstandenen wirklich gesehen haben muß? Wie wäre diese Umwandlung überhaupt zu erklären, wenn der Apostel von der Auferstehung seines Herrn und

Meisters nicht völlig überzeugt gewesen wäre? Ja, lieber Leser, weil Petrus seinen auferstandenen Meister gesehen, mit Ihm gesprochen und Ihn über die Zukunft Seiner Kirche reden gehört hatte, darum schreckte er jetzt vor keiner Mühe und vor keiner Gefahr zurück: er tat es in dem freudigen Bewußtsein, daß es für einen Lebenden Heiland geschah; ja, er gab zuletzt freudig sein Leben hin für den geliebten Meister, ließ sich für Ihn sogar mit zu Boden hängendem Haupte kreuzigen, weil er sich nicht für würdig hielt, in derselben Weise am Kreuze zu sterben, wie einst sein göttlicher Erlöser.

Zassen wir nun zum Schlusse unsere Ausführungen über die Auferstehung unseres Herrn noch einmal kurz zusammen: Wenn wir aus der heiligen Schrift ersehen, lieber Leser, daß nach dem Kreuzstode Jesu noch größere Wunder in Seinem Namen geschahen als zuvor, — daß Seine Jünger Ihn jetzt noch viel mehr anhängen, als früher, da sie sich seiner beglückenden Gegenwart erfreuten, — daß sie nun in allen irdischen Prüfungen und Gefahren eine vorher nicht gekannte Zuversicht an den Tag legten, — wenn wir, mit einem Worte, eine so herrliche, geradezu staunenswerte Veränderung in den Aposteln wahrnehmen: so lassen diese Tatsachen nur den einen Schluß zu, daß mit dem Kreuzestode Jesu keineswegs „Alles aus war“, wie der Unglaube behauptet, — daß der Gekreuzigte vielmehr auferstanden ist aus dem Grabe, daß Er lebt, daß Er der Lebendige, unsterbliche Gott ist! Und wenn einst die Apostel Ihn verlassen hatten, als sie Ihn in Seiner selbstgewollten Erniedrigung sahen, so ist nunmehr die ganze Welt zu Ihm hingeeilt, und nicht allein Petrus und die andern Apostel, sondern tausend und tausend Andere — meist solche, die später gelebt und den Auferstandenen nicht mehr selber gesehen hatten, — sie alle haben für den Glauben an ihn unzählige Leiden erduldet und ihr Leben freudig für ihn geopfert. Das sind Tatsachen, die sich nicht weglugnen lassen, Tatsachen, für die der Ungläubige niemals eine vernünftige Erklärung finden wird.

Wie erhebend ist der Gedanke, lieber Leser, daß jetzt nach nahezu zwei Jahrtausenden, in allen Kirchen und Kapellen des katholischen Erdkreises das Auferstehungsfest des Herrn feierlichst begangen wird, und daß viele Millionen alljährlich mit der Kirche Jesu jubeln und singen: „Alleluja! Der Herr ist wahrhaft auferstanden!“ S.

3 Jahresbericht der Salvatorianer 1905.

Die Gesellschaft des göttlichen Heilandes (Salvatorianer), die am 8. Dezember 1905 in das 25. Jahr ihres Bestandes eingetreten ist, (gegründet am 8. Dezember 1881 in Rom von ihrem jetzigen Generalsuperior Pater Franziskus vom Kreuz Jordan), hat sich auch im abgelaufenen Berichtsjahre wieder nach Kräften bemüht, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Durch die am 27. Mai 1905 vom hl. Stuhl verliehene erste Approbation der Gesellschaft zu erneuter Schaffensfreudigkeit angeregt, arbeiteten die Priester der Gesellschaft in 26. Kollegien und mehreren Missionsstationen, in Italien und Oesterreich, in Ungarn und Kroatien, in der Schweiz, in Belgien, in England, in Ostindien, in Nord- und Südamerika. Ihre Tätigkeit erstreckte sich auf Seelsorge, Missionen in zivilisierten und heidnischen Ländern, Jugenderziehung und Herausgabe von Zeitschriften.

Sie verwalteten mehrere Pfarr- bzw. Rektoratskirchen, zwei Marien-Wallfahrtskirchen und eine Anzahl andere Kirchen resp. Kapellen; in vielen Orten leisteten sie seelsorgliche Ausschüsse im Reichstuhl und auf der Kanzel. Sie verwalteten ferner die St. Josefs-Station in Waldstone (England), mehrere Missionen in Nordamerika, darunter zwei sog. Indianer-Reservationen. In der vom apostolischen Stuhle der Gesellschaft übergebenen apostolischen Präfektur Assam (Ostindien) arbeiten zur Zeit ein apostolischer Präfekt und 10 Missionäre auf 7 Haupt- und circa 36 Nebenstationen.

Auch im abgelaufenen Jahre wurden wieder eine Anzahl Ungläubige in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt. Eine besondere Tätigkeit entfalten die Priester in katholischen Vereinen, die sie zum Teil selbst ins Leben gerufen haben

und denen sie zum Teil als Leiter vorstehen, so z. B. in Jünglings- und Gesellenvereinen, marianischen Männer-Kongregationen, Verein der Kinderschutzhaltungen.

Eine Hauptaufgabe der Gesellschaft bildet die Jugenderziehung; hierin leisteten die Patres im abgelaufenen Jahre wieder recht Erfreuliches. In Volk- und Bürgerläsien erteilten sie gegen 12 000 Schülern lateinischen Unterricht, leiteten zwei sog. Knabenhorte, in welchen schulpflichtige Knaben, deren Eltern tagsüber in Fabriken arbeiten, in der schulfreien Zeit beaufsichtigt und nützlich beschäftigt werden, ferner eine Erziehungs-Anstalt für verwahrloste Knaben. Letztere Anstalt erwarb sich wiederholt das Lob und die Anerkennung höherer Persönlichkeiten. Sie leiteten ferner ein Studenten-Konvikts und nahmen sich der schulenlosen Jugend beiderlei Geschlechtes an durch lateinische Vorträge in Jug-über-einen. In das im Jahre 1884 vom Generalsuperior errichtete sog. Englebündnis sind seit der Gründung bereits 40 000 Kinder aufgenommen worden.

Auf literarischem Gebiet arbeitete die Gesellschaft durch Herausgabe mehrerer Zeitschriften. Die von ihr veröffentlichten Zeitschriften: „Der Missionär“, „Mama für Kinder“, „Salvatorianische Mitteilungen“ in deutscher und polnischer Sprache, „Apostel-Kalender“ in deutscher und ungarischer Sprache, erreichten im abgelaufenen Jahre eine Gesamtauflage von circa 117 000 Exemplaren. Ein Missionär in Assam gab ferner ein Assam-Deutsches Wörterbuch heraus und übersetzte die „Nachfolge Christi“ und Leben von Heiligen in die Assam-Sprache.

Wenn man noch hinzusetzt, daß eine Anzahl Patres ihre Kräfte dem Lehrfache widmen, indem sie die in den Erziehungshäusern der Gesellschaft befindlichen Pädagogen in den Gymnasialfächern unterrichten, und daß auch die Verwaltung der verschiedenen Center der einzelnen Häuser der Gesellschaft viel Mühe und Arbeit verlangt, dann werden die fremdblickenden Leser überzeugt sein, daß die Gesellschaft des göttlichen Heilandes auch im letzten Jahre fleißig mitgeholfen hat an der großen Aufgabe der heiligen Kirche für das Wohl und Heil der Menschheit.

== Frühlingsfreude und Frühlingsleid.

Frühling wird's! Schon rinnen die Wasserlein; mit tausend Armen umschlingen sie die Erde und tragen den Graß des Frühlings in die Tiefe. Schon säuseln die Knospen, kühlt von der feuchtwarmen Luft. Auch vom Weiser hat die Sonne die schützende Decke genommen und ihre goldenen Strahlen in die Tiefe gesandt als Mahnung an die Schläfer, aufzuwachen und den Frühling zu begrüßen.

Schon kühlt ein Fröschelein ans Ufer. Wie wohl ihm die Sonnenwärme tut nach dem langen Schlafe auf dem kalten Grunde. Es blüht so vergnügt in die Welt hinein, als könnte es nimmer Winter werden. Doch jäh wird es aus seinem Traume gerissen. Mieseln tauchen vor seinen Augen auf. Wie gelähmt sitzt es im Schreden und starrt die Mieseln an. Da erhält es als Liebstofung einen Auteufreich. Jetzt kehrt es lichen — sonst ist es um sein Leben geschehen. Ein Gluck, daß es in der kalten Blut sein Heil sucht. Die nachgelandten Stime verlieren ihre Kraft im Wasser; den Schlägen entschwimmt das Ziel.

Doch hat ihr Auge ein Bruder des Fröscheleins erpäht. Zu weit hat es sich vom Ufer entfernt; abgeschnitten von der reinenden Flut sucht er durch weit: Sprünge seinen Peinigen zu entfliehen. Aber vergeblich. Schon hat ein Stein die Kraft seines Fußes gelähmt; da sausen die Geschosse hagelbicht auf ihn; sein Körperchen zuckt — es rührt nicht die rohe Schaar; seine Augenlein blicken so flehend und vorwurfsvoll — sie sehen es nicht; sein Tod nur sättigt sie; sie ruhen nicht, bis es starr am Wege liegt — eine stumme, aber erschütterte Anklage gegen die Erziehung unserer Jugend.

Nun wenden sich die Mörder ab; ihr Ziel ist ja erreicht; und keiner fühlt das Unrecht, das er verübt. Vielleicht meinen sie noch Helden zu sein; sie lernen ja früh genug vom Jagdrühm; warum sollen sie nicht auch Jäger sein — in ihrem Sinn.

Steh dort den Schmetterling mit den gelben Flügel; auch ihn hat die Lenzesonne wackelgüt; so gaukelt er denn zu den spärlichen Blümchen, um ihren Nektar zu trinken, den sie freiwillig bieten. Doch auch er ist von den wilden Jägern schon erpäht. Man braucht kein Netz, es sind ja Hülte zur Hand. Der Arme — wie muß ihm zumute sein, wenn so eine Miesenglocke auf ihn stürzt und ihn zu Boden reißt? Da fassen auch schon fürchterlich: Jangen nach ihm und bräuen seinen schwachen Leib, daß ihm die Sinne vergehen; ein Gluck für ihn — wenigstens sieht er das graufame Gefängnis nicht, in dem ihn gierige Menschenhände verbergen.

Wie verblendet müssen doch Menschen sein, die ihr eigenes Glück zerstören! Oder gehört der Schmetterling, diese lebendige Blume, nicht auch zum Frühlingsglück? Oder ist das Herz dieser Jugend so verblendet, daß es das Glück nicht empfindet?

Dort sitzt ein brütender Vogel auf seinem Nest; die unbelaubten Zweige gewähren noch wenig Schutz; auch ihn haben die gewandten Augen der Knaben ausfindig gemacht. Kengstlich umflattert er das Nestchen — liegt ja doch sein ganzes Mutterglück da drinnen. Doch was kümmert's sie mit dem kalten Herzen! Sie brechen die Eier und schleudern das Nest umher. Was geht es sie denn an, daß der arme Vogel Halm um Halm mühsam zusammen getragen hat, daß er geslochten und gebessert hat, bis das kleine Kunstwerk vollendet war. Was kümmert's sie, daß das arme Vöglein um seine verlorenen Kinder trauert, daß es, vertrieben von seinem Heim, im Wald umherirrt, daß sie es um sein Mutterglück betrogen haben? Wenn sie am Abend nach Hause kommen und eine liebende Mutter sie in ihre Arme schließt, werden sie sich dann ihres Verbrechs erinnern?

Nun sind sie des Jagens müde. Jetzt werden Blumen gesucht. Farben ins Herz hinein! Doch auch ihr entrinnt den nimmerfallenden Händen nicht. Sie ruhen nicht eher, bis nicht das letzte Blümdchen, das sie erblicken, geknickt ist.

Die Blume lebt; auch sie ist um ihr Wohl besorgt. So regungslos sie unserm Auge erscheint, sie lebt, sie düstet nach Wärme, sie atmet, sie öffnet und schließt ihren Mund, sie behält wie eine sorgende Mutter, sie stirbt, wenn man sie pflückt.

Frühling wird's; die Natur erwacht. Ich freue mich und ich traure. Ich traure, daß es Menschen gibt, die durch Qual die Freud; des Frühlings tören; ich traure um euch, ihr Kinder des Buzes, die ihr jenen in die Hände jaltet, die nicht wissen, was sie tun.

ag Wieder eine Niederlage

des Darwinismus.

Wahre Pracht-Vorstellungen waren es, welche die Darwinisten ihrem Publikum gaben, wenn es galt, der allenthalben in der Natur zu Tage tretenden Zweckmäßigkeit den Lauspaß zu geben. In Decorationsstücken war kein Mangel. Mühte doch der ganze Farbenreichtum der Natur herhalten, um dem Darwinismus ein prunkendes Ausstattungsstück zu ermöglichen. Wer erinnert sich nicht jenes siegesfrohen Geschreies über die Schutzfärbungen der Tiere, die Mimiery genannten Erscheinungen, z. B. um die beliebtesten Repertoirstücke zu nennen: die Nachahmung von Hummeln und Wespen durch Fliegen und andere harmlose Insekten, die täuschende Maske, welche manche Schmetterlinge (Kallima) aufstecken und durch die sie sich das Aussehen von vergifteten Blättern und dergleichen geben. Weissmanns Vorträge über Deszendenztheorie, wo (II, 441) dem selbstamen Gedanken Ausdruck gegeben wird, unsere Zeit habe das große Rätsel gelöst, wie das Zweckmäßige entstehen kann ohne die Mitwirkung zwecktätiger Kräfte, ließ sich noch wie ein Nachzügler aus den Flitterwochen jener Theorie. In wortreichen Ausführungen wird erzählt, wie diese Schmetterlinge im Laufe der Zeiten sich Schutzfarben angeeignet hätten, um so vor ihren Feinden geschützt zu sein; indem nämlich ihre Flügel färbung den Blättern, in denen die Schmetterlinge sitzen, zum Verwechseln ähnlich sind, wird der Vogel, der sie erjagen will, irreführt und der Schmetterling entgeht dem gefährlichen Gegner.

Indes die Toten reiten schnell und haben bereits diese schöne Theorie eingeholt. Hat doch die tiefer eindringende Forschung festgestellt, daß es Mimiery gibt, die zwar sehr vollendet, aber direkt ganz sinnlos sind.

Wer kennt nicht das schöne Geschichtchen, daß gewisse Insekten das Reich der Wespen und Hummeln anziehen, damit sie von den Vögeln, welche sie jetzt für wirkliche Hummeln und Wespen halten und daher auch ihren Giftstachel fürchten, nicht gefressen werden. Darüber schreibt ein neuerer Naturforscher, der sonst durchaus kein geschworener Feind des Darwinismus ist: „Kennt man die Geschichte nur vom Hörensagen, so leuchtet der Nutzen dieser Nachahmung wirklich ein — sieht man aber ein paar Sommervormittage auf der Bank vor unserem Gartenhäuschen und gibt ein wenig acht auf die Dinge, die da so in der brütenden Stille vor sich gehen, so fällt alsbald die hübsche Mimiery zusammen, denn diese Insekten alle werden von den Vögeln an der Gartenheide rücksichtslos aufgefressen, wenn sie erwischt werden. Der Giftstachel hilft da nur wenig und der arme Esel, der sich in die Löwenhaut hält, um für einen Löwen gehalten zu werden, sät schon in der Fabel elendiglich auf.“ (Francé, Das Leben der Pflanze I, 143.)

Und von den Mimiery der so vielgenannten indischen Kallima-Schmetterlinge heißt es (a. a. O. 244): „Sie sind das Non plus ultra der Nachahmung von Pflanzenteilen. Ja sie sind so vollkommen, daß sie weit über das Ziel hinausschießen, vor lauter Vollkommenheit ungewöhnlich werden und die Mimiery-Theorie zu Fall bringen. Denn auf ihren Flügeln sind nicht nur vergiftende Blätter mit aller Farbenpracht und dem ganzen Reiz der Adern und Nerven abgebildet, sondern noch viel mehr: Minengänge von Raupen, die die Blätter benagen, oder Tautropfen, die auf den Blättern liegen und so vollendet nachgeahmt sind, als ob sie der deshalb berühmt gewordene gute alte niederländische Maler Quysum darauf gepinselt hätte. Auf den Flügeln des großen Schmetterlings Opsiphanes Cassiopeia malte ferner die Natur ein erbsenähnliches Gebilde mit so täuschenden Details, daß es die Naturforscher — die doch hoffentlich weniger leicht zu täuschen sind, als die Vögel — beim ersten Blick für eine recht wenig appetitliche Wade halten müssen. Nun stelle man sich einmal vor, wie trefflich diese klassischen Fälle von Mimiery in der Natur schägen. Ein Vogel, der diese für ihn reizenden Madengänge, Maden, Beeren erblickt, wird wohl kaum widerstehen können, einmal versuchsweise hinzupicken — dann aber ist der Schmetterling verloren und hätte alle Ursache, der Mimiery . . . zu fluchen.“

Sollen wir ferner erinnern an die allbekannte Fliegenblume, deren Blüten insektenähnlich aussehen, was man allen Ernstes damit erklärt, die Pflanze wolle damit nicht genehmen Besuchern gegenüber den Anschein erwecken, als sei sie bereits von anderen Insekten besetzt. Aber, das große Aber bei der schön erdachten Geschichte ist eben doch da. Und das ist der Umstand, daß die — die äußere Ähnlichkeit mal zugegeben — die Blüten besuchenden Insekten sich gar nicht auf das Auge verlassen, sondern von ihrem Geruchsorgan geleitet werden und dort, wo sie Honig riechen, sich durch kein noch so schönes Plakat vor der Reklarschente, welches den Eindruck „besetzt“ machen soll, wenigstens von einem Versuch, noch Platz zu finden, abschrecken lassen.

So gibt Francé schließlich die ganze Mimierytheorie preis als ein haltloses Kartenhaus, weil ihm (S. 250) mit Recht die Beseitigung einer falschen Hypothese ein eminentes wissenschaftlicher Fortschritt ist. Wer weiß, wie man einst den Gedanken der Mimiery bezubelt hatte, die es gestattet, die so eigenartigen Zeichnungen z. B. der Schmetterlingsflügel zu „erklären“, versteht den vollen Inhalt und die ganze Tragweite der Worte Francés (S. 305): „Lockfarben und Schutzmittel, Blumengestaltung, Formennachahmung und Schreckzeichnungen, die Paradiesstücke der populären Schriften noch vor 20 und 10 Jahren — sie haben uns wieder Bescheidenheit gelehrt, denn sie sind im Wesen unergründlich geblieben und werden auch der Generation nach uns manch harte Ruh zu knacken geben.“

Will man immer noch nicht merken, daß der Darwinismus neben mancher Förderung der Beobachtung auch manchen Irrweg und Zeitverlust der Forschung auf dem Gewissen hat? —

ca. Gegen die katholische Kirche.

Ueber die „Verhaftung eines Jesuiten“ berichteten deutsche ausländische Zeitungen nach der Wiener „Zeit“: „P. Sominiski, Superior des Klosters der Jesuiten in Koczka, wurde wegen Fälschungen in öffentlichen Dokumenten verhaftet und in das Gefängnis nach Suczawa abgeführt. Die Affäre macht ungeheures Aufsehen.“ Wie der C. A. und dem Wiener Z. N. W. mitgeteilt wird, gibt es in Koczka kein Jesuitenkloster, sondern eine Niederlassung der Lazaristen, deren Vorsteher, P. Sominiski vor einem Jahr für eine arme Witwe „Familienauskünfte“ zum Behufe einer Reklamation des Sohnes zum Militär ausstellte. Zerstückelweise hat er dabei einen seit vielen Jahren abwesenden, ihm gänzlich unbekanntem Sohn übergeben. Nun ließ bei der Staatsanwaltschaft in Lemberg eine mit dem Namen eines vor 10 Jahren verstorbenen Bauern besetzte Anzeige gegen Sominiski ein. Dieser wurde verhört, dann als fluchtverdächtig verhaftet, kurz darauf aber auf Befehl des Lemberger Gerichts entlassen, weil an der ganzen Sache nichts sei.

Eine Heise wird gegenwärtig in Kirchenfeindlichen, besonders in sozialdemokratischen Blättern („Schwab. Tagwacht“, 11. 4., der „Hohenstaufen“-Göppingen, 14. 4., „Ahein. Zeitung“, 18. 4., „Mainz. Volkszeitung“, 19. 4., „Frankf. Zeitung“, 19. 4., „Düsseldorf. Volkszeitung“, 24. 4., „Dortm. Arbeiter-Zeitung“, 25. 4.) gegen Pfarrer Böfer in Reckberg (Wirttemberg) betrieben. Der Pfarrer soll auf höheren Befehl den sozialdemokratischen Gewerkschaftlern seiner Pfarre die Absolution verweigert haben. Er soll ferner

in der Karfreitagspredigt erklärt haben, die Mitglieder der freien Gewerkschaften seien charakterlose Menschen, die Sozialdemokraten seien ehrlos. — In der Gemeinde Neuhberg, die früher unter besonderer Staatsaufsicht stand, arbeiten die Sozialdemokraten mit unehörtlichem Terrorismus; es gelang ihnen, einen großen Teil der christlich organisierten Sipser in ihre Gewerkschaft hinüber zu bringen. Gegen Religion und „Pfaffen“ wütheten sie unablässig. Angesichts dieser Dinge glaubte der Pfarrer in der Predigt vor der religionsfeindlichen Sozialdemokratie warnen zu müssen. Er tat dies in scharfen Worten nach genauer, sorgfältiger Vorbereitung. Jedoch sind Ausdrücke wie „charakterlose, ehrlose Menschen“ als Bezeichnung der Sozialdemokraten nicht gefallen. Was die angebliche Verweigerung der Absolution betrifft, so hat Pfarrer Döser vor der Beichte öffentlich erklärt, er könne die sozialdemokratischen Gewerkschaftslieder nicht absolvieren, weil ihr Verhalten für die Gemeinde ein Vergernis sei. Wir stellen übrigens fest, daß die kirchliche Oberbehörde dem Herrn Pfarrer in dieser Beziehung keinerlei Rat oder Weisung erteilt hat. Völlig erfunden ist auch die Behauptung der „Rhein. Zeitung“ und anderer Blätter, Pfarrer Döser habe einen Artikel der „Schwäb. Tagwacht“ als Text seiner Karfreitag-Predigt gewählt.

Zu der Bekehrung gegen Geldentwürdigung in Mühldorf a. Inn, welche vom protestantischen Pfarrer Frommhold in Wittgenstein-Obermühl unlängst öffentlich dargestellt wurde und sich als plumpe Lüge eines Schmiedegesellen herausstellte, schreibt die „Wartburg“ (Nr. 16 vom 20. April): „Woher bekam der Handwerksburche (nämlich der Lügenschmied), der auf der Wandererschaft war, im Krankenhaus das Geld, mit dem er seine Eltern unterstützen konnte? U. A. u. A.“ Der katholische Stadtpfarrer schrieb jüngst dem Herrn Pastor Frommhold: „Dabei hatten Sie den eigentümlichen Einfall, zu verlangen, wir sollten beweisen, woher denn das Geld kamme, wenn nicht vom Herrn Cooperator. Sie glauben also, daß wir allwissend sein müssen.“ Das Ansinnen des Pastors und die Frage der „Wartburg“ sind allerdings sehr eigenmächtig. Vielleicht aber genügt folgendes zur Aufklärung: Schneider — so heißt der Geselle — erhielt einmal per Postanweisung etwas über 6 Mark, davon fandte er kurz nach seinem Eintreffen im Krankenhaus 3 Mark per Post seinem Vater, „damit ihm dieser nichts nachsagen könne, weil sie nicht miteinander auf gutem Fuße stünden“ — so sagte Schneider selbst dem Hausmeister. Interessant ist die protestantisch festgelegte, vor mehreren Zeugen geäußerte Versicherung Schneiders, er würde protestantisch bleiben, auch wenn man ihm 300 Mark gäbe. In einem gemeinsamen Schreiben haben sowohl der Stadtpfarrer als auch der Cooperator von Mühldorf Herrn Pastor Frommhold ersucht, seine unwahre Darstellung zu widerrufen. Auf Veranlassung der Koblenzer Rechtschutzstelle für den katholischen Klerus gehen auch denjenigen Blättern, welche die falsche Darstellung abdruckten, Berichtigungen aufgrund des Preßgesetzes zu.

— Eine verratene Generalbeichte der Maria Theresia.

In der Monatschrift „Das Banner der Freiheit“, welche der bekannte Katholikenhasser Professor Gottfried Schwarz in Karlsruhe herausgibt, sind wieder einmal Märlein von der verratenen Generalbeichte der Kaiserin Maria Theresia kolportiert. „Maria Theresia“, so weiß dieser Mann der Wahrheitsliebe seinem Publico zu erzählen, „eine große, weitblickende aber bigotte Frau, wollte die Jesuiten in Wien auch nach Aufhebung des Ordens halten; bis man ihr die Abschrift ihrer in Wien abgelegten Beichte insgeheim von Rom aus durch ihren eigenen Gesandten zustellte.“ Daß an der ganzen Räubergeschichte kein wahres Wort ist, ist für jeden denkenden Menschen ohne weiteres klar, auch wenn er nicht weiß, daß Maria Theresia sich zur dem Aufhebungsdekret Clemens XIV., welches den Jesuitenorden aufhob, fügte, aber den Jesuiten ihre volle Gunst bewahrte. Auch der hartnäckigste Zweifler, der nach dem Sage: Wo Rauch ist, ist auch Feuer, doch etwas hinter der Geschichte vermuten sollte, muß seinen Wahn drangeben, wenn er erfährt, daß selbst der Evangelische Bund sich zu der Erklärung genötigt gesehen hat, als er gegen die „Jesuitenfabeln“ von Duhr zu Felde ziehen wollte: „Die verratene Generalbeichte der Kaiserin Maria Theresia gehört wirklich zu dem, was Duhr mit dem Ausdruck „Jesuitenfabeln“ bezeichnet (Anti-Duhr oder kurze Widerlegung der Duhrschen Jesuitenfabeln, Leipzig 1895, S. 6). Aus dem Umstand, daß selbst bei diesen Leuten, die sich sonst durch eine ganz hervorragende Reichgläubigkeit in Dingen, welche „Rom“ betreffen, auszeichnen, die Geschichte als unhaltbar erkannt und preisgegeben ist, kann der Karlsruhe' Professor entnehmen, wie weit er noch zurück ist.

Allerlei.

— Pius X. und die Frauenfrage. Fel. Kamilla Theimer, die Wiener Schriftstellerin und Frauenrechtlerin, wurde kürzlich vom Papste in Privataudienz empfangen. Das „Neue Wiener Tageblatt“ veröffentlicht einen ausführlichen Bericht über diese Unterredung. Fel. Theimer schreibt: Der Papst begann das Gespräch unter Bezugnahme auf meinen Beruf. „Also Schriftstellerin sind Sie? Ja, die Nacht der Feder ist groß in unseren Tagen“ — und nach einer kurzen Pause: „Aber auch die Verantwortung derer, die sie führen.“ Ich sagte, daß gleich mir viele gläubige Katholikinnen sich fragen, wie der Heilige Vater der Frauenbewegung gegenüberstehe und ob er sie billige. Der Papst antwortete lebhaft: „Aber selbstverständlich — selbstverständlich billigt ich sie, natürlich, soweit sie mit der christlichen Moral nicht im Widerspruch steht. Die katholische Kirche billigt und segnet ja jede Bewegung, die darauf abzielt, das intellektuelle und soziale Niveau der Menschheit zu heben. Wir müssen alle arbeiten — ich versichere Ihnen, ich arbeite ebenfalls und sogar sehr viel — und warum sollten die Frauen nicht arbeiten?“ — „Sind Sie, Heiliger Vater, auch nicht dagegen, daß die Frauen studieren?“ — „Aber warum, warum? Im Gegenteil, sie sollen studieren! Es gibt ein Feld auf dem die Kräfte der Frau bis jetzt zu wenig ausgenützt und auf dem sie doch so viel leisten könnte. Das ist die öffentliche Armenpflege. Zu dieser müßte die Frau herangezogen werden, und zwar überall, und auch von den öffentlichen Verwaltungskörpern. Die Armenpflege in allen ihren Arten ist ja von Haus aus ein eminent weiblicher Beruf; was ist die Ausübung der christlichen Caritas sonst als die Mütterlichkeit im erweiterten Sinne.“ Nur gegen die politische Frauenbewegung sprach sich der Papst mit aller Schärfe aus. „Wählerinnen, Deputierte, O nein!“ und abwährend hob er die Hände. „Die Frauen in den Parlamenten, das fehlt gerade noch! Die Männer machen dort noch Konfusion genug — und nun erst, wenn noch die Frauen dazukämen?“ Pius X. hat ein schönes kräftiges Baritonorgan und verrät in seinen Gebärden sofort den Norditaliener, d. h., er unterstreicht, wenn notwendig, den Satz mit einer ausdrucksvollen Bewegung, aber seine Hände sind nicht in fortwährender Tätigkeit, wie beim Südländer. Beim letzten Sage aber, den er mit erhobener Stimme sprach, gab er seinen Worten noch Nachdruck durch lebhaftes Gebärdenenspiel. „Zu direkter Einfluß der Frauen auch auf die Politik — gewiß, seine Notwendigkeit sehe ich ein. Die Frauen sollen die ihnen nahestehenden dahin beeinflussen, daß sie gut wählen, und vor allem ihre Söhne so erziehen, daß sie sich ihrer Bürgerpflichten bewußt werden. Aber keine politische Frauen.“ Zu meiner Ueberraschung bekannte sich der Papst im Prinzip als Anhänger des allgemeinen Stimmrechts, jedoch bemerkte er, daß dieses, namentlich in den Ländern mit verschiedenen Nationalitäten und von ungleichen Kulturstufen, mancherlei Gefahren mit sich bringe und daher mit gewissen Kautelen versehen sein müsse. Weiter im Gespräch erklärte der Papst, daß ihm neben den religiösen und rein kirchlichen Interessen noch drei Fragen besonders am Herzen lägen: die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen durch eine höchst ausgebildete Arbeiterdurchbildung, die Friedensfrage und die Antiduellbewegung. „An ihnen allen dreien“, sagte er, „sollen die Frauen wecktätig mitarbeiten, zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschheit.“ Ich hatte Rosenkränze zum Weihen mitgebracht, darunter zwei für protestantische Damen. Sie würden es sich, sagte ich, als großes Glück anrechnen, Ew. Heiligkeit persönlichen Segen zu empfangen. „Sie sollen nur kommen.“ erwiderte der Papst; „ich werde sie gern segnen, und sie sollen mich auch ansprechen, damit ich weiß, daß sie es sind.“ Ich kniete nieder, um den Segen des Statthalters Christi zu empfangen. Von Pius' Lippen gesprochen, in der herrlichen Sprache Dantes, die an sich schon Musik ist, klangen die Worte noch schöner: „Sei gesegnet, meine Tochter, du und alle, die du in Liebe im Herzen trägst, wie sie alle gesegnet sein mögen, die deiner Liebe gedenken, hier und bis über alle Meere.“

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 19.

Düsseldorf, den 13. Mai.

1906.

Inhalt: Evangelium zum vierten Sonntag nach Ostern. — Nachklänge zum Osterfeste. IV. — Weltvergessene Kinder Gottes
Notigste Zustände in England. — Die chinesische Studienkommission.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum vierten Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem hl. Johannes XVI., 5—14.
„In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe hin zu dem, der mich gesandt hat und Niemand von Euch fragt mich: Wo gehst du hin? sondern weil ich euch dies gesagt habe, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt. Und ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe; denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen; gehe ich aber hin, so werde ich ihn euch senden. Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überzeugen, von der Sünde und von der Gerechtigkeit, und von dem Gerichte; von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe, und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist. Ich habe euch noch Vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern, was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Reintigen nehmen und es euch verkünden.“

Nachklänge zum Osterfeste.

IV.

Die Auferstehung ist der glorreiche Wendepunkt im irdischen Leben des Gottmenschen. Sie ist, wie schon wiederholt hervorgehoben wurde, eine der wichtigsten Wahrheiten unseres heiligen Glaubens, so daß man sagen kann: mit dieser Wahrheit, mit dieser Tatsache, steht und fällt das Christentum. Wer an die Auferstehung Jesu nicht glaubt, kann ja unmöglich an die Gottheit Jesu glauben, also auch nicht an den göttlichen Ursprung der christlichen Religion, deren Urheber Er ist. Darum hat die göttliche Weisheit, wie wir sahen, lieber Lesef, einst die Apostel als unansehbare Zeugen für die Tatsache der Auferstehung Jesu in alle Welt hinausgesandt: im Namen und in der Kraft ihres auferstandenen Herrn und Meisters haben sie die erstaunlichsten Wunder gewirkt; ja, sie sind für die Wahrheit der Auferstehung in den Tod gegangen.

Wenn also die Tatsache der Auferstehung eine so hochwichtige Bedeutung für uns Christen hat, so kann und darf es uns auch nicht gleichgültig sein, lieber Lesef, ob wir über dieses gnadenvolle Ereignis im irdischen Leben unseres göttlichen Erlösers eine richtige Vorstellung haben. Jede neue Erkenntnis im Leben Jesu ist ja — vom christlichen Standpunkte aus betrachtet — für uns wichtiger, als eine große Entdeckung auf dem irdischen Gebiete; das Leben Jesu ist für uns Christen ein kostbarer „Schatz“, der durch frommes Studium und Nachdenken gehoben und unser geistiges Eigentum wird.

Doch zur Sache! Wie wird die Auferstehung Jesu gewöhnlich im Bilde dargestellt? Entspricht etwa das

Bild der Wirklichkeit, das uns von christlichen Künstlern, von bedeutenden Malern und Bildhauern meist vor Augen geführt wird? Sehen wir einmal etwas genauer zu! Soweit meine Erfahrung reicht, sind die bildlichen Darstellungen der Auferstehung — wenn auch in den Einzelheiten der Ausführung verschieden — doch in der Hauptsache eins: Wir sehen das in den Felsen gehauene Grab des Erlösers; der „schwere Stein“ wird von einem Engel gehalten oder ist bereits von ihm weggerollt; der Heiland aber ist eben dem geöffneten Grabe entstiegen und schwebt, eine Siegesfahne in der Hand tragend, rasch empor. Auch die Wächter des Grabes fehlen nicht; der eine schaut, von der Glorie des auferstandenen Herrn geblendet, zur Erde nieder; ein anderer starrt, mit einer abwehrenden Handbewegung oder das Gesicht bedeckend, zu der Lichtgestalt empor; ein dritter stürzt, wie von einem Blitzstrahl getroffen, jählings zu Boden. — Auch die „Biblische Geschichte“, die von unsern Schulkindern gebraucht wird und zweifellos als ein meisterhaft verfaßter Auszug aus der hl. Schrift anzusehen ist, bringt eine bildliche Darstellung der Auferstehung: Da steht der auferstandene Erlöser, die Siegesfahne in der Linken haltend, auf dem noch verschlossenen und versiegelten Grabe; ihm zur Seite sehen wir einen Engel in anbetender Stellung; endlich die Wächter fast genau so, wie oben erwähnt wurde.

Ich will nun gewiß nicht leugnen, lieber Lesef, daß derartige bildliche Darstellungen der Auferstehung vom künstlerischen Standpunkte aus sich rechtfertigen lassen, — aber der Wirklichkeit, den Tatsachen, entsprechen sie nicht, vielmehr wird mancher Beschauer dieser Bilder sich eine ganz falsche oder doch nur halb wahre Idee von der Auferstehung Jesu machen. Oder ist es denn richtig, daß der Engel den schweren Türstein des Grabes wegrollte, bevor der Herr auferstanden war? Ganz gewiß nicht! — War die Beseitigung dieses Steines gar nötig, um dem Gottmenschen den Weg zu öffnen? Wie unwürdig würde diese Vorstellung sein! — In seiner Auferstehung war der heilige Leib des Herrn fein, ätherisch, vergeistigt, so daß Er, wie wir jüngst im Evangelium hörten, am Abend des Auferstehungstages bei verschlossenen Türen zu den Jüngern in den Abendmahlsaal eintrat. So leicht, wie wir, lieber Lesef, durch die uns umgebende Luft schreiten, schwebt Jesus mit göttlicher Majestät aus der verschlossenen Grabhöhle, daher wir auch in einem unserer bekanntesten Osterlieder zum Preise des Auferstandenen singen: „Ihm kann kein Siegel, Grab, noch Stein, kein Felsen widerstehn!“ Und der große hl. Papst Gregor I. weist darauf hin, daß der Herr in ähnlicher Weise zu einem glorreichen Leben aus dem verschlossenen Grabe erstehen wollte, wie Er vordem in Bethlehäm aus dem jungfräulichen Schoße Marias zu Seinem irdischen Leben hervorgegangen war. Das Grab war also noch verschlossen und versiegelt, als der auferstandene Erlöser bereits über ihm schwebte.

Ferner, haben die Wächter des Grabes wirklich die Auferstehung unseres Herrn gesehen? Waren sie wirklich Augenzeugen dieser glorreichen Begebenheit? Nimmermehr! Schon unser christliches Gefühl sträubt sich dagegen, daß diese rohen, heidnischen Kriegsgesellen, die wahrscheinlich ganz verkommene Menschen waren, gewürdigt worden seien, den Herrn in Seiner Glorie und Herrlichkeit zu sehen, noch ehe Er Seiner heiligsten, tiefbetäubten Mutter erschienen war, die diesem beseligenden Augenblicke mit heiliger Ungeduld entgegenharrte! Nein, lieber Leser, dieses wahrhaft himmlische Schauspiel war nur für die reinen Augen der Engel bestimmt! Die Wächter dagegen waren nicht wert, Zeugen des großen, weltverlösenden Moments der Auferstehung zu sein, der zweifellos in geheimnisvoller Stille vor sich ging; für jene römischen Schergen genügte das schreckenerregende Erscheinen des Engels, der den Erdboden zittern und beben macht, und dessen Anblick so furchtbar ist, daß diese römischen Legionäre, die wahrscheinlich schon in mancher Schlacht dem Tode furchtlos ins Auge geschaut hatten, wie tot zu Boden fallen vor lauter Entsetzen, — für diese Wächter (sage ich) genügt, daß dieser himmlische Boten den Stein wegwälzt und durch diese Offenlegung des leeren Grabes die bereits vollzogene Auferstehung des Gottmenschen Seinen Feinden ankündigt.

Die Auferstehung unseres Herrn und Heilandes war also, lieber Leser, für menschliche Augen verschleiert und verborgen, — nur die himmlischen Geister wurden gewürdigt, dieses in aller Stille vor sich gehende, glorreiche Ereignis zu schauen. S.

Δ Weltvergessene Kinder Gottes.

Ja, weltvergessen waren Jahrhunderte lang viele, viele Tausende unserer Mitbrüder. Niemand half ihnen, weil niemand ihnen helfen konnte. Mitleid stand die Menschheit tausenden von Menschen gegenüber. Kleidung und Nahrung, das war alles, was man, und vielfach noch mit Widerwillen, ihnen darreichte. Der Geist aber war gebannt, weil Gehör und Sprache fehlten.

Endlich, nach 1800 Jahren sollten auch diese Ketten fallen. Abbé de l'Épée in Frankreich und Samuel Heinicke in Deutschland — Männer mit einem großen und liebevollem Herzen, Männer, die ihr ganzes Leben und all ihre Kräfte, ja ihr ganzes Hab und Gut opferten, legten Hand an das bis dahin aussichtslos gegoltene Werk. Nach vielen, großen und schier unüberwindbar scheinenden Schwierigkeiten zeigten und belehrten sie die Welt, daß auch bei den Gehör- und Sprachlosen der Geist gewirkt und die Zunge gelöst werden kann. Staunen ergriff die ganze Welt ob der scheinbar gemachten Wunder, aber erstaunen mag ein jeder, der die Lebensbeschreibungen liest, die übermenschliche Geduld und Ausdauer dieser Männer, die solche Resultate bei den Taubstummen erzielt haben. O, wie oft waren sie der Verzweiflung nahe, wie oft wollten sie, durch jahrelange Mißerfolge entmutigt, von ihrem Vorhaben absehen, — aber ein Blick in die träumerischen und nach Erkenntnis schmachtenden Augen der Unglücklichen und ein scheinlicher Aufblick nach oben gab diesen edlen Männern immer wieder neuen Mut zu neuen Versuchen. Und die Erfolge waren des Schwere des Edlen wert. Im Laufe der Jahren entstanden dann viele Schulen, in denen die Taubstummen auch jetzt noch — nach Erfindung der Lehrensmethode — mit großer Mühe unterrichtet werden. Den Abschluß des Unterrichtes und der religiösen Erziehung bildet die erste heilige Kommunion. Und was dann? Dann bleiben die Taubstummen besonders in religiöser Beziehung gewöhnlich sich selbst überlassen.

Der Herr Schulrat Waltherr (Berlin) heidet die Gefühle der Taubstummenlehrer, die von den schulentlassenen Jünglingen Abschied nehmen, in folgende Worte ein: „Mit Wehmuth, Angst und Bangen sehen wir sie scheiden“. Warum? Wer soll die Taubstummen fernerehin belehren, wer soll sie namentlich in religiöser Hinsicht weiterhin erziehen? Wieder sind sie „weltvergessene Kinder Gottes“ geworden.

Lieber Leser! Hand aufs Herz! Was wäre wohl aus dir geworden, wenn du nach Empfang der ersten hl. Kommunion keine Ermahnungen erhalten, keine Anregungen zur Erfüllung deiner religiösen Pflichten gehabt, wenn du keine Predigt gehört hättest? Was wäre wohl geschahen, wenn deine religiöse Erziehung und Ausbildung mit dem schönsten Tage deines Lebens ihren Abschluß gefunden hätten? O,

es wäre um dich wohl sehr schlecht bestellt! Das Gebet, der Kirchenbesuch, der Empfang der hl. Sacramente, all die guten Lehren und Ermahnungen, all die guten Vorhänge aus der Jugend, alles das wäre sicher auf dem stürmischen Meer: dieses Lebens und in dem harten Kampf um das tägliche Brot schon längst verschollen und vergessen. Und dürftest du dir wohl unter denselben Voraussetzungen bei den schulentlassenen Taubstummen, die als „Weltvergessene“ dahinleben, etwas anderes erwarten?

Also darum haben sich die beiden edlen Männer jahrelang abgemüht, damit durch die Interessenlosigkeit der Nachwelt ihr begonnenes Werk sich in ein Nichts auflöst? Also darum mühen sich die Lehrer in den Taubstummenanstalten ab, um später wegen Mangel an weiterer geistiger Fürsorge statt guter Früchte nur Dornen und Disteln an ihren Jünglingen vorzufinden? Also darum mühen sich die taubstummen Kinder in den acht Schuljahren ab, damit sie später wie verlassene Schäflein ohne Hirt umherirren und schließlich zugrunde gehen? Wäre die Nachwelt, wären wir von einer großen Schuld freizusprechen?

Schon an dir selbst, lieber Leser, erkennst du also, daß eine besondere Seelsorge für die erwachsenen Taubstummen notwendig ist, denn die Dankbarkeit Gott und den edlen Männern gegenüber, die Nächstenliebe und besonders das Eckenheil dieser Unglücklichen fordern gebieterisch, daß eine solche ausgeübt wird, namentlich in Berlin, wo circa 400 katholische Taubstumme leben. Darum hilf uns ein Kirchenlein zu Ehren des hl. Geistes bauen, — dem Tröster aller und der auch besonders meine lieben Taubstummen in ihrem Unglück trösten soll — denn bei der großen Berliner Kirchennot finde ich Sonntag vormittags nirgends Platz, um einen eigenen Gottesdienst — hl. Messe und Predigt — für die Taubstummen abhalten zu können. Bei der Wahl des Kirchenplatzes wird besonders ein in kirchlicher Beziehung noch nicht verzogter Stadtheil berücksichtigt, damit auch die herumwohnenden Katholiken ihre religiösen Pflichten werden erfüllen können. Und an solchen unberzorgten Stadtheilen ist hier kein Mangel, weil immer neue entstehen. In Kopenhagen (Dänemark) hat man für nur 200 Taubstumme schon eine eigene Kirche gebaut.

Wer in unserer so glaubensschwachen Zeit muß mit der religiösen Unbedingtheit auch die soziale Fürsorge verbunden werden. Sollte man heutzutage — in unserer so materialistisch angelegten Zeit — nur belehren und predigen, ermahnen und zurechtweisen und im übrigen sich um das Wohl und Wehe namentlich der ärmeren Klassen nicht kümmern, so hieße es vielmehr: „Letztes Stroh drehen“. Und bei den Taubstummen, die wegen ihrer Gebrechen und wegen ihrer sehr mangelhaften religiösen Bildung und Erziehung viel materieller gestraft sind als die Volkstümlichen, und ausschließlich den ärmeren Klassen angehören, gilt noch in höherem Grade der Satz: „Der Weg zum Herzen geht durch den Magen.“ Darum hat sich überall neben der religiösen auch das Bedürfnis einer sozialen Fürsorge für die Taubstummen herausgestellt. Überall zeigt man sich im Norden und Süden, im Osten und Westen: In Dänemark, Königreich Sachsen und in Oesterreich, in Ost- und Westpreußen und Posen, in Westfalen, in der Rheinprovinz und in Elßaß und Lothringen, überall bestehen bereits Taubstummenheime, oder es werden solche in aller nächster Zeit in Angriff genommen.

Und in Berlin, in der Haupt- und Residenzstadt, wo mehr erwachsene katholische Taubstumme wohnen, als in so mancher Provinz; in Berlin, wo die Gefahren für Glauben und Sitten größer und zahlreicher sind, als in irgend einer anderen Stadt; in Berlin, wohin die Taubstummen aus allen Provinzen kommen — und daran kann man sie leider nicht hindern — um Arbeit und Verdienst zu suchen; — in Berlin soll ein priesterliches Herz ruhig zusehen, wie katholische Taubstumme an Glauben und Sitten vielfach nur deshalb Schiffbruch leiden, weil kein katholisches Heim besteht, und weil sie dann bei ihrer Ankunft in Berlin wegen Mangel eines solchen die billigen aber verdächtigen Herbergen aufsuchen, wo sie infolge ihrer großen Empfänglichkeit für alles dem geistigen und leiblichen Ruin entgegengehen? Bestände dagegen ein katholisches Heim — daselbst soll für die Taubstummen in den verschiedensten Notlagen von dem Schuttlinde angefangen eine sichere Zufluchtsstätte sein (doch darüber ein andermal) — wo die Zugezogenen sogleich Unterkunft, Rat und die erste Hilfe finden könnten, so kämen sie sofort in eine katholische Umgebung und dann wäre es ein Leichtes, sie auf dem rechten Wege zu erhalten. Schwer, oft sehr schwer aber ist's, die einmal schon geschlagenen Wunden zu heilen.

Geliebte Glaubensgenossen in der Provinz! Besonders an euch wende ich mich. Hätten wir hier in Berlin nur für die eingeborenen Taubstummen zu sorgen, dann bräuchten

wir den schweren Bettelstab nicht in die Hand zu nehmen. Ja, die Eingebornen müssen vielfach noch unter dem Zufluss von außerhalb leiden; denn da sie gewöhnlich noch Angehörige haben, so unterstützt man unwillkürlich eher die von außerhalb, die allein dasitzen, ohne Vater und Mutter, ohne Bruder und Schwester. Wer kann und deshalb verargen, daß wir auch euch, liebe Glaubengenossen, um milde Gaben angehen?

35 000 Mark, die größtenteils in Berlin und der Delegatur gesammelt, sind vorhanden. O, hätte ich nur das Doppelte; der Anfang des Werkes wäre gesichert. Aber Berlin allein ist in absehbarer Zeit außer Stande, das Werk zu begründen und daselbe existenzfähig zu machen, und doch — wie notwendig ist es jetzt schon!

Ein armer Schuhmacher schreibt mir: „Zum Dank, daß mir der liebe Gott ein gesundes Kind geschenkt hat, empfangen Ew. Hochwürden 5 Mark für die Taubstummen.“ Sicherlich wird jetzt bei jedem Kindtaufen etwas für die Taubstummen abfallen. Versucht's nur, die Helfende wird das übrige tun.

Eine Dame, die einen blinden und taubstummen Knaben gesehen und dreimal 5 Mark geschickt hat, schreibt: „Ja, Sie haben recht. Wir müssen dem lieben Gott innig danken, wenn er uns gesunde Sinne gab und gern und freudig jenen Armen helfen, welchen so herrliche Gaben versagt sind.“ Deshalb ist aber die Interesselosigkeit gerade für die Taubstummen so groß? Darauf antwortet dieselbe Dame: „Weil ihre Gebörden sich äußerlich nicht so bemerkbar machen, darum sieht sie die Welt nicht, darum vergißt ihrer die Welt.“

Ja, ja, „Weltvergessene Kinder Gottes.“

Zum Schluß will ich nur noch erwähnen, daß die Protestanten in Deutschland bereits 12 Taubstummenheimen besitzen, und 6 andere werden in Bälde entstehen. Das verdient gewiß die größte Anerkennung aber auch Nachahmung von unserer Seite, die wir in ganz Deutschland kein einziges haben.

Mit dem göttlichen Hülfsande, der bei der Heilung des Taubstummen das erlösende Wort „Epheta, Öffne dich“ sprach, rufe ich auch dir zu: „Öffne, lieber Vater, dein Herz und deine Hand und hilf mir an meinen mir lieb gewordenen Taubstummen die Bünden heilen, die die Armut und die Sünde geschlossen.“ Gedanke ihrer besonders jetzt, da du dein gesundes Kind zur ersten hl. Kommunion führst!

Bettelbriefe werden aus Sparamkeitsrücksichten nicht verschickt. Wer etwas näheres über die Taubstummen zu wissen wünscht, der mache einen Vorwurf auf den Postamtsverwaltungsabschnitt und noch in diesem Jahre folgt eine illustrierte Broschüre gratis und franco.

Neben dem Heim soll ein Heiliggeist-Kirchlein gebaut werden, das durch Einführung eines Doppelgottesdienstes auch ein wenig der großen Berliner Kirchennot adeln wird.

Auch die geringste milde Gabe nimmt dankend entgegen der Taubstummen-Sozialerger P. Regidius Wallerand (Dominikaner), Berlin NW. 21, Turmstraße 44.

Religiöse Zustände in England.

A. W. Taylor (London) veröffentlicht folgende interessante Abhandlung in der „Apologetischen Rundschau“ (Koblenz):

Unter allen europäischen Ländern gibt es vielleicht keines, welches dem Kirchenhistoriker ein interessanteres Schauspiel darbietet, als England. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war England verschiedenes Male die Seele des Kampfes gegen die katholische Kirche, und die Kämpfe jener Zeiten haben in der Volksseele tiefe Spuren hinterlassen.

Wie überall, so haben die Protestanten auch in England versucht, die katholische Kirche durch Entstellungen und Unwahrheiten zu unterdrücken, und auch heute noch sind es englische Zeitungen, welche eine Unmenge von Lügen gegen den Katholizismus in die ganze Welt hinaustragen. Nur einen Vorzug hat die kirchenfeindliche Presse Englands vor den antikatholischen Blättern anderer Staaten: sie widerruft bereitwillig falsche Behauptungen. Von jeher warf man den englischen Katholiken vor, sie wollten die politische Freiheit untergraben und eine fremde Herrschaft, nämlich die des Papstes, einführen. Von Kindheit an werden den jungen Engländern zahlreiche Geschichten katholischer Grausamkeit und Intoleranz eingepaukt. In sehr vielen Häusern findet man das Martyrerbuch von Flore mit Schilderungen „katholischer Grausamkeit“, obgleich ein gelehrter anglikanischer Geistlicher (Dr. Matland) schon längst nachgewiesen hat, daß jenes Buch ein Pamphlet ist. In den Buchhandlungen kleiner englischer Städte, in den Dörfern der Bauern findet man überall die gräßlichsten Schreckensgeschichten über Nonnen, welche angeblich wegen der geringsten Verfehlungen

eingemauert wurden. Von Jesuiten heidnische Geschlechts (N) werden in den Büchern für „Familienlektüre“ die unglücklichsten Geschichten erzählt. Auf diese Weise werden die antikatholischen Vorurteile der Volksmassen lebendig erhalten.

Aber trotz der vielen Vorurteile gegen die katholische Kirche gewinnt diese in England immer mehr an Ansehen in den gebildeteren Kreisen. Ob sie auch numerisch zunimmt, läßt sich vorläufig mit annähernder Genauigkeit nicht sagen, weil die Dissidenten (Protestant Dissenters) sich einer amtlichen konfessionellen Statistik widersetzen. Nur aus der Ehestatistik läßt sich mit einiger Zuverlässigkeit schließen, daß die Zahl der Katholiken in den letzten Jahren ungefähr dieselbe geblieben ist. Obgleich nämlich verhältnismäßig viele aus den gebildeteren Ständen katholisch werden, treten andere zum Protestantismus oder zum Dissidententum über, und zwar sind an diesen Verlusten der katholischen Kirche einerseits die gemischten Ehen und die Auswanderung nach Amerika, andererseits der sehr empfindliche Priester-mangel schuld.

Daß mit dem Einfluß und dem Ansehen der katholischen Kirche in England auch die Zahl ihrer Anhänger in naher Zukunft wächst, wird in zuständigen Kreisen mit Sicherheit erwartet. Jedes Jahr werden neue katholische Kirchen gebaut. Ende 1904 war ihre Zahl mehr als 2000. Der jetzige Erzbischof von Westminster (Dr. Borne) gründet zahlreiche neue Pfarreien; dasselbe tut sein Nachfolger im Bistum Southwark, Dr. Amigo. Häufig sieht man in England ein ganz gewöhnliches Haus mit der Inschrift Catholic Church (katholische Kirche). In dem Hauptzimmer wird die hl. Messe gelesen, gepredigt, Christenlehre gehalten usw., die übrigen Zimmer bilden die Wohnung des Priesters. In der Seelsorge haben die aus Frankreich vertriebenen religiösen Ordensleute schon große Dienste geleistet. Überall, wo sie sich niederlassen, gewinnen die französischen Mönche und Nonnen die Liebe und Achtung ihrer Umgebung. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts suchten viele der während der französischen Revolution verfolgten Priester Zuflucht in England.

Von jener Zeit finden die Antikatholiken an abzunehmen. Die Vertriebenen bahnten den Weg zur Befreiung der Katholiken (Catholic Emancipation). Auch auf die einheimischen Katholiken übten sie einen segensreichen Einfluß. Die heldenmütige Zeit der katholischen Märtyrer war vorüber. Der Zeitgeist des 18. Jahrhunderts war dem Katholizismus höchst ungünstig gewesen. Die Zahl der Katholiken in England hatte sehr abgenommen. Da waren es die durch die Revolution vertriebenen französischen Priester und Ordensleute, welche die Kirche in England wieder zur Blüte brachten. Die erste Einwanderung war segensreich. Die zweite wird, dessen sind wir sicher, nicht minder Segen mit sich bringen in einer Zeit, wo die alten Vorurteile unter den Gebildeten viel schwächer sind als sie es vor hundert Jahren waren. Zudem die Zahl der Priester und Kirchen zunimmt, wird es auch leichter, die Irländer vor den Gefahren, welche ihrem Glauben drohen, zu schützen.

Dieses Jahr hat man einen eigenartigen Versuch gemacht, um den ärmsten Katholiken zu helfen. Jeden Herbst wandern große Scharen aus London nach der Grafschaft Kent, um die Hopfen zu pflücken. Neuerdings werden sie von Franziskaner-Patres und Schwestern und Laien auf den Hopfenfeldern besucht. Die heilige Messe wird unter freiem Himmel gelesen. Auf Speichern wird gebedet. Die Priester, welche an der Mission teilnahmen, haben erfreuliche Erfolge gemacht. Wie man den Glauben der inmitten einer protestantischen Bevölkerung wohnenden ärmeren und weniger gebildeten Katholiken lebendig halten soll, ist eines der wichtigsten Probleme für die katholische Kirche in England.

Und damit ist die Schulfrage eng verbunden. Die Schulfrage ist für die Katholiken Englands die Frage des Augenblickes. Von 1870—1902 mußten die sogenannten freien (voluntary) bzw. konfessionellen Schulen gegen die Konkurrenz der nichtkonfessionellen Gemeindeschulen kämpfen. Bei der zunehmenden Notwendigkeit religiöser Erziehung wurde die Konkurrenz immer schwieriger. Die konfessionellen Schulen erhielten zwar Subventionen, bei den Gemeindeschulen aber wurde Alles vom Staate bezahlt. In dieser Frage haben nun sowohl die katholischen als auch die anglikanischen Geistlichen den größten Eifer und die größte Selbsterleugnung gezeigt. Keine einzige katholische Schule und nur wenige anglikanische Schulen sind geschlossen worden. Die Restdissentanten haben auch zahlreiche Schulen erhalten. Nur die sog. Dissidenten (Congregationalists, Baptists, English Presbyterians) sind mit den Gemeindeschulen nicht zufrieden. Sie sind die schlimmsten Feinde der konfessionellen und besonders der anglikanischen Schulen, weil sie hoffen, durch die Vernichtung der letzteren den Einfluß der Staatskirche bedeutend zu

vermindern. Die Dissidenten und ihre Verbündeten, die Presbiter, hofften, daß die konfessionellen Schulen die Konkurrenz der Staatschulen nicht lange überleben würden. Bitter war ihre Enttäuschung, da es der konservativen Regierung gelang, ein Gesetz durchzuführen, wonach die konfessionellen Schulen mit den Gemeindeschulen mehr oder minder gleichgestellt wurden. Noch muß die religiöse Gemeinde, mit welcher die Schule verbunden ist, das Schulgebäude in gutem, baulichem Zustande erhalten, was oft sehr kostspielig ist. Die Lehrer aber der ärmsten katholischen Schule werden ebenso gut bezahlt wie ihre Kollegen an den Gemeindeschulen. Das Gesetz hat eine außerordentliche Aufregung hervorgerufen. Verschiedene Provinzialräte (county councils), haben sich geweigert, das Gesetz auszuführen. Prediger haben lieber ihre Silberlöcher verlaufen lassen, als die Schulksteuer zu bezahlen. Einige sind sogar eingesperrt worden unter dem Vorfall ihrer Anhänger. Sie wollten alles leiden eher als für katholische und ritualistische Schulen zu zahlen. Die ganze Bewegung ist im Interesse der Liberalen ausgeübt worden. — Nach den Wahlen im nächsten Frühjahr kommt jene Partei wahrscheinlich ans Ruder. Was wird dann aus den katholischen Schulen? Unsere Hoffnung setzen wir auf die irische Parlamentsmitglieder. Ohne ihre Hilfe werden die Liberalen keine Mehrheit im Unterhause erlangen, und die Irländer werden für die Vernichtung der katholischen Schulen doch nicht stimmen.

Wenn man aber für die Zukunft der katholischen Erziehung in England fürchten muß, so haben wir doch Grund genug, eine bessere Zukunft für die katholische Kirche in England zu hoffen. Der Streit in der anglikanischen Kirche dauert immer noch fort. Einige der protestantisch-gemühten Geistlichen wollen aus der anglikanischen Kirche austreten, wenn der Gebrauch des Weingewandes (vestments) erlaubt wird; es ist jedoch zweifelhaft, daß sie ihre Drohung durchsetzen werden. Mittelwweile sehen die Geistlichen der „papistischen“ Richtung innerhalb der anglikanischen Kirche ihre Arbeit fort.

Wenn einmal der Arch kommt und die anglikanische Kirche geleitet wird, dann werden viele sein, welche den heiligen Vater als Oberhaupt der Kirche anerkennen. Die Geistlichen dieser Richtung sind nicht sehr zahlreich. Es ist aber eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß es Männer wie the Rev. Spencer Jones innerhalb der anglikanischen Kirche gibt. Sein Buch „England and the Holy See“ ist auf deutsch übersetzt worden.

Eine Revue dieser „papistischen“ Richtung, „The Lamp“, erscheint zu Garrison, New York Staate. Sie soll die Vereinigung der Anglikaner mit dem heiligen Stuhl vorbereiten. Daß diese bald stattfindet, ist das Gebet jedes treuen Katholiken.

S. A. Die chinesische Studienkommission,

den Disseldorfern von ihrem Aufenthalt in unserer Stadt wohlbekannt, ist Ende April in Norwegens Hauptstadt, Christiania, angekommen. Die Gäste wurden, so wird uns aus Christiania geschrieben, von einer besonderen Kommission, worunter sich Herr Polizeidirektor Schjölth befand, der die chinesische Sprache vollständig beherrscht, empfangen. Vom Bahnhof begab man sich zu Wagen zum Grand-Hotel. Dort fanden den hohen Gästen 26 Zimmer, darunter zwei große Salons für den Kultusminister Tai Hung Chi und den Vizekönig Tuan Fung zur Verfügung. Der erste Tag des Aufenthalts war dem Besuche hochstehender Persönlichkeiten gewidmet. Am zweiten Tage begann die Kommission ihre eigentliche Aufgabe.

Von besonderem Interesse war der Besuch der Wahlsgadensschule, einer Volksschule Christianias. Die Chinesen wurden vom Schulinспекtor Corneliussen und Oberlehrer Ellesen empfangen und durch die Schule geführt. Eine Mädchenklasse hatte gerade Gymnastik. Die ungenügenden und doch präzise ausgeführten Übungen und die dazu mit klaren Stimmen gesungenen Mariälieder schienen die Gäste recht zu amüsieren. Doch wie das Spiel am besten ging, erkante plötzlich die Alarmglocke und in kaum 3 Minuten waren die 1100 Kinder in vorzüglicher Ordnung aus den Massenzimmern ausmarchiert und standen in Reihe und Glied im Schulhofe. Der äußerst lebhafteste Generalgouverneur, „der König“, wie ihn die Kinder nannten, ging zwischen den Kindern einher, streichelte sie und scherzte mit ihnen. Doch bald wurde der Unterricht wieder aufgenommen und die Herren machten ihre Runde durch die Klassen. Auch hier scherzten die Fremden gutmütig mit den Kleinen, welche die Gäste mit großen, verwunderten Blicken betrachteten. Den Lehrerinnen gegenüber wurde ebenfalls an Büchern nicht gespart. Die gezeigten Herren erkundigten sich nach allen möglichen Einzelheiten in Bezug auf Unterricht, Lehrmaterial, Lehrkräfte etc.; sie zogen Schiebläden heraus,

öffneten die Kiste der Kinder und besahen Karten und Bücher durch ihre blauen Brillen.

Der Ausstattung des Physik-Zimmers wurde volle Anerkennung gezollt. Von dort ging es zum Keller, wo die Schulküche und das Speiselokal der Kinder ist. Beim Abschied dankten die Fremden warm dem Schulinспекtor.

Von Wahlsgadens-Schule ging es zur „Nylands-Verfäkt“, doch war der Besuch nur von kurzer Dauer. Direktor Sommerfeldt führte die Gäste umher und zeigte ihnen die verschiedenen Teile der kolossalen Verfäkt. Ein halb fertiges Schiff, die riesigen Maschinen, ein Eisenschere fesselten das Interesse der Besucher.

Von dort ging es zur Börse. Die Börsen- und Handelskommission hat eilig eine schöne Ausstellung norwegischer Industrieerzeugnisse veranstaltet, und der Börsenkommissar Due hat alle Ehre für seine Arbeit geerntet. Eine Ausstellung der Wahlfangschiffe aus Timm hat große Aufmerksamkeit auf sich gezogen, ebenso ein Bild, welches den Wahlfang darstellte. Eine schöne Sammlung von Telephonapparaten und große Schränke mit Hermiten weckten ebenfalls Interesse.

Auf dem Festungsplatze wurden die Generale Klintenbergh und Juan Juan Schou einander vorgestellt. Hauptmann Abildgaard führte die neuen Kanonen vor, die der chinesische General mit Keuerblick musterte. Sein Interesse wurde besonders rege bei einer Gewehrchießprobe auf dem Festungsplatze. Mit der Uhr in der Hand beobachtete er, wie schnell man laden und feuern könne. Er ließ sich die Adresse der Gewehrkompanie geben und machte zum Schluß einige lobende Bemerkungen.

Hiermit war die Vormittagsarbeit der Kommission beendet und man fuhr zurück zum Grand-Hotel, um sich zum Frühstück beim König unzulässig. Zu diesem waren die beiden chinesischen Excellenzen und die 7 hervorragendsten Männer ihres Befolges eingeladen, außerdem noch der norwegische Staatsminister und der Minister des Aeußen etc.

Am Nachmittag wurde das alte Wikingerschiff besichtigt. Beim Besuche des historischen Museums fanden die stamessigen Buddha-Bilder speziell Anerkennung des Vizekönigs, der selbst eine feine Sammlung besitzen soll. Ein chinesischer Plunder mit umgekehrter Inschrift weckte die größte Munterkeit der Gäste. Im Kunstindustriemuseum kam den gezeigten Herren manch echt norwegisches Altertumsstück nicht norwegisch, sondern „echt chinesisches“ vor. Die Sammlung chinesischen Porzellans und chinesischer Bronze-Arbeiten erzielte großes Lob seitens des Vizekönigs, der auf diesem Gebiete besonderer Kenner sein soll. Er ertheilte auch manchen nützlichen Wink mit Rücksicht auf Entschien, Gebrauch und Wert dieser Gegenstände. So verließ man den schönen Bau, der schon an sich die Bewunderung der Fremden erregte.

Die Börsen- und Handelskommission veranstaltete am 30. April ein Abschiedsfrühstück für die Fremden im Tourist-Hotel auf Holmenkollen bei Christiania. Im ganzen sind ca. 90 Herren, darunter Staatsminister Michelsen und Minister Lööland zugegen gewesen. Der Bez führte die Chinesen über Frognesater. Hier blieben sie eine Zeitlang stehen, um das schöne Panorama zu genießen; sie zeigten sich ganz entzückt über diese Tour und bewunderten die Aussicht sowohl vom Frognesater, wie auch von Holmenkollen.

Bei dem Frühstück ging es recht gemütlich und munter zu. Gegen 5 Uhr nachmittags fuhr man zur Stadt zurück. Freilich hat sich auch hier eine Menge Zuschauer eingefunden. Der Vizekönig begleitete hier eine große Schar Kinder, indem er von einem zum andern ging und ihnen die Hand reichte.

Am Abend verließ die Kommission mit dem 11 Uhr-Zug Christiania, um wieder nach Berlin zu reisen. Auf dem Bahnhof war eine zahlreiche Menschenmasse versammelt. Die norwegische Kommission folgte den Fremden in den Wagen und nahm dort Abschied. Bevor sich der Zug in Bewegung setzte, nahm der Vizekönig am Fenster des Coupés Platz; er winkte der versammelten Menge zu und begann allen, die er erreichen konnte, die Hand zum Abschied zu drücken. Als Andenken teilte er Zigarotten aus; einigen Knaben fiel bei dem Handdruck ein Zweikronenstück in die Hand. Als sich der Zug in Bewegung setzte, rief das Volk „Hurra“ und winkte mit den Hüten; dieses schien den Fremden sehr zuzusagen.

Nicht nur der König und der Staatsminister, sondern sämtliche Herren, die bei der Kommission attachiert gewesen sind, haben Gaben, aus chinesischem Seide und Tee bestehend, empfangen.

Die Norweger werden die gelben Gäste nicht sobald vergessen.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 20.

Düsseldorf, den 20. Mai.

1906.

Inhalt: Evangelium zum fünften Sonntag nach Ostern. — Nachklänge zum Osterfeste. — Marienlied. — Missionsreise aus Steyl im Jahre 1906. — Jahresbericht über das Wirken der deutschen Liebrauen-Mission in Paris im Jahre 1905. — Gegen die kath. Kirche. — Alerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum fünften Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes XVI, 23—30. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er euch geben. Bisher habt ihr um nichts in meinem Namen gebeten. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß euer Freude vollkommen werde. Dieses habe ich in Gleichnissen zu euch geredet: es kommt aber die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch rede, sondern offenbar vom Vater euch verkünden werde. An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten; und ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde. Denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt und geglaubt habt, daß ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen: ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater. Da sprachen seine Jünger zu ihm: Siehe, nun redest du offenbar, und sprichst kein Gleichniß mehr. Jetzt wissen wir, daß du Alles weißt, und nicht nötig hast, daß dich Jemand frage: Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.*

Nachklänge zum Osterfeste.

V.

Am Tage Seiner Auferstehung hatte Jesus durch Seine Engel den Jüngern die Weisung zugehen lassen, nach Galiläa sich zu begeben: dort sollten sie sich Seiner gnadenvollen Gegenwart erfreuen. Und damit vorher der letzte Zweifel an Seiner Auferstehung aus ihrem Herzen genommen werde, erschien Er ihnen, wie wir sahen, noch am Auferstehungstage, sowie am achten Tage darauf, im Saale zu Jerusalem, so daß selbst der so schwer zu überzeugende Thomas nun glaubte. Der erhaltenen Weisung folgend, begaben die Jünger sich also nach Galiläa, und schon nach wenigen Tagen wurden sieben von ihnen am Gestade des Sees Genesareth mit der gnadenvollen Erscheinung des geliebten Meisters beglückt. Es war die siebente Erscheinung des Auferstandenen, lieber Leser, von der die Evangelien uns berichten. Auch die achte Erscheinung fand in Galiläa statt: auf einem Berge — der hl. Kirchenlehrer Bonaventura hält dafür, daß es der Tabor gewesen — erschien der Herr „mehr als fünfhundert Brüdern zugleich“ (1. Kor. 15,6). Es waren größtenteils Bewohner von Galiläa, die an Jesum geglaubt, als Er vordem ihnen gepredigt hatte und die darum verdienten, Zeugen dieses neuen Triumphes des „Nazareners“ zu sein. Als der Herr sich ihnen offenbarte, gab Er ihnen aber eine solche Sicherheit über Seine Auferstehung, daß der Heidenapostel, der hl. Paulus, in seinem ersten Sendschreiben an die Christen von Korinth sich auf ihr Zeugnis über das Grundgeheimnis unseres Glaubens, die Auferstehung Jesu, beruht.

Der aufmerksame Leser wird vielleicht fragen, aus welchem Grunde der auferstandene Herr wohl die Provinz Galiläa so bevorzugt. Abgesehen davon, daß die Mehrzahl Seiner Jünger aus dieser Provinz stammte, daß Maria und Josef dort gewohnt und Er selbst so viele Jahre in Arbeit und Verborgenheit dort zugebracht hatte, — wer hatte sich denn feindlicher und selbst nach der Auferstehung ungläubiger gegen den Messias verhalten, als die Vorfleher und Priester des jüdischen Volkes in Jerusalem? Auch das Volk selbst war in Galiläa weit einfacher und glaubenswilliger und sittlicher, als in Judäa; deshalb darf es uns nicht wundern, daß der Herr auch nach Seiner glorreichen Auferstehung jene Provinz bevorzugte.

Von zehn Erscheinungen des Auferstandenen berichten uns die heiligen Schriften, lieber Leser, und es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob noch weitere Offenbarungen des Herrn stattgefunden haben; aber soviel ist uns bekannt, daß der Herr leztlich den Jüngern die Weisung gab, wieder nach Jerusalem zurückzuziehen, wo Er ihnen zum lezten Male vor Seiner Himmelfahrt erscheinen wollte. Wir nun, lieber Leser, geleiten während der folgenden Tage im Geiste die Jünger nach der Stadt, die sich mit so großer Schuld beladen hatte. Wie oft hatte der Messias ihre Söhne sammeln wollen, wie die Henne ihre Küchlein unter die Flügel sammelt; sie aber hatten in ihrer unseligen Verblendung und Verstocktheit nicht gewollt (Matth. 23); ja, ihre Verblendung war so groß, daß sie den Jahrtausenden erschnitten und erwarteten Messias dem Kreuzestode überlieferten und sich — freilich unbewußt — dadurch eines Gottesmordes schuldig machten! — So wird also der Auferstandene noch einmal in die Mauern der unglückseligen Stadt zurückkehren; aber dies Mal wird sie nichts davon erfahren. Nicht ihr wird Er sich zeigen; nur Seinen Freunden wird Er sich offenbaren und schweigend von dannen ziehen, um erst am dem Tage zurückzukehren, wo er diejenigen richten will, welche „die Zeit ihrer Heimführung nicht erkannt haben“.

Wer vermöchte die Gefühle auch nur annähernd zu schildern, von denen die Herzen der Apostel in diesen letzten Tagen vor der Himmelfahrt Jesu erfüllt waren? Sie hatten nun endlich begriffen, wer eigentlich ihr Meister sei; allein gerade darum begreifen sie auch den ihnen drohenden Verlust. Und doch hatte der Herr sie schon in Seiner sog. Abschiedsrede, am Vorabend Seines Leidens, in einer Weise getröstet, wie eben nur Er Trost zu spenden vermochte: „Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, was immer ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird Er euch geben!“ Ihr dürft (sagt der Herr) wegen Meines nun bevorstehenden Abschieds nicht mutlos werden und verzagen; denn Ich versichere euch, daß Mein himmlischer Vater euch Alles gewähren wird, was immer ihr in meinem Namen von Ihm erbittet!

In der Tat, lieber Leser, was hätte den Jüngern

Jesu mehr Trost und Vertrauen einflößen können in jenen Tagen, als diese feierliche Verheißung ihres göttlichen Meisters? Dieses so trostvolle Wort unseres Erlösers galt aber nicht nur den Jüngern Jesu damals, sondern es hat Geltung auch für uns alle, die wir gern und freudig uns als Jünger Jesu bekennen: „Wahrlich, wahrlich sage Ich euch, wenn ihr den Vater in Meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird Er es euch geben!“

Wollten wir von unserm mächtigen Kaiser uns irgend etwas erbitten: was würde uns wohl am meisten zurückhalten, zur Reichshauptstadt zu reisen, um ihm die Bitte vorzutragen? Nun, wir würden uns jedenfalls sagen: ich komme doch nicht an mit meiner Bitte, darum wäre die Reise ganz zwecklos! — Wie wäre es aber, lieber Leser, wenn des Kaisers erlauchter Sohn, der Kronprinz, uns im voraus und mit aller Bestimmtheit die Gewährung der Bitte zugesichert hätte: würden wir auch dann auf die Reise verzichten und unsere Bitte nicht vortragen wollen? Mit welcher felsenfestem Vertrauen dürfen wir nun aber dem Könige der Könige unsere Witten und Anliegen vortragen, da Sein eingeborener Sohn uns dazu ermutigt und die Gewährung unserer Witten feierlich zugesagt hat!

S.

Marienlied.

Umweht vom reinsten Willenschein
Im Duft der Maienrose
Erglänzt in lichter Sternenhöh'
Die allzeit Fleckenlose,
Geh ich den Blick in sel'ger Lust
In ihr gleich wie zur Sonne
Küßt süßes Sehnen mir die Brust
Mit heil'ger Lieb' und Wonne!

Ja, Dich o Lillie, wunderbar
Zu eigen mir erwählte
Dir, duft'gen Ros', auf immerdar
Mein ganzes Tun befehle.
O möge Deiner Gnade Macht
Zur Lieb' mein Herz stets rühren
Und mich aus dieser Erdenmacht
Zu Dir Maria führen.

Klemens Nichtstätter †, Kaster b. Bedburg.

7 Missionsreisen aus Steyl im Jahre 1906.

China. Abreise von Genoa mit Nordd. Lloyd, Dampfer „Aoon“, am 15. August: 1. P. Anton Bergmann, geb. am 13. Juli 1879 zu Kurobe, Diöz. Prag; 2. P. Josef Dänler, geb. am 6. Oktober 1880 zu Ahweiler, Diöz. Trier; 3. P. Josef Hillebrandt, geb. am 29. Februar 1880 zu Baroy, Diöz. Paderborn; 4. P. Otto Jürgens, geb. am 25. März 1879 zu Hildebrand, Erzdiöz. Köln; 5. P. Max Seidel, geb. am 13. Nov. 1878 zu Berlin, Diöz. Breslau; 6. Schw. Constanza, (Anna Bayer), geb. am 5. April 1876 zu Merken, Erzdiöz. Köln; 7. Schwester Liboria (Antonie Kührori), geb. am 11. Juli 1876 zu Dorsmund, Erzdiöz. Paderborn; 8. Schw. Nikolaus (Veronica Rodewig), geb. am 16. Januar 1877 zu Hedesheim, Erzdiöz. Köln; 9. Schw. Arvola (Antoinette Köp), geb. am 16. April 1871 zu Otterjun, Diöz. Roermond; 10. Schw. Ewald (Alfisa Kowad), geb. am 17. Oktober 1881 zu Wülthard, Diöz. Würzburg; 11. Schw. Priska (Marie Korb), geb. am 9. April 1878 zu Gr. Heubach, Diöz. Würzburg.

Abreis: voraussichtlich am 26. September mit Norddeutschen Lloyd, Dampfer „Kreuzen“ von Genoa: 12. P. Johann Mertens, geb. am 29. Juni 1879 zu Strahlen, Diöz. Münster; 13. P. Heinrich Klaes, geb. am 29. September 1879 zu Ahweiler, Diöz. Trier.

Wilhelmsland. Abreise von Genoa mit Nordd. Lloyd, Dampfer „Schlitz“, am 23. Mai: 14. P. Josef Reber, geb. am 9. April 1875 zu Spaichingen, Diöz. Kottenburg; 15. P. Josef Schmidt, geb. am 24. November 1880 zu Letmathe, Diöz. Paderborn; 16. P. Jakob Wendel, geb. am 8. März 1881 zu Dudweiler, Diöz. Trier; 17. P. Jakob Weher, geb. am 5. Juli 1881 zu Niederengheim, Diöz. Limburg; 18. Dr. Tobias, (Wernh. Bartels), geb.

am 10. Juli 1883 zu Verlar, Diöz. Paderborn. — Abreise im Spätkommer: 19. Dr. Cyprianus (Karl Janitsch), geb. am 29. Januar 1882 zu Rathmannsdorf, Diöz. Breslau.

Togo. Abreise von Hamburg mit der Boermann-Linie, Dampfer „Lucie Boermann“, am 9. Mai: 20. P. Heinrich Limbrod, geb. am 30. Juli 1875 zu Bochum, Diöz. Paderborn; 21. P. Max Schmolle, geb. am 18. April 1878 zu Trier, Diöz. Trier. — Abreise von Hamburg mit der Boermann-Linie, Dampfer „Alexandra Boermann“ am 9. Juni: 22. P. Ernst Möhlis, geb. am 14. Dez. 1879 zu Olaf, Diöz. Prag; 23. P. Anton Berning, geb. am 2. April 1871 zu Godesfeld, Diöz. Münster; 24. P. Hermann Sellinger, geb. am 21. Dezember 1878 zu Volo, Diöz. Paderborn.

Argentinien. Abreise mit Norddeutschem Lloyd, Dampfer „Frankfurt“ am 23. Mai von Antwerpen: 25. P. Josef Kreuzer, geb. am 28. November 1881 zu Nöttingen, Diöz. Würzburg; 26. P. Gerhard Bram, geb. am 5. Dez. 1879 zu Ringen, Diöz. Osnabrück; 27. P. Franz Pommerein, geb. am 26. September 1880 zu Emmerich, Diöz. Münster; 28. P. Jakob Goersch, geb. am 13. Okt. 1881 zu Braunsbach, Erzdiöz. Köln; 29. P. Paul Döring, geb. am 25. Jan. 1870 zu Wilbrandau, Diöz. Culm; 30. P. Josef Wehner, geb. am 19. März 1881 zu Niederengheim, Diöz. Limburg; 31. Schw. Meinrada (Maria Gries), geb. am 4. November 1880 zu Grevenbroich, Erzdiöz. Köln; 32. Schw. Pelagia (Bernadine Bardun), geb. am 1. Mai 1880 zu Essen, Erzdiöz. Köln; 33. Schw. Chriata (Christine Wessing), geb. am 22. Nov. 1882 zu Dorsten, Diöz. Münster.

Chile. Abreise von Antwerpen mit der Kosmos-Linie, Dampfer „Thessalia“ am 19. Mai: 34. P. Wilhelm Grewin, geb. am 8. Juni 1880 zu Hamm, Diöz. Paderborn; 35. P. Paul Marquardt, geb. am 7. Dez. 1880 zu Braunsberg, Diöz. Ermland.

Braziliien. Abreise von Antwerpen mit Nordd. Lloyd, Dampfer „Seidelberg“ am 30. Mai: 36. P. Albert Müller, geb. am 24. April 1877 zu Rünstenberg, Diöz. Breslau; 37. P. Franz Dunsche, geb. am 8. Nov. 1880 zu Altenbelen, Diöz. Paderborn; 38. P. Joseph Brackmann, geb. am 20. Dez. 1879 zu Lüdinghausen, Diöz. Münster; 39. P. Heinrich Niewind, geb. am 30. Dez. 1876 zu Dülmen, Diöz. Münster; 40. P. Wilhelm Thiele, geb. am 24. Nov. 1877 zu Laurahütte, Diöz. Breslau. Abreise noch unbestimmt: 41. P. Franz Wannenberg, geb. 17. Sept. 1880 zu Essen, Erzdiöz. Köln.

Nordamerika. a) Abreise am 5. Mai von Rotterdam mit der Holland-Amerika-Linie, Dampfer „Noordam“: 42. P. Joseph Höflinger, geb. am 31. Mai 1875 zu Hamburg, Diöz. Speier. b) Von Rotterdam mit der Holland-Amerika-Linie, Dampfer „Nieuw Amsterdam“, am 16. Juni: 43. P. Matthias Röhrhoff, geb. am 14. Mai 1870 zu Driesch, Erzdiöz. Köln; 44. Friedrich Link, geb. am 13. Feb. 1881 zu Brodbeck, Diöz. Trier; 45. Schw. Willibald (Elise Göde), geb. am 27. März 1878 zu Netteln, Diöz. Münster; 46. Schw. Jrmengardis (Anna Eds), geb. am 12. Februar 1880 zu Wallhausen, Diöz. Trier.

Rückreisen in die Missionen. Togo. Am 9. April von Hamburg mit Dampfer „Eleonore Boermann“: 47. P. Anton Witt; 48. Dr. Norbertus (Gerhard Nienhaus). Am 9. Mai von Hamburg mit Dampfer „Lucie Boermann“: 49. P. Joseph Ewen. NB. Gaben für Reise-gelder und die Ausrüstung der Missionare und Missionsschwester senden man an: Missionsprokurator P. S. auf der Heide, Stehl, Post Raldenkirchen (Rhd.).

* Jahrerbericht über das Wirken der deutschen Liebfrauen-Mission in Paris im Jahre 1905.

Die „Deutsche Liebfrauen-Mission in Paris“, welche auf ein Bestehen von 43 Jahren segensreichen Wirkens für die Katholiken deutscher Zunge zurückblickt, darf auch das Jahr 1905 mit Dank gegen Gott als eines der fruchtbarsten an seelsorgerischer Arbeit und Vereinstätigkeit den früheren anreihen. Nicht allein schützt die Pariser Missionstätigkeit die Landesfinder und Glaubensgenossen und erhält sie nach Kräften in der Treue gegen ihre christlichen Pflichten, sie zahlt auch noch reichlich durch eben ihr Wirken dem französischen Volke die Gastfreundschaft zurück, welche so viele Tausende unserer Landesleute hier in ungetrübtem Frieden genießen.

Vor nicht langer Zeit sagte ein in der Poststation des Arbeiterstandes ergrauter Priester dem Schreiber dieser Zeilen: „Hochwürden, Ihre deutsche Mission muß hochgehalten werden, nicht allein der großen Wohltaten wegen, die

sie ihren Landsleuten spendet, sondern auch des Guten wegen, das sie durch ihre Schutzbefohlenen in unseren französischen Arbeiterkreisen sät. Ihre Leute sind für die Unseligen eine lebendige Predigt.

Dieser alle Freund u. Gönner der Mission hat ein wahres Wort gesprochen; wenn schon vor 43 Jahren der Gründer der Mission über die Arbeiterklasse der Seine-Gaupstadt schreiben konnte, „Sie sei in bezug auf Religion durchgängig einer Gottlosigkeit verfallen, von der sich derjenige, welcher nicht längere Zeit dem Handel und Wandel dieser Menschenklasse angesehen hätte, kaum eine Vorstellung machen könnte,“ was soll man dann heute sagen, nachdem die Kantlienbände noch gelodert, der christliche Unterricht in den Schulen aufgehoben und der Religionslosigkeit Tür und Tor geöffnet worden!

Unter diesen Verhältnissen hat ein Zusammenarbeiten mit einheimischen Berufsgeossen gewiß nichts Angenehmes.

Da wird in Wahrheit der pflichttreue deutsche Fabrikarbeiter, Handwerker und junge Kaufmann eine lebendige Predigt. Das deutsche weibliche Dienst-, Erziehungs- und Lehrpersonal wirkt nicht nur in ähnlicher Weise auf ihesgleichen ein, sondern tut auch unsäglich viel Gutes durch die christliche Erziehung der französischen Jugend höherer und höchster Stände. Wer immer mit der heutigen hier üblichen Erziehungsweise der Jugend näher bekannt geworden, dem leuchtet es unschwer ein, daß diese Sorge für die sich der Erziehung und dem Unterrichtsfrage widmenden Deutschen allein schon eine Missionsaufgabe ist, welche jedoch für die hohe Bedeutung der deutschen Missionen im Auslande in die Waagschale fällt. Möge diese Aufgabe und überhaupt das soziale Wirken unserer Missionen im Auslande beim hochwürdigen Alerus sowohl, als auch beim katholischen Volke der Heimat immer mehr Anerkennung und Würdigung finden.

In der deutschen Liebfrauenmission bestehen folgende Vereine, Bruderschaften und Wohltätigkeitsvereinigungen: 1. Sankt Vinzenz-Konferenz, 2. Katholischer Gesellenverein mit Gesangchor, 3. Gebetsverein und Skapulier-Bruderschaft, 4. Marienverein, 5. Vorkommensverein, 6. Krankenschweforgeverein, Marienheim mit unentgeltlicher Stellenvermittlung.

Der katholische Gesellenverein konnte auch im Laufe des Jahres wieder seinen Mitgliedern manch Nützliches in Vorträgen religiösen und sozialen Inhalts bieten. Zeitgemäße Vorträge über Länder und Völker, durch Direktoren beleuchtet, in deutscher und französischer Sprache, waren nicht weniger geeignet, das Interesse der Mitglieder zu wecken.

Wöchentliche Unterrichts- und Gesangstunden boten zu häufigeren Zusammenkünften Gelegenheit. Auch fanden zwei gemeinschaftliche Ausflüge in die Umgegend statt. Die Mitgliederzahl blieb dieselbe. Da die Mission durch die nunmehr in Betrieb gesetzte elektrische Rundbahn (metropolitain) viel leichter zu erreichen ist, so dürfte auch ein Aufschwung des Gesellenvereins an der Mission in nächster Zeit zu erwarten sein. Die ungeheuren Entfernungen der Nischenstadt und die in verschiedenen Stadtvierteln zerstreut gelegene Verfahrbarkeit der Gesellen boten bis jetzt die größte Schwierigkeit zu einem Aufschwung dieses Vereins.

Der Marien-Verein, die größte Sektion der Liebfrauen-Mission, kann wieder auf ein segensreiches Jahr zurückblicken. Viele Mitglieder kehrten in die Heimat zurück; sie alle drückten dem Vorsteher unter Leitung des Vereins ihren innigsten Dank aus für das Glück, am Verein eine so mächtige Stütze während ihrer Anwesenheit in Paris gefunden zu haben. Mehrere führen die im Verein verbrachten Stunden als die einzig glücklichen ihres Aufenthalts in Frankreich an. Es wurden im Laufe des Jahres 63 Mitglieder aufgenommen; 19 anderswo aufgenommene Mitglieder traten bei. Außerdem wurden 67 Postulantinnen eingeschrieben. Die Sonntags-Unterhaltungen, die von den Mitgliedern und dem Vorstande organisierten Festlichkeiten und Besichtigungen befrachten den heimatischen Geist und förderten das Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Ein an Wichtigkeit nicht zu schätzender Verein an der Liebfrauen-Mission ist der „Vorkommens-Verein“, der für die Anschaffung, Verbreitung und Benutzung guter Lektüre sorgt. Die Vereins-Bibliothek, welche jährlich vermehrt wird und an 900 Bände zählt, leistet unserer lechzuchtigen Jugend vorzügliche Dienste und ist die bedeutendste Mitarbeiterin im Weinberge des Herrn.

Auch ein neuer Zweig sproßte gegen Ende des Jahres 1905 am lebenskräftigen Missionsstamme. Des öfteren schon wurden unter den Schülern der Mission Klagen laut über die Verlassenheit und Vereinsamung der erkrankten Landsleute in den hiesigen Spitälern. Um diesem kessempfundnen Uebelstande in etwa abzuhelfen, der bei der Mittellosigkeit der Kranken sich noch empfindlicher fühlbar machte, hat sich an der

Mission unter dem Schutze und dem Mitwirken der Protetorin des Marienheims, Gräfin von Roy und Gräfin von Mirbad-Geldern im Einbernehmen mit den zwei anderen Missionen eine Vereinigung der Krankenfürsorge gebildet, welche den doppelten Zweck verfolgt: 1. in den Hauptspitälern (29) von Paris liegenden deutschen Kranken ausfindig zu machen, um ihnen mit Rat und Tat für ihr geistiges und körperliches Wohl an die Hand zu gehen, sie zu besuchen usw.; 2. den jährlich einen Beitrag von 2 Franken zahlenden deutschen Mädchen im Krankheitsfalle auch eine materielle Hilfe und Unterstützung bieten zu können mit dem Bestreben, durch Ansammlung eines Kapitals es recht bald zu einem Krankenhäuschen für ebendieselben zu bringen. Diese Einrichtung, welche bei den Interessenten sehr warme Aufnahme gefunden, scheint berufen zu sein, für unsere in der Fremde erkrankten Landsleute viel Gutes wirken zu sollen.

Es erübrigt nun noch, den Gönnern und Wohltätern der Mission einen Ueberblick über das gehnte Lebensjahr des Marienheims zu bieten.

Das Marienheim nahm im Laufe des Jahres 944 Schüllinge auf (gegen 890 im Jahre 1904). Stellenangebots gingen 3233 (2610) ein; in Stelle traten 855 (720) Schüllinge, auf Durchreise begriffen waren 90, und auf Besuch 45. Die Stellenangebote, welche am häufigsten vorkommen, sind solche für Zimmer-, Kinder- und Hausmädchen, 800-900 für jede Kategorie. — Gouvernanten-Stellen kamen 215, für Köchinnen 170 und für geprüfte Lehrerinnen nur 15 vor.

Von den 944 Schüllingen, ihrer Staatsangehörigkeit nach eingeteilt, gehörten zu Preußen und den kleineren Staaten: 205 Schüllinge; zu Bayern 147 (gegen 150 im Jahre 1904); zu Baden 115 (129); zu Bürttemberg 69 (52); zu Elbaj-Lothringen 117 (90); zu Oesterreich 125 (93); zu der Schweiz 65 (45); zu Luxemburg 83 (75). Auch einige Holländerinnen, Engländerinnen usw. fanden Aufnahme auf Durchreise.

Die Mission konnte im verfloffenen Jahre ihre 25jährige Jubiläums-Wallfahrt zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu auf Monnaire halten, der über 700 Gläubige bewohnten. Eine herrliche Prozession, bei der die Vereinsjahne getragen wurde, beschloß die erhabene Feier. Auch die im September gehaltene Wallfahrt zu „Unserer Lieben Frau vom Siege“ in „Notre Dame des Victoires“ war stark besucht.

Bis heute hat die Mission ungehört ihre für unsere Landsleute so unentbehrliche und heilbringende Tätigkeit fortführen können. Wenn auch Anzeichen zu berechtigter Bedingfügung vorliegen, so wollen wir doch die Hoffnung nicht aufgeben, auch für die Zukunft unsere Missionsstätigkeit in derselben Weise aufrecht erhalten zu können. Möge die Verwirklichung dieser Hoffnung häufig der Gebetszweck hier und in der Heimat sein.

Die Mission hatte die Ehre, im Laufe des Jahres wiederum mehrmals Fürsten v. Radolin, deutscher Votschafter in Begleitung der Fürstin v. Radolin und Grafen v. Roy, beim Festgottesdienst anwesend zu sehen und in dem Vereinsjalen begrühen zu dürfen. Auch beehrte Prinz Max v. Sachsen die Mission am hl. Ostersfeste mit seinem Besuche und hielt die Festpredigt. Mehrere geistliche Herren aus der Heimat besuchten die Mission während ihrer Anwesenheit in Paris, hielten einen Vortrag in den Vereinen oder übernahmen eine Predigt beim sonntäglichen Gottesdienste.

Zum Schlusse danken wir auch herzlich allen übrigen Wohltätern und Gönnern der Mission, besonders aber dem St. Josefs-Missions-Verein in Aachen und dem Ludwigs-Missions-Verein in München für ihre liebevolle Unterstützung und bitten sie, uns auch in Zukunft dieselbe gütigst zuzuwenden zu lassen.

P. L. Helmig, Vorsteher der Mission und der Vereine.

ca. Gegen die katholische Kirche.

* Von einer „setten Erbschaft“ des Papstes wußten kürzlich katholische Blätter nach dem Mailänder Blatt „Cera“ zu berichten. Danach hätte der „Generalkur der Jesuiten“ die frühere Kaiserin Eugenie veranlaßt, ihr ganzes Vermögen im Gesamtbetrage von 250 Millionen Franken dem Heiligen Stuhl zu vermachen. Das Testament soll sich bereits in den Händen der Jesuiten befinden. (Vgl. „Berliner Volkszeitung“ 28. 4., „Forster Tagbl.“, 29. 4., „Münch. Allg. Ztg.“, 29. 4., „Berl. Deutsche Warte“, 29. 4., „Eisen. Tagpost“, 1. 5., „Wurzen. Tagbl.“, 1. 5., „Zauerisch. Stabtbl.“, 2. 5.). Wie der Zentral-Auskunftsstelle aus erster Quelle mitgeteilt wird, ist die Nachricht von A bis Z glatt erfunden.

Gemeine Verleumdung. Unter der Aufschrift: „Viel schöllliche Schabigheit“ machte das Brauer „Pravo Lbu“, eines der gehässigsten sozialdemokratischen Slandblätter, dem Kardinal Strbenksi von Prag den Vorwurf des Geizes, der sich darin äußere, daß der Kirchenfürst den 12 Greisen, welchen er am Gründonnerstag die Füße wäscht, an Stelle der früher üblichen 6 Porzellantellern, sechslei Speien und einen ganzen Laib Brot, nur irdene Tellerchen und einen halben Laib Brot überreichen lasse; ferner, daß er anstatt der üblichen 30 Silbergulden, oder Silberkronen, den einzelnen nur 30 Zwanzighellerstücke zum Geschenk gebe. Die durchaus unwahre Behauptung druckten die „Leipziger Neueste Nachrichten“, 30. April, ferner die Wiener sozialdemokratischen Blätter „Arb.-Ztg.“ und „Volkstribüne“ ab. Die „Central-Anstaltsstelle“ ist von dem Fürstbischöflichen Konsistorium ermächtigt, zu erklären, daß bei der Verteilung der 12 Greise am Gründonnerstag heuer durchaus keine Neuerung geschaffen, sondern die früher geübte Praxis genau beibehalten wurde, höchstens daß an Stelle der früheren Zehnkreuzerstücke, die nicht mehr in Kurs sind, die jetzt geltenden Zwanzighellerstücke gesetzt wurden. Die ganze Nachricht stellt sich demnach als Verleumdung dar.

Der Besuansbruch und die katholische Geistlichkeit. Vom erzbischöflichen Generalkonviktor Neapel erhält das Z.-N.-B. unter dem 28. April folgende Erklärung: „Sie wünschen zu wissen, ob es wahr sei, 1. daß in dem vom Besuansbruch betroffenen Gebiete die Priester geflohen seien, so daß die unter dem Schutt begrabenen der geistlichen Hilfe entbehren mußten; 2. daß aus einem Kloster die Ordensfrauen geflohen seien, mit Zurücklassung zweier hilfloser Greisinnen. Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß in unserer Erzdiözese nichts dergleichen vorgefallen ist.“ Namentlich mit Bezug auf die Priester hebt der Herr Generalkonviktor rühmend hervor, daß sie trotz der außerordentlichen Gefahren mit Selbstverleugnung und wahren Hirteneifer mutig auf ihrem Posten ausgeharrt haben. Hiermit versinken auch die Berichte der kirchenfeindlichen Presse wieder in das abgrundtiefe Nichts gewohnter Verlogenheit.

Jesuitenhese. Lang-Liebenfels nennt sich ein Schriftsteller, der sich durch Kampf gegen Jesuiten und Jesuitismus Ruhm erwerben möchte. Vor drei Jahren trat er — seines Reichens ein abgefallener Priester und Ordensmann — mit einer Flugchrift „Katholizismus wider Jesuitismus“ auf den Plan. Schon der Gedanke, daß ein zum radikalsten Unglauben abgefallener Ausreißer den „richtigen“ Katholizismus gegen die Jesuiten verteidige, erweckte auf beiden Seiten Mißtrauen, und da die Schrift auch sonst des Abenteuerlichen, Phantastischen und Krankhaften ein reiches Maß enthielt, so ließ man sie auf sich beruhen. Wie begründet diese Zurückhaltung war, zeigte sich alsbald an einer neuen, vor Jahresfrist erschienenen Skandgebildung des nämlichen „Schriftstellers“, die den geheimnisvollen Titel führt: „Theozoologie... Eine Einführung in die älteste und neueste Weltanschauung und eine Rechtfertigung des Hirtentums und des Adels.“ Das Krankhafte, Perverse und Verrückte grüßt darin aus dem ganzen sowohl als aus den vielen häßlichen Einzelheiten in abstoßender Weise hervor. Jetzt holt Lang-Liebenfels im „Alldeutschen Tagblatt“ von Wien (das Blatt ist seiner würdig) zu einem neuen, hoffentlich dem letzten Schläge gegen die Jesuiten aus. Er verläßt nämlich da (19.—21. April 1906) seinem Publikum, daß er neulich das Aufhebungsdekret des Papstes Clemens XIV.: Dominus ac Redemptor wieder einmal ins Deutsche übersetzt habe, nachdem diese Heldentat noch vor kurzem durch den Evangelischen Bund und darauf noch einmal mit kritischem Apparat durch den gelehrten Pastor S n a a k e und außerdem durch viele alte und neuere Uebersetzungen vollbracht wurde. In diesem Breve nun meint er die tölligste Waffe gegen den Orden ans Licht gefördert zu haben. Denn ersiend sei dasselbe unlesbar eine Entscheidung ex cathedra und darum u n f e h l b a r, zweitens werde darin der Jesuitenorden aufs feierlichste verurteilt. Lang-Liebenfels findet es nicht angezeigt, sich über diese bei einem Theologen von gefunden Sinnen unbegreiflichen Behauptungen mit Duhr's Jesuitensabeln auseinanderzusetzen, und wir wollen ihm daraus keinen Vorwurf machen, denn der Mann ist offenbar so mild als möglich zu beurteilen. Aber daß es Zeitungen gibt, die solche Entgleisungen ernst nehmen und ihre Leser damit ärgern oder in gewissenloser Weise hinter's Licht führen, ist ein trauriger Beweis dafür, mit welchem Leichtsinne solche alldeutschen Ehrenmänner arbeiten. Es wäre verlorene und verschwendete Mühe, solche Gegner eines besseren belehren zu wollen.

— „Ein Kulturbild aus dem dunkelsten Elsaß,“ nämlich aus Truchtersheim, berichtet die „Straßb. Ztg.“ (19. 4. Nr. 91) und nach ihr die sozialdemokratische „Straßb. Freie Presse,“ die „Wartburg“ (27. 4. Nr. 17) u. a.:

„Eine unsagbar widerliche Szene spielte sich am Abend des Ostersonntags unter dem wohlwollenden Auge der Ortspolizei vor dem Gerichtsgebäude hier ab. Am Ostersamstag hatte sich ein Gefangener durch Erhängen den Tod gegeben und sollte am Sonntag Abend begraben werden. Auf eine Karre wurde der Sarg gestellt und eine Notiz junger Seele spannte sich davor. Unter lautem Hallo und rohen Wüthen setzte sich der traurige Zug in Bewegung, gefolgt von einer johlenden Kinderdgar. Man hätte glauben können, es handele sich um einen Faschingsherz. Ein schönes Erziehungsergebnis von Kirche und Schule, die es nicht einmal fertig gebracht haben, der Jugend die Achtung vor der Majestät des Todes zu lehren! Erst dem Eingreifen des Beigeordneten Herrn Pfister gelang es, dieser rohen Szene ein Ende zu machen. Wie aber mag der Sarg aus den Händen des besagten Böbels in die Gruft gelangt sein!? Soll es doch vor einigen Jahren hier vorgekommen sein, daß der Sarg dernahen in das Grab geschmissen wurde, daß er zerbrach! So geschähen im Orte Truchtersheim am Tage der Auferstehung dessen, der gesagt hat, daß er den Gerechten wie den Sünder mit der gleichen erbarmenden Liebe umfassen will! Wann wird in diese Finsternis ein Strahl jenseitigen Lichtes bringen, welches die Köpfe erhellt und die Herzen erwärmt?“

Sowohl der Bürgermeister, als auch der Lehrer von Truchtersheim haben gegenüber obiger Schilderung mehrere Berichtigungen veröffentlicht, aus welchen hervorgeht, daß die Leiche des Diebes und Selbstmörders unter Begleitung des Gemeinbedieners, eines Gefängnisaufsehers und eines dritten Beamten, sowie einiger erwachsener Personen auf einem Karren eine steile Anhöhe hinauf zum Friedhofe gefahren wurde. Etwas Anstößiges hat sich beim Transport nicht ereignet, die Schuljugend hat zur Zeit des Begräbnisses dem Abendgottesdienste beigewohnt. „Ich selbst bin dem Zuge begegnet,“ so schreibt der Bürgermeister, „und habe nichts Anstößiges bemerkt. Da auf dem Friedhofe sich nichts Auffälliges zugegetragen hat, kann auch von einem Eingreifen seitens des Beigeordneten keine Rede sein. Es ist mir nicht bekannt, daß vor Jahren der Sarg zertrümmert sein soll.“ Ein paar junge Leute schoben, bezw. zogen den Karren den sehr steilen Berg hinan. Sie riefen dabei, wie dies bei Fuhrleuten wohl üblich, „Gü, Gott!“ Daraus machen kirchenfeindliche Blätter ein „lautes Hallo“ und das „Johlen“ einer nicht anwesenden „Kinderdgar“. Wir können uns nicht versagen, folgenden Kommentar der sozialdemokratischen „Freien Presse“ zu dem erlogenen Bericht der „Wartburgzeitung“ hier wiederzugeben: „Truchtersheim liegt im finstesten Teil des Elsaß. . . Der (erlogene) Vorfall ist ein ekklatanter Beweis dafür, daß alle Erziehung durch die Kirche und kirchliche Schule selbst den leicht lenkbaren Kindern (weshalb gar nicht zugegen waren!) nicht einmal die notdürftigen Regeln der Pietät und Achtung vor den Menschen beigebracht hat. Wie viel Mühe da noch für die Sozialdemokratie zu tun übrig. Sie hat das Menschenmaterial zu bearbeiten, was in diesem Zustande von der kirchlichen und herrschenden Gesellschaft zurückgelassen wird.“

Allelei.

* Humoristisches aus der Diasporaschule. „Was man wünscht, das glaubt man gern.“ Dieser Satz erfährt in Königsau, wo vor einer Zeit eine katholische Kirche erbaut worden ist, eine hübsche Illustration. Ein im benachbarten Orte wohnendes Schulkind hatte sich noch nicht entschließen können, die nunmehr so günstige Gelegenheit, die sonntäglich hl. Messe zu besuchen, genügend zu benutzen, außer bei sehr schönem Wetter und an hohen Festen. Zur Rede gestellt und gefragt, wie denn das dritte Gebot heiße, antwortet es ohne Bedenken: „Du sollst an allen sonntigen Feiertagen eine heil. Messe mit Andacht hören!“ Es mochte den Zweifel in meinen Mienen bemerken, denn es „verbesserte“ sich rasch: „Du sollst an allen feierlichen Sonntagen die hl. Messe usw.“ In das andere Extrem verfiel ein hiesiges Schulkind, das regelmäßig die hl. Messe und Nachmittagsandacht besucht; es antwortete auf die Frage, ob man auch verpflichtet sei, an der Nachmittagsandacht teilzunehmen: „Gewiß, das dritte Gebot sagt ja: „Du sollst an allen Sonn- und Feiertagen die hl. Messe mit Andacht hören!“

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 21.

Düsseldorf, den 27. Mai.

1906.

Inhalt: Evangelium zum sechsten Sonntag nach Ostern. — Zur Oktavfeier des Himmelfahrtsfestes. — Jugend und Zukunft — Bedürfnis des Pfarrers noch. — Die liebe Eitelkeit. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum sechsten Sonntag nach Ostern.

Evangelium nach dem heiligen Johannes XV, 26—27 und XVI, 1—4. „In jener Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, kommen wird, wird er von mir Zeugnis geben. Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid. Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch aus den Synagogen austoben; ja, es kommt die Stunde daß jeder der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glauben wird. Und das werden sie euch tun, weil sie weder den Vater noch mich kennen. Aber ich habe euch dies gesagt, damit wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.“

Zur Oktavfeier des Himmelfahrtsfestes.

Wir stehen noch in der Oktav des Festes der Himmelfahrt unseres Herrn, und da liegt es nahe, lieber Leser, unsere Gedanken noch einmal auf dieses herrliche Geheimnis zu richten. Verläßt uns ein teurer, lieber Freund, um in ein fernes Land auszuwandern, so begleiten wir ihn, soweit es möglich ist; und wenn er uns schließlich Lebewohl gesagt hat, so blicken wir ihm nach, solange unser Auge ihm zu folgen vermag, um dann in wehmütiger Stimmung heimzukehren.

In ähnlicher Lage waren einst die Jünger Jesu an dem Tage, dessen Gedächtnis die Kirche in dieser Oktav festlich begeht. Jesus, dem zuliebe sie Haus und Gut, Haus und Familie verlassen hatten, der sie drei Jahre des vertrauesten Umganges gewürdigt, in dem sie nicht etwa nur einen treuen Freund liebten und schätzen, sondern ihren Meister, ihren Messias, ihren Gott, ihr Alles, — Jesus hatte ihnen angekündigt, daß nunmehr der Zeitpunkt gekommen sei, wo Er in Seiner sichtbaren Gestalt diese Erde verlassen und zurückkehren werde zum himmlischen Vater.

Am Abendmahlsesale, wo die Jünger versammelt waren, erschien Er ihnen und würdigte Sich, in ihrer Mitte an der Tafel Platz zu nehmen. Er teilt die Mahlzeit mit ihnen; aber nicht mehr zu dem Zwecke, um sie von Seiner Auferstehung zu überzeugen, denn daran zweifeln sie nun nicht mehr, — aber in dem Augenblicke, da Er Sich zur Rechten des himmlischen Vaters setzen will, hält Er darauf, ihnen ein so teures Zeichen vertraulicher Liebe und Herablassung zu geben. Fürwahr, lieber Leser, ein unbeschreibliches Mahl, bei dem Maria zum letzten Male auf dieser Welt die selige Freude genoß, neben ihrem göttlichen Sohne zu sitzen; wo die, durch die Jünger und die heiligen Frauen vertretene Kirche unter dem sichtbaren Vorhange ihres Oberhauptes und Bräutigams vereinigt war. Wer vermöchte die ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit der Tischgenossen zu schildern, mit der ihre Blicke an dem Munde des geliebten Herrn hingen, als Er nun zu ihnen redete in ebenso ernstem als liebevollem Tone? Er be-

ginnt damit, daß Er sie an ihre Ungläubigkeit bei der Nachricht von Seiner Auferstehung erinnert (Mark. 16); im Augenblicke, wo Er ihnen die großartigste Sendung anvertraut, die je in Menschenhände gelegt wurde, will Er sie an ihre menschliche Schwachheit und Ohnmacht erinnern: In wenig Tagen werden sie ja die Dratel der Welt sein; die Welt muß ihnen auf ihr Wort glauben — muß ihnen das glauben, was sie nicht gesehen hat, was nur sie (die Apostel) gesehen und erlebt haben! Der Glaube wird nun die Menschheit mit Gott wieder verbinden, und diesen Glauben haben sie selbst anfangs nicht gehabt; darum diese letzte Sahnung für ihren früheren Unglauben, auf daß ihr Apostolat auf die Demut gegründet sei.

Und nun nahm der Herr den Ton jener Ihm allein zustehenden Autorität an und sprach: „Gehet hin in die ganze Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen! Wer da glaubt und sich taufen läßt, wird selig werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden“ (Mark. 16). Aber welche Mittel stehen diesen armen Fischern denn zu Gebote, daß die Welt ihrem Worte Glauben schenke? Der Herr sagt es ihnen: „Denen, die glauben, werden diese Wunderzeichen folgen: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, in neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; Kranken werden sie die Hände auflegen, und diese werden gesund werden“ (Mark. 16). Der Herr will also, daß das Wunder ein Grundpfeiler Seiner Kirche sei, wie Er es auch gewählt hatte, um von Seiner eigenen göttlichen Sendung Zeugnis zu geben. Die Aufhebung der Naturgesetze durch das Wunder sagt eben den Menschen, daß er der allmächtige Schöpfer der Natur ist, der da Selbst zu ihnen spricht oder durch Seine erwählten Diener zu ihnen redet: es ist also Sache der Menschenkinder, willig zu hören und das Gehörte demütig zu glauben.

Die Stunde der Trennung ist endlich gekommen. Jesus erhebt Sich, und die ganze Versammlung schickt sich an, Seinen Schritten zu folgen. Der Abendmahlsaal lag bekanntlich auf dem Berge Sion, dem einen der beiden Hügel, die von der Ringmauer Jerusalems umschlossen waren. Der Zug mußte daher einen Teil der jüdischen Hauptstadt durchschreiten; er bewegte sich nach der östlichen Pforte, die in das Tal Josaphat führt. Es ist das letzte Mal, daß Jesus durch die Straßen der verworfenen Stadt wandelt. Unsichtbar für die Augen jenes Volkes, das in seiner Verblendung Ihn verleugnet hatte, schreitet Er an der Spitze der Seinigen; der heilige Zug geht durch das Tal Josaphat, überschreitet den Bach Kedron und wendet sich dem Abhange des Ölbergs zu. Zur Linken liegt der Delgarten, der Zeuge jener schrecklichen Todesangst war, wo der Sühneleib für die Sünden der ganzen Welt dem Herrn gereicht und von Ihm angenommen wurde. Welche

Erinnerungen, lieber Leser, mögen auf diesem Gange die Herzen der heiligen, anserwählten Schaar bewegt haben!

Man ging eine Straße, die nach dem Berichte des hl. Evangelisten Lukas soviel mehr, als die Juden an einem Sabbat gehen durften, und besand sich jetzt auf dem Gebiete von Betanien: Von dieser Stelle des Delbergss hatte man die Aussicht auf Jerusalem, das stolz mit seinem Tempel und seinen Palästen vor ihnen lag. Nach einer, bis in die ersten christlichen Jahrhunderte zurückweichenden, frommen Ueberlieferung, war es um die Mittagsstunde — also um die Stunde, da Jesus vor wenigen Wochen am Kreuze erhoben ward — als Er mit liebevollem Blick, der mit besonderem Wohlgefallen auf Maria haften blieb, die versammelte Schaar mit erhobenen Händen segnete. Und in diesem Augenblicke lösten sich Seine Füße von der Erde los und, allen sichtbar, erhob Er Sich zum Himmel. Die heilige Schaar folgte Ihm mit den Augen, bis endlich eine Wolke Ihn ihren Blicken entzog (Apostelg. 1,9).

Mit großer Freude, so berichtet der hl. Lukas, kehrten die Jünger nach Jerusalem zurück. Mit diesem einem Wort drückt der Evangelist einen wesentlichen Zug des Himmelfahrtstages aus: trotzdem es von einer milden Melancholie übergossen erscheint, atmet es andererseits mehr Freude und Triumph, als irgend ein anderes Fest. Die Himmelfahrt des Herrn ist der letzte Lichtstrahl, den Er vor unsern Augen aufblitzen läßt, um uns, lieber Leser, den rechten Pfad zu zeigen, der allein zu wahrer Glückseligkeit führt.

S.

= Jugend und Zukunft.

Die hohe Bedeutung der katholischen Jugendvereine für das heranwachsende Geschlecht liegt nicht allein auf dem Gebiete des religiösen Lebens, gewiß bilden Charakterfestigkeit und religiös-sittliche Lebensführung das unerklärliche Fundament für das spätere Lebensglück. Aber das heutige Erwerbsleben verlangt noch eine weitere Ausrüstung des jungen Mannes durch geistige Fortbildung. Die geistige Ausbildung eines jungen Mannes kann unmöglich mit der Entlassung aus der Volksschule als abgeschlossen gelten. Und doch kümmert sich im allgemeinen weder Staat noch Gemeinde um eine weitere Fortbildung des industriell arbeitenden Teiles unserer Volkjugend.

Während den höheren Berufen eine sorgfältige und eingehende Ausbildung — zum größten Teil doch auf Kosten der Allgemeinheit — gewährt und auch für die Handwerks- und kaufmännischen Lehrlinge nunmehr einigermaßen durch Fortbildungsschulen auf Gemeindefosten gesorgt wird, läßt man die geistige Ausbildung der Fabrik- und Landjugend vielfach ganz außer Acht. Die aus der Volksschule mitgebrachten, oft mangelhaften Kenntnisse sind sehr bald zum größten Teile verschwunden. Junge Arbeiter von 18 bis 19 Jahren vermögen kaum noch die einfachsten Aufgaben im Deutschen und Rechnen zu lösen. Die eintönige Fabrik- und Landarbeit trägt auch das Ihrige dazu bei, um den Geist abzustumpfen; und so muß bei dem jungen Manne notwendiger Weise einer Geistesverflachung eintreten, die sowohl für sein Vorwärtstreben und Fortkommen, als auch für das ganze Gemütsleben von schlimmen Folgen ist.

Man hat kein Recht, über die „Kohle“ eines großen Teiles unserer Jugend zu klagen, wenn man ihr vom 14. Lebensjahre an auch nicht die geringste geistige Anregung mehr bietet. Wenn nun einstweilen Staat und Gemeinde, die an erster Stelle hierzu berufen und verpflichtet sind, dieser Aufgabe nicht in dem erwünschten Maße gerecht werden und vorläufig wenigstens nicht überall gerecht werden können, so müssen eben Organe der Selbsthilfe, die Jugendvereine eintreten. Hierzu kommt noch, daß das moderne öffentliche und soziale Leben den jungen Mann schon früh in Anspruch nimmt. Und weit größer sind die geistigen Anforderungen, die das öffentliche Leben — Wahlen, Presse, Versammlungen, soziale Gesehe und ihre Ausnugung — heutzutage an den Mann aus dem Volke stellen, als vor Jahrzehnten. Mit welchem Recht will man darüber klagen, daß die heranwachsende Jugend oft so gleichgültig und teilnahmslos den großen Fragen unseres öffentlichen Leben gegenübersteht,

wenn man ihren Blick nicht frühzeitig auf die Aufgaben des späteren Lebens hinlenkt, ihr kein Verständnis für dasselbe beizubringen sucht? Der junge Mann soll doch über kurz oder lang durch sein Wahlrecht mitsprechen in Reich, Staat, Gemeinde und sozialen Körperschaften. Daher dürfen die Einrichtungen unseres Staats- und Gemeindeflebens, Bürgerrechte und Pflichten, die gesetzlichen Bestimmungen über das Arbeitsverhältnis, die Organisation der Berufsstände, die öffentlichen sozialen Einrichtungen und Vereine ihm doch nicht gänzlich fremd und unbekannt bleiben. Er soll später grundfähig Stellung nehmen in allen Fragen des öffentlichen Lebens. Diese Grundsätze kommen ihm aber im gegebenen Augenblick doch nicht von selbst. Er muß in diese hineinwachsen, sie müssen ihm anezogen werden. Hierzu ist aber das Elternhaus nur in den seltensten Fällen imstande. Auch diese Erziehungs- und Aufklärungsarbeit ist daher eine Aufgabe unserer Jugendvereine.

Mit der geistigen Fortbildung geht auch die Frage der Pflege des Gemütslebens in den Jugendvereinen Hand in Hand. Der ganze Geist, der die Vereine durchweht, ist auf Pflege eines rücksichtsvollen Anstandes und geistiger Umgangsformen gerichtet. Auch die Geselligkeit und heitere Erholung, die der Verein bietet, dient diesem höheren Zweck. Höfliches und wohlwollendes Betragen, ohne Ausgelassenheit und Rohheit, wird zu etwas Selbstverständlichem, woran der junge Mann sich gewöhnt, aber ohne dies im geringsten als eine Beeinträchtigung seines berechtigten Jugendfrohsinns zu empfinden. Im Gegenteil suchen die Jugendvereine gerade den echten Jugendfrohsinn zu fördern, indem sie den berechtigten Erholungs- und Vergnügungsbedürfnissen der Jugend entgegen kommen, sie anregen und in geordnete Bahnen leiten. Alle Vereinsveranstaltungen, die Unterhaltung in den Vereinsversammlungen, Turnen und Bewegungsspielen, Spaziergänge und Ausflüge gehen darauf aus, die Jugend daran zu gewöhnen, ihr Vergnügungsbedürfnis in einer der Gesundheit von Leib und Seele gleich förderlichen Weise zu befriedigen unter Vermeidung alles dessen, was so oft die jugendlichen Kräfte vergiftet. Fügen wir noch hinzu, daß die Jugendvereine es sich auch angelegen sein lassen, ihre Mitglieder wirtschaftlich zu heben, den Sinn für Wirtschaftlichkeit z. B. durch Spar- und andere Klassen zu wecken, so dürften die angeführten Bestrebungen den Jugendvereinen wohl allgemeine Beachtung sichern. Es bleibt bei diesen Vorzügen der Jugendvereine auch für den Teil der Jugend, der nach der Schulentlassung in der Obhut des Elternhauses hinwächst, der durch Eltern und andere Vorgesetzte vor den Gefahren des Unglaubens und sittlicher Verwilderung hinlänglich bewahrt werden kann, unter all' diesen Umständen der Anschluß an einen Jugendverein wünschenswert und notwendig.

Mögen daher alle, deren Obhut das heranwachsende Geschlecht anvertraut ist, die Bestrebungen der katholischen Vereine unterstützen, vor allem auch unsere katholischen Landesvereine, die ihren Nachwuchs aus einer geistig verwilderten Jugend nicht gewinnen können und daher an den Jugendvereinen das größte Interesse haben müssen.

ag. Bedürfen wir des Pfarrers noch!

„Das moderne Christentum“ betitelt sich eine Serie von Broschüren, herausgegeben von Theodor Kappstein, deren erste, vor kurzem erschienen, das Ergebnis auf eine Rundfrage bei verschiedenen Schriftstellern über das Thema: „Bedürfen wir des Pfarrers noch?“ mitteilt.

Die Antworten haben alle den protestantischen Pfarrer im Auge und die protestantische Predigt. Wenn wir auf das Buch eingehen, so scheiden wir sofort aus, was als eine konfessionelle Polemik betrachtet werden könnte, und berücksichtigen das Buch nur unter einem anderen Gesichtspunkte. Es gewährt nämlich einen Einblick in die Seele der modernen Welt und bestätigt, daß man auch dort, wo man so stolz tut mit der modernen Kultur und diese als einen Ersatz für die Religion betrachtet, doch Hunger nach Religion hat. Kurz und bündig hat von Willamowich-Wöllendorf auf die Frage geantwortet: „Ihre Anfrage steht meines Erachtens außer Frage,“ und Ernst von Wildenbruch: „Auf Ihre Frage ist meine Antwort diese: Nein — wenn der Pfarrer ein Pflaume ist. Ja und hundertmal ja — wenn er ein Priester ist.“

Und was erwartet man vom Priester? Die Frage beantwortet F. Paulsen dahin:

„Ist es die Aufgabe des Predigers, die Menschen an die Ewigkeit und die ewigen Worte zu erinnern, so war die Auf-

gabe zu keiner Zeit notwendiger, als in der Gegenwart, die vielleicht mehr als eine frühere Zeit dazu neigt, im Augenblick zu leben und über Erwerb und Genuß im Tagesstreben die Betrachtung der Dinge sub specie aeternitatis (unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit) hintanzusehen. Auch wüßte ich keine geeigneteren Ausgangspunkte für solche Betrachtung, als die Schriften des Alten und Neuen Testaments, ihre Auslegung oder also ihre Hineinlegung in jede neue Zeit war von Anfang an die eigentliche Aufgabe des evangelischen Predigers: sie wird es in Zukunft bleiben.

In ähnlichem Sinne schreibt die Romanschriftstellerin Marie Stahl-Berlin: „Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß der Schatz geistiger und wissenschaftlicher Erkenntnis, den ein Volk sammelt, sei er auch tief wie das Meer und hoch wie der Himmel, sein Seelenleben ausfüllen, befriedigen und ihm die Ziele geben könnte, die es braucht, um nicht zu verkommen und zu entarten. Ohne Religion stirbt des Menschen Seele in der Verflüchtung des Materialismus.“

Ebenso urteilt die Schriftstellerin Anna Behnisch-Kappstein: „Die selbständige Bedeutung des Pfarrers in unserer Zeit will mir zweifellos erscheinen, ja notwendiger als in anderen Tagen. Unsere Kultur, die sich mehr in die Breite als in die Tiefe entwickelt, bedarf im intensivsten Sinne eines Seelenerzählers. In lauter, ästhetischer Ueberfeinerung läuft der warme Herzschlag Gefahr, erstickt zu werden. Wenn andere geistige Führer unseren Idealenkreis weiten, unser Selbstbewußtsein stärken, unser Feingefühl schärfen, unsere künstlerische Vernunftfähigkeit bereichern, — so ist es Aufgabe des Pfarrers, die Verinnerlichung unseres Lebens anzustreben, ohne die all' jene anderen Erzeugnisse kein harmonisches Menschenbild ergeben. Seine Aufgabe ist somit das tragende Werk für den Ausbau eines echten Menschen und wahrlich ein Amt des Friedens.“

Dem Heidelberger Minister Czerny ist der Pfarrer „ein durchaus notwendiges Kulturelement, das als Träger der ethischen Beziehungen des Menschen berufen ist, ein Gegengewicht gegen den einseitigen Materialismus zu schaffen.“

Dem gleichen Gedanken gibt Oberstudienrat Egelhaaf-Sauttgart Ausdruck, der dem Pfarrer in der modernen Kulturwelt eine noch größere Bedeutung zuschreibt, als in früheren Zeiten: „Je technischer, exakter, naturwissenschaftlicher der Zeitgeist wird, desto dringender bedarf er des Gegengewichtes der Religion.“

Die große Mehrzahl der Antworten bewegt sich in diesen Gedanken.

Andere sehen im Pfarrer den Mann des sozialen Friedens und den Helfer in der sozialen Not. „Auf sozialem Gebiete“, schreibt der Hamburger Kritiker Falke, „wieviel wird da immer zu sorgen und zu helfen sein? Solche Sorgen und Helfer, meine ich, wären auch in der modernen Kulturwelt von selbständiger Bedeutung.“

Was Dr. Barries Freiherr von Münchhausen auf Windischleuba in Sachsen, der Balladendichter, von sozialen Leistungen eines Pfarrers schreibt, das wird, wenn auch in kleinerem Maßstabe, von der großen Mehrzahl gelten: „Ich kenne einen Geistlichen, durch dessen Hände Millionen gegangen sind, der Kranken- und Waisenhäuser und Kruppen gebaut hat und dessen Armen jährlich Hunderttausende an Unterstützungen erhalten, — ist das nicht ein ungeheuer wichtiges Amt, vielleicht, sozial gesprochen, das wichtigste von allen Staatsämtern überhaupt? Und wie schlagen die Wellen der Not und der Schande in unaufhörlicher Folge in sein Arbeitszimmer hinein. Nicht zehn Minuten, ohne daß die Klingel geht. . . . Und da kommen sie von früh bis spät, jahraus, jahrein, in unabsehbarer Reihe; entlassene Sträflinge, die Arbeit suchen, Armenpfleger, die Weisungen erbitten und Armenpfleger, die Berichte bringen, Konfirmandinnen, Arme, die um Brotmarken bitten, Elende, die einen Fürspruch suchen gegen Hauswirte, Gläubiger oder Gericht, Dirnen, die ins Krankenhaus wollen oder aus ihm entlassen sind, und die fragen: Was nun? Hinterbliebene, denen Gott das Liebste nahm. . . . Zweifler, die sich keinen Ausweg mehr wissen, zerrissene Herzen aus Ehen, die keine Ehen mehr sind — sie alle kommen zum Pfarrer, fragen und bitten. Ja, wirklich, als sozialer Helfer hat der Pfarrer in unserer Welt eine Bedeutung, die weit über die Bedeutung etwa der Juristen hinausgeht.“

Der das schreibt, ist kein „Muder“, aber was er sagt, klingt etwas ganz anders, als die sozialdemokratische Pfaffenresserei, und wiederholt sich, was dieser Pfaffenresserei immer entgegengehalten werden kann, im Kleinen in jedem Seelsorgerleben. Gewiß, es fehlt in dem Buche auch nicht an scharfen Worten, selbst an zehäufigen Ausfällen. Von Leuten aber, die aus Nießscheischem Kammeleisch getrunken und trunken sind, von denen erwartet niemand etwas anderes! Das kann

man aus allen Zeugnissen heraus hören, daß diese moderne Welt trotz allen stolzen Bodens auf ihre Erzeugnisse, trotz aller Behauptung, daß sie im Diesseits ihr Genüge finden können, im tiefsten Innern doch fröstelt, weil ihr die Herzwärme fehlt, die allein der Idealismus gibt. Und dessen Nährboden ist eben doch nur die religiöse Weltanschauung.

F. N. Die liebe Eitelkeit!

Wenn einer vor dem Schaufenster steht, so betrachtet er doch die ausgelegten Waren? Längst nicht immer. Viele bewundern vor den Scheiben sich selbst; dem manches Schaufenster kann man als Spiegel benutzen. Entweder wirft die große Vorderseite von einem dunklen Hintergrunde ein leidliches Spiegelbild zurück, oder es sind in den Ecken wirkliche Spiegel angebracht, die man gratis benutzen kann. Daher sieht man so häufig die Damen vor den Schaufenstern an ihren Röckchen oder Schleißen purren oder zupfen, und die Herrchen, die da stehen bleiben, haben viel mit ihrem Oberlippenspaum zu tun und mit der eleganten Kravatte, die auf dem riesig hohen Siebstragen spazieren gehen will.

Ueberall, wo ein stärkerer Verkehr ist, stehen Automaten herum; sie dienen nicht bloß der Schokolade, sondern auch der Eitelkeit; denn meistens ist an der Front der „süßen“ Automaten ein Spiegel angebracht, und der wird gern von den schönheitsbesessenen Passanten benutzt. Nicht selten kann man beobachten, wie vor dem kleinen Spiegel recht grünlische Toilette gemacht wird.

Seit einigen Jahren werden die Bahnhofshallen und alle möglichen Verkehrswege für Klamme ausgenutzt; sogar in den Eisenbahn- und Straßenbahnwagen selbst findet man keinen Ruhepunkt für das Auge mehr. Neuerdings sucht man die Lichteffekte, welche die Aufmerksamkeit erregen wollen, dadurch zu steigern, daß man recht viel Spiegelglas verwendet. Es ist sehr interessant, die Leute zu beobachten, die an diesen Spiegeln vorbeigehen. Wie die Moten vom Licht, so werden sie von den Spiegeln angezogen. Auch diejenigen, die eine erhebende Gleichgültigkeit herausbeißten wollen, können nicht unterlassen, wenigstens ein Auge zu riskieren und einen raschen Seitenblick in den Spiegel zu werfen, um festzustellen, ob ihre werthe Person noch leidlich aussieht. Wenn sie dann weiter gehen, wird oft ein kleine Verbesserung an dem Haltenwurf oder an der Haartour vorgenommen. Andere stellen sich vor dem Klammenspiegel auf und tun so, als ob sie die Aufschrift läsen oder die Bildchen studierten, während sie in Wirklichkeit nur ihr eigenes Abbild betrachten. Noch andere sind offen und ehrlich genug, um ihr Spiegelbedürfnis ungekünstelt zur Schau zu tragen.

Die Spiegelsucht ist keineswegs bloß eine weibliche Krankheit. Es tänzeln und ängeln da eine Masse von männlichen Geden herum, auch ältere Jahrgänge, die eigentlich über die Gefallsucht schon längst hinaus sein sollten. Vielleicht ist die Krankheit ansteckend, denn ich habe mich auch schon auf einem Seitenblick bei dem Vorübergehen an einem solchen Spiegel ertappt; angeblich waltz ich nur mal sehen, ob der Bart nicht gar zu zottelig und der Schlapphut nicht gar zu verknüllt geworden sei.

Wenn nun diese Gelegenheitspiegel an öffentlichen Orten schon so stark benutzt werden, wieviel Schraft und Zeit wird dann nicht erst zu Hause vor den Spiegeln verschwendet! Es gibt ja Wohnungen, die mit Spiegeln der verschiedensten Größe und Form in allen Ecken und Enden vollgepfropft sind. Von den kunstvollen Gerüsten aus einem halben Dutzend Spiegeln, mit denen man sich gleichzeitig von vorn und hinten und von rechts und von links und von oben und von unten betrachten kann, will ich wegen mangelhafter Sachkenntnis gar nicht reden.

Es wird viel zu viel Selbstbespiegelung getrieben. Die uralten Weisheiten haben freilich schon gesagt, daß der Anfang der Weisheit in dem Spruche stehe: Erkenne dich selbst! Der Spiegel befördert doch die Sachkenntnis; also könnte man ihn ja als eine Grundlage der Weisheit und eine Säule der Kultur preisen. Aber wollen denn die eifligen Leute in dem Spiegel die Wahrheit erkennen? Oder benutzen sie ihn nicht vielmehr als Hilfsmittel für die Fäuschungskünste? Sie sollen schöner, jünger, fetter scheinen, als sie sind, und zu dieser Verschönerungsarbeit soll der Spiegel herhalten. Vor dem Spiegel wird aus dem spärlichen Haarwuchs eine üppige Coiffure gemacht. Dort werden die Furchen, welche die Leidenschaften, die Jahre und die kälteren Erfahrungen in das Antlitz geschnitten haben,

hintergeschminkt; dort wird das Körpergestell mit einem raffinierten Kleiderapparat umgeben, daß man es gar nicht wiedererkennet.

Wenn diese spiegelnden Glascheiben gar nicht erfunden wären, so würden die Menschen gewiß auch eitel sein, denn die Eitelkeit steckt nun mal im Blut; aber es würde doch etwas ärthlicher dabei zugehen. Die Naturvölker spiegelten sich im Teich oder im Wasserbottich; das genügt auch für den wirklichen Bedarf an körperlicher Selbstbeschaulichkeit. Aber die modernen Toilette- und sonstigen Verschönerungskünste lassen sich mit einem so einfachen Apparat natürlich nicht durchführen. Hätten wir keinen Spiegel, so würden wir uns damit begnügen, die Haare glatt zu kämmen und die Kleidungsstücke mit einfachen, weichen Gewändern ohne Stangen, Mattierungen, Plättchen, Halsketten usw. zu bedecken.

Wer was hilft es? die Spiegel lassen sich nicht aus der Welt schaffen und die Mode läßt sich nicht todschlagen. Es kommt also darauf an, daß man den Spiegel aus Verunft gbraucht und sich mit der Mode klug und gut abfindet. „Man muß doch anständig aussehen!“ Gewiß, so wie es sich für deinen Stand und dein Alter geziemt, natürlich unter Schonung der Gesundheit und der Sittlichkeit. Wer sich auffällig macht, geht über die Grenzen des Anständigen hinaus, und wer durch raffinierte Künste die Menschen täuschen will über seine Gestalt und seine Jahre, der handelt weder gut noch klug; denn auf die Dauer läßt sich der Schwindel doch nicht durchführen, ohne Gel und Spott zu erregen.

Suche im Spiegel die Wahrheit, auch wenn sie bitter schmecken sollte. Der Spiegel selbst ist ehrlich und zeigt, was ist; das Auge, das hineinsieht, ist aber oft betrogen oder blind. Du willst gern hübsch oder imposant aussehen und was Du im Spiegel siehst, entspricht nicht ganz diesen Wünschen. Was hilft es nun, wenn du dich selbst beschwindest? Hast du lieber deine Mängel fest ins Auge und dich zu, ob du sie nicht besser oder wenigstens durch andere Tugenden aufwiegen kannst. Die Schönheit steckt nämlich nicht allein in dem klassischen Gesichtsschnitt oder in dem modischen Firtanz. Die körperliche Grundlage der Schönheit ist die Gesundheit. Wenn dein Spiegel dir verrät, daß du nicht gesund bist, sondern entweder matt und weif oder aufgedunsen aussiehst, so sorge für eine Aufbesserung deiner Gesundheit, für eine vernünftigeren Lebensweise, für gute Ernährung, für Mäßigkeit, für schönen Schlaf usw. Die seelische Grundlage der Schönheit ist das gute Gewissen. O, der Glaspiegel kann auch den Weichspiegel ergänzen helfen, wenn man ihn nur richtig befragt. Die Leidenschaften drücken den Gesichtszügen ihren Stempel auf. Sich mal zu, ob nicht der Neid, die Raubbucht, die Habgier, die Aufgeblasenheit dir aus deinem Antlitz entgegenleuchten? Von den groben Lastern, wie Unmäßigkeit und Niederlichkeit, brauchen wir gar nicht erst zu reden; jeder weiß ja, daß sie ihre Bistenkarte recht grell und gründlich in das Gesicht schreiben. Was du an Streichen, Falten und Runzeln entdeckst, ist nicht ausschließlich auf Rechnung des Alters zu setzen; es kommt zum großen Teile aus dem Herzen; denn die bösen Gedanken, Triebe und Gewohnheiten machen auch das Antlitz, das Mimenspiel, die Sprache, die Bewegungen und den Blick häßlich. Dagegen hilft kein Verkleistern, keine Maske und keine Schauspielerei, sondern nur die Besserung von innen heraus. Bezwinde die unedlen Triebe, gib die schlechte Sitt auf, schaff dir wieder ein gutes Gewissen, lebe mit Gott und den Deinigen in Frieden und Liebe, dann wird deine Erscheinung verschönert durch die innere Behaglichkeit, dann strahlt von deinem Gesicht und deinen Augen die erfrischende Gemüthlichkeit, die das Alte verjüngt und das Mangelhafte verklärt erscheinen läßt.

Also meine Meinung ist die: guck selten in den Spiegel, aber wenn du hineinsiehst, dann sehe die Brille der Eitelkeit ab, prüfe gründlich und unbefangen dein Spiegelbild und mache die Ruhanwendung: wenn ich an Leib und Seele besser werde, so werde ich auch besser aussehen.

Es gibt auch einen künstlichen Spiegel. Aus dem, was die Leute über uns sagen, können wir auch erkennen, wie wir in ihren Augen aussehen. Aber das Gerüch der Leute gleicht jenen Regierregeln, die man in manchen Schaubuden findet. Es sind das keine glatten Schiben, sondern in verschiedener Art gebogene und geschwifte Gläser, die das Bild verzerrten. In dem einen Spiegel sieht man ganz bid, in dem anderen ganz dünn, in dem dritten ganz verzerrt aus usw. Und doch ist in den Herrbildern immer noch ein Kern der Wahrheit zu erkennen. Das Gerüch der Leute gibt kein getrautes Bild; die Freunde und die Schmeichler übertreiben unsere guten Eigenschaften, die Feinde und

die Feinde dagegen klaffen unsere Schwächen und Fehler auf, wenn er sich loben hört, und er gerät auch nicht gleich in Born oder Verzweiflung, wenn er sich tadeln oder gar lästern hört. Andererseits soll man aber das Gerüch der Leute nicht unbeachtet lassen. Wenn sie Dir Gutes nachsagen, so frage Dich, ob du denn diese gute Meinung auch rechtfertigen kannst. Gib dir wenigstens Mühe, den Wechsel einzulösen, den deine Angehörigen und Freunde auf deine Tugenden ausgespielt haben. Und wenn sie dir ungünstiges oder gar böses nachsagen, so forsche mal nach, ob du nicht doch irgend welchen Anlaß zu dieser schlechten Nachrede gegeben hast. Auch wenn du dich im Gewissen rein fühlst, kannst du doch durch eine Unvorsichtigkeit oder Nachlässigkeit einen schlechten Schein erweckt haben. Aus der üblichen Nachrede kann man oft lernen, vor welchen Mißgriffen man sich besonders hüten muß.

Sich selbst erkennen, ist eine schwere Kunst, aber eine heilsame Kunst. Wer sich im Spiegel der Wahrheit betrachtet, wird bescheidener, besser und glücklicher werden.

Allerlei.

ca. Wie gelogen wird. Aus Mexiko berichtet der dorthin entsandte deutsch-evangelische Pastor M. Schäfer im „Custav-Adolf-Vote für Ostpreußen“ (Nr. 4, April 1906) folgende horrenden Dinge: „Der Boden Mexikos hat schon viel evangelisches Märtyrerblut getrunken. Vor ganz kurzem noch (im vorigen Jahre) sind in der mexikanischen Stadt Pachma zehn Menschen als Ketzer verbrannt worden „bis auf die Knochen“, und zwar auf Veranlassung eines fanatischen Richters. Die ganze Bevölkerung des Ortes in wildem Fanatismus. Sie glaubte allerdings Wundererscheinungen bei den Animen des Gefängnisses ihrer Opfer zu sehen, und ebenso behauptete der Richter, daß er zur Bestrafung der Ketzer durch einen Heiligen in einer Vision ausdrücklich aufgefordert sei! Vor etwa zwanzig Jahren kam eine ähnliche Kunde aus demselben Mexiko; eine Anzahl Frauen wurden daselbst als Heiden lebendig verbrannt; und vor etwa sieben Jahren wurde aus einer Stadt in Peru gemeldet, daß dort ein armes Weib von dem römischen Priester unter dem Gelächter aller Kirchenglocken ebenfalls als Heze lebendig verbrannt worden sei. Das sind die Nachwirkungen der Inquisition, die von 1520—1820 in Mexiko gewüthet hat. Im Jahre 1574 fand ein General-Autodafe statt, bei welchem mehrere Protestanten lebendig verbrannt, 80 andere Ketzer mit schweren Strafen, wie 200—300 Peitschenhieben, mehrjähriger oder lebenslänglicher Galeerensstrafe, schweren Geldbußen belegt wurden. Bei einem anderen General-Autodafe im Jahre 1695 erlitten mehrere Protestanten den Flammentod, und 1683 starben 14 Protestanten am Galgen. Wenn solche General-Autodafes, bei denen sich alle staatlichen Behörden, die „gute“ Gesellschaft und der niedere Pöbel mit gleicher Hingebung beteiligten, nicht noch häufiger stattgefunden, so ist dies dem Widerstand der Statthalter zuzuschreiben. Zum Ersatz wurden in den Inquisitionshäusern eine Anzahl „Privat-Autodafes“ abgehalten, und hier wurden ganz entsehlige Greuel verübt. Alle Protestanten, welche nach Mexiko kamen, mußten entweder ihren Glauben abschwören oder auf den Scheiterhaufen wandern. Einem ausführlichen Bericht über diese Inquisitionsgeschichte an die „Apologetische Rundschau“ entnehmen wir folgende lapidare Tatsachen: 1. eine „mexikanische Stadt Pachma“ existiert nicht. 2. Von einer Verbrennung von zehn Menschen als Ketzer während des vorigen Jahres ist in ganz Mexiko nichts bekannt. 3. Der ganze Fall Pachma ist ebenso erfunden als der Name dieser nicht existierenden Stadt. 4. Es ist in Mexiko nicht bekannt, daß dort vor zwanzig Jahren eine Anzahl Frauen als Heiden lebendig verbrannt wurden. 5. Von 1520 bis 1820 wurde in Mexiko auch nicht ein einziger Protestant, ja nicht ein einziger Mensch wegen seines Glaubens verbrannt. — Nach diesem Kabinetstück modernster Geschichtsfälschung kann man beurtheilen, was von den erotischen Intoleranzgeschichten zu halten ist, die hier und da in der Presse und in Traktäten erscheinen.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 22.

Düsseldorf, den 7. Juni.

1906.

Inhalt: Evangelium zum hhl. Pfingstfeste. — Pfingsten. — „Legenden-Studien“. — Das Ueberbrettel. — Literarisches. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum hhl. Pfingstfeste.

Evangelium nach dem hl. Johannes XIV, 23—31.
„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben; wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen. Wer mich nicht liebet, der hält meine Worte nicht und das Wort, welches ihr gehört habt, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch alles lehren, und euch an alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe. Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte nicht! Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: ich gehe hin, und komme wieder zu euch; wenn ihr mich liebet, so werdet ihr euch ja freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich. Und nun habe ich es euch gesagt, ehe denn es geschieht, damit ihr glaubet, wenn es geschehen sein wird. Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt; aber er hat nichts an mir, sondern damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und tue, wie es der Vater mir befohlen hat.“

Pfingsten.

Große Ereignisse der Religion, die hochwichtige Folgen nach sich ziehen sollten, ließ Gott nie plötzlich und wie von ungefähr eintreten. Ganze Jahrhunderte hindurch wurden sie vielmehr vorbereitet, und die Stimme der Propheten mußte sie schon lange vorher verkündigen.

So war, lieber Leser, das große Werk unserer Erlösung schon im Paradiese unsern Stammeltern verheißen worden. Und auf dieses geheimnisvolle Werk zielt vorbereitend hin das Walten der göttlichen Vorsehung im Alten Bunde; die Propheten aber haben die Menschwerdung des göttlichen Erlösers, Sein Leiden, Seinen Tod, Seine Auferstehung und Seine Himmelfahrt immer deutlicher und bis auf die kleinsten Umstände vorhergesagt. Ebenso machte Gott auch die Sendung des Heil. Geistes, die Vollendung und Krönung des erhabenen Erlösungswerkes, viele Jahrhunderte zuvor bekannt. In welcher herrlichen Weisen redet schon der königliche Prophet David in seinen Psalmen von dem zukünftigen Walten des Heil. Geistes! Wie vieles Herrliche reden davon Jesaja und Ezechiel und endlich der Prophet Joel, den der Apostel Petrus an dem heutigen Tage den in Jerusalem versammelten Juden in seiner ersten bedeutungsvollen Rede vorführte, und aus dessen Weissagung er ihnen die wunderbare Sendung des Heil. Geistes bewies!

Wie dem jüdischen Osterfeste ein zweites Osterfest gefolgt war, an dem die Erlösung des Menschengeschlechtes zur vollendeten Tatsache wurde, so sollte auch dem jüdischen Pfingstfeste ein zweites Pfingstfest für alle Völker folgen. Dem göttlichen Sohne, als dem Ueberwinder des Todes,

gebährte jenes zweite Osterfest mit seinen Triumphern, ebenso gebührt dem Heil. Geiste das Pfingstfest, als der Tag, an welchem Er die ganze Welt unter die Herrschaft des göttlichen Gesetzes stellt, um „das Angesicht der Erde zu erneuern“.

Wir versetzen uns in Gedanken nach Jerusalem, lieber Leser, das zur Feier des jüdischen Pfingstfestes mit einer zahllosen Menge israelitischer Pilger erfüllt ist: Asien, Afrika, selbst Rom hatte dazu seinen Anteil an Leuten gestellt. Diese zusammengeströmte Volksmenge, die in wenig Tagen wieder auseinanderströmen soll und die nur nach Jerusalem gekommen war, um das Gesetz Jehovas pflichtgetreu zu erfüllen, — diese Volksmenge gegenwärtig durch die Verschiedenheit ihrer Sprachen geradezu die Verwirrung, die einst als wohlverdiente Strafe dem hochmütigen Unternehmen des Turmbaus zu Babel gefolgt war; allein anderseits stehen diese fremden Pilger nicht so sehr unter dem Einflusse jenes jüdischen Hochmutes und der fanatischen Voreingenommenheit, von der die Bewohner von Judäa erfüllt waren. Erst gestern in Jerusalem angekommen, haben sie nicht, wie jene, den Messias verkannt und verworfen; sie haben nicht die Werke gelästert, die von Ihm Zeugnis ablegten. Wenn auch vielleicht manche aus ihnen mit den Andern vor dem Gerichtshause des römischen Statthalters Pilatus geschrien hatten, daß der Gerechte gekrenzt werden solle, so waren sie doch dazu verleitet worden durch die Aufreizung der Hohenpriester und Vorsteher jenes Jerusalem, zu dem ihre Frömmigkeit und ihre Treue gegen das Gesetz sie geführt hatte.

Es war also am jüdischen Pfingsttage, und zwar um die neunte Stunde des Vormittags, da entstand plötzlich vom Himmel her ein Brausen, wie das Wehen eines herankommenden gewaltigen Sturmwindes, und erfüllte das ganze Haus, wo sie (die Jünger Jesu) saßen. Und es erschienen ihnen zerteilte Zungen, wie von Feuer, und ruhten auf einem Jeden von ihnen. Und sie alle wurden erfüllt mit dem Heil. Geiste und begannen in mancherlei Sprachen zu reden, so wie der Heil. Geist ihnen eingab, zu sprechen“ (Apostelg. 2). Wie bewundernswürdig, lieber Leser, ist das Bild, unter dem jene geheimnisvolle, göttliche Umwälzung vor sich geht! Die dritte Person der Gottheit, die Sich vordem, bei der Taufe des göttlichen Erlösers im Jordan, unter der anmutigen Gestalt einer Taube gezeigt hatte, erscheint nun als Feuerflamme. In Seiner göttlichen Wesenheit ist der hl. Geist die Liebe. Nun ist aber die Liebe nicht ausschließlich Sanftmut und Zärtlichkeit, sie ist auch brennend wie Feuer: Jetzt ist die Welt dem hl. Geiste übergeben, der sie entzünden soll, und dieses heilige „Feuer“ darf nie mehr auf Erden erlöschen! — Und warum die Gestalt der Zunge? Weil mittels des gepredigten Wortes diese göttliche Feuersbrunst sich ausbreiten soll bis zu den Ende des Erdkreises. Jene hochbegnadeten Jünger, die dort im Abendmahls-

saale mit der Mutter Jesu versammelt sind, werden nur zu sprechen brauchen von dem Sohne Gottes, der Mensch geworden und uns alle erlöst hat; von dem hl. Geiste, der die Seelen wunderbar erneuert; von dem himmlischen Vater, der sie liebt und an Kindesstatt annimmt: ihr Wort wird von einer überaus großen Zahl gläubig und freudig aufgenommen werden; die Gesamtheit derer aber, die in demselben Glauben vereint sein werden, wird Kirche heißen, — die „katholische“, d. i. die über alle Zeiten und Länder sich erstreckende Kirche. Der Sohn Gottes hatte gesagt: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker,“ — der hl. Geist bringt die „Zungen“, die dieses Wort überall werden erschallen lassen, vom Himmel auf die Erde.

Allein ein Hindernis scheint sich dieser Sendung hemmend in den Weg zu stellen. Seit jenem erwähnten Turmbau zu Babel sind die Sprachen der einzelnen Völker verschieden; das Wort geht nicht von einem Volke zum andern, sondern kreist nur in demselben Volke. Wie soll also das Wort das Werkzeug werden, um so viele Stämme, die sich gegenseitig nicht einmal verständlich machen können, zu einer Familie zu vereinigen? Sorgen wir nicht, lieber Leser! Der allmächtige Geist hat Alles wunderbar vorgeesehen! Er hat den auserwählten Glaubensboten die erstaunliche Gabe erteilt, nicht nur selbst alle Sprachen der Welt zu verstehen sondern auch von allen Andern — welche Sprache dies immer reden mögen — in ihrer Rede verstanden zu werden. Der Geist der Liebe hat in einem Augenblicke die Trennung von Babel aufgehoben, und die erste Verbrüderung der verschiedenen Stämme und Völker kennzeichnet sich in der Einheit der Sprache.

Nach den Zeiten der Apostel war allerdings diese Sprachengabe nicht mehr notwendig; aber bis ans Ende der Welt wird die Kirche Gottes fortfahren, alle Sprachen zu reden; denn sie ist nicht in die Grenzen eines einzelnen Landes eingeschränkt, sondern sie wird in allen Ländern des Erdkreises wohnen: überall wird man denselben Glauben der Sprache eines jeden Volkes verstehen! So begleitet das Pfingstwunder — wenn auch in neuer und anderer Form — die Kirche Gottes durch die ganze Zeitlichkeit, ja, es bildet eines ihrer hervorragendsten Kennzeichen.

* „Legenden-Studien“

Beitritt sich eine seit langem mit Spannung erwartete Schrift des Tübinger Historikers Dr. G. Günther, die eben im Verlage Paderm (Köln) erschienen ist. Dem Buche des Vollständigen Delehaye Les. legendes hagiographiques, das wir seinerzeit als ein Muster gesunder Kritik an der Heiligenleben-Darstellung begrüßt haben, tritt das Güntherische Werk würdig zur Seite.

Ausgrund eines umfassenden Materials zeigt Günther, wie die Legendenbildung sich ihren eigenen Heiligentypus in freiem Phantasiespiel geschaffen, einen Heiligentyp, „der sich von den Heiligen der Geschichte möglichst — d. h. so weit es der Zwang veränderter Zeiten und Verhältnisse nur immer zuließ — unabhängig zu erhalten wußte, und der seinerseits fast sämtliche Heiligenbilder übersirniste. Legende und Legendenträger sind durchweg zu trennen. Die Legende ist etwas von ihrem Träger sachlich, nicht bloß begrifflich verschiedenes. . . . Der geschichtliche Heilige ist und bleibt ein Produkt wie des christlichen Gedankens so auch seiner Zeit. Die Legende ist die ererbte Brille, durch die man die Heiligenbilder anzusehen sich gewöhnt hat.“ (S. VIII.)

Woher nahm die Legende ihre Stoffe, mit denen sie das Leben eines Märtyrers oder Bekenners ausstaffierte, woher die Farben, mit denen sie ihr Heiligenbild malt? Da ist zunächst zu nennen die Nachwirkung der biblischen Wunderberichte. Das Wunder der Bibel, bis zum Ueberwunder maßlos verzerrt, wird in das Heiligenleben hineinverarbeitet, um das Schema des Märtyrerslebens, z. B. das in Verhaftung, Verhör, Torment, Urteil und Hinrichtung der feste Rahmen gegeben war, zu beleben und abwechslungsreich zu gestalten. Wenn da zahllose Scheiterhaufenjungen vorgeführt werden, wo das Feuer dem Verurteilten nichts schadet und nichts anhaben kann, so vergeße man nicht das im Buche Daniel erzählte Wunder der Jünglinge im Feuerofen.

Wer wissen will, wessen die Phantasie der in diesem Genre Arbeitenden fähig ist, erinnere sich der Vitus-Legende, die so ziemlich alles vereinigt, was die Phantasie je den Märtyrern anhängt hat. Dabei entstammt die Legende dem Orient; für Vitus ist der Märtyrer Politus Modell gestanden. (Vgl. Günther S. 15 ff. und S. 47 ff.) Eine andere Quelle, aus welcher die Legende schöpft, ist das antike Sagenmaterial; endlich wird bestimmend für die Legende der Einfluss des Neuplatonismus auf die christliche Mystik des Pseudo-Dionysius um die Wende des 5. zum 6. Jahrhundert.

Was uns in den Märtyrer-Allen an Visionen erzählt wird, das will, worüber ein berechtigter Zweifel nicht mehr erhoben werden kann, zunächst psychologisch genommen sein. (S. 9.) „Den späteren Bedürfnissen aber waren derartige rein psychologische Vorgänge nicht drastisch, nicht wunderbar genug; so hat man den seltsamen Prozeß veräußerlicht, die Erscheinung körperhaft, auch fremden Augen sichtbar gemacht“ (S. 52). Da konnten dann jene Erscheinungen von Engeln oder Dämonen in den Kerker, bei den Verhandlungen wie bei den Exekutionen zustande. Vielfach weiß die Legende zu erzählen von einem Lichtglanz, der die Heiligen umstrahlte, und einem wunderbaren Wohlgeruch, den ihre Leiber verbreitet. Das sind Wahrzeichen des Göttlichen.

Viel Verwendung in mannigfacher Verchiedenheit hat das Tiermotiv in der Legende gefunden. Es hat etwas Anziehendes, wenn in manchen Märtyrer-Leben erzählt wird, wie die wilden Tiere sich zu Füßen der Heiligen schmiegen; es liegt das auch im Bereiche der Möglichkeit. Aber auch da hat die Legende sich nicht genügen lassen, sondern ein reichliches Quantum aus Eigenem dazu getan; manchmal drängt sich da die Erinnerung an die alte Orpheus-Legende geradezu auf. Ein oft wiederkehrendes Motiv sei als Beispiel herausgegriffen: der redende Hirsch mit dem leuchtenden Kreuz zwischen den Geweihstangen, der durch die Pubertus-Legende allgemein bekannt ist. „Der Kern des Gedankens ist altes Völkergut. . . . In der Völkervergeschichte ist der Hirsch Wegweiser zu Glück und Erfolg — in der Heiligen-Legende bedeutet er Christus und trägt als Führer zum Heil das Symbol der Erlösung.“ (S. 38.)

Wie kritiklos die Legendendichtung arbeitete, sei an einigen Beispielen illustriert. Im Jahre 258 oder 259 sollen in Afrika auf Befehl des Galerius Maximus 300 Christen zusammengehauen, später in eine Kalkgrube geworfen worden sein, wo ihre Asche durch ein übernatürliches Leuchten sich kenntlich machte; daher soll der Name für diese Märtyrergruppe „Massa candida“ kommen. In Wirklichkeit entstand die Legende durch Verwechslung mit dem Ortsnamen Massa candida. Auf gleiche Weise ist aus dem Ortsnamen Eumenia in Phrygien eine hl. Eumonia geworden und aus dem Ortsnamen Tripolis in hl. Tribulus.

Auch Romanfiguren nahmen Fleisch und Blut an und wurden leibhaftige Persönlichkeiten: so sind die hl. Sieben-Schlärer altgriechische und Barlaam und Josaphat buddhistische Sagenhelden. Da durch das Eingreifen Pius X. jüngst der hl. Expeditus durch die Spalten der Tagespresse wandelte, sei folgende Notiz aus Günthers Buch angeführt: „Von St. Expeditus wußten die Allen nichts als den Namen; heute ist er der gefeierte Rathgeber in dringenden und verzweifelnden Anliegen, der Heilige der ersten Stunde, der expeditionnaire de la tres sainte Vierge de Lourdes, der Feind des „cras, cras“ schreienden Raben, — alles um seines Namens willen.“ (S. 72.)

Wenn uns Menschen der Gegenwart die Anhäufung von Wundern, wie die Legendenbildung sie liebt, befremdlich erscheint, so vergeße man nicht: Für das Mittelalter war das Wunder ein Zeitbedürfnis, so sehr, daß auch der Weste der Zeit sich dem Bedürfnis nicht entziehen mochte, wie sich das bei Gregor dem Großen und seiner Lebensdarstellung des heiligen Benedikt zeigt. Gilt das für das 6. Jahrhundert, so nicht minder für das 12. und 13. Jahrhundert, wo noch andere Faktoren mitwirken. Hatte dort die Mystik eines hl. Bernhard und seiner Zisterzienser vorgearbeitet, so mußte die damals sich geltend machenden neuen Einflüsse eine hochgespannte geistige Erregung wachrufen, von der Günther (S. 178) schreibt:

„Die Wirkungen der Kreuzzüge mit ihrer Horizontenerweiterung, die Geldumwertung, die arabische Philosophie und auf der anderen Seite die Erstarkung des christlichen Bewußtseins, die kirchypolitischen Kämpfe der Stauferzeit mit ihrem politischen und weltlichen Zweispalt, die Territorialentwicklung mit ihren Kämpfen: die Einzelwirkung aller dieser Faktoren auf das Geistesleben der Zeit werden sich ja kaum anatomisch bloßlegen lassen, aber ihre großartige Gesamtwirkung ist handgreiflich: Für die Legendenerneuerung ist diese Zeit durch ihre tiefgehende Erregtheit und Ueberreiztheit bedeutsam ge-

worden. Wer Heiligengeschichte schreiben will, findet hier Nassischen Boden. Aber wir die Heiligen nur als Kinder ihrer Zeit, von ihr getragen und im Kampf mit ihr, denkbar sind, so hat die Zeit auch den durch die Jahrhunderte mitgeschleppten Anker beeinflusst. So sehen wir im 13. Jahrhundert die Legende im Zenith. Neben Franz von Assisi, Dominikus und Elisabeth von Thüringen ein Casarius von Heisterbach und Thomas von Cantimpré.

So hat die Legende die geschichtlichen Persönlichkeiten unter einer dicken Lärche begraben. Diese Lärche wegzuschaffen, muß Aufgabe der gesunden Heiligenleben-Forschung sein im Interesse einer gesunden Heiligen-Verehrung. Günther hat unstreitig recht, wenn er meint: „Wir will scheinen, als ob die Heiligen unter der Lärche maritiger und gesunder wieder herankämen.“

Das Ueberbrettl.

Pfingst-Humoröde von V. Ritterger.

(Nachdruck verboten.)

„Mein goldigster Heinz! In acht Tagen Pfingsten! Ich kann's gar nicht glauben, daß ich Dich so bald schon wiedersehen soll, Du Liebster! Aber Du mußt kommen mit Deinem Freunde, unbedingt! Es ist alles so günstig als möglich. Onkel wird entzückt sein über Euren Besuch. Pfingsten hat er gern das Haus voll. Da ist er so stolz auf seine Bude in ihrem jungen Grün und auf die Raibluenenpracht. Nun schreibt er uns andere ab. Tante Bertha hat Rheumatismus; Vetter Berndt bereitet sich auf den Assessor vor und kann seinen Tag entbehren, was Onkel „philisterhaft“ nennt, trotzdem er sehr für Vetter Berndt ist — Du weißt, den ich heiraten soll. Max und Moriz, zwei weitere Nissen — sie heißen eigentlich Max und Erich — ziehen einen Pfingstbummel in den Schwarzwald vor — und Onkels alter Freund, der Forstmeister, muß die Hochzeit seines ältesten Sohnes mitfeiern. Onkel ist ganz melancholisch, und nun denk Dir die Freude, wenn Ihr zwei sibielen Malersmänner am Sonnabend plötzlich auftaucht. Daß Ihr extra die weite Reise macht, um dem Forsthaus einen Besuch abzustatten, darf Onkel's natürlich nicht ahnen. Wenigstens nicht gleich, erst, wenn er „ja“ gesagt hat. Und er muß „ja“ sagen, ich bin doch nicht umsonst sein Liebling, an dem er Vaterstelle vertritt. Und da Du die Stelle als Lehrer an der Kunstschule in sicherer Aussicht hast, braucht er nicht bedenklich zu sein, seine Gerda einem „Windhund von Künstler“ — so behält er Euch im allgemeinen — zur Frau geben. Also, Liebster Schatz, auf frohes Wiedersehen! Tausend Grüße und noch mehr Küsse von Deiner Gerda.“

P. S. Ein paar von den Grüßen kannst Du an Freund Gerhard abgeben. Ich lad' ihn zum Fest übrigens das hübscheste Mädchen weit in der Runde, Doktors Rosel, ein. Wir zwei sind dann ungestörter.“

Seufzend liest Heinz Frommann den lieben Brief, und mit lässlicher Gebärde reicht er ihn seinem Freund und Ateliernachbarn, Gerhard Wachler mit dem Ausruf: „Schändlich, so was!“ Der überfliegt die Zeilen und meint ebenfalls: „Allerdings, schändlich!“

„Sag mal, hast Du schon alles versucht?“

„Alles und alles umsonst. Es pumpt uns kein Menich was.“

„Und die Alte muß auch gerade verreckt sein!“

„Die würd' sich auch hüten, wo sie schon seit drei Monaten auf die Miete wartet.“

„Na, da wär's eben in einem hingegangen! Sie weiß doch, daß sie am 1. Juli alles kriegt. Ueberhaupt am 1. Juli, da kommt doch das Geldschiff von meinem Vater, der aber nicht zu bewegen ist, nur einen Tag eher seine Coupons abzuschreiben. Und die Bahn genügt leider nicht, zum Reisen gehört bar Geld!“

„Und nichts zu verkaufen, die Herren Kunsthändler zuden die Achseln, wenn man ihnen es anbietet.“

„Ja, und wo der Erlös von den letzten Bildern hin ist, wissen die Götter! Was soll ich nun dem lieben Rädel schreiben? Daß ich kein Geld zur Reise habe, unmöglich! Also muß ich hinfieren, was mir äußerst widerstrebt.“

„Wird Dir nichts anderes übrig bleiben, Alter. Es tut mir wahrhaftig selbst leid. Aber für Dich ist's doch viel schlimmer, armer Kerl!“

„Fürchtbar ist's. Wenn ich jetzt nicht Sturm auf den Onkel Oberförster laufen kann, dann kommt mir dieser Vetter Berndt zuvor, und ich hab' das Nachsehen. Aber nein, Grete bleibt mir treu, sicher!“

„Das kann man nicht wissen. Wenn Du jetzt ihre Hoffnung nicht erfüllst, wer weiß —“

„Schauerhaft! Und dabei diese Sehnsucht nach dem Neben Mädch. Ein ganzes Jahr lang haben wir uns nicht gesehen. Mußt' auch die Cousine gerade hier wegziehen, als wir uns klar über unsere Liebe geworden waren. Nun hat sie keinen Menschen mehr hier. Und heiraten können wir auf der Stelle. Gerda hat ja auch etwas Vermögen. Aber Vorschuß gibt mir keiner darauf, so lange ich die Ernennung nicht schwarz auf weiß habe. Die Herren am grünen Tisch wünsch' ich ins Pfefferland mit ihrer Trödelei!“

Kling-ling-ling. Heinz Frommann will an die Tür und vor ihm stehen zwei höchst elegante Damen, offenbar Mutter und Tochter. Heinz macht eine tadellose Verbeugung, als die ältere anhebt: „Herr Frommann?“

Auf eine zustimmende Bewegung des Malers fährt sie fort: „Sie gestatten, daß ich mich vorstelle, Frau Fabrikbesitzer Oswald — meine Tochter. Wir sind auf der Durchreise hier, und Herr Professor Förder machte uns Hoffnung, daß Sie vielleicht die Güte haben würden, uns einiges von Ihren Arbeiten zu zeigen. Sie huldigen, wie Herr Professor sagt, der modernen Richtung, und meine Tochter schwärmt für alles Moderne, besonders was Malerei anlangt.“

Heinz Frommann bittet die Damen Platz zu nehmen, und stellt seinen Freund vor. Dann holt er seine Stützenbücher herbei, in die sich die junge Dame sofort vertieft, ihr Entzücken durch Ausrufe, die von ganz außergewöhnlicher Unkenntnis alles dessen, was mit Kunst zusammenhängt, zeugen. Es fällt den beiden Künstlern schwer, ernsthaft zu bleiben, aber die Gäste sehen „reich“ aus und möglicherweise haben sie „ernste Absichten“! Die Mutter nimmt ihr Vorgehen zur Hand und räumt im Atelier umher, die auf Staffeleien und an den Wänden befindlichen Bilder besehend. „Entzückend, ganz wundervoll — Duffi, Kind — sieh' Dir die Gemälde auch an, — es ist doch hauptsächlich Deine Sache. Wir möchten nämlich etwas erwerben. Herr Frommann, ein kleines Gemälde für das Boudoir meiner Tochter, das eben in ganz modernem Stil neu eingerichtet werden soll.“ Heinz und Gerhard tauschen einen verstohlenen freundigen Blick, aber ihre Mienen verdüstern sich wieder, als Fräulein Duffi jetzt die Bilder einer Musterung unterzieht. Das Antlitz der Dame drückt durchaus keinen Beifall aus, und als sie mit ihrer Besichtigung zu Ende ist, meint sie achselzuckend: „Das ist alles nichts für mich, Mama. Sie entschuldigen meine Offenheit, Herr Frommann, aber bei all diesen Bildern, die übrigens schon zu groß für meinen Zweck sind, sieht man ja sofort, was sie vorstellen sollen. Diese Landschaften haben alle so was Klares, Bestimmtes. Ich möcht' ein Bildchen haben, bei dem man sich erst lange überlegen muß, was es einem zu sagen hat — etwas Verschwommenes, Stimmung Auslösendes — eine Landschaft und doch ein Rätsel —“

„O, ich verstehe, gnädiges Fräulein und — vielleicht — warum Sie mal —“ Heinz blinzelt wieder heimlich dem Freund zu — „hab' ich da etwas für Ihren Geschmack — etwas ganz eigenartiges!“ Aus einer Ecke krant der Maler ein samales, längliches Brett hervor und hält es den Damen hin: „Hier, das wäre am Ende etwas.“ „Ich wette, Sie brauchen eine ganze Weile, um herauszukriegen, was für eine Landschaft Sie vor sich haben. — Je nach Ihrer Stimmung können Sie das Rätsel dieses kleinen Kabinettstückes — ich stehe nicht an, es als solches zu bezeichnen — lösen. Es ist etwas ganz eigenartiges.“

Fräulein Duffi ist entzückt: „Reizend, himmlisch, ganz was ich wollte! Sieh' nur, Mama, in der Nähe erkennt man überhaupt gar nichts, aus einiger Entfernung erst kann man Wasser, Wolken und Bäume herausfinden; nimmt man an, daß die Wolken Schneeberge sind, so ist's eine Gebirgslandschaft — ganz unerkennbar — betrachtet man sie einfach als Wolken, so glaubt man sie über dem ewigen Meer hängen zu sehen — o, einzig!“

„Ich kann nur das Kunstverständnis bewundern, was aus Ihrem Urteil spricht, mein gnädiges Fräulein. Mancher wird vor diesem Bilde stehen und absolut nichts damit anzufangen wissen!“

„Ja, Herr Frommann, meine Tochter hat im letzten Winter zwölf Vorlesungen über Kunst gehört — da ist's am Ende kein Wunder. Der Zyklus kostete pro Person sechzig Mark — es war ein ganz exklusiver Kursus! Also Duffi, Du möchtst das Bild haben? Bitte, bestimmen Sie den Preis, Herr Frommann; wir reisen heute Abend schon weiter. Sie haben wohl die Güte, mir das Bild direkt zuzuschicken. Ich notiere Ihnen meine Adresse, und ich gestatte mir, Ihnen den Betrag sofort — bitte nennen Sie mir den Preis —“

„Nun, Freund Gerhard, was meinst Du? Ich bin immer bedenklich, meinen eigenen Schöpfungen gegenüber —“

„Hundertundfünfzig Mark werden wir wohl — ich meine,

wird wohl angemessen sein, gnädige Frau, dafür haben Sie einen gewiß nicht zu teuren „echten Frommann!“

Kräulein Dufft wünscht noch Rat wegen eines passenden Namens. Ferner möchte sie eine Bezeichnung dafür wissen, einen Titel gewissermaßen. Heinz überlegt eine Weile, dann meint er: „hm, die Sache ist auf ein Brett gemalt — unsere großen alten Meister malten übrigens, wie Sie wohl wissen, auch häufig auf Holz — man weiß nicht genau, was es eigentlich darstellt, — es birgt so vielerlei drinnen, man könnte das Bild wohl gut „Leberbrett!“ nennen. Wissen Sie, meine Damen, „Leberbrett!“ das ist auch so was Unbestimmtes, da weiß auch keiner, was das eigentlich ist, was es will. Und doch ist's auch Kunst.“

„Meizend! Eine Landschaft, von der man nicht weiß, was sie darstellt und die „Leberbrett!“ heißt — so was Originelles ist noch nicht dagewesen!“

Die Mutter erlegt unter vielen Dankesworten den Betrag und dann verabschieden sich die Damen. Heinz Frommann gibt ihnen das Geleit bis zur Treppe und als er wieder ins Atelier zurückkehrt, stimmt er in Gerhards domerisches Gelächter ein: „Ne, so was! So'n Duffel! Soll' man's glauben!“

„Dass das Brett, auf dem die Pensionärin der Alten von Jahr und Tag Farbe probierte für ihre Wandmalerei, noch so zu Ehren kommen würde!“

„Ja, Du sagtest damals, das Ding sah' beinahe aus wie 'ne moderne Landschaft —“

„Und da schreibst Du noch 'n paar Farbflüge drauf, und wir hatten unsern Spaß dran!“

„Und nun fahet ein gnädiges Geschid dieses „Kunstwerkstündige“ Gänschen hierher, und wir kriegen hundertundfünfzig Mark für diesen „echten Frommann“. Eigentlich sind wir doch zwei rechtliche Schwindler!“

„Was? Hast Du nicht die letzte Hand an das Kunstwerk gelegt? Und dann, jeder kriegt eben die Bilder, die er verdient. Die Kleine war ja selig mit dem „Leberbrett!““

„Und wir sind's mit den Goldfischchen. Und nun geht's Pfingsten nach Thüringen, und wer's Glück hat, fährt die Braut heim!“

„Ja, und wenn Doktors Rosel auch so'n jäher Kerl ist, wie dem Mädchen — wahrhaftig, dann besinn' ich mich nicht lange und blick' mir auch ein Waldblümchen. Bin just in der Stimmung dazu. Das Junggesellenleben muß mal aufhören, und ich komm' nicht eher auf 'n grünen Zweig, bis ich 'ne Frau hab'.“

Oberförster Heinrich ist tiefverstimmt über den Mangel an Pfingstgästen. Er brummt und räsonniert fortwährend, und seine schlechte Laune hat am Sonnabend vor dem Fest ihren Höhepunkt erreicht. „Wenn's mal ans Erben geht, dann werden sie schon Zeit haben für den alten Onkel — jetzt ist er ihnen offenbar zu langweilig.“ So macht er seinem Unmut Luft und begrüßt nicht, daß Gerdas fröhliche Stimme ein Lied uns andere heraufschmettert. Das arme Ding hat doch nun auch gar nichts besonderes zu Pfingsten! Dieser Brandl! So 'n alter Philister — tolle Jugend heutzutage.

Gegen Abend kommt was den Wald entlang, zwei junge Männer in halben Touristenanzügen mit Rucksäcken und derben Stöcken ausgerüstet. Und gerade aufs Haus wandern sie zu.

„Onkelchen, Pfingstgäste, sieh, nur, Herr Frommann und Herr Wächler, die beiden Maler, die ich damals bei Ottliffe kennen gelernt habe — o, das ist aber herrlich!“

„Wahrhaftig, das ist ein geschickter Einfall, meine Herren, bei uns einzufahren —“ der Alte ist ganz aus dem Häuschen — haben hoffentlich ein paar Tage Zeit. Meine Buchen, postausend, die können sich jetzt sehen lassen, und der Waldmeister ist just noch zu gebrauchen zur Bowle. Die Herren sind doch hoffentlich keine Temperenzler?“

Seit Vetter Berndt zum „Blauen Kreuz“ gehöht, traut der Oberförster den jungen Leuten nicht mehr recht. Als aber beide mit Absicht den Verdacht zurückweisen, schüttelt ihnen der Alte kräftig die Hände und ruft: „Das sollen fröhliche Pfingsten werden!“

Und es wurden fröhliche Pfingsten. Dem Oberförster tut's so wohl, die frische Jugend um sich zu haben. Sein Vorurteil gegen „Künstler“ schwindet von Stunde zu Stunde. Doktors Rosel hat sich überraschend schnell mit Gerhards Wächler angefreundet — es ist, als ob das drängende Treiben in der Natur auch auf die Menschenherzen wirkte. Am Abend des zweiten Festtages schon sitzt das Pärchen eng aneinander geschmiegt unter einer breitlästigen Buche und macht herrliche Zukunftspläne, während die längst von Heinz und Gerda geschmiedeten in einer Unterredung mit dem Onkel zur selben Stunde feste Gestalt gewinnen.

„Topp, sollst sie haben, Junge.“ so spricht der Oberförster —

„Warum ist der Philister, der Berndt nicht gekommen! Wenn ich 'n Madel wirklich gern hab', dann halten mich zehn Egamen nicht ab, mit ihr Pfingsten zu feiern.“

„Onkelchen, ich hätte ihn ja doch nicht genommen, den Berndt, ich hab' ja meinen Heinz schon lange so lieb —“

„Soso — schon lange? Das hät' ich wissen sollen; war wohl eine abgekartete Geschichte?“

Heinz und Gerda senken schuldbehaftet die Köpfe und Heinz spricht: „Ja, so ganz zufällig sind wir nicht hier in der Gegend, Onkelchen, aber daß wir überhaupt hier sind, daran bin ich nicht schuld, sondern das Leberbrett.“

„Das Leberbrett?“

„Ja, das Leberbrett. Wenn wir nachher zusammen sitzen bei der Bowle, will ich die Geschichte zum Besten geben. Und wenn Sie sie für „Jägerlatein“ halten, Onkelchen, soll's mich nicht wundern.“

Literarisches.

— Deutscher Wanderschau, in Wort und Bild. Jährlich 24 Hefte à 30 Bfg. Verlag von Friedrich Austerlitz, Regensburg.

Heft 15 des 32. Jahrganges reißt sich in seiner Reichhaltigkeit und Ausstattung seinen Vorgängern bestens an. Die Freunde der Unterhaltung kommen in dem Roman von Bazan: „Eine Hochzeitsreise“, deren 4. Fortsetzung vorliegt, ferner in dem Roman von Ludolff-Hehn: „Die Getreuen und in Pospers Besuch der Weltausstellung“ auf ihre Kosten. In die Welt des Wissens führen den Leser ein hygienische Plauderei von Dr. Max Werliker, über „Die Frühlingsmüdigkeit“, dann eine Abhandlung über die drei gestrengen Herren, während Dr. Ebner interessante Einzelheiten aus der Vergangenheit der Geographie mitteilt und Siegfried Waldheim einen geschichtlichen Ausfluß über das „Kürstbistum Ermland und seine Säkularisation“ veröffentlicht. Von den Illustrationen verdient vor allem die neueste photographische Aufnahme besondere Beachtung. Das Bild stellt Plus X. dar, wie er sich beim Schreiben ein's Zwaiders bedient.

Allerlei.

— Der König von Belgien als Bauherr. Aus Brüssel wird der „Voss. Zig.“ gemeldet: Es gibt zurzeit in der Welt kaum einen zweiten Scuberan, der sich in demselben Maße für die Ausführung von Pracht- und Monumentalbauten einsetzt, wie der König der Belgier. König Leopold befindet dabei architektonischen Geschmacks und besitzt auch einen guten Blick für die Anpassung des jeweiligen Stils an die Umgebung. Augenblicklich wird eifrig an dem neuen königlichen Palais in Brüssel und an dem Umbau des Sommerpalastes im königlichen Park von Laeken bei Brüssel gearbeitet. Gegenüber dem japanischen Turm im Loelener Park erhebt sich das chinesische Restaurant, das vielleicht schon im Herbst fertiggestellt sein wird; der König läßt es tren nach chinesischem Vorbilde ausführen und in luxuriöser Weise einrichten. Im Herbst soll ein Riesebau in Angriff genommen werden, „le monts des arts“. Der hervorragende Baumeister G. Haquet, der auch das neue königliche Palais aufbaut, gibt über den „Berg der Künste“, der von der Rue de l'Empereur und der Rue de la Madeleine begrenzt wird, also im Innern der Stadt, unweit vom Hauptplatz, liegen wird, folgende Aufschlüsse: Das Gebäude wird 35 Säle für Kunstausstellungen enthalten; darin sollen ferner untergebracht werden das moderne Museum im Verein mit dem Museum alter Gemälde, die Bibliothek, deren Räume Platz für eine Million Bücher gewähren werden, das internationale bibliographische Bureau. Ferner wurden große Säle für eine Sitzungssaal für die Akademie der Wissenschaften eingerichtet, die jetzt im „Palais der Akademien“ ihr Heim hat. Dieses Gebäude will der König sodann zu einer großen Festhalle umbauen lassen. Der „Berg der Künste“ wird eine Fassade von 160 Metern haben, die Höhe wird zwischen 22 und 40 Metern wechseln. An der Stelle, wo sich die beiden früher genannten Straßen schneiden, wird ein Turm von 80 Meter Höhe sich erheben. Das bisher um etwa 12 Millionen angekaufte Terrain hat eine Oberfläche von mehr als einen Hektar und 37 Ar. Die noch zu erwerbenden Grundstücke werden auf ungefähr 5½ Millionen Fr. zu stehen kommen.

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: H. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 23.

Düsseldorf, den 10. Juni.

1906.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum hl. Pfingstfeste. — In der Pfingstoktav. — Die Entstehung des menschlichen Fußes. — Von der Affensprache. — Literarisches. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum ersten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas VI. 36—42.
„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden: vergebet, so wird euch vergeben werden. Sebet, so wird euch gegeben werden, ein gutes, eingedrücktes, gerütteltes und überfließendes Maß wird man in euren Schoß geben, denn mit demselben Maße, womit ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Er sagte ihnen auch ein Gleichnis: Kann wohl ein Blindler einen Blinden führen? Fallen sie nicht Beide in die Grube? Der Jünger ist nicht über den Meister: Jeder aber wird vollkommen sein, wenn er wie sein Meister ist. Warum ziehst du den Splitter in deines Bruders Auge, des Balkens aber in deinem eigenen Auge wirst du nicht gewahr? Oder wie kannst du zu deinem Bruder sagen: Bruder, laß den Splitter aus deinem Auge ziehen, da du selbst den Balken in deinem Auge nicht siehst? Heuchler, zieh' zuvor den Balken aus deinem eigenen Auge; dann magst du sehen, daß du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest!“

Nachklänge zum hl. Pfingstfeste.

Hoherhaben über jegliche menschliche Einsicht ist das Geheimnis, das am heutigen Tage von der Kirche Gottes festlich begangen wird: der Glaubenssatz nämlich, daß der wahre, unendliche Gott — dem Wesen nach — nur Einer ist, aber, dieser Einheit ungeachtet, in der Person des Vaters, der Person des Sohnes und der Person des Heil. Geistes besteht. Drei Personen, durch innere Beziehungen und äußere Wirkung unterschieden, und doch alle drei in Einem Wesen der Gottheit vereint: Ein einfaches, unteilbares, göttliches Wesen, und dennoch dreifach nach Seiner Persönlichkeit. — welch' ein undurchdringliches, geheimnisvolles Dunkel! Wer wünschte sich da nicht, lieber Leser, den Adlerblick eines hl. Johannes, um die Tiefen dieses erhabenen Geheimnisses zu ergründen? Aber auch der Adlerblick des Lieblingsjüngers des Herrn würde hier nicht immer ausreichen. Wir würden zuletzt mit dem Bollerapostel bekennen müssen: „Gott wohnt in einem unzugänglichen Lichte!“ Wohl hat die Offenbarung über das Verhältnis der drei göttlichen Personen zu uns ein hinreichendes Licht verbreitet; allein jenen geheimnisvollen Schleier hinwegzunehmen, der die inneren Beziehungen der drei göttlichen Personen umhüllt, wird niemals einem Sterblichen gelingen. Wir haben indessen, lieber Leser, auch kein Bedürfnis, das absolut Unergründliche mit unserm schwachen Verstande ergründen zu wollen; vielmehr beten wir in demütigem Glauben unsern Herrn und Gott in Seiner unaussprechlichen Einheit und Seiner ewigen Dreipersönlichkeit.

In herrlicher Weise predigt uns die heutige Epistel: Nur göttliche Weisheit konnte ersinnen, nur göttliche Liebe wollen, nur göttliche Allmacht ausführen, was zu unserer Erlösung dienlich und notwendig war! So erinnert uns schon die Erlösung an die Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens; denn, wenn schon die Ratschlüsse Gottes unerforschlich sind, — wieviel mehr Seine innerste Natur und Wesenheit! Wir können deshalb hier nur in tiefster Ehrfurcht den Dreieinigen anbeten, bis unser demütiges Glauben dereinst in beseligendes Schauen übergehen wird.

Nun lehren wir, lieber Leser, zu unserer jüngst abgedrohenen Betrachtung über die Geheimnisse jenes Pfingstfestes in Jerusalem zurück, welches als der Geburtstag der Kirche Jesu alljährlich festlich von uns begangen wird. Unsere Blicke richten sich zunächst auf das Kollegium der Apostel. Die vierzigjährigen Beziehungen zu ihrem auferstandenen Meister hatten diese entmutigten Männer wieder aufgerichtet; aber wie finden wir sie erst von dem Augenblicke an verändert, da der Heil. Geist über sie ausgegossen ward! Ein göttliches Feuer glüht in ihrer Brust, so daß sie nun den Mut in sich fühlen, auf die Eroberung der ganzen Welt auszugehen! Alles, was ihr Meister ihnen vorhergesagt, ist in ihnen erfüllt: Es ist wahrhaftig die Kraft des Allerhöchsten, die vom Himmel herabgekommen ist, um sie zum Kampfe zu waffnen; der Heil. Geist hat ihnen die Gabe des Glaubens in einem erhabenen Grade übertragen, und ihr Herz brennt vor Begier, diesen Glauben furchtlos in der ganzen Welt zu predigen.

Unter dessen hat die aus allen Ländern zum Feste versammelte Menge der Juden das Brausen des Sturmes vernommen; in dichten Scharen drängen sie sich um den geheimnisvollen Abendmahlsaal. Derselbe hl. Geist, der die Jünger so wunderbar erfüllt, treibt auch diese heilsbegierigen Israeliten an, das Haus zu umlagern, das in seinen Mauern die eben geborene Kirche birgt. Da eilt die Apostelschar begeistert vor die Pforten des Saales, der Fischer vom See Genesareth erhebt seine Stimme, — und siehe! alle dort versammelten Männer, welche Sprache immer sie reden mögen, verstehen den Apostel, wie wenn er in ihrer Muttersprache redet! Das allein ist diesen gutgesimmten Israeliten Beweis genug für die Wahrheit und Göttlichkeit des hier verkündeten neuen Gesetzes.

Hören auch wir, lieber Leser, dem vom hl. Geiste erfüllten Apostelstärken einige Augenblicke zu: Ihr Männer von Judäa (sagt er) und ihr alle, die ihr gegenwärtig (als Pilger) in Jerusalem weilet, es sei euch kundgetan, daß sich bei dem, was ihr hier seht und hört, die Vorhersagung des Propheten Joel erfüllt: „Es wird geschehen in jenen Tagen, da werde Ich Meinen Geist über alles Fleisch ausgießen, und eure Söhne und eure Töchter werden weissagen!“ .. Ihr Männer von Israel höret meine Worte: Jesum von Nazareth, einen Mann, dem Gott unter euch

Zeugnis gab durch Wunderthaten und Zeichen, die Gott durch Ihn, wie ihr auch selbst wisst, in eurer Mitte wirkte, — diesen Jesus, der nach dem ewigen Rathschlusse Gottes überliefert worden, habt ihr durch die Hände Gottloser ans Kreuz geschlagen und getödtet! Ihn aber hat Gott wieder auferweckt, Ihn befreiend von den Leiden des Todes, wie es denn unmöglich war, daß Er davon gehalten werde. Denn David spricht von Ihm: Mein Fleisch, o Herr, wird ruhen in der Hoffnung; denn Du wirst Deinem Heiligen nicht zu schauen geben die Verwesung! Nun hat David hier aber offenbar nicht von sich selber geredet; denn er ist gestorben und begraben, und sein Grab ist bei uns bis auf den heutigen Tag; sondern vorhersehend hat er von der Auferstehung Christi gesprochen, daß Er (Christus) nämlich nicht in der Unterwelt gelassen und sein Fleisch auch nicht die Verwesung sehen werde. Diesen Jesus also hat Gott auferweckt, davon sind wir alle Zeugen. Und nachdem Er (Jesus) zur Rechten Gottes erhöht worden, hat Er den Heil. Geist, dessen Verheißung Er vom Vater empfangen hatte, ausgegossen, wie ihr sehet und höret (Apostelg. 2).

Der Apostelkürst erinnert also, lieber Leser, an die von Jesus gewirkten Wunder, die Zeugnis von ihm ablegten, wenn auch die Hohenpriester und Vorsteher des Volkes nichts davon wissen wollten. Weiter verkündigt der Apostel die Herabkunft des Heil. Geistes, und zum Beweise beruft er sich auf das staunenerregende Sprachwunder, dessen Kenntniss sich Keiner der Versammelten erschlagen konnte: dieses Wunder setzte sich ja fort, so lange Petrus zu ihnen redete!

Und nun zeigt sich, lieber Leser, die Gnade des Heil. Geistes auch in ihnen wirksam; von Furcht und Neue ergriffen, daß sie den Tod ihres Messias vordem begehrt, ruft diese aus allen Völkern zusammengesetzte Volksmenge aus: „Ihr Männer, Brüder, was sollen wir tun?“ Das Feuer des Heil. Geistes läßt ihre Herzen plötzlich aufflammen im lebendigen Glauben an Jesus und Sein göttliches Erlösungswort. S.

ng. In der Pfingstoktav.

Die ganze Natur ist neu erwacht. In einem Strom von Licht und Wärme ist der Geist des Lebens wiederum über sie ausgegossen und weckt die schlummernden Kräfte zu neuem Schaffen. Leise weht der Wind über die Bäume des Waldes dahin, die geheimnisvoll ihre Köpfe zusammenstrecken und ebenso geheimnisvoll im Säuseln des Windes eine bedeutsame Sprache reden. Anders die geliederten Sängler! Sie schreien in Wald und Feld aus voller Kehle, als könnten sie nicht laut und eindringlich genug das Loblied ihres Schöpfers verkünden, der ihnen diese wunderbaren Zungen verlieh. Erinner' uns nicht die ganze Natur an die Herrlichkeit dessen, der am Pfingsttage im Draußen des Windes in Gestalt feuriger Zungen auf die Apostel herabstieg und sie mit seinem Geiste erfüllte? An jenem Tage begann unter den Jüngern ein neues Leben und Wirken, vergleichbar dem neuentwachten Leben in der Natur, die eben auch ihr Pfingsten feiert.

Nicht minder die Kirche. Sie tritt ja eigentlich erst in diesem Augenblick in die Offenlichkeit ein. Die Sonne der Gerechtigkeit und Liebe erstrahlte ihr zuerst in jener kalten Winternacht in Bethleem, glorreich erstand sie für immer am Auferstehungstage, ihren Höhepunkt erreichte sie am Himmelfahrtstage und Pfingsten gab uns diese Sonne die Frucht ihres Wirkens, nämlich den heiligen Geist, damit er bei uns bleibe in alle Ewigkeit. Es soll jedoch nicht unsere heutige Aufgabe sein, zu untersuchen, welche hohe Bedeutung die Herabkunft des Hl. Geistes für die Kirche hat und wie er in ihr wirkt, sondern vielmehr uns kurz vor Augen zu führen, in welcher Beziehung die 3. Person der Gottheit zum einzelnen Menschen, zur Familie und zum Staate steht.

Das Haupt und Ziel der ganzen Schöpfung, der Mensch, ist zunächst in sich selbst ein wunderbares Werk des Hl. Geistes. Dies bezeugt uns nicht allein die Geschichte seiner Erschaffung, die uns erzählt, wie „Gott der Lehmgestalt des Leibes den Odem des Lebens einhauchte“ und uns somit die Belebung und Vollendung des Menschen als Werk des Hl. Geistes darstellt, sondern auch die ganze Natur und das Wesen des Menschen. Als sinnlich-geistiges Wesen, ausgestattet mit Ver-

stand und freiem Willen, steht er in überaus inniger Beziehung zur dritten Person in der Gottheit, dem Spender der Weisheit, des Verstandes, des Rates und der Wissenschaft. Und dann erst das menschliche Herz mit seinen unergründlichen Tiefen, so liebedürftig und liebespendend, es verfürpert in sich den Geist Gottes, den die Kirche in ihrem Pfingsthymnus mit Recht als den Erschaffer und Bildner der Herzen bezeichnet. Betrachten wir weiterhin den Menschen in seinen Beziehungen zur materiellen Schöpfung, so werden wir auch hier ein Verhältnis zum Hl. Geiste finden. Je mehr nämlich der Mensch auf seinem Arbeitsfelde, der materiellen Schöpfung, tätig ist, je tiefer er eindringt in das geheimnisvolle Walten der Natur, je mehr er ihre Kräfte begreift und sie sich dienstbar macht, um so gewaltiger und mächtiger wird er. Was sind denn schließlich Kultur und Zivilisation anders als eben Erzeugnisse über die Natur, die der Mensch in geschickter Weise auszubeuten verstand? Verdankt er ihr, der Mutter Natur, nicht zum großen Teile seine Kenntnisse und Wissenschaften? Ganz gewiß. Doch woher, so fragen wir weiter, kommt dem Menschen diese Macht und wer ist ihr Urheber? Es ist eben wiederum der Hl. Geist, der uns mit den verschiedensten Fähigkeiten ausgerüstet hat.

Der Mensch lebt und wirkt aber nicht nur als Einzelwesen, sondern auch im Verein mit anderen Menschen. Von den vielen gesellschaftlichen Verhältnissen, die den Menschen zum Menschen binden, ist das nächstliegende die Familie. Sie bezweckt sowohl das gegenseitige höhere Wohlsein, als auch die Vermehrung und Verbreitung der Menschheit. Die Grundlage und rechte Form dieser Vereinigung ist die Ehe, wodurch Mann und Weib, in Einheit und Unlöslichkeit miteinander verbunden, den Grund und die Bedingung zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts legen. Erweitert wird diese eheliche Verbindung durch Kinder, Diensthoten usw. zur häuslichen Gesellschaft. Wenn nun schon an und für sich jede wahre Vereinigung als eine höhere Stufe des Daseins zu betrachten ist und nicht denkbar ist ohne gegenseitige Liebe, um wieviel mehr ist diese dann erforderlich bei der Ehe, wo Mann und Weib sich zusammenschließen für das ganze Leben, um auf immer Freud und Leid gemeinsam zu tragen. Sollte eine solch innige Vereinigung wohl denkbar sein ohne eine aufrichtige und edle Liebe, die nur der Hl. Geist, der Geist der Liebe Gottes, uns einflößen und in uns heftigen kann? Diese Beziehung der Familie zum Hl. Geiste wird aber erst vollendet durch die Ehe als Sakrament. Dieses Fundament der christlichen Ehe, das Sakrament, ist ja doch nur ein Werkzeug der Gnade und Liebe des Hl. Geistes. Und dann die einzelnen Glieder der Familie! Ist nicht der Vater in der Familie daselbe, was der Priester in der Kirche ist, nämlich sichtbarer Stellvertreter des Hl. Geistes? Und die Frau als Gattin und Mutter, so ehrwürdig und rührend in ihrem Charakter der Liebe, der Opferwilligkeit und des liebenden Sorgens und Leidens, ist sie nicht ebenfalls ein schönes Abbild des Geistes der Liebe Gottes? Und endlich das Kind in seiner Unschuld und seiner Stellung zur Familie, ist es nicht ein Spiegelbild des Geistes der Reinheit und ein Symbol des Lebens des Hl. Geistes im Schoße der heiligsten Dreifaltigkeit? Sollte die wichtigste Aufgabe der Familie, die Erziehung der Kinder, wohl erfüllt werden können ohne den Beistand des Hl. Geistes? Nein, gewiß nicht. Wenn nicht seine innere Ansprache wirkt, dann nützen auch die guten Beispiele der Eltern und Erzieher nichts; sie würden jenem Samen gleichen, der auf steinernen Boden fällt und keine Frucht hervorbringen kann. Anders aber, wenn die höchste Liebe die Erziehung leitet. Wenn sie das Herz der Eltern und Lehrer in Liebe und Geduld zum Kinde hinleitet und hinwiederum das Herz des Kindes in Anhänglichkeit, Gehorsamkeit und Demut den Eltern entgegenleitet, dann wird der Segen und die Frucht nicht ausbleiben.

Eine andere Art von gesellschaftlichen Vereinigungen ist das Gemeinwesen, der Staat. Er ist nichts anderes als eine Erweiterung und Festigung der einzelnen Familien zu einer größeren Gemeinschaft unter einem gemeinsamen Oberhaupte, dem Stellvertreter des Gemeinwesens gegenüber den einzelnen Vereinsmitgliedern und noch mehr Stellvertreter Gottes, von dem ja alle Gewalt und alles Recht kommt. Die Majestät des Oberhauptes faßt alle Gewalt in sich und erstreckt sich auf alle, ist jedoch insofern beschränkt, als sie in Selbsthaltung und Handhabung an das Gesetz Gottes und den Zweck des Gemeinwesens gebunden ist. Wie Gott einen Teil seiner Macht und Weisheit seinen Geschöpfen mittheilen hat, so läßt auch der weltliche Herrscher Personen ausbilden an seiner Herrschaft und Macht ausübung teilnehmen, nämlich die Gemeindevorstände und Staatsbeamten. Alle insbesondere die Regierung. Das Volk ist der gehorchende Teil. Nach

Gottes Willen ist aber der Staat nicht nur ein Riesengeblöde von Macht zur Ausübung der Gerechtigkeit, sondern auch etwas Milde und gleichsam Göttliches, „ein Diener Gottes“ wie der hl. Paulus sagt, „und zwar zum Guten und nicht zum Bösen.“ Er darf also auch seine Gewalt nicht mißbrauchen, weder gegen Gott noch zum Nachteile des Volkes. Wenn der Staat sich von Gott löst, wenn er sich selbst zur Quelle alles Rechtes, zum eigenen Gott macht, dann sehen wir in ihm eben eine jener gräßlichen Verzerrungen der herrlichen Einrichtungen Gottes, wie sie uns die Geschichte allerdings auch leider in so manchen Staaten vor Augen führt. — In welcher Beziehung steht aber der hl. Geist zu dem Staate? Er muß hier auftreten als Urheber der größten und mächtigsten aller natürlichen Vereinigungen, ja er muß hier noch viel mächtiger eingreifen als bei der einzelnen Familie, weil das natürliche Bindeglied zwischen den einzelnen Familien zum Gemeinwesen nicht so fest ist, als das der einzelnen Glieder zur Familie. Der hl. Geist ordnet durch gute und gerechte Gesetze, insofern diese ein Ausfluß der 10 göttlichen Gebote sind, den Staat ebenso, wie er es einst getan, als er das wilde Chaos der Elemente durch die Naturgesetze zur Raifon brachte. Können die Staaten auch in der Art ihres Entstehens und ihrer Ziele nicht immer als seine Gebilde betrachtet werden, so sind sie doch in seiner Hand stets die mächtigsten Werkzeuge seiner Liebe und Gerechtigkeit. — All jene Reiche, die sich aufbäumten gegen das Gesetz des Herrn, die mit Haß und Ingrimm seine hl. Kirche verfolgten, was haben sie erreicht? Sie haben nur dazu beigetragen, die Kirche Gottes zu reinigen, zu läutern und zu verherrlichen, sie mußten eben als Werkzeug in der Hand des Allmächtigen dazu dienen, seine allweisen Pläne zu verwirklichen. —

Wir haben also allen Grund, recht oft dem hl. Geiste zu danken für die reichlichen Gaben und Gnaden, die er uns geschenkt hat, aber auch allen Grund, ihn auch fernerhin recht oft um seinen Verstand anzusehen, denn ohne ihn vermögen wir nichts. Beien wir darum mit unserer hl. Mutter der Kirche recht oft und innig: „Komm heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe, auf daß sie das, was recht ist, verstehen, und deines Trostes sich allezeit erfreuen mögen.“

□ Die Entstehung des menschlichen Fußes

aus der Hinterhand des Affen oder sonst eines affenähnlichen Vorfahren des Menschen bildet den großen Stein, welcher der darwinistischen Affenabstammungslinie des Menschen im Wege liegt. Der Führer dieses vulgär-Darwinismus, Professor Klaatsch, hat jetzt aber das lange vergebens versuchte Kunststück fertig und wandelt mit gräßlicher Leichtigkeit die Affenhinterhand in einem Menschenfuß um.

Die ihn auf die richtige Spur gebracht haben, sind die Australneger, welche wie die Krösche an den Bäumen hinaufkriechen.

„Der Eingeborene“ so wir uns geschädert, „schlingt die Hand um den Stamm, schiebt die Füße unter den Bauch, sie gegen den Baum anstemmend, und hüpfel rudweise, die gefalteten Hände jedesmal höher werfend, wie ein Raubfrosch empor.“ . . . „Denken wir uns den alten Primatengreif fuß in einer solchen Situation, so erkennen wir, daß das Anpressen des inneren Fußrandes die freien Bewegungen der Großzehe ausbebt, durch die so erzeugte Schwülbildung aber gewinnt die Fußsohle die Bedeutung eine Saugnapfes und sie leistet ähnliche Dienste, wie solche Bildungen bei anderen Klettertieren.“ . . . „Die dargelegte Klettergewohnheit, durch lange Zeiträume und zahllose Generationen fortgesetzt, ist wohl geeignet, den alten Primatenfuß umzugestalten“ (II, 192—194).

Auch nicht übel. Daß das Andrücken der Affenhinterhand an einen dicken Baumstamm beim Klettern den Daumen der Affenhand zu einer großen Zehe umdrücken soll! Nur ist, wenn wir auf diese Phantasia eingehen sollen, nicht recht klar, warum der Klaatschsche vierhändige Menschenahne auf dicke Bäume klettert, da er doch bei dünneren Stämmen mit seinen Hinterhänden viel besser zugreifen und sich emporarbeiten kann als bei so dicken Bäumen, wo er seine Hinterhände als Greifglieder gar nicht gebrauchen kann? Soll: je einmal ein solcher Ahne sich an einem dicken Stamm emporgequält haben, weil da droben gar so treffliche Nadelbissen zu holen waren, war das ganz ausnahmsweise; bei der nächsten Gelegenheit hat er doch alsbald wieder seine atrobatischen Kletterstücke an dünneren Stämmen versucht, wo er mit seinen vier Händen besser vom Fleck kam; ja als er am dicken Baumstamm in Notlage war, hat er sich an den dünneren Ästen mit seinen Hinterhänden festgehalten. Gesetzt also

den Fall, der Daumen deiner Hinterhand wäre während des Kletterns am Stamm bei einem solchen Vierhänder auch nur den tausendsten Teil eines Millimeters aus seiner Anlage hinausgedrängt worden in die Richtung der großen Zehe des Menschenfußes, so wäre dieser Fortschritt augenblicklich wieder aufgehoben worden, sobald das Tier seine Hinterhand wieder als Greifglied gebrauchte.

Man muß sich diese darwinistischen Phantasien nur einmal in die Wirklichkeit übertragen denken und die ganze schöne Seifenblase zerplatzt augenblicklich.

Und solche Dinge nennt man Wissenschaft und die Wissenschaft muß sich die Zeit, Tinte und Papier kosten lassen, solcherlei Träume zu widerlegen; sonst kommen die gläubigen Nachbeter und sagen, der Mann hat recht, die Wissenschaft schweigt dazu, weil sie darauf nichts zu sagen hat.

So möge man uns verzeihen, wenn wir noch gegen den darwinistischen Münchhausen einen anderen Darwinisten auftreten lassen.

In seinem Vortrag: „Die Vorgeschichte des Menschen,“ mit zahlreichen Noten 1904 herausgegeben (Braunschweig, Vieweg), fertigt Schwabbe (S. 44 f.) die Klaatschsche Hypothese also ab:

„Es ist zunächst undenkbar, daß eine Bewegungsart, wie sie von den Naturvölkern zur Erreichung einzelner, oft freier hoher Bäume ausgeübt wird, eine funktionelle Umgestaltung des Fußskeletts hervorrufen kann. Das könnte diese Bewegungsform nur, wenn sie stetig wirkt, oder wenn sie die vorherrschende ist. Man wird aber wohl schwerlich annehmen wollen, daß ein solches Klettern, welches doch nur Ausnahme ist, gegenüber der dauernden, regelmäßigen Beanspruchung des Fußes beim Laufen, Stehen oder gewöhnlichem vierfüßigem Klettern eine umgestaltende Wirkung ausgeübt haben kann. . . . Ein primatoide, mit Greiffuß versehener Vorfahr des Menschen hätte es also bei der Erstkletterung hoher, dünner, astloser Bäume viel bequemer gehabt als der Mensch, ganz dicke astlose Bäume zu erklettern, wäre er überhaupt nicht fähig gewesen, obwohl ihm auch hier kein eine viel größere Fläche bedeckender Fuß nützlich gewesen wäre als der menschlich gezüchtete, für dessen Saugnapffunktion Klaatsch den Beweis schuldig bleibt. Zur Erstkletterung solcher Stämme (Eufalpius, Kokospalmen) sind besondere Kunststücke und Hilfsmittel erforderlich, die nur der bereits voll entwickelte Mensch erfinden konnte. . . . Der Klettermechanismus, welchen Klaatsch glaubte für die Entstehung des menschlichen Fußes als ursächlich ansehen zu müssen, ist durchaus künstlicher. Die Klaatschsche Hypothese ist in keiner Weise haltbar. Es bleibt also nach wie vor nichts übrig als die eigentliche Umbildung, welche der menschliche Fuß erfahren hat. Damit fällt auch Klaatschs Ansicht über die Entstehung der Anklung der Wirbelsäule im Promontorium. Sie sollte nach Klaatsch eine Folge des beim Klettern unvermeidlichen Zurücklegens des Rumpfes sein.“

≡ Von der Affensprache.

Die Sprache, das artikulierte Sprechen durch Bildung von Worten ist es, welche zwischen Mensch und Tier eine Kluft aufstaut, über welche kein Steg führt. Vergebens bemüht sich die Phantasia der Anhänger der Affenabstammung des Menschen, Brücken mit auf Kluff überbrücken zu können; sehen, Brücken mit auf Erden unerhört weiten Spannungen zu konstruieren um doch die Kluff überbrücken zu können. Es nützt alles nichts. Immer wieder stürzt die eine Brücke der anderen nach in den Abgrund.

Doch wie? Haben denn die Tiere keine Sprache? vorab die angeblichen Ahnen des Menschen, die Affen? Da käme es doch wohl mal auf die Probe an: — also kallulierte ein schlauer Amerikaner und machte sich daran, die Affensprache zu studieren bezw. den Tieren abzulauschen. Garner ist der Name des Mannes und sein Buch von Marshall ist überseht in Leipzig 1900 erschienen.

Klugerweise hat der Uebersetzer selbst vorgebaut, daß nicht er ob des Inhaltes des Buches zur Verantwortung gezogen wird und im Nachwort (S. 151) seine Ansicht über die wissenschaftliche Befähigung des Verfassers dahin ausgesprochen: „Der Verfasser der „Sprache der Affen“ ist auf wissenschaftlichem Gebiet offenbar wesentlich Autodidakt und wie es bei den Autodidakten öfters vorzukommen pflegt, etwas — Phantast.“ — Sagen wir nicht bloß etwas Phantast, sondern etwas viel Phantast. Daß wir recht haben, bestätigt ein Blick auf das Ergebnis der Garnerschen Behauptungen.

„Die Affensprache besteht aus einzelnen Lauten.“ (S. 41). „Die Unterhaltung beschränkt sich auf einen einzelnen Laut

(S. 28): D. h. auf gut deutsch: der Affe spricht nicht, sondern gibt Laute von sich entsprechend seiner inneren Erregung. Das alles ist nichts Neues. Neu aber ist, welchen reichen Inhalt die Phantasie des Amerikaners in diesen Laut hineinbrachte und dann daraus heraushörte. Man höre nur seine Beobachtungen an einem Kapuziner-Affen:

Während ich so vor seinem Käfig stand, machte ich einen Ton nach, den ich mit „Milch“ übersetzt hatte, der aber nach manchen Umständen zu schließen, „Nahrung“ überhaupt bedeutet, wenn er nicht eine noch weitergehende Bedeutung hat, wie ich aus einer Reihe späterer Untersuchungen entnehmen möchte. Es ist schwer, in der menschlichen Sprache ein Wort zu finden, das ganz seiner Bedeutung entspricht. Der Kapuziner-Affe benutzte es, bald um Speise, bald um Trank damit auszudrücken und wie mir schien, beidemal ohne Unterschied im Ton. Er schien überhaupt alles Wünschenswerthe und ihm Angenehme damit bezeichnen zu wollen und ihn als eine Art Schlüssel- oder Generalstichwort zu gebrauchen“ (S. 4).

Auch von einem Marmelade und einem Laut, der Ueberzeugung ausdrückt, ist die Rede, und von einem besonderen Ton, den der Affe anwandte, „um jemand herbeizurufen oder z. B. meine Frau zu überreden, nicht auszugehen und ihn nicht allein zu lassen. Es war eine Art Gewimmer.“

Wir finden, daß diese „Beweisführung“ von der Erziehung einer Affensprache bei Vögel betrachtet unter das Kapitel „grober Unfug“ gehört oder gelinde ausgedrückt, „echt amerikanisch“ ist. Da verwechselt der Mann fortwährend Laut und Wort. Daß der Affe im Affekt Laute von sich gibt, selbst „eine Art Gewimmer“ hören läßt, ist seit Adams Zeiten längst bekannt, ebenso auch, daß diese Laute nichts zu tun haben mit einer Wortsprache. Das kann Schreiber dieses jeden Tag an seinem Hund beobachten, der, wenn er nicht zum Spaziergang darf, „eine Art Gewimmer“ hören läßt. Aber darauf, daß „diese Art Gewimmer“ eine an ihn gerichtete Ueberredung sein soll, nicht auszugehen, ist nicht einmal der Bello selbst verfallen.

Und dann diese Lautsprache! Wie vieldeutig sind doch ihre Laute? Ein einziger Ton bedeutet ja alles Mögliche und Unmögliche. Das erinnert uns an einen Chinaträger, der nach Hause zurückgekehrt mit seinen chinesischen Kenntnissen renommierte. Gefragt, was die Tür bedeutet auf Chinesisch, antwortete er: „Sing“. Nach einer Stunde hatte er das vergessen und jetzt gefragt, was auf Chinesisch der Mund heiße, antwortete er auch „Sing“. Doch riß sich der Mann durch einen guten Witz aus seiner Verlegenheit, indem er sich rechtfertigte mit der Ansrede: Alles, was auf- und zugehe, heiße im Chinesischen „Sing“.

Aber was ist diese Vieldeutigkeit des einen Wortes gegen die Vieldeutigkeit des einen Lautes in der Affensprache? Was sind die Chinesen für Stümper und überhaupt der Mensch, der zur Bezeichnung verschiedener Dinge verschiedene Worte braucht, während der Affe alles in einem Laut bezeichnen kann. Doch Schertz beiseite! Aus den „Beobachtungen“ Garners wird ein verhältnißloser Mensch entnehmen, daß es beim „Sprechen“ der Affen mit Lauten kein Bewenden hat, daß diese Laute unter Umständen ein Warn- oder Alarmsignal, Zeichen des Hungers und Durstes oder des Bornees sein können, aber mit der menschlichen Sprache nie und nimmer in Vergleich gesetzt werden können und dürfen.

Kleine Kinder kann man sehen, wie sie mit der Hauskatze oder dem Hund Zwiesgespräche führen und das Mäuschen wie das Bellen des „Mars“ ebenso verstehen und ihre Gedankenwelt übersehen, wie das Zwitschern des Vogels. Wie sagt der Dichter:

O du Kindermund, o du Kindermund,
Vogelsprachekund
Wie Saloma.

Ja, ja: es heißt: O du Kindermund! Männern und erst recht Männern der Wissenschaft oder solchen, die das noch sein wollen, ziemt ein anderes Denken!

Literarisches.

Berechtigung des Alkoholgenusses, von Dr. med. A. J. Starke
Preis broschirt 4 M., gebunden 5 M. Verlag von Jul. Hoffmann, Stuttgart.

In unserer moderner Zeit, wo alles auf das Extreme hinarbeitet, haben auch die Bewegungen gegen Alkoholgenuß einen solch radikalen Charakter angenommen, daß man es nur mit großer Freude begrüßen kann, wenn von sachmännischer Seite ein berechtigtes Wort gegen diese einseitigen Strömungen vorgebracht wird. Dr. Starke's Werk gibt uns ein allgemein verständliches Bild der Verhältnisse, wie sie sich beim vernünftigen Alkoholgenuß auf Grund moderner wis-

sentchaftlicher, speziell physiologischer Tatsachen und Anschauungen darstellen. Das Buch ist streng sachlich gehalten und das Ergebnis eines langen wissenschaftlichen Spezialstudiums; erst nachdem der Verfasser aus dem Gesamtergebnisse seiner eingehenden Forschungen folgern mußte, daß nichts gegen den vernünftigen Alkoholgenuß, wohl aber vieles dafür spreche, gab er seinem Werke den ihm gebührenden Titel „Berechtigung des Alkoholgenusses“. Dr. Starke teilt die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen ein in ärztliche und naturwissenschaftliche; sie sind kurz gefaßt folgende: 1. Der Alkohol der alkoholischen Getränke besitzt an sich nicht die Eigenschaft, den Menschen zum Genuße immer größerer Mengen zu verführen. 2. Der vernünftige Alkoholgenuß hat mit der Trunksucht und der Entziehung irgendwelcher sonstiger Krankheiten gar nichts zu tun; wohl aber bedeutet er für zahllose moderne Menschen eine sehr wichtige hygienische Maßregel. 3. Der Alkohol ist bis zu einem gewissen Grade ein alter Bekannter der Körperzellen, jedenfalls auch des Menschen, der von Geburt an und durch das ganze Leben hindurch „abstinente“ lebt. Der Alkohol ist ein Nährmittel und wirkt spezifisch auf das Nervensystem. Jeder, der sich für die Alkoholfrage interessiert, mag er nun ihr Freund oder Feind sein, wird Dr. Starke's Buch zur Hand nehmen müssen. Die eingehenden, streng sachlich gehaltenen Forschungen werden aber auch jeden vorurteilsfreien Leser bestricken, davon sind wir fest überzeugt.

Allerlei.

☉ Auf den Kirchenstaat und die Frage seiner Wiederherstellung kommt der Tübinger Historiker K. F. Zunt in seinem Essay „Katholisches Christentum und Kirche“ (Venedig) in dem groß angelegten Werk „Die Kultur der Gegenwart“ (Teil I Abt. 4) zu sprechen. Das war bekanntlich das Ende der Entwicklung der italienischen Verhältnisse, das dem Papst nur die Paläste des Vatikan und Laterans und die Villa Castel Gandolfo verblieben, wie auch die Würde eines Souveräns, indem durch das Garantieregime vom Jahre 1871 seine Person als heilig und unverletzlich anerkannt wurde. Als Ersatz für das geraubte Besitztum wurde dem Papst eine Jahres-Rente von 3 Millionen Lire zugesichert, deren Annahme aber verweigert, um damit nicht den Schein einer Anerkennung des Gegebenen zu erwecken. Man vertraute auf die Opferwilligkeit der Gläubigen und hoffte außerdem auf eine Wiederherstellung. In diesen Gedanken bewegte sich Pius IX., der gleich bei der Inthronisation der Katastrophe ein Wunder der Vorsehung erhoffte, wie auch Leo XIII., der dem Protest noch dadurch Nachdruck verlieh, daß er sich weigerte, einen katholischen Regenten zu empfangen, der den König von Italien in Rom besuchen würde. Pius X. zeigte durch seine nachträgliche Bekundung über den Besuch des französischen Präsidenten Loubet, daß er in diesem Punkt die Politik seiner Vorgänger fortzuführen suchte; andererseits trug er den veränderten Verhältnissen Rechnung, indem er dem Erzbischof von Bologna gestattete, dem König von Italien beim Besuche der Stadt seine Aufwartung zu machen, während eine derartige Huldigung den Bischöfen ehemaligen kirchenstaatlichen Gebietes strengstens verboten gewesen war. „Dem Schritt“, fährt Zunt (a. a. O. 243) fort, „werden wohl noch weitere folgen, sodas sich in einiger Zeit ein friedliches Verhältnis zwischen Papsttum und Konstantin anbahnen dürfte, soweit es ohne förmlichen Verzicht auf das Temporale (Kirchenstaat) seitens des ersteren zu erwarten ist. Wie aber die Dinge in Italien sich weiter entwickeln mögen, um den Kirchenstaat wird es geschehen sein. Hat er auch ehemals, nachdem er in Trümmer gesunken war, stets sich wieder erhoben, so sind die Verhältnisse, denen er zuletzt zum Opfer fiel, von den früheren wesentlich verschieden, und die politische Lage Europas und die Stimmung und Richtung der Geister hat sich inzwischen so gestaltet, daß, soweit man sehen kann, eine Wiederherstellung nicht mehr zu erwarten ist. Der römische Stuhl wird daher die Politik, die er bisher in bezug auf das Temporale befolgte, notwendig einmal aufgeben müssen, und je halber er sich in die Ereignisse fügt, um so besser wird es für ihn und die Kirche sein. Die Wunder der Vorsehung, auf die Pius IX. vertraute, bevor der Kirchenstaat sein völliges Ende erreichte, haben sich wie damals so auch seitdem nicht eingestellt, und sie werden wohl auch noch lange auf sich warten lassen.“

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: H. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 24.

Düsseldorf, den 17. Juni.

1906.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag nach Pfingsten. — Zur Fronleichnamsocta. — Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. — Der chinesische Märchenerzähler. — O wie überaus traurig. — Literarisches.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zweiten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIV, 16—24.

In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern dieses Gleichnis: Ein Mensch bereitet ein großes Abendmahl und lud Viele dazu ein. Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon Alles bereit wäre. Und sie fingen Alle einstimmig an, sich zu entschuldigen. Der Erste sprach zu ihm: Ich habe einen Weierhof gekauft, und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe nun hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein Anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen, und darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam zurück, und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell auf die Straßen und Gassen der Stadt, und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; es ist aber noch Platz übrig. Und der Herr sprach zu dem Knechte: Gehe hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune, und nütze sie, hereinzukommen, damit mein Haus voll werde. Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl kosten wird.

Zur Fronleichnamsocta.

Wenn auch unter dem großen Abendmahl im heutigen Evangelium zunächst die ewige Seligkeit zu verstehen ist, lieber Leser, so weist andererseits die noch fortdauernde Feier der Fronleichnamsocta unverkennbar hin auf das erhabene eucharistische Mahl, das allerheiligste Sakrament des Altars. „Groß“ ist dieses Mahl durch das Uebermaß der göttlichen Liebe, die sich darin kundgibt; groß durch die Fülle der Gnaden, die es gewährt; groß endlich durch die Menge der dazu Geladenen.

In der Octa des Fronleichnamsfestes feiern wir, lieber Leser, das Andenken an die Stiftung dieses großen hl. Abendmahles, an die Einsetzung jenes erhabenen Sakramentes, durch das wir mit unserm göttlichen Erlöser lebendig vereinigt werden und durch Ihn vereint werden mit allen Christen, die dem Reiche Gottes auf Erden angehören. Die eigentliche Feierstunde für dieses erhabene Geheimnis göttlicher Liebe wäre freilich der Abend des Gründonnerstags gewesen; indes für die dunkle Trauer der Karwoche würde dieser hellleuchtende Diamant zu hell und klar funkeln. Darum wurde dieser leuchtende Edelstein von der Kirche gleichsam herausgenommen aus dem Diadem des für uns sich hinopfernden Königs der Glorie und statt seiner ein Dorngeflocht eingesetzt. Nun erstrahlt aber dieser Diamant um so viel herrlicher in seinem jetzigen Festranze: dem Fronleichnamso-

cte und seiner Oktanfeier; ja, er erstrahlt viel herrlicher, weil unsere Andacht, lieber Leser, nun nicht mehr, wie in der Karwoche, mit dem tränenvollen Blicke der Wehmut nach ihm hinschaut, sondern mit einem vor Freude strahlenden Auge, welches das Strahlenlicht dieses herrlichen Edelsteins voll und ganz in sich aufnehmen vermag.

Dabei bleibt aber doch bestehen, daß unser heiliges Abendmahl eingesetzt ist als eine feste Erinnerungstunde, ja, als eine erhabere Erneuerung des bitteren Leidens und Todes Jesu, da — bei der Feier der hl. Messe — in dem konsekrierten Brote wirklich Sein Leib ist, welcher in der Ihn verhallenden Brotsgestalt gebrochen und verzehrt, also geheimnisvoll geopfert wird, — und da ebenso in dem konsekrierten Weine Sein heiliges Blut ist, das getrunken, also geheimnisvoll vergossen wird zur Vergebung der Sünden.

Wäre nun im heiligen Abendmahle, wie Viele unserer getrennten Brüder lehren, nichts weiter als gesegnetes Brot und gesegneter Wein: wie sollten beide denn, lieber Leser, das Leidens und den Tod unseres Herrn erneuern? Welche Beziehung, welche Verwandtschaft, welche Ähnlichkeit besteht denn zwischen (bloßem) Brot und Wein einerseits, und dem Leibe und Blute Jesu andererseits? Und wie könnte der Genuß von ein wenig Brot und Wein eine Erinnerung und Erneuerung Seines zu unserem Heile geschlachteten Leibes und Seines für uns vergossenen Blutes sein? Und wie hätte der hl. Apostel Paulus so nachdrücklich uns einschärfen können: Mit diesem Geheimnisse sollt ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis Er (zum Gerichte) einst wieder kommen wird! (I. Kor. 11.)

Stünde der Neue Bund nicht tatsächlich hinter dem Alten Bunde zurück, wenn unsere getrennten Brüder mit ihrer Abendmahlslehre im Rechte wären? Denn das Lamam, dieses sanfte, geduldige Geschöpf, — das von den Juden des Alten Bundes zur vorbildlichen Darstellung des künftigen Erlösungstodes des Messias geopfert und gegessen wurde, stellte doch besser und natürlicher die Sanftmut und die Geduld dar, womit der Erlöser für uns gelitten hat und gestorben ist. Hätte Er also im hl. Abendmahle nur pureß Brot als ein Bild Seines Leidens den Seinigen hinterlassen, so hätte Er fürwahr das alte Zeichen — das Osterlamm — dieses so getreue und lebendige Bild Seines Opfertodes, nur abgeschafft, um ein neues Zeichen an die Stelle zu setzen, das uns ganz fremdartig vorkommen müßte, weil es den Opfertod in keiner Weise darstellt. Unsere Religion also, lieber Leser, die vollkommener als die jüdische ist und sein soll, hätte in diesem Falle eine weit unvollkommenere Erinnerungsfeier an den Erlösungstod ihres göttlichen Stifters, da das Brot und der Wein im hl. Abendmahle weder zum Geiste noch zum Herzen der Gläubigen spräche, wenn nicht Jesus wirklich geheimnisvoll darin (d. i. unter den Gestalten des Brotes und Weines) gegenwärtig

wäre. Unser katholisches Empfinden häumt sich förmlich dagegen auf, unserem Herrn derartiges zuzumuten.

Nun sind aber auch die bekannten Worte, deren der Herr bei der Einsetzung dieses hochheiligen Sacramentes Sich bedient hat, so klar und so bezeichnend, daß der Katholik es nicht versteht, wie man an diesen Worten herumdeuteln kann. Ja, sagen wir zu den getrennten Brüdern, welche die wirkliche Gegenwart Jesu in hl. Abendmahl leugnen: Nehmt einmal mit uns für einen Augenblick an, der Herr habe wirklich Seinen Leib und Sein Blut unter den Gestalten von Brot und Wein verbergen wollen — sagt nun selbst, wie Er Sich hätte ausdrücken sollen, um uns Menschen zum Glauben an eine so hochwichtige Wahrheit zu vermögen? Er hätte doch wohl sagen müssen: „Wisset, daß dies hier Mein Leib und Mein Blut ist, nicht bildlich und symbolisch, sondern wahr und wirklich — eben dieser Mein Leib hier, der für euch in kurzem gekreuzigt wird, und eben dieses Mein Blut, das für euch vergossen werden soll! Mein Fleisch und Mein Blut ist daher nicht eine mystische und geistige, sondern eine wirkliche Speise und ein wirklicher Trank!“ — Hätte der Herr so gesprochen, so hätte Er keinen Schatten von Zweifel über die Wahrheit unserer katholischen Abendmahlstheorie übrig gelassen!

Und nun frage ich dich, lieber Leser: hat Jesus denn nicht genau so gesprochen? Hat Er nicht wirklich gesagt: „Das ist Mein Leib, der für euch hingegeben wird, — das ist Mein Blut, das für euch vergossen wird!“ Hat Er nicht ausdrücklich gesagt: „Mein Fleisch ist eine wahre Speise und Mein Blut ist ein wahrer Trank!“?

Ich schließe für heute mit dem Herzenswunsche, lieber Leser, daß es dir und mir einst vergönnt sei, von Angesicht zu Angesicht den Heiland zu schauen, dem wir hier im hl. Sacramente so oft gläubig gehuldigt haben. S.

7 „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ *)

von Michael Gerрманus.

Unlängst bin ich da oben auf der hohen Seewarte gewesen bei dem einsamen Wächter, den das katholische Deutschland dort hingestellt hat, damit er nach allen Seiten scharf Ausschau halte und drohende Gefahren unverzüglich signalisire. Aber da war's nicht schön. Um uns heulte und pfiß der Sturm und peitschte uns den Regen ins Gesicht: Blitze zuckten unaufhörlich; das Meer war schrecklich aufgereat, und die Wellen spritzten ihren schmutzig-weißen Gischt hoch empor. Von Südwest aber zogen neue, schwere Wolkennassen herauf, nichts gutes verkündend. Es war, als ob alle Elemente entseßelt und die Geister der Hölle losgelassen seien. Da ward dem deutschen Michel, der sich sonst nicht leicht fürchtet, doch angst und bange. Aber der Wächter von der Rundschau zeigte auf das Bild des Apotelefürsten an der Wand und saate lächelnd: Keine Sorge! So war allezeit das Schicksal der hl. Kirche. Dann aber hieß er mich einen Blick tun in die vergangenen Zeiten, und es zogen die Ereignisse der Geschichte wie Lichtbilder vor meinen Augen vorüber. Darf ich dir einige Bilder zeigen, lieber Leser? Es kostet nichts.

I.

Ich sehe ein Schifflein auf dem See Genesareth in Sturmeseet. Schwer arbeiten die Schiffleute, die Jünger Jesu, im Kampfe mit den wilden Wellen. Jeden Augenblick droht das schwache Fahrzeug in die Tiefe zu versinken. In dem Schifflein sitzt auch der Heiland und — schläft! Ob er vom Sturme nichts merkt? In ihrer Todesangst wenden ihn die Jünger: „Herr, hilf uns, wir gehen zugrunde.“ Jesus erwidert ihnen: „Was seid ihr so furchtsam, ihr Aeingläubigen?“ Als dann gebietet er den aufgeregten Elementen, und sogleich herrscht eine große Stille; von Sturm und Wellen keine Spur mehr! Dieses Ereignis ist nicht nur ein großes Wunder, sondern auch eine Prophezeiung durch die Tat,

*) Der empfehlenswerten „Apologetischen Rundschau“ in Koblenz entnommen. Red.

ein Hinweis auf kommende Dinge. „Das Schifflein der Kirche kann wohl mit Wellen bedeckt werden, aber es kann nicht unterinken, weil Christus bei der Kirche ist.“ St. Anselmus.

Eine Prophezeiung in Worten. Petrus legt vor seinem Herrn und Meister ein feierliches Glaubensbekenntnis ab: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Der Heiland antwortet ihm ebenso feierlich: „Du bist der Fels, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Diese Worte bilden ein Compendium der Kirchengeschichte aller künftigen Jahrhunderte. Der gottmensliche Baumeister, dessen Schöpferwort im Anfange der Zeiten die Welt ins Dasein rief, will im Reiche der Gnade eine neue Welt schaffen; er will die von den Propheten besungene herrliche Sionsstadt des neuen Bundes, seine hl. Kirche bauen. Diese Kirche soll als der fortlebende Christus das Erlösungswort weiterführen. Gegen sie wird also auch der Fürst der Finsternis den schon im Paradiese angekündigten Verzweifelungskampf führen. Seine ganze Streitmacht führt er ins Feld, und was irgendwo auf der Welt an Lüge und List, an Schlechtigkeit, Bosheit und roher Gewalt ihm zur Verfügung steht, das wird aufgeboten, um die Kirche zu vernichten. Wird sein Plan gelingen? Da hat Christus in göttlicher Weisheit Vorsehung getroffen, indem er seine Kirche nicht auf Sand, sondern auf einen unerschütterlich starken Felsen baut. Petrus ist der Fels. Von Natur schwach und hilflos, wird er durch Christi Gnaden der starke Felsenmann, auf dem die Kirche fest und sicher steht bis zu Ende der Weltzeiten. Da mögen die Oefene brausen und die Wogen anstürmen. Fels und Kirche stehen da in majestätischer Ruhe. Da mögen die Feinde mit Steinen und Kof nach der Kirche werfen — der Kirche schaden sie nicht, aber die Wurfgeschosse fallen auf die Angreifer zurück. Und wenn auch alle Söldlinge des Satans gegen den Felsen und die Kirche Sturm laufen — sie rennen sich selber die Köpfe ein, aber das Felsenfundament erschüttern sie nicht. „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Eher werden Himmel und Erde vergehen, als daß Christi Worte vergehen.

Am jüdischen Osterfeste herrschte in Jerusalem großer Jubel. Nicht wegen des Festes, sondern weil der verhasste Nazarener so schwachvoll am Kreuze geendet. Sein Anhang war aufgelöst, sein Werk vernichtet, er selbst lag im Grabe. Einen solchen Erfolg hatte sich das offizielle Judentum nicht träumen lassen. Aber die Freude war nur von kurzer Dauer. Die Kunde von der Auferstehung zerstörte jählings alle Hoffnungen der Feinde und machte den mühsam durchgeführten Vernichtungsplan zu Schanden. Jesus lebt! Seinen Feinden aber bleibt in ihrer grenzenlosen Verwirrung weiter nichts übrig, als die Fabel von den schlafenden Wächtern zu erfinden und sich vor ganz Jerusalem lächerlich zu machen.

In ohnmächtiger Wut sah der hohe Rat, daß Christi Lehre nach dem Pfingstfeste im Volke immer mehr Anhang fand und die Apostel unverdroffen in der jungen Kirche ihres hl. Amtes walteten. Weder ein strenges Verbot, noch Gefängnisstrafe, noch die Schmach der Geißelung konnte sie abhalten, das Evangelium zu verkünden. Gab's denn wirklich kein Mittel, die zwölf ungebildeten Fischer aus Galiläa mundtot zu machen, und die Ausbreitung der neuen „Sekte“ zu hindern? Diesmal wußte der hohe Rat keinen Rat. Der Gesetzkler Gamaliel aber fand das rechte Wort, welches gleichzeitig die schönste Apologie des Christentums enthält: Laßt ab von diesen Menschen. Denn wenn ihr Werk von Menschenhänden ist, so wird es von selbst zerfallen; wenn es aber von Gott ist, so werdet ihr es nicht zerstören können.“ Das Werk bestand fort! —

Der König Herodes schickte zu Jerusalem eine blutige Christenverfolgung in Szene. Nachdem er u. a. den Apostel Jakobus hingerichtet, gedachte er den Hauptschlag zu führen durch Gefangennahme des hl. Petrus. Aber ein Engel befreite das Oberhaupt der Kirche. Das Christentum dauerte fort. Herodes aber nahm, wie sein gleichnamiger Oheim, der Mörder von Bethlehem, ein schreckliches Ende; er wurde bei lebendigem Leibe von Würmern gefressen.

Im Römerreiche dauerten die Christenverfolgungen annähernd drei Jahrhunderte. Millionen von Menschen wurden für das Bekenntnis des christlichen Glaubens oemartert. Am schlimmsten wütheten die Kaiser Nero und Diokletian. Letzterer ließ sogar auf ein Denkmal schreiben, daß er den christlichen Namen ausgerottet habe. Wenige Jahre später, unter Constantin dem Großen, wurde das Kreuz auf dem römischen Capitol aufgezogen und das Christentum als Staatsreligion ausgerufen. Je heftiger die Verfolgung war, desto mehr wuchs die Zahl der Christen. Tertullian schreibt: „Das Blut der Märtyrer ist der Samen neuer Christen.“ der hl.

Silarius: „die Kirche hat die Eigentümlichkeit: während sie Verfolgung erleidet, blüht sie, während sie unterdrückt wird, siegt sie, während sie verachtet wird, gewinnt sie, und sie steht dann so recht fest, wenn sie überwunden zu sein scheint.“ Die Christenverfolger aber starben in der Mehrzahl eines elenden Todes. Nero wurde auf der Flucht von einem Skaven durchbohrt, Diocletian endete schimpflich im Exil.

Schlimme Zeiten kamen für Europa, als in der Völkerwanderung die wilden Horden der Vandalen und Hunnen gleich einem verheerenden Feuer die Länder durchzogen. Keine menschliche Einrichtung widerstand ihrem Ansturm; die stärksten Reiche brachen in Trümmer zusammen. Als Attila, die schreckliche „Gottesgeißel“, sich der Stadt Rom näherte, da ging ihm Papst Leo der Große entgegen. Wie es kam, hat nie ein Mensch erfahren, aber der gefürchtete Barbarenkönig wich zurück vor dem schwachen, hilflosen Greise. Die Kirche allein hat die Stürme der Völkerwanderung überdauert, und nicht nur das, sie hat die ungeschämten Völker unter Christi mildes Joch gebeugt, ihnen christliche Kultur und Sitte gebracht.

Auf die schweren Kämpfe zwischen den Päpsten und den deutschen Kaisern und die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche, auf die 70 jährige Verbannung der Päpste in Avignon, auf die oft unbeschreiblichen Wirren, wenn Geenenpäpste auftraten und den Nachfolger des hl. Petrus zu entthronen suchten, sei nur flüchtig hingewiesen. Wäre die Kirche Menschenwerk, sie hätte solche Prüfungen nicht überdauern können.

Selten hat die Kirche solche Stürme durchgemacht, wie in den Tagen der französischen Revolution. Die Schreckensmänner erklärten den lieben Gott als abgestoßen und schleppten Priester und Gläubige aufs Schafott. Bald aber zeigte sich, wohin ein Volk ohne Religion kommt. Nicht wie Menschen, sondern wie wilde Tiere wütheten die Revolutionshelden im Lande. Napoleon, welcher mit starker Hand die staatliche Ordnung wieder herstellte, bot daher auch der Kirche die Hand zum Frieden. Aber das war nur ein Kirchhofsfriede. Der stolze Franzosenkaiser gefiel sich in der Rolle eines Willkürherrschafters nicht nur in weltlichen, sondern auch in geistlichen Dingen. Der Papst sollte nur ein Werkzeug sein zur Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne. Bis VII. hielt er fünf Jahre lang in Frankreich gefangen und zwang ihn zur Abtretung des Kirchenstaates.*) Als den Kaiser der Kirchenbann traf, schrieb er spöttlich an Murat: „Glaubt denn der Papst, daß wegen seiner Exkommunikation meinen Soldaten die Waffen aus der Hand fallen werden?“ Keine vier Jahre vergingen, da kam auf den Eisfeldern Rußlands der Wendepunkt in Napoleons Geschick. Der Kriebsbericht aus Rußland lautete: „Unsere Soldaten fallen die Waffen aus den Händen.“ In demselben Zimmer des Schlosses Fontainebleau, welches der gefangene Papst bewohnt hatte, mußte Napoleon sein Abdankungsdekret unterzeichnen. Ein Sprichwort der Franzosen lautet: „Wer vom Papste ist, der stirbt daran!“

Das hat auch in unserem deutschen Vaterlande der berühmte Kanzler erfahren, welcher vor just 35 Jahren mit der katholischen Kirche ebenso leicht fertig zu werden glaubte, wie kurz zuvor mit den Franzosen. Darum ließ er Bischöfe verbannen, Priester einkerkeren, Kirchengut konfiszieren — nur so weiter, dann ist's mit der Kirche bald zu Ende! Im Bewußtsein seiner Kraft sprach Bismarck das stolze Wort: „Noch Kanossa gehen wir nicht!“ Aber er war ein schlechter Prophet. Denn als er mit seinem nutzlosen Janus in der Sadgasse reistraf, da ist er doch nach Kanossa gegangen und hat mit dem Papste Friedensverhandlungen angeknüpft. Und er war auch ein eben so schlechter Nebenmeister. Denn was hat der Kulturkampf tatsächlich bewirkt? Es wurden zwar einige dünne Zweige vom Baume der katholischen Kirche heruntergebrochen, aber der Baum begann alsbald eine solche Fülle von Lebenskraft zu entfalten, daß er jetzt herrlicher dasteht, als je zuvor. In der Einsamkeit des Sachsenwaldes aber ist eine einstmals viel bewunderte, starke Eiche jämmerlich und ruhmlos dahingeweltet.

„Warum knirschen die Heiden und sinnen die Völker Eitles? Es stehen auf die Könige der Erde, und die Fürsten versammeln sich wider den Herrn und seinen Gefalbten. Laßt uns ihre Fesseln zerbrechen und von uns werfen ihr Joch!“ — Der Himmel thront, verlacht sie, und der Herr wottet ihrer. Dann aber redet er zu ihnen im Zorne und in seinem Grimme verwirrt er sie!“

(Fortsetzung folgt).

*) Die Kirche ist trotzdem nicht zugrunde gegangen.

* Der chinesische Märchenerzähler.

Was früher in Deutschland die fahrenden Säger waren, die von Land zu Land zogen und Jung und Alt durch ihre Vorträge ergötzten, das sind in China, wie Fr. Mez im „Masiat. Lloyd“ schreibt, die Märchenerzähler oder „Tso-shu-li“, wie sie vom Volke genannt werden. Ueberall findet man diese Erzähler, besonders auf den Märkten erfreuen sie sich eines regen Zuspruchs. Wer sich zum Berufe eines Märchenerzählers befähigt fühlt und besonders über gutes Stimmmaterial verfügt, läßt sich von einem Märchenerzähler von Beruf ausbilden. Die Lehrzeit schwankt zwischen drei bis sechs Jahren. Wenn sich der Schüler in dieser Zeit einen größeren Geschichtenschatz angeeignet hat, wagt er sich an die Öffentlichkeit. Bald hat er eine Schar Zuhörer um sich versammelt, die, stehend oder sitzend, gespannt dem Erzähler lauschen. Der Vortragende weiß immer den geeigneten Augenblick auszunutzen, denn, wenn die Erzählung spannen-der wird, oder, mit dem Aushausdruck zu sagen, wenn sich „der Knoten schürzt“, bricht er plötzlich ab und läßt den Sammelsteller herumreichen. Das Volk ist natürlich auf die Fortsetzung der Geschichte gespannt und wirft gerne einige Kästkrude auf den Keller.

Die Art der Vorträge kann man in drei Gattungen einteilen:

- 1) Geschichten aus dem täglichen Leben,
- 2) Märchen und
- 3) historische Romane,

„Geschichten aus dem täglichen Leben“ kann man noch einmal einteilen und zwar in Erzeugnisse der Romanliteratur und in die „leichte Literatur“ oder Novelle, die Märchen dagegen in Tiermärchen und phantastisch-mythologische Märchen.

So lange sich die Erzählung im Alltagsgeleise bewegt, sind vor allem Szenen aus dem Hung-lu-mong, dem Traum des roten Turms ein beliebtes Vortragsstück. Diese Erzählung ist zum Teil in europäische Sprachen übersetzt und hält in einigen Stellen, was Schönheit der Sprache und Anschaulichkeit der Schilderung anbetrifft, den Vergleich mit manchen europäischen Romanen aus. Seines Inhaltes wegen hat man das Buch als Gegenstück zu „Werthers Leiden“ hingestellt. Leider ist der größte Teil des Romans, mit Ausnahme einiger Abschnitte, zur Uebersetzung nicht geeignet, da die immer wiederkehrenden Zwiegespräche auf den europäischen Leser bald ermüdend wirken würden. Wie bereits gesagt, gehört Hung-lu-mong zur Klasse der Romane.

Eine andere Gattung von Erzählungen, die ebenfalls einen hübschen Einblick in das häusliche Leben der Chinesen geben, ist die Novelle. Was den Inhalt anbelangt, so geht er in den meisten Novellen immer auf dasselbe hinaus: Ein armer, junger Mann von Talent liebt ein reiches Mädchen. Er kann es aber nicht heimführen, da er nicht mit Glücksgütern gesegnet ist. Trotz aller Intrigen, die dem Jünglinge überall drohen, gelingt es ihm, sich durch eisernen Fleiß und Thätigkeit zu hohen Ehrenstellen emporzuschwingen. Das Ende vom Liede ist dann: „sie kriegen sich doch“. Eine bekannte Novellensammlung ist „Kin-ku-ti-tuan“, d. i. „Wunderbare Geschichten aus alter und neuer Zeit“.

Was Märchen anbelangt, so wird als Quelle häufig Biaotai-shi-yei, „Merkwürdige Geschichte für müßige Stunden“ benutzt, die auch zum Teil ins Deutsche übersetzt sind. Der chinesische Verfasser ist Fu-sung-ling.

Eine Gruppe von Erzählungen, die man auch noch zu den Märchen rechnen kann, die aber einen mythologischen Hintergrund haben, sind in einem Buche unter dem Titel Tscheng-shen-yen-yi, auf deutsch: „Götterverwandlungen gesammelt. Diese Erzählungen sind reich an übernatürlichen Verwandlungen, und der Erzähler läßt seine eigene Phantasie auch zum Teil mitreden.

Wenn es sich um historische Begebenheiten handelt, so ist es vor allen Dingen San-quo-yen-yi, „Die Geschichte der drei Reiche“; sie ist und bleibt der vollständigste Roman in China und ist das Gemeingut der Nation geworden. Andere Romane, aus denen der Erzähler einzelne Abschnitte vorträgt, sind: „Shui-hu-chuan“, „Geschichte eines Flußufers“ und „Li-guo-tschü“, welche letzterer sich vielfach an „Die Geschichte der drei Reiche“ anlehnt. In der Erzählung „Geschichte eines Flußufers“ werden die Abenteuer einer Piratengesellschaft geschildert, die zur Zeit der Mongolenherrschaft auf dem Quai ihr Unwesen trieb.

Die historischen Romane nebst den Erzählungen mit phantastisch-mythologischem Inhalte finden bei den Zuhörern den besten Anklang.

Wenn ich, um das Repertoire eines Märchenerzählers besser charakterisieren zu können, durchweg die Titel bekannter Bücher gewählt habe, so will ich nicht damit sagen, daß der Erzähler nur auf diese angewiesen ist. Nein es giebt eine schier unerschöpfliche Quelle ähnlicher Werke sowohl auf dem

Gebiete des Gesellschaftsromans und der Novelle, als auf dem des historischen Romans.

Es wickelt sich nun zum Schlusse die Frage auf: „Welchen Nutzen bringt der Märchenerzähler dem Volke?“ Bekanntlich ist der Prozentsatz der Analphabeten in China sehr hoch. Diese Analphabeten gehören durchweg den niederen Volksklassen an, die infolge ihrer schlechten pekuniären Verhältnisse die Schrift nicht erlernen können; es ist ihnen also von vornherein das Lesen von Büchern verschlossen. Diese Lücke sucht nun der Märchenerzähler auszufüllen, indem er das Volk mit den verschiedenartigsten Erzeugnissen der Literatur bekannt macht.

Auch einen erziehenden Einfluß kann der Erzähler auf das Volk ausüben. Er schildert z. B. in seinen Erzählungen Gestalten, die das Muster eines treuen Menschen sind und die zur Nachahmung anspornen sollen, oder er erzählt von habgierigen und räufelstüchlichen Gestalten, die aber immer von der verdienten Strafe getroffen werden und die der Erzähler dem Volke als abschreckendes Beispiel darstellt. Weist seine Erzählung einen bleibenden Eindruck auf die Zuhörer aus, so hat der Märchenerzähler seinen Zweck erreicht, er ist mithin als ein Erzieher der niederen chinesischen Volksklassen anzusehen.

Allein, wo viel Licht ist, ist viel Schatten. Wie die meisten chinesischen Bücherwärmer sind auch viele Märchenerzähler eingestrichelte Anhänger des Alten. Ihre Erzählungen enthalten nicht selten satirische Anspielungen auf die Fremden, die sie im bösen Lichte erscheinen lassen. Es ist nicht Wunder zu nehmen, wenn das leichtgläubige chinesische Volk die Verleumdungen als bare Münze annimmt und dadurch von einem bitteren Dasein gegen die Fremden erfährt wird. Man sieht hieraus, daß der Märchenerzähler durch seine konservativen Gesinnung den Fremden viel schaden kann.

Die fortschreitende Kultur, die auch die wissenschaftliche Hebung des Volkes, vor allem durch Einführung des Schulzwanges, mit sich bringt, wird auch den „Fso-hakt“ entbehrlieh machen und in unabsehbarer Zeit wird man nur noch vom Hörensagen erfahren, daß es einmal Märchenerzähler gab, ähnlich wie wir noch jetzt von den „sahrenden Sängern“ vergangener Zeiten reden.

= O wie überaus traurig

Ist die Lage des Kindes, welches verkrüppelt oder mit gelähmten Gliedern zur Welt kommt! Denke dir einmal, von deinen Geschwistern sei eines ohne Füße zur Welt gekommen, oder es fehlen ihm beide Arme oder aber die Glieder wären zwar vorhanden; sie könnten aber, weil sie ganz verkrüppelt oder gelähmt sind, nicht gebraucht werden. Was sollte man mit dem armen Kinde beginnen? — Im Altertum hat man verkrüppelte oder gelähmte Kinder einfach getötet und in den meisten heidnischen Ländern geschieht dies auch heute noch. Nicht so verfährt man in christlichen Ländern. Hier läßt man die armen Würmchen am Leben, aber wie bitter ist das Leben, zu dem man sie erzieht. Die harmlosen Freuden und Spiele der Jugendzeit sind für das Krüppelkind nicht vorhanden; während es die andern spielen sieht, muß es selbst sich begnügen mit dem Spott und Hohn seiner Kameraden und bitter schneiden diese Spottreden in das unschuldige Kinderherz hinein!

Die gesunden Kinder werden zur Schule geführt, sie erlernen alles, was im Leben notwendig ist, das arme Krüppelkind aber kann die Schule nicht besuchen, es muß daheim bleiben und oftmals auf jeglichen Unterricht verzichten. So lernt es weder schreiben noch lesen, lernt den lieben Gott nur wenig kennen und muß oftmals auch auf das letzte verzichten, was das gebrüchliche Menschenkind beglücken kann, nämlich auf einen erbauenden Gottesdienst.

Mit dem 15. Lebensjahr wird der gesunde Jüngling in die Lehre oder auf eine höhere Schule geschickt, damit er etwas lernt, um später sich selbst und andere ernähren zu können. Der arme Krüppelknabe mag anklopfen, wo er will, er findet keinen Lehrmeister. Verstoßen von allen lehrt er mit bitterem Herzen nach Hause zurück und muß neben seinem körperlichen Gebrechen noch ein drückenderes Kreuz tragen, welches darin besteht, daß er gern arbeiten und etwas verdienen möchte, dieses aber nicht kann, weil man ihm keine Gelegenheit dazu gibt. — Wie schmerzlich ist für ihn der Blick in die Zukunft! Sterben seine Eltern, dann hat er vielleicht niemanden mehr, der für ihn sorgt, er fällt der Gemeinde zur Last und er muß Tag für Tag fühlen, daß er allein im Wege ist und daß man nichts lieber sehe, als wenn er baldigst stürbe.

Kannst du's begreifen, lieber Leser, daß so ein unglücklicher Mensch, der nichts gelernt hat, der keinen Gottesdienst besuchen kann, in seinem unfreiwilligen Nichtstun dem Vaster

zum Opfer fällt und so außer seinem geistlichen Unglück auch noch das ewige besiegelt. — Kannst du es ferner begreifen, daß ich als katholischer Priester für die armen Krüppel eintrete und recht dringend um eine Gabe bitte, für die ärmsten und verlassensten Geschöpfe? — Denke dir, wir haben in der Rheinprovinz und in Westfalen 72 000 krüppelhafte Personen, von denen 48 500 katholisch sind. In ganz Preußen wird die Zahl der verkrüppelten Personen ca. 200 000 betragen; für diese bestanden bis vor kurzem 13 Krüppelheime, welche sämtlich protestantisch waren. Neuerdings hat die Josofs-Gesellschaft für die katholischen Krüppelkinder 2 Anstalten ins Leben gerufen, nämlich das Josofs-Krüppelheim in Wigge a. d. Ruhr und das Vinzenz-Krüppelheim bei Aachen-Burtscheid. In dem Vinzenz-Krüppelheim erhalten die Kinder Schulunterricht, während sie im Josofs-Krüppelheim in den verschiedensten Handwerken unterrichtet werden. Die Witten derjenigen Kinder, die bei uns um Aufnahme stehen, werden immer zahlreicher, immer dringender und mir tut das Herz so überaus weh, wenn ich so manches Aufnahmegesuch zurückstellen oder gar ablehnen muß, einzig und allein aus dem Grunde, weil es an dem nötigsten Geld fehlt, um Wohnungen für die Kinder zu beschaffen und den Lebensunterhalt zu bestreiten. Wir haben darauf gerechnet, von allen katholischen Deutschlands reichlich in unseren Bestrebungen unterstützt zu werden; manche hatten ein Verständnis für unsere Witten und haben nach Kräften für die armen Krüppelkinder beigetragen, aber viele — sehr viele — haben uns vollständig im Stich gelassen und nichts geopfert für ihre ärmsten und verlassensten Mitbürger. Um uns zu helfen, hat Se. Erzelebz der Herr Oberpräsident für die beiden Krüppelheime in Burtscheid und Wigge eine Hauskollekte in den Regierungsbezirken Aachen, Köln und Düsseldorf gestattet, welche hier am Orte in den nächsten Tagen abgehalten wird. Da möchten wir dich, gütiger Leser, dringend bitten, die Vertrauenspersonen, die wir dir senden, nicht von der Tür zu weisen, sondern ihr eine reiche Gabe mit auf den Weg zu geben. Wo könnte ein Almosen besser am Platze sein als hier, wo es sich darum handelt, arme Krüppelkinder zu erziehen, sie selbständig zu machen und so ihr Lebensglück dauernd zu begründen? Die Unterstützung unserer beiden Krüppelheime ist seitens der kirchlichen Behörden wärmstens empfohlen worden. Für die Wohltäter werden täglich 2 hl. Messen gelesen.

Wenn die Kollekte einen guten Erfolg liefert, so hoffen wir, in diesem Jahre noch 100 Krüppelkinder in unsere Anstalten neu aufnehmen zu können. Wähest du nicht helfen, gütiger Leser, dieses schöne Ziel zu erreichen?

So überlege denn, wieviel du dem Sammler mitgeben willst und falls du tagsüber nicht zu Hause bist, so übergib deine Gabe einem andern, damit er sie dem Kollektanten einhändig, oder sende sie an mich direkt ein.

Zunächst Dank und herzgl. vergelt's Gott! allen Wohltätern der armen Krüppelkinder.

Vinzenz-Krüppelheim bei Aachen-Burtscheid.

Hd. Sommer,
Geistl. Rektor.

Literarisches.

= Gewissen und Gewissensfreiheit. Von P. B. Cathrein. S. J. (6. Heft der Sammlung „Glaube und Wissen“). München 1906. Münchener Volkschriftenverlag. Preis 50 Pfg.

In einer apologetischen Sammlung wie „Glaube und Wissen“ darf eine Abhandlung über das Gewissen nicht fehlen, das immer den Menschen, die an kein anderes Leben glauben, ein Rätsel bleiben wird. In obigem Schriftchen weist Jesuitenpater P. Cathrein in klarer, allgemein verständlicher Sprache das Gewissen als eine allgemeine Tatsache nach, handelt dann über das Entstehen und das Wesen des Gewissens, wobei er sich mit den Gegnern des christlichen Glaubens, den Materialisten, Rationalisten und Anhängern der Entwicklungslehre auseinandersetzt, um zum Schlusse zu zeigen, daß nur die christliche Erklärung und Auffassung eine genügende Erklärung dieser Tatsache gibt. Sehr eingehend werden dann die verschiedenen Arten des Gewissens besprochen, die verpflichtende Kraft, welche ihm innewohnt, und zum Schlusse mit Wärme dargetan, wie in einem guten, wohlgeordneten Gewissen unsere Würde, unsere Kraft und unser Lohn schon hienieden liege. Eine kurze Darstellung der katholischen Grundsätze über die Gewissensfreiheit bildet den Schluß.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt-Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf'sche Tagblatt.
Verantwortlicher Redakteur: H. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 25.

Düsseldorf, den 24. Juni.

1906.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Fronleichnamsfeste — Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. II. — Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Altenberg im Rhäntal. — Alerlei. — Literarisches.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum dritten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XV, 1—10. In jener Zeit nahen Jesus Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Da murten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sünder an und ißt mit ihnen. Er aber sagte zu ihnen dieses Gleichnis und sprach: Wer von euch, der hundert Schafe hat und eines davon verliert, läßt nicht die neun und neunzig in der Wüste, und geht dem Verlorenen nach, bis er es findet? Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nach Hause kommt, so ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel Freude sein über einen Sünder der Buße tut, mehr, als über neun und neunzig Gerechte welche der Buße nicht bedürfen. Oder welches Weib, die zehn Drachmen hat und die, wenn sie eine Drachme verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus aus und sucht genau nach, bis sie dieselbe findet? Und wenn sie dieselbe gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen zusammen, und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe die Drachme gefunden, die ich verloren hatte. Ebenso, sage ich euch, wird Freude bei den Engeln Gottes sein über einen einzigen Sünder welcher Buße tut."

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

Speziell das Evangelium des hl. Lukas ist reich an Momenten aus dem Leben unseres Herrn, in denen Seine erbarmende Liebe und Güte in bewunderungswürdiger Weise hervortritt: da lesen wir staunend, lieber Leser, mit welcher Herablassung und Liebe Er eintritt mit den Menschen verkehrt hat. Es ist uns, als sähen wir einen liebenden Vater im trauten Verkehr mit den Seinigen. Auch das heutige Evangelium bietet hierfür wieder einen herrlichen Beleg.

Das Gleichnis vom Hirten, der das verirrte Schäflein auf der Schulter zur Herde zurückträgt, war einst den ersten Christen so teuer, daß man es allenthalben auf den Denkmälern jener Zeit dargestellt findet. Während dieses Gleichnis einerseits unser Vertrauen auf die unendliche göttliche Barmherzigkeit immer wieder belebt und festigt, — erinnert es uns andererseits an unsern Erlöser, den wir vor kurzem erst triumphierend aufsfahren sahen: wie Er unter dem Jubel der Himmelsbewohner die verloren gegangene Menschheit zurückträgt. Darum ruft der hl. Ambrosius in frommer Begeisterung aus: Wer ist dieser Hirt in unserem Gleichnisse, wenn nicht Christus, der dich und deine Sünden auf Sich genommen? Das gerettete Schäflein ist eins der Art nach, nicht aber der Zahl nach: Er ist ein reicher Hirt, von dessen Herde wir alle zusammen nicht den hundertsten Teil bilden! Denn Er hat die Engel, die Erzengel, die Herrschaften, die Mächte, die Throne und

noch unzählige Heerden, und sie alle hat Er auf den Bergen (im Himmel) gelassen, um dem verirrten Lamm nachzueilen."

Bevor Er aber in die himmlische Herrlichkeit zurückkehrte, hatte dieser gute Hirt ein Geheimnis eingelegt, so unaussprechlich erhaben, daß kein Mensch und kein Engel solches vorher hätte ahnen können: es ist das hl. Altarssakrament, das Sakrament der denkbar höchsten Liebe, worin Er Seine Schäflein wunderbar nährt mit Seinem eigenen Fleische und Blute.

Und indem wir nun, lieber Leser, unsere abgebrochene Betrachtung über dieses unbegreifliche Geheimnis göttlicher Liebe zu uns armen Erdenwärmern wieder aufnehmen, geben wir dem großen h. Bischof Ambrosius († 397) das Wort, und werden uns leicht überzeugen, daß unsere katholische Lehre von heute aber das hl. Abendmahl genau dieselbe ist, die dieser hl. Kirchenlehrer schon vor fünfzehn Jahrhunderten vorgetragen hat. In seinem 4. Buche über die Sakramente führt er Folgendes aus: Wer anders ist der Urheber der hl. Sakramente, als unser Herr, Jesus Christus? Aus dem Himmel kamen die Sakramente; denn die ganze Heilsanstalt des Herrn, der ganze Ratsschluß Gottes in Christo (unserm Erlöser) ist aus dem Himmel. Ein wahrhaft großes und göttliches Wunder war es, daß Gott den Israeliten das Manna vom Himmel regnen ließ; und das Volk arbeitete nicht und fand dennoch seine Nahrung. Du sagst vielleicht: Das Brot, das ich in diesem Sakramente empfangen, ist kein vom Himmel gekommenes, sondern gewöhnliches, irdisches Brot. Du sollst aber wissen, daß dieses Brot, welches du empfängst, gewöhnliches Brot nur ist vor der Aussprache der sakramentalen Worte, vor der Wandlung; sobald aber die Konsekration stattgefunden, verschwindet das Brot (d. i. seine Substanz, sein Wesen), und es tritt an seine Stelle der Leib Christi. Das müssen wir festhalten! Wie aber kann, was Brot ist, der Leib Christi werden? Durch die Konsekration! Durch wessen Worte und wessen Geheiß geschieht diese Konsekration? Durch Jesu Wort und auf Sein Geheiß! Denn alles Uebrige, was bei der Feier der heiligen Messe vorkommt, enthält das Lob Gottes; das Gebet für das Volk, für die Fürsten, für die verschiedenen Stände geht vorher, aber von dem Augenblicke an, wo das heiligste Sakrament konsekriert wird, spricht der Priester nicht mehr seine eigenen Worte, sondern die Worte Christi."

Ist es uns nicht, lieber Leser, als ob wir einen katholischen Bischof oder Priester unserer Tage über das hl. Altarssakrament reden hörten?! Geben wir darum dem hl. Kirchenlehrer noch weiter das Wort: Auf die Worte Christi also (fährt er fort) entsteht dieses Sakrament. Was aber vermögen diese Worte Christi? Sein Wort war es, durch das Alles geschaffen ward? Der Herr gebot, und der Himmel war erschaffen; der Herr gebot, und die Erde war er-

schaffen; der Herr gebot, und die Meere waren erschaffen; der Herr gebot, und alle Geschöpfe erschienen in der Welt! Du siehst also, wie allwirkend und schaffend das Wort Christi ist. Wenn nun in den Worten Christi eine solche Allmacht liegt, daß durch sie das Dasein erhielt, was vorher nicht war, — wie viel leichter noch bewirkt dasselbe Wort, daß das, was schon ist, in etwas anderes umgestaltet wird! Der Himmel war nicht, das Meer nicht, die Erde war nicht; aber vernimm den Ausspruch: „Er sprach, und es ist geworden; Er befahl, und es war geschaffen!“ Damit ich dir nun auf deinen Einwurf erwidere, so höre: Vor der Konsekration war das Brot nicht der Leib Christi; nach der Konsekration aber (sage ich dir) ist es der Leib Christi. Der Herr spricht, und es geschieht; Er befiehlt, und es ist geschaffen!“

Sehen wir nun (fährt der hl. Kirchenlehrer fort) auf unsern Hauptpunkt zurück. Groß und anbetungswürdig war gewiß das Wunder, daß den Juden das Manna vom Himmel herabregnete; aber erwäge, was bedeutender ist: Das Manna vom Himmel oder der Leib Christi? Allerdings der Leib Christi, der den Himmel selbst erschaffen hat! Wenn du also diesen Leib Christi empfängst, so sagst du nicht bedeutungslos: „Amen“; denn du legst hier mit gläubiger Seele das freie Bekenntnis ab, daß du Christi Leib empfangest. Der Priester spricht zu dir, wenn du dieses Sakrament empfängst: „Der Leib Christi!“ Und du erwidertest: „Amen“, d. h.: Ja, so ist es! Was aber der Mund bezeugt, soll auch das Herz festhalten.“

Aus dem Schlusse dieser Ausführungen des hl. Ambrosius geht hervor, wie die Christen der damaligen Zeit regelmäßig ihren Glauben an die wahre Gegenwart Jesu im hl. Sakramente bekannnten, so oft sie zum Tische des Herrn hintreten. Auch wir, lieber Leser, bekennen diesen unsern Glauben, wenn wir ehrfurchtsvoll — mit erhobenen, andächtig gefalteten Händen — zum Tische des Herrn hintreten.

„Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“.

II.

Mit brutaler Gewalt war der Kirche nicht beizukommen. Aber einer der Höllegeistler hat Waffen erfunden, welche viel verderblicher wirkten, weil sie sich ins Innere des Organismus hineinbohren und dort ihr tödliches Gift ablagern. Das ist der Geist der Lüge, und seine Waffen heißen Irrlehre, falsche Aufklärung, ungläubige Wissenschaft. In jedem Jahrhundert ist mit diesen Waffen ohne Aufhören gegen die Kirche gekämpft worden, aber in unverwundlicher Lebenskraft hat sie die Gefahren stets überwunden und den Giftstoff ausgeschieden.

Im 4. Jahrhundert bildete sich eine Irrlehre, der Arianismus, welcher die Gottheit Christi leugnete. Von den weltlichen Machthabern begünstigt, breitete er sich mit rasender Schnelligkeit über die Länder aus, gewann unzählige Anhänger und wurde zu einer großen Gefahr für die Kirche, zumal da auf Verreiben der Arianer die Kirche überall verfolgt und ihre Verteidiger in die Verbannung geschickt wurden. Der hl. Hieronymus sagt, daß fast der ganze Erdkreis arianisch geworden sei. Nach menschlicher Voraussicht mußte die Kirche unterliegen. Aber die Pforten der Hölle werden sie ja nicht überwältigen! Arius, der Stifter dieser Sekte, starb eines jäherlichen Todes, und sein Werk, nachdem es mehrere Jahrhunderte lang hartnäckig sich erhalten, kam in Verfall und gehört längst nur noch der Geschichte an. Wer weiß heute noch etwas vom Arianismus außer aus Büchern? Die katholische Kirche aber besteht, blüht und gedeiht.

Eine ähnliche Erscheinung zeigte sich im 16. Jahrhundert, als durch Luther der Protestantismus ins Leben gerufen wurde. Die sittliche Verkommenheit vieler Kreise, welchen die strengen Vorschriften der katholischen Kirche längst unbenommen geworden waren, und die Unterstützung durch weltliche Fürsten, denen der Protestantismus das Kirchenregiment auslieferte, lassen die großen Erfolge und die gewaltige Ausdehnung der neuen Lehre in den germanischen Ländern begreiflich erscheinen. In seiner Ausbreitung, seiner zähen Dauer und seiner Bedeutung im öffentlichen Leben hat der

Protestantismus tatsächlich alle vor ihm dagewesenen Irrlehren übertroffen. Trotzdem steht er auf dem Aussterbeplatze. Innerlich ist er in tausenderlei Sektten gespalten und zerrissen, und der Auflösungsprozeß schreitet unaufhaltsam weiter. Vom „reinen Evangelium“ Luthers ist fast nichts mehr übrig geblieben als der Name; die Erbschaft des Protestantismus hat dagegen längst der Unglaube angetreten. Wenn trotzdem der Protestantismus noch sein Dasein fristet und einen gewissen Einfluß in der Öffentlichkeit sich gewahrt hat, so ist das nur dadurch möglich, daß er äußerlich von den starken Schultern des Staates getragen wird. Der Hinblick auf die Geschichte früherer Irrlehren und die bisherige Entwicklung des Protestantismus drängen zu dem Schluß, daß einmal die Zeit kommen wird, wo auch der Protestantismus als christliche Konfession nur mehr der Geschichte angehören wird.

Und die katholische Kirche? Die hat, was sie zur Zeit der jogen. Reformation an äußerer Ausdehnung verlor, an innerer Lebenskraft zehnfach gewonnen, und die großartigen Heidenmissionen haben sie für die Verluste, in den deutschen Ländern reichlich entschädigt. Die geistige Kraft der katholischen Kirche reicht noch für Jahraufende. Mag man auch noch so oft über die „katholische Rückständigkeit“ spötteln, die Kirche braucht im Kampfe der Geister den Wettbewerb des Protestantismus nicht zu fürchten. Diese Kurdt besteht aber bei den Gegnern der Kirche. Oder warum schreien sie gleich nach dem Polizeistock, wenn einmal der katholischen Kirche Luft und Licht gesäumt und die Fesseln, womit die staatliche Gewalt sie vielerorts gebunden, ein wenig gelockert werden? Ein Herr bereiste im vorigen Jahre das böhmische Los-von-Rom-Gebiet. Unterwegs folgte ihm ein „Neuprotestant“: „Mit der katholischen Kirche ist es bei Matthäus am Letzten.“ — „Wissen Sie auch, was denn bei Matthäus am Letzten steht?“ fragte der Katholik. Und er zog ein neues Testament aus der Tasche und las ihm die Schlussworte des Matthäusevangeliums vor: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ Das geben wir Katholiken gern zu: Mit der katholischen Kirche ist es bei Matthäus am Letzten!

Vor etwas über 100 Jahren erhob allwärts in Europa, namentlich in Frankreich, der Unglaube und das Freidenkertum sein Haupt. Bekannte „Philosophen“ betörten das Volk mit den Schlagwörtern: „Aufklärung, Licht, Freiheit des Denkens. Das Christentum ward als Torheit, die Kirche als Feindin des Menschengeschlechtes hingestellt. Diderot erklärte, er wüßte den letzten Priester mit den Gebärmern der letzten Nonne aufgenährt zu sehen. Voltaire rief dem Volke zu: „Vernichtet doch die Nuchlose (die Kirche!)“ Er meinte geringschätzig: „Was 12 einfältige Fischer eingeführt haben, das können 12 Gelehrte auch wieder abschaffen.“ — In 20 Jahren wird der liebe Herrgott Feierabend haben.“ Letztes Datum hat der liebe Herrgott sich gemerkt, und als die Zeit um war, hat nicht er, sondern Voltaire Feierabend bekommen. Schwerekrank verlangte er sich mit der Kirche auszusöhnen, und erklärte schriftlich, daß er in der katholischen Religion, in der er geboren sei, auch sterben wolle; er hoffe von Gottes Barmherzigkeit Verzeihung seiner Sünden und bitte um Vergebung für das der Kirche gegebene Vergernis. Er erhobte sich indes wieder, und wie es so oft geht, waren jetzt alle Versprechungen wieder vergessen. Aber jetzt machte Gott Ernst. Ein neuer Blutsturz trat ein, und nun packte den alten Sünder die Verzweiflung. Er schrie: „Ich bin von Gott und den Menschen verlassen; der Teufel ist da; ich sehe die Hölle offen, deckt sie mir zu.“ — Er zerfleischte sich das Gesicht und starb unter Verwünschungen. Ähnlich endigte der oben erwähnte Diderot. Die Gebeine dieser Glaubenshasser sind längst im Grabe vermodert, die Kirche aber steht noch fest.

Im Kulturkampf erschien ein Witzblatt mit einem sonderbaren Bilde. Eine Kirche, gekrönt mit der päpstlichen Tiara und dem Kreuze, gebaut auf einem Felsen. Am Fuße desselben standen ungläubige Professoren, kirchenfeindliche Staatsmänner, Antikatholiken und moderne Religionsstifter, bewaffnet mit Stangen, Hacken und Brecheisen. Sie arbeiteten an dem Felsen herum, daß ihnen der Schweiß ausging. Den Arbeitern aber schaute auf dem Bilde einer zu, der sich nicht erst vorzustellen brauchte. Er hatte Hörner am Kopfe, einen langen, hochgetragenen Schwanz und feurige Augen. „Was treibt ihr denn da?“ fragte er die Leute. Einer gab ihm zur Antwort: „Die Kirche da geniert uns; die muß weg.“ Das gefiel aber dem Schwarzen, denn ihm geniert die Kirche schon viel, viel länger. Darum rief er aus: „Herrlich! Großartig! Ich versuche es schon seit 1900 Jahren und habe es nicht fertig gebracht. Gelingt es aber einem von euch, so trete ich ihm sofort meine Stelle ab als oberster der Teufel.“ — Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!

Sehe Du, mein Leser, wir brauchen keine Angst zu haben, wenn auch die Stürme manchmal heftig toben und die Feinde der Kirche ganz außer Rand und Band sind. Wir müssen feststehen im Vertrauen, daß Christus seine Kirche nicht verlassen wird. Auf zum Kampf gegen Unsturz und Unglaube, zum Kampf für die christliche Schule, christliche Sitte und Freiheit der Religionsübung, zum Kampf für die Interessen unserer Mutter der heiligen Kirche.

Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Altenberg im Dhüntal von Rudolf Schöller (Düsseldorf).

Unsere enge Heimat, das bergische Land, weist innerhalb seines Gebietes Orte auf, die wegen ihrer Menge Einwohner, ihres Reichthums an industriellen Werken zu den größten und berühmtesten Deutschlands gehören, die sogar einen Weltruf genießen: Essen, Düsseldorf, Elberfeld, Wermelskirchen, Solingen, Ronscheid, alles Städte, die den Fremden hohen Respekt einflößen. Kommen aber bei Beurteilung der Bedeutung eines Ortes, einer Gegend auch noch andere Gesichtspunkte in Betracht, als die der Anzahl Menschen, Häuser und himmelaufstrebender Schlöten, so gibt es im Bergischen auch einen Ort, der zwar in dieser Hinsicht mit den genannten keineswegs verglichen werden kann, der aber deswegen doch nicht zu den geringsten unter den Fürstentümern des Landes gehört, und auf den wir nicht minder stolz sein können: Altenberg, das für jeden Freund der Geschichte, für jeden guten Patrioten, für jeden Kenner oder Liebhaber der Kunst, endlich für jeden, bei dem die Religion noch nicht an dritter oder letzter Stelle kommt, von sogar hoher Wichtigkeit ist.

Altenberg ist die Wiege und älteste Residenz unserer ehemaligen Landesfürsten, der Grafen, später Herzöge von Berg. Seine mächtige Abtei war das National-Heiligtum seines Landes, seine Kirche der Sammelplatz der bergischen Männer bei wichtigen Anlässen, die das Gemeinwohl betrafen; hier knieten sie nieder, bevor sie zur Schlacht auszogen, hierin lehrten sie zurück, um dem Feinde der Schladten zu danken und die Säulen der Kirche mit ihren Siegestrophäen zu schmücken. Im Schatten dieses Heiligtumes wurden und fanden die Herrscher des Landes ihre letzte Ruhestätte.

So ist Altenberg, besonders der Dom mit seinen zahlreichen Grabdenkmälern und Grabinschriften, mit seinen Wappenschildern und Gesichtstafeln für den Historiker eine reichhaltige Quelle wertvollster Aufschlüsse über die Geschichte jener Zeit.

In der Abteikirche liegt gleichfalls begraben die Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Berg, Sibilla von Brandenburg, eine Tochter des Kurfürsten Albrecht Achill von Brandenburg, und dadurch hat Altenberg ohne weitere Bedeutung erhalten, insofern es das Mausoleum der Königin unseres Kaiserhauses wurde.

Vor allem aber war Altenberg eine religiöse und heilige Stätte, wo die grauen Mönche „monachi grisei“, wie man die reformierten Benediktiner von Cîteaux nannte, Tag und Nacht vor ihren Schöpfer knieten, um ihm die von allen Geschöpfen gebührende Huldigung darzubringen und im ernstesten, heiligen Schweigen, durch Arbeit, Buße und Gebet ihre Selbstvervollkommnung und Selbstheiligung wirkten. Seine Abtei war weit berühmt in den deutschen Landen wegen ihres Reichthums an heiligen und kostbaren Reliquien und wegen des frommen Wandels ihrer Bewohner, von denen viele, sogar vier Grafen von Berg vom Volke, das meilenweit in Prozessionen herbei strömte, als Heilige verehrt wurden.

Die Abtei-Gebäude zählten zu den herrlichsten Bauarten in den Rheinlanden und dienten wegen ihrer Pracht selbst Königen zum Aufenthalt. Schon längst sind sie zwar von Erdboden verschwunden, aber Reste aus dem Kreuzgang und Kapitelsaal, aus dem Refektorium (Speisesaal) und Dormitorium (Schlafsaal), die noch erhalten sind und teils in der Kapelle des Domes (d. i. die Kapelle unmittelbar hinter dem Hochaltar, weil in der Achse des Domes gelegen, teils in den umliegenden Privatwohnungen aufgeschapelt liegen, beweisen, daß sie wahrer Perlen der Baukunst, daß Altenberg auch in dieser Beziehung und zwar auch heute noch höchst merkwürdig ist. Nach besteht zu dem die Markuskapelle, in den ganzhöflichsten Formen des Ubergangsstil errichtet. Noch ragt vor allem der majestätische Tempel zum Himmel empor, die herrliche Abteikirche, die nach dem Dom von Köln „die schönste gotische Kirche in ganz Rheinland“ ist, wie der berühmte Geograph Daniel sich ausdrückt; und ein großer Kunsthistoriker der Neuzeit nennt sie eine Schöpfung von ganz einzigem Wert durch die einfache Größe der Conception, bei der die stärksten Wirkungen, die größten Anre-

gungen, die feinsten Reize, die die jungfräuliche Gotik besitzt, vereinigt sind, es sei keine gewöhnliche Abteikirche, bezeichnet derselbe, da sie als einzige in der ganzen Rheinprovinz neben den Kathedrales von Köln, Trier, Aachen, Andernach, mit vollem Recht die Bezeichnung „Dom“ verdiene. (R. Clemen-Dom v. Altenberg v. Juce.)

Bei dieser hohen Bedeutung Altenbergs dürfte es deshalb von Interesse sein, über seine ehemalige Abtei etwas Näheres zu erfahren. Altenberg liegt unweit Dürscheid, jenseits der großen Heerstraße, die sich von Köln aus über Schlebusch nach Wermelskirchen zieht, an einer schmalen Stelle des ohnehin nicht breiten und stillen Dhüntales, das von Nordosten nach Südwesten laufend, bei Schlebusch nach der Rheinebene zu sich öffnet. Verschiedene Bezeichnungen, die das Tal führt, deuten darauf hin, daß hier in grauer Vorzeit ein Götterkult gepflegt wurde. So wird Odental, ein Dörfchen vor Altenberg, von Odintal abgeleitet, Freudental bei Schlebusch von Freiatal, und Eissenbach, ein Waldbach in der Nähe Altenbergs von Eissenbach. Das Flöschchen, das hart an der ehemaligen Klosterkellerlei vorbeiströmt, ist die Dhün, die mit ihrem klaren, forellenreichen Wasser in schnellem Lauf bald der einen, bald der anderen Felswand zufließt, und Odental und Schlebusch durchscheidend, sich früher unmittelbar in den Rhein ergoß, jetzt aber in die Wupper, kurz vor deren Mündung. Im Sommer ganz unscheinbar, kann sie zur Zeit der Regengüsse und des Schneeeisgangs äußerst gefährlich werden, wie uns die Geschichte Altenbergs beweist. Zu beiden Seiten der Abtei erheben sich zum Teil sehr steile Felsen, die mit Hochwald besetzt, im Sommer zu den genutzreichsten Spaziergängen Gelegenheit geben. Besonders die Schlucht hinter dem Dom, das sogen. Spechtshart, mit prachtvollem Laubwald, acht terrassenförmig angelegten Fischweiden, seinen idyllischen Gärten, lauschigen Ruheplätzen und den schönsten naturreichsten Lustpfaden, gehört mit zu den romantischsten Punkten, die man finden mag. Etwa 1000 Schritt hinter der Abtei liegen auf hohen, steilen Felsen am linken Dhünufer, ganz von Sträuchern und Gebüsch verdeckt, die Ruinen des Stammschlosses der Grafen von Berg, dessen Mauern im 17. Jahrhundert Abt Jakob von Löhe abtragen ließ, um das zu seinem Neubauten notwendige Steinmaterial zu erhalten. Es ist das eine hochbedeutungsvolle Stätte, da von diesem Berge nicht nur die Grafen und Herzöge von Berg ihren Namen erhalten, sondern auch das ganze Land. Von hier aus führt ein uralter Waldweg zu der mittelalterlichen, gleichfalls auf einem Felsen am linken Dhünufer sich erhebenden Burg Stranweiler, ehemals Burg Odental und den Herren von Odental gehörig, jetzt im Besitz des Grafen Wolf Metternich. Oberhalb Altenbergs mündet das widromantische Eissenbachtal, das zur Frühlingzeit wie nur irgend eine Gegend von Nachtigallen besetzt ist und einen großen Reichtum in der Pflanzenwelt erzeugt. Gegenüber dem alten Schloßberg steigt der Erberich empor, oder die Erdenburg, eine Hochfläche, auf der noch die Umwallungen der alten Lagerplätze sichtbar sind, die in der Urzeit den hier wohnenden heidnischen Germanen als Zufluchtsstätte bei Kriegsgefahren dienten. Von diesen Altenberg umgebenden Höhen aus hat man zudem eine Fernsicht, wie sie keine besser am ganzen Rheinstrom gefunden wird. Besonders ist es eine Stelle, unter dem Namen „Hegensplätschen“ bekannt, die das großartigste Panorama vor unseren Augen entfaltet. Die große niederrheinische Tiefebene in ihrer ganzen Breite bis zum jenseitigen Vorgebirge, durchschnitten von den Wogen des Rheinstromes. Zur Linken erheben sich das Siebengebirge, ihm gegenüber das Vorgebirge und die Eifel. Vor uns liegt das mächtige Köln mit seinem Häusermeer und seiner gewaltigen, majestätischen Kathedrale. Rechts zeigt sich uns am Horizont Neuf. Mittels Fernrohr erkennt man von hier aus deutlich die Quirinus-Kirche dieser Stadt. Ferner sieht man die von Köln nach Aachen führenden Rüge im Königsdorfer Tunnel verschwinden. Das ist der brillante Rahmen der Natur, der das Landschaftsbild von Altenberg gleichsam umgibt, jenes Gemälde, dem aber nicht nur die Natur verschwenderisch ihre Farbe aufgetragen, sondern auch der Mensch durch seine Schöpfungen, mit seinem Genie. Und das ist es, was den Glanz und die Zauberkraft Altenbergs noch bedeutend erhöht.

„Was einer Landschaft Reiz gewährt“, sagt Max Kaufmann, „ist nicht bloß die Natur, sondern auch die Erinnerung an geschichtliche Ereignisse und die Sage“. Das gilt besonders von Altenberg, welches zudem nicht nur die Geschichte seiner Abtei bewahrt, sondern auch noch zahlreiche und großartige Denkmäler seiner ruhmreichen Vergangenheit hat.

Der Wanderer, der von Odental kommend zum erstenmal das Altenberger Tal betritt, ist ganz überrascht, mitten in

dieser stillen Waldbensamkeit sich plötzlich vor einem allers-
grünen Riesentempel zu sehen. Was ferner der aus dem Ge-
wühl der Großstadt kommende Besucher noch besonders wohl-
tend empfindet, das ist die friedliche Stille, die über dem
ganzen Tal lagert, eine Ruhe, die, gottlob, noch nicht gestört
wird durch das Schnauben des Dampfrosses, das Rollen der
Wagen und den Schrei der Lokomotive. Kurz: Altenberg
vereint in sich auf seinem engen Raum eine solche Fülle Na-
tur Schönheiten und landschaftlicher Reize, sowie eine solche
Menge anziehender Gegenstände, daß es mit Recht zu den in-
teressantesten und romantischsten Gegenden Rheinlands ge-
zählt werden kann.

Diese Gegend ist der Schauplatz der Handlung in unserem
historischen Drama! Denken wir uns jetzt 800 Jahre zurück
und betreten wir im Geiste dieses herrliche Tal, das noch dicht
bewaldet und unbewohnt ist. Dort auf jenem steilen Felsen
an der Rhön aber blüht stolz ein altes Schloß herab, die
Stammburg der Befrörder der Grafschaft Berg. Hier sehen
wir an einem schönen Sommertag (es ist der 25. August des
Jahres 1133) eine Anzahl hellgekleideter Mönche betend und
psalmenfragend den Schloßberg hinaufsteigen. Sie kommen
aus dem fernem Morimond, einer Cisterzienserabtei im
Lothringischen, und wollen nun von der gräflichen Burg Be-
sitz nehmen, um sie, die bisher nur Wassermühle innerhalb
ihrer Mauern hörte, zu einer Pflanz- und Gewerksstätte, zu einem
Kloster umzuwandeln. An der Spitze der Schar schreitet,
gleichfalls im Gewande des Cisterziensers, der leitende Br-
uder des derzeitigen Grafen, Eberhard. Das Motiv zur Grün-
dung des Klosters aber war neben dem tiefer Frömmigkeit
das hl. Gefühl der Bruderliebe. Die auf historischen Tat-
sachen ruhende Gründungssage, wie sie uns in Reimchroniken
und Volksliedern überliefert ist, meldet uns hierüber fol-
gendes.

Die aus der Schirmvogtei der kölnischen Kirche hervorge-
gangene Grafschaft Berg wurde um 1120 von den Gebrüdern
Adolf und Eberhard gemeinschaftlich verwaltet. Adolf, so
berichtet die Legende, neigte zu einem unruhigen, latenten
Leben. Eberhards Gemüt, durch den Verlust seiner Verlobten
niederbeugt, lenkte zu einem stillen, bescheidenen Leben.
Als Adolf im Jahre 1126 mit dem Herzog Balram von Lim-
burg gegen Lothringen im Felde lag, führte Eberhard die
Berge zu Hilfe. Bei Thaldorf in der Nähe des Klosters
Morimond, kam es zum entscheidenden Kampfe. Die Ber-
gischen erfochten einen glänzenden Sieg. Doch in der Hitze der
Verfolgung von den Seinigen entfernt, wurde Eberhard von
einer feindlichen Streitmacht niedergeschmettert. Schwer ver-
wundet, schied er vom Schlachtfeld. Ein hl. Lebensplan, als
sommerlicher Gott allein zu dienen und für alle Menschen
zu beten, trat vor seine Seele. Seine Rüstung, sein Ge-
schweide gegen das Gewand eines Knichtes vertauschend, kam
er zu mitleidigen Bauernleuten, die den Verwundeten pfleg-
ten. Während sein Bruder Adolf ihn durch alle Gänge ver-
geblich suchte, und die treu ihm ergebenen Untertanen ihn
als tot beweinten, trat Eberhard bei einem Wäldner des Klo-
sters Morimond als Sauhirt in Dienst. Sieben Jahre war
er in diesem niedrigen Dienst unerkannt geblieben, als zwei
Rebellen Adolf mit einem Schindknappen sich im Walde
bei Thaldorf verirrt und in der Ferne einen Schweinehirt
sahen, zu dem, um ihren Weg zu erkunden, sie ihren Knappen
hinleiten ließen. Doch wie waren sie überrascht, als ihr
Diener zurückgerannt kam mit dem Rufe, ihr lang gesuchter,
tot vermeinter Gebieter, Graf Eberhard von Berge, sei leb-
haftig im Walde und hütete die Schweine. Die Ritter fanden,
wie ihnen berichtet wurde, Eberhard antwortete in der vor-
täglichen Landesprache, aber die Erinnerung an die
Heimat sagte über seinen Vorfah, unerkannt zu bleiben. Nach
den Erzählungen über die Jahre der Trennung begleitete er
die Ritter auf den Meierhof. Der Wäldner eilte mit der
Wundermät von seinem vornehmen Sauhirten zum Abte. Die-
ser kam selber hinzu und nachdem er dessen Beweggrund zu
einer so großen Selbsterniedrigung erfahren, gab er ihm den
Rat, sich unter den Choriam zu stellen und in einem Kloster
Gott zu dienen, was auch geschah. Eberhard trat in den
Kloster zu Morimond; die bergischen Ritter trugen indessen
die frohe Botschaft in die Heimat. Graf Adolf eilte, seinen
Bruder wieder heimzuführen auf die väterliche Burg. Er
wollte ihm Land und Leute abtreten; doch Graf Eberhard
hatte das Ordenskleid genommen, er durfte und wollte nicht
mehr in die Welt zurück. Da schenkte ihm Adolf das väter-
liche Schloß, die Burg Berge im Rhänale mit hinreichenden
Brennstücken und Renten zur Errichtung einer Abtei. Am
23. August 1133 hielt hier Eberhard, wie bereits mitgeteilt,
seinen Einzug und Adolf, um sich nicht mehr von seinem ge-
liebten Bruder zu trennen, trat die Regierung des Landes
an seine Söhne ab, legte Helm und Schwert auf den Altar
und wurde gleichfalls Mönch in Altenberg. In den Lehungen

der Gottseligkeit, im brüderlichen Liebe vereinigt, sangen sie
im Chöre, beteten sie als schlichte Ordensleute. Ihre Demut
verschmähte die Würde eines Abtes. Als Eberhard am 15. Mai
1152 in den Armen seines Bruders verschied, sagte er diesem
vorher, daß er ihn nicht lange beweinen und ihm den Tag ihrer
Vereinigung durch ein Zeichen andeuten werde. Dies Zeichen
war eine weiße Rose, die Adolf auf seinem Chorsteine fand und
die hinfort jedesmal wiederkehrte, wenn ein Mitglied des
Klosters das Zeitliche verließ. Die Rose aber war das Wappen
der Grafen von Berge. So die fromme Legende.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

— Gegen die fortschreitende Katholisierung evangelischer
Kirchenstellen wendet sich die „Reformierte Kirchenzeitung“ in ihrer
letzten Nummer: „Für jeden wahrhaft Evangelischen ist es
lächerlich und schmerzlich zugleich, so bemerkt das Blatt, wenn
er sieht, wie so viel katholisches Wesen in der evan-
gelischen Kirche noch mitgeschleppt, ja neu eingeführt wird.
Sicher liegen für viele Hochsträher, auch in Deutschland, ihre
Ideale im Mittelalter. Von dort entlehnt man Formen und
Farben, Gottesdienstordnungen, kirchliche Ausdrücke und auch
ein gut Stück des Geistes. Man prägt den Dorfkindern die
lutherische Liturgie, die ja doch nur aus geschlagenen Trüm-
mern der päpstlichen Messe besteht, mit den lateinischen Be-
nennungen ein: man redet und schreibt von Introitus
Gloria Patri, Gloria in excelsis, Graduale, Salutaris, Offen-
torium usw. Betriebene Fabrikanten und Händler schärfen
es den Pastoren als heilige Pflicht ein, doch ja die fünf lutheri-
schen Farben für die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres
wieder einzuführen, wo es noch nicht geschehen sei — mich
wundert nur, daß die neue sechste Farbe, das gelbe, das am
Feste des heiligen Josef angelegt wird (?) in den Katalogen
noch nicht mitempfehlen wird. St. Hieronymus und St. Gre-
gorius prangen auf den Umschlägen der Kataloge, werden
auch, sicher zu großer Erbauung der „Laien“, auf Bände und
Heftchen gemalt.“ Die freisinnige „Voss. Zig.“ bemerkt dazu:
„Das schlimmste Anzeichen dieser Katholisierung wird von
den kirchlichen Blättern nicht genannt: Die Bedrängung der
Glaubensfreiheit, die Bevormundung der Gewissenden, die
Bedrängung der Wissenschaft. Der Katholisierung der gottes-
dienstlichen Formen ist leider durch die Einführung des Agen-
denzwanges in Preußen der größte Vorstoß geleistet.“ Daß
ein Blatt, wie die „Voss. Zig.“, welche sich seit langem den
Kampf gegen das Christentum überhaupt als vornehmstes
Ziel gesetzt hat, für die „Reinhaltung des Protestantismus“
eintritt, sollte u. G. auch die Anhänger der Reformierten „Kir-
chenzeitung“ stupefizieren.

Literarisches.

— Das Problem des Vogelzuges, ein sehr interessantes bio-
logisches Thema, behandelt Dr. Friedrich Knauer im 23. Heft
der illustrierten Zeitschrift „Alte und Neue Welt“; dem
anziehend geschriebenen, die neuesten Forschungen berücksich-
tigenden Artikel ist eine Anzahl guter Abbildungen der verschie-
denen Zugvogelarten beigegeben. Unter dem Titel „Ein Freund
in der Tasche“ behandelt J. Lazarus an Hand zahlreicher Illu-
strationen die Fabrikation der Zündhölzer, Anna Maria Witte
berichtet manches Bemerkenswerte über „Die Rose im Leben
der Völker“, ebenso Dr. Karl Wald über „Die Monde des Ju-
piter und Saturn“; ferner schreibt in diesem Heft der auf ein-
gehender Naturbeobachtung beruhende botanische Artikel: „Die
Pflanzenwelt im Wechsel der Jahreszeiten.“ — Der Roman
„Schloß Schwarzenfels“ erhebt sich in fünfter Fortsetzung zu
dramatischer Höhe und Schönheit; „Tante Lisettes Erben“, die
lieblich-würdige humoristische Novelle, gelangt zu befruchtendem
Abschluß. Ferner erwähnen wir die hübsche Humoreske aus
dem Künstlerleben „Sieg auf zwei Fronten“ von L. Martensen
und das plastische Bildchen aus der modernen Welt: „Die
Nene!“, Skizze von H. Richter. — Von den 45 Illustrationen
dieses Heftes verdienen besonders hervorgehoben zu werden das
stimmungsvolle kleine Strandbild: „Das Meer“ (erklärt weit
hinaus...), „Genesung“ nach dem Gemälde von Walter Firls,
„Moderne Großstadtwunder: Durchschnitt durch eine Straße
von New-York“, ein Verkehrsmodell von höchstem Interesse, „Das
Eingehen der Nebe“ nach dem Gemälde von A. Andrad und
„Strohweberin im Freiamt“. — Alles in allem wiederum ein
reichhaltiges, wertvoll und illustrativ aufs geübteste ausgestat-
tetes Heft!

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 26.

Düsseldorf, den 1. Juli.

1906.

Inhalt: Evangelium zum vierten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Fronleichnamsfeste II. — Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Altenberg im Rhantal. — Gegen den pornographischen Schmutz. — Der hl. Vater und der Bonifatius-Verein. — Alerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum vierten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas V, 1—11.
„In jener Zeit, als das Volk Jesus drängte, um das Wort Gottes zu hören, und er am See von Genezareth stand: sah er zwei Schiffe am See stehen, die Schiffer waren ausgezogen und wuschen ihre Netze. Da trat er in das Schiff, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe. Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: Fahr hinaus in die Tiefe, und werfet euer Netz zum Fange aus. Da antwortete Simon und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Als sie dies getan hatten, fingen sie eine große Fische, so daß ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Gesellen, die in andern Schiffen waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten; und sie kamen, und füllten beide Schiffe, so daß sie beinahe versunken wären. Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen, und sprach: Herr, geh weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch! Denn Staunen hatte ihn ergriffen, und alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie gemacht hatten, desgleichen auch den Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simons Gesellen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen. Und sie führten ihre Schiffe an's Land, verließen alles, und folgten ihm nach.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

II.

Nachdem wir den hl. Ambrosius über das Geheimnis des hl. Altarsakramentes haben reden gehört, wollen wir nun auch, lieber Leser, den größten Redner des christlichen Altertums, den hl. Johannes Chrysostomus (? 407) zu Worte kommen lassen über dasselbe erhabene Geheimnis: „Weil Christus das Wort spricht: Das ist Mein Leib, so müssen wir uns unterwerfen und glauben und Ihn gewissermaßen mit den Augen des Geistes anschauen. Denn Christus gab uns nicht unter die Sinne Fallendes, sondern unter sinnfälligen Gestalten reichte Er uns rein Geistiges. So wird auch in der Taufe die himmlische Gnade durch etwas Empfindbares, nämlich das Wasser, uns mitgeteilt; aber geistig ist die innere Wirkung: Die Wiedergeburt, die Erneuerung der Seele. Wärest du körperlos, so würde der Herr Dir auch Seine geistigen Gaben unverfälscht und so, wie sie sind, mitgeteilt haben. Weil aber nun die Seele mit dem Leibe verbunden ist, gibt dir der Herr auch das Geistige in sinnfälliger Gestalt. Wie Viele sind, die da sagen: Ich möchte Christi Gestalt, Sein Angesicht, Seine Kleider, Seine Schuhe sehen! Sieh!

Hier schaust du Ihn; Ihn berührst du, Ihn genießest du! Du wünschest nur Seine Kleider zu sehen, Er aber gibt dich Selbst dir nicht nur zu sehen, sondern zu genießen, zu berühren, in dein Inneres kehrt Er ein.

„Niemand gehe also (fährt der hl. Kirchenlehrer fort) mit Widerwillen. Niemand mit Kälte zum Tische des Herrn! Alle laßt uns hinzutreten in heiliger Liebesglut, mit Eifer und Sehnsucht! Wenn einst die Juden stehend, ihre Schuhe an den Füßen und Stäbe in den Händen, ihr Osterlamm in heiliger Eilfertigkeit aßen: so ziemt es dir, noch viel eifriger zu diesem höheren Genusse zu eilen. Jene standen im Begriffe, nach Palästina zu wallen, weshalb sie nach Art der Reisenden handelten, — du aber sollst eine Reise nach dem Himmel antreten. Deshalb mußt du stets wachen! Denn jenen, die unwürdig dieses Mahl genießen, ist eine schreckliche Strafe angedroht. Bedenke doch, welcher Unwille in deinem Herzen lodt gegen die Verräter Christi und gegen Seine Kreuziger; bedenke nun in gleicher Weise und achte wohl darauf, daß du nicht dich selbst verläugst an dem Leibe und Blute Christi! Jene mordeten den allerheiligsten Leib, du aber nimmst Ihn mit besiedetem Herzen auf, und das nach so großen Wohltaten! Denn es war dem Herrn nicht genug, Mensch geworden, gegeißelt und gekreuzigt worden zu sein, — Er vermischte sich sogar mit uns zu einem Ganzen, macht uns nicht bloß durch den Glauben, sondern in der Tat selbst zu Seinem Leibe. Wie rein muß also derjenige sein, welcher an diesem Opfermahle teilnimmt! Beherzige, welcher Ehre du bei diesem Mahle teilhaft wirst! Die Engel zittern beim Anblicke desselben und wagen es nicht, dem von ihm ausgehenden Strahle entgegen zu blicken; und wir nehmen teil an diesem Mahle, werden da mit Christus aufs innigste vereinigt, werden Christi Leib und ein Fleisch mit Ihm. „Wer kann aussprechen die Großtaten des Herrn, wer kann verkünden all Sein Lob?“ (Psalm 105,2) Welcher Hirte nährt seine Schafe mit seinem eigenen Blute? Und was rede ich von Hirten? Gibt es ja selbst Mütter, die ihre Kinder sogleich nach deren Geburt schon an Ammen überlassen zur Stillung. So handelte Jesus Christus nicht: Er nährt uns mit Seinem eigenen Blute und vereinigt sich so mit uns auf die denkbar innigste Weise. Seien wir daher auch nicht lau und träge, nachdem wir so großer Ehre und Liebe gewürdigt worden sind! Seht ihr nicht, mit welcher Begierde die Säuglinge nach der Mutterbrust verlangen und mit welchem Angestüm ihre Lippen daran saugen. Laßt uns mit derselben Sehnsucht zu diesem Mahle eilen, mit derselben Freudigkeit diesen Kelch des Heils an unsere Lippen nehmen! Ja, saugen wir mit mehr als Säuglingsdrange die Gnade des Heil. Geistes in uns hinein, und unser höchster Schmerz sei: diese Nahrung entbehren zu müssen. Es ist nicht Menschenwerk, was an dem Abendmahlstische geschieht; Jener, der dort beim ersten

Abendmahl handelte, Der ist auch hier, um heute noch dasselbe zu tun. Wir (Bischöfe und Priester) sind nur Seine Diener; Er Selbst aber heiligt das Brod und den Wein und verwandelt diese Speise in Seinen Leib und Sein Blut."

„Oin Gefühlloser, kein Hartherziger, kein Unbarmherziger, kein unreiner darf hier erscheinen! Das Wort ergeht an euch, ihr Kommunikanten, und an euch alle, die ihr das allerheiligste Sakrament aussteilet. Nicht gering wird eure Strafe sein, wenn ihr einen der oben genannten Sünden an diesem Sakramente teilnehmen laßt. Sein (Jesu) Blut wird von euren Händen gefordert werden. Wenn ein Unwürdiger hinzutritt, er sei nun ein Hauptmann im Heere, oder ein Staatsbeamter, oder der mit der Krone geschmückte Kaiser selbst: weise ihn zurück! Du hast hier größere Gewalt als er! Darum beehre dich Gott mit dieser Würde, damit ihr hier unterscheidet! Das ist eure Würde, das eure Hoffnung, das eure ganze Krone — nicht aber, daß ihr in der Kirche mit einem weißen und glänzenden Talare umhergeht! Aber auch du, o Vate! wenn du den Priester im Opfer begriffen siehst, so denke nicht, daß der Priester das Opfer aus sich zu vollziehen vermöge, — sondern erblicke hier die unsichtbare Handschrift Christi!"

Doch genug für heute, lieber Leser! Aber ist es uns nicht, — ich wiederhole schon Gesagtes — als ob wir auch statt des hl. Chrysostomus einen Bischof oder Priester unserer Tage über das hl. Sakrament reden hörten?

S.

⊙ Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Altenberg im Dhüntal von Rudolf Schöller (Düsseldorf).

II.

Die aus Norimund gesendete Genossenschaft bestand aus 12 Mönchen, von denen Berno, ein Franzose von Geburt, zum 1. Abt gewählt wurde.

Der kölnner Erzbischof Bruno II., ein geb. Graf von Berg, Adolfs Oheim, weihte das Schloß am 23. August 1138 zur Ehre Gottes und seiner Mutter Maria feierlich ein und gab ihm den Namen des Klosters der heiligen Maria zu Berge.

Wie sehr die junge Abtei es verstanden, sich in kürzester Zeit weit und breit Ansehen und Hochachtung zu verschaffen, geht schon daraus hervor, daß bereits im folgenden Jahre Papst Innocenz II. sie unter seinem besonderen Schutz nahm und in einer Urkunde vom 26. Februar deren namentlich aufgeführten Besitzungen und Einkünfte bestätigte. Dieses vermehrte sich bald derart, daß der Convent den Bau einer schönen Klosterkirche aus eigenem Mitteln anzugreifen vermochte. Statt des seiner steilen Lage wegen unbedeutenen, schon zerfallenen Bergschloßes wählte die Genossenschaft zur Baustelle das oberhalb gelegene Thal, wo an der Dhün eine der Mutter Gottes geweihte Wallfahrtskapelle stand. Es wurde hier eine dreischiffige, nur im Chor überwölbte Basilika ohne Kreuzarm 36 Fuß lang und 20 Fuß breit errichtet, und am 7. November 1145 durch Erzbischof Arnold feierlich eingeweiht. Südwärts von dieser im romanischen Stile errichteten Kirche legte man die Klostergebäude an. Abt Berno, ein Freund des hl. Bernhard von Clairvaux, und bei den Kreuzpredigten dessen Gehilfe, starb im Ruhe der Heiligkeit am 12. April 1161. Ihm folgte Dudelin, ebenfalls einer der Mönche, die von Norimund gekommen waren. Dieser suchte allem die Besitzungen und Gerechtigkeiten des Klosters sicher zu stellen, und er erwarb dieseshalb vom Papste Eugen III. eine zweite Bestätigungsurkunde, datirt vom 1. Oktober 1151. Unter ihm standen die Stifter des Klosters, Eberhard am 16. Mai 1152 und Adolf am 12. Oktober 1152, welche beide unter einem Grabsteine in der Kirche beigesetzt wurden. Dudelins Nachfolger, die Aebte Hermann (1160—1162), Stigo (1162 bis 1173), Berno (1173—1179) sahen den Reichtum und den Ruhm des Klosters bedeutend gehoben, ebenso Abt Gostwin, der bedeutende Schenkungen von den Grafen von Wertheim und Gollern erlangte, sowie vom Kaiser Heinrich IV. vollständige Remd. und Wasserfreiheit. Die Regierungzeit dieses

letzten Aebtes ist merkwürdig durch eine Begebenheit, deren Kunde wir dem berühmten Eckhart von Heisterbach verdanken. Dieser, um die gleiche Zeit Mönch und Prior von Heisterbach, berichtet uns nämlich in seinem Buche „Dialogus miraculorum“ (d. i. „Zwiesgespräch über Wunder“) folgendes: Als mehrere heilige Leiber der 10 000 Jungfrauen nach Altenberg gebracht und im Kapitelsaale niedergelegt wurden, entströmte ihnen ein unerträglich Geruch. Da nun der Abt befürchtete, derselbe möchte von den Künsten des Teufels herrühren, um eine Verehrung der Reliquien zu verhindern, zog er die hl. Gewänder an, und von seinen Priestern umgeben, sprach er, am Eingange des Kapitelsaales stehend: „Ich beschwöre dich, unseiner Geist, durch den, der da kommt, die Lebendigen und die Toten zu richten, daß, wenn dieser Gestank dein Werk ist, es offenbar und vernichtet werde, und du Gott und diesen Heiligen die Ehre gebest.“ Wunderbar! Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da erhob sich ein großer Pferdeknochen vor den Augen aller aus der Mitte der Reliquien und wurde gleichsam wie ein Wirtelstein außerhalb des Kapitelsaales hingeworfen. Als bald verbreitete sich ein angenehmer Geruch und alle sagten Gott Dank, der sowohl den Teufel in seinem Werk vernichtet, als auch seine Heiligen verherrlicht hatte.

Gostwin starb 1202. Es folgten jetzt Abt Arnold (1202 bis 1204), Abt Niccolph (1204—1208), Abt Hermann II. Die Könige Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich VI. und Konrad IV., welche die Abtei besuchten, waren durch den hl. Wandel des Convents so sehr erbaunt, daß sie Schutz und Privilegienbriefe anstellten, und die Abtei von Zoll- und anderen Abgaben befreiten. Eine im Jahre 1208 durch den Erzbischof von Mainz Siegfried II. ausgestellte Urkunde rühmte die Gastsfreundschaft, die ihm längere Zeit im Kloster Altenberg zubillig geworden und empfiehlte das Gotteshaus der Huld der rheinischen Fürsten, sowie einen Verwandten. In weldem blühendem Zustande sich schon damals die Abtei befand, ob schon erst 100 Jahre seit ihrer Gründung verfloßen waren, beweist auch eine Bestätigungsurkunde des Papstes Gregor IX. aus dem Jahre 1237, in der wiederum alle Besitzungen Altenbergs namentlich angeführt werden, nämlich die Höfe in Bacharach, Rhens, Gorchheim, Lahnstein, Sürch, Schönraath und Weid bei Rülheim am Rhein, Widau, Rüdeln, Forst, Budaheim, Heppendorf, Ameln, Meer, Gochroth, eine Mühle in Züllich, die Höfe in Meierath, Wülberg, Müttgenberg, Espenhoven, die Bemberge in Königswinter, die Mühle in Wattenheim bei Mannheim, die Besitzungen in Frechen, Gelsdorf und Kassel. Abt Hermann soll am 7. November 1226 gestorben sein, indessen muß sich sein Tod früher ereignet haben, da wir den Nachfolger, Abt Godfried, schon bei der Erschlagung des hl. Erzbischofs Engelbertus kennen lernen, die am 7. November 1227 erfolgte. Dieses Ereignis können wir nicht unerwähnt lassen, weil es uns insofern ein so interessantes Thema berührt. An demselben Abend, an dem Engelbert, gleichfalls ein Graf von Berg, am Gevelsberge erschlagen worden, wurde seine Leiche nach Schwelen gebracht; am folgenden Morgen ging der traurige Zug der väterlichen Heimath zu. Man kam zur feste Neuenburg (Schloß Burg an der Stupper), dem Herrscherhufe der Grafen von Berg, den Engelbert mit großen Kosten neu aufgebaut hatte. Dort dachte man den Leichnam zu waschen und auszustatten. Jedoch der Einlaß wurde verweigert. Denn nach Engelberts Tod war Heinrich, der Sohn des Herzogs von Limburg, unbestrittener Erbe der Grafschaft Berg, man kannte ihn aber als erbitterten Feind des Erschlagenen und die Furcht vor dem neuen Herrn ließ die Wohlthaten des Verstorbenen vergessen. Hochherziger als die bergischen Dienstleute zeigten sich die Mönche von Altenberg. Der Prior Mandulf war nach Neuenburg gekommen, um die Leiche nach Altenberg zu überführen. Als der Tagzug nahte, kamen ihm die Brüder in feierlicher Procession mit Kreuz und Weihrauch entgegen. Heinrich, einer der ältesten Brüder, trat heran und zog das Tuch vom Haupte des Erschlagenen weg. Da brachen alle in heiße Tränen aus, wie sie das Kluge von Wunden entstellte Antlitz des heiligen Kirchenfürsten sahen, der ihrem Kloster, der Stiftung seiner Auen, immer mit besonderer Liebe zugehen gewesen. Unter lauten Wehklagen wurde die Leiche in den Betstuhl gebracht, die leicht verwestlichen Teile herausgenommen und beigesetzt und der Körper mit priesterlichem Gewande geziert. Jetzt erst zeigte sich, wie fürchterlich die Mörder gemüet hatten; abgesehen von geringen Verletzungen wurden 47 Wunden gezählt. Am Montag, dem 1. Tag der Ermordung, brachte man die Leiche nach Köln, wo sie an der Kirche der hl. Maria zu den Stiegen mit großer Ehrlichkeit in Empfang genommen wurde. Während Köln um den heiligen Kirchenfürsten trauernd, feierte man am Hoflager des Königs zu Nürnberg frohe Feste. Dort ver-

mählte sich nämlich am 18. November 1226 der junge König mit Margaretha von Oesterreich. Auch Engelbert hatte bestanden wollen, statt dessen kam die Schreckenskunde von seiner Ermordung. Allgemein wurde man die Kaiserin und die Vertheidiger, allgemein auch die Ermordung über den Mörder. Wände, nämlich 107 Chormönche, 8 Nonnen und 138 Beim-Ber doch der Erschlagene der Pfleger des jungen Königs und Schirmher des deutschen Reiches. — Auch Walter von der Vogelweide, der das Fest durch seine Lieber zu verherrlichen, gekommen war, wird tief erschüttert und gibt seiner Erbitterung in Worten Ausdruck, deren Schärfe sehr unser Bedauern erregt, um bereuwillen wir auch seinen Fehler nachsehen wollen. Er ruft nämlich aus:

Den ich im Leben pries, des Tod muß ich beklagen;
Dann toch ihn, der den edlen Kirchenfürsten hat erschlagen
von Köln!

O toch, daß ihn die Erde noch mag tragen!
Ich kann ihm seiner Schuld gemäß noch keine Mörder finden:
Ihm wärte zu gelinde ein reicher Strauß um seinen Kragen;
Ich will ihn auch nicht brennen, vierteln oder schinden,
Noch mit dem Rad zermalmen; noch darüber hängen;
Ich hoff, er werd' lebend noch den Weg zur Hölle finden."

Nicht lange darauf zog der neue Erzbischof von Köln, Heinrich selbst hinauf mit der Leiche des Ermordeten zum König nach Frankfurt. Von den letzten Wobfried von Altenberg und Heinrich von Heisterbach wurde sie vor dem ganzen Hof getragen, und die blühenden Kleider gezeigt. Einstimmig erwarrenen dann die Fürsten die schon zu Nürnberg ausgesprochene Reichsacht, für die sich kein anderer Grund finden läßt, als eben jene hohe Werthschätzung des Erzbischofs, sowie sein übergroßer Schmerz wegen dessen tragisches Ende über den Mörder Graf von Hsenburg, und setzten 1000 Mark Belohnung für denjenigen aus, dem es gelangte, den Geächteten einzubringen. Am Martinsstag des Jahres 1228 wurde dieser in Köln eingeleitet und drei Tage später vor dem Sertiuschor gerichtet. Soweit über dieses Ereignis der Erschlagung des hl. Engelbert. Goswin starb im Jahre 1238. Ihm folgten die Heile Bruno (bis 1260), Heinrich I. (1250—1252) und Gijeler. Die wichtigste Begebenheit unter der Regierung dieses letzteren ist die Grundsteinlegung zu dem heute noch stehenden prachtvollen Gotteshaus. Diese erfolgte sieben Jahre nach Gründung des Kölner Domes, am 8. März 1256 durch den Grafen Adolf von Berg und dessen Schwager, dem Herzog Balduin von Brabant unter Anwesenheit vieler Geistlichen und weltlichen Fürsten und unter begeisterten Frohlocken des ganzen Volkes. Diese allgemeine Freude wurde aber weniger durch den Bau selber, als vielmehr die Anlage des Baues hervorgerufen, den man in dem neuen, gotischen Stil errichtete. Und zwar ist der Dom von Altenberg eine Konstitution von Amiens (Frankr.), deren Plan auch ursprünglich dem Kölner Dom zugrunde lag. So zeigt die Altenberger Kirche, was die Kölner Kirche nach dem ersten Dombauplan der Bisch. von Köln, werden sollte. Der erste Baumeister jener Kirche, der zugleich den Plan anfertigte, war Meister Walter, der in der Kölner Bauhütte gelernt hatte.

König und Fürsten boten sich die Hand zur Ausbringung der Bauunternehmung das ganze Land stauerte bei. Viele traten ihr ganzes Vermögen zur Förderung dieses Werkes gegen lebenslängliche Verpflegung ab.

Da die neue Kirche auf der Stätte der alten errichtet werden sollte, so mußte man diese abbrechen.

Während der Bauzeit wurde deshalb der Gottesdienst in der noch stehenden Mariuskapelle gehalten. Was den Neubau besonders kostspielig machte, war die Herbeschaffung der Bausteine, die von Königswinter bis nach Mülheim am Rhein den Rhein herabflamen und dann auf der Achse des Rheinkanal hinaufgeschafft werden mußten. — Wann der berühmte Schriftsteller Vinc. von Guercinmas (unter dem Pseudonym „Romanus“, gleichfalls aus Schlebusch, 1806 hier geboren) und nach ihm der Herausgeber seines Schriftchens „Der Dom von Altenberg“ behaupten, Altenberg sollte in dem Dom eine Landeskirche erhalten, für den Chordienst der Mönche hätte auch eine kleinere Kapelle genügt, so muß man den ersten Satz einzuwenden, wie? Darüber möchte ich (in Anbetracht der Stabinsolordre vom 11. September 1837) von der später noch die Rede sein wird, stillschweigend hinweggehen. Der zweite Satz aber ist erschöpfend zu bestritten. Denn mag auch damals die Anzahl der Mönche nicht derartig groß gewesen sein, daß sie einem solchen Dom bedingte, so müßte man bei dem notwendigen Neubau der Kirche den starken Zufluss in Betracht ziehen, denn zu jener Zeit sowohl, die Cisterzienserklöster überhan pt hatten wegen des hohen Ansehens, das sie in ganz Europa genossen, als auch besonders Altenberg, das sich beständig der größten Zahl seiner Landesherren er-

freute, und dessen Ruf schon in allen deutschen Ländern erscholl. Geschichtlich steht fest, daß die Zahl der Mitglieder eines Cisterzienser-Klosters sich schon auf 1000 belief. Auch der Altenberger Convent zählte schon gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, also 50 Jahre vor Gründung des Domes, 248 Mönche, nämlich 107 Chormönche, 8 Nonnen und 138 Laienbrüder. Dazu muß man in Erwägung ziehen, daß bei den Cisterziensern jeder, selbst jeder Laienbrüder einen eigenen Besitztum hat. Nitzinger sagt Schöberl. in seinem Buch „Die ehemalige Cisterz. Abt. Albg.“: „Der große Andrang von Bauherren, welche die Aufnahme in das Kloster nachsuchten, bildete wohl die nächste Veranlassung zur Erbauung des jetzt noch vorhandenen Gotteshauses.“

(Fortsetzung folgt.)

= Gegen den pornographischen Schmutz.

Ein großes Geschrei haben dereinst die liberalen Zeitungen und gewisse Künstler, Schriftsteller und Gelehrte erhoben, als durch die Leg Keinge der unter dem Deckmantel der Kunst um sich greifenden Unsittlichkeit wenigstens in etwas Einhalt geboten werden sollte. Gegenwärtig weht zum Teil schon ein anderer Wind. Mancher Liberale bemerkt allmählich selbst die Massenvergiftung des Volkes durch die Pornographen. Dr. Otto v. Erlbach veröffentlicht in der „Allgemeinen Rundschau“ neue bemerkenswerte Stimmen über den pornographischen Schmutz, ausgesprochen von Männern und Zeitungen, die nicht in geringstem im Verdacht des Minderwertens stehen. Nur auf einige von diesen soll hingewiesen sein.

Richard Nordhausen, der „freie, frohe Sinnlichkeit mit kotigem Schmierel“ nicht verwechselt wissen will, schreibt einmal: „Es ist ein Jammer, daß schäbige Geschäftsgier alle reinen Brunnen vergiften und unbefragt den Mantel der hohen Kunst berühren darf, der hohen Kunst, die sich mit Grauen von dem Widerwärtigen wendet. Es ist ein Jammer, daß wir den schmutzigen Schund dulden und dadurch den Urteilslosen fast ein Recht geben, die hohe Kunst selbst zu begeifern. Wir tun ihr und uns schweren Schaden, wenn wir da nicht bald Dämme aufwerfen und schwere Scheidung vornehmen.“

Dr. Conrad, ein Moderner und Götterbändler, schrieb am 8. März 1906 in den „Münch. Neuesten Nachr.“: „Unter der Flagge von Kunst und Dichtung wird tatsächlich eine reichliche Menge von Pöfistoff zu Markt gebracht.“

Professor Dr. Johann Volkelt, ein hervorragender Aesthetiker, schreibt: „Am betrübendsten ist die Wahrnehmung, daß es viele Talente gibt, die sich nicht das mindeste Gewissen daraus machen, die Seelen zu verunreinigen, zur Lust an allen Taten der Buchtlosigkeit zu reizen, die Herzensreinheit als eine Torheit zu verpöhlen, alle Bande des Guten zu lockern, der Jugend das Nocht auf das Tierische zu prebigen. Ich glaube, daß der Schaden, der der Kunstentwicklung durch törichte Polizeiverbote erwächst, geradezu verschwindend im Vergleich mit den ungeheuren sittlichen Verwüstungen, die durch eine wahre Flut literarischer Erzeugnisse herbeigeführt werden.“ Das schreibt ein Mann, der nicht im Verdachte des Minderwertens steht.

Dr. Kemmer, ein in jeder Beziehung liberaler Mann, hat kürzlich eine Schrift herausgegeben: „Die graphische Reklame der Prostitution“, und da erfährt man von der furchtbaren Ausdehnung, welche die pornographische Industrie in der letzten Zeit genommen hat; aus dieser erfährt man, daß Scharen von Kindern als Modelle benutzt und dabei für die Prostitution zurecht getrimmet werden.

Zu diesen himmelschreienden Zuständen schweigen selbst sozialdemokratische Organe nicht; das „Samburaer Echo“ schreibt z. B.: „Erröte, Mutter Germania! Die deutschen Fabrikate in pornographischen Postkarten, in photographischen Darstellungen, sexuellen Verberstäten marxistischen quantitativen und qualitativ an der Spitze der Zivilisation; deutsche Schmughandel-Großhändler wandern ins Ausland und zeigen den Franzosen, Holländern, Spaniern und Türken, wie die Pornographie industriell am schwunghaftesten auszuheuten ist. Aus den Preislisten der Fabrikanten geht hervor, daß Münchener und Nürnberger „Photopornographen“ nach einem gewissen System in winzigen Verlagsbüchern Oberbayerns „Ateliers für Freischüttenstudien“ gründen. Dinen aus der Hauptstadt importieren, Landmädchen auf Abwege führen.“ Das Blatt verlangt energisch Mittel und Wege, um einem Weiterpressen der pornographischen Lustseuche Einhalt zu tun.

Die „Vollstimme“ in Magdeburg, ebenfalls ein sozialdemokratisches Organ, schreibt u. a.: „Es ist zu konstatieren, die Mehrzahl der beschlagnahmten Kunstprodukte nimmt nur die Kunst als Vorwand, um dahinter die niedrigen Triebe blasierter Büfflinge zu beleben“, sie hat keinen Anspruch auf den Schutz des Gesetzes.“

Die liberale „Augsb. Abendzeitung“ schreibt: „Es ist in der Tat traurig, daß z. B. die Produktion künstlerisch vollkommen wertloser Ansichtskarten mit den Darstellungen mehr oder minder entkleideter Damen oder die Darstellung zweideutiger Situationen immer mehr an Ausdehnung gewinnt. Diese Karten sind in den Schaufenstern aufgestellt und können von den Kindern nach Herzenslust besesehen werden. Sie wecken durch ihre halbe Nacktheit die Sinnlichkeit unreifer Menschen und vergiften die Phantasie durch und durch. Es ist zu beklagen, daß man den Verkauf und die Ausstellung dieser Schundprodukte immer noch duldet.“ Die „Funken“, ein auf dem freiesten Standpunkt stehendes Organ, schreiben: die Verfasser dieser Produkte profitieren von dem berechtigten Kampf der Künstler gegen die muckrischen Bananen, indem sie ihre öden Geschmackslosigkeiten und Schweinereien unter der Flagge der Kunst seelen lassen. Die stumpfsinnige Art der Sinnlichkeit, auf die derartige Darstellungen spekulieren, verdient keine Schonung.“

Das sind nur einige Stimmen, von den vielen. Unwillkürlich kommt einem die Erinnerung an das Dichterverwort: Die Geister, die ich rief, die werd' ich nun nicht los. Man kann sich darüber freuen, daß auch Liberale allmählich darauf kommen, in welcher himmelschreiender Weise die Sittlichkeit des Volkes durch die Pornographie vergiftet und seine Grundfesten untergraben werden. Otto v. Erlbach rüht auch ein Hilfsmittel an: Einmütiger Protest der großen Volksmehrheit gegen die Pornographen und Gründung eines Vereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsitlichkeit, vor allem in denjenigen Städten, wo das Unheil seine Hauptbrutstätten hat.

○ Der hl. Vater und der Bonifatius-Verein.

Der hl. Vater hat an den Vorsitzenden des Bonifatiusvereins, P. Alban Schapleiter, O. S. B. in Prag folgendes Schreiben gerichtet:

Geliebter Sohn! Gruß und apostolischen Segen!
Wir haben freudigen Herzens vernommen, daß sich an deinen Namen und deine Tätigkeit die herrlichen und erprobten Verdienste des vom Bonifatiusverein unternommenen Werkes knüpfen, dessen Früchte in reicher Fülle gezeitigt sowohl für die Religion als auch zu Ruhm und Frommen der Vaterlandsliebe. Wir mehr denn einmal des Lobes würdig befunden haben. Wissen Wir doch, daß du in der Eigenschaft eines Leiters des St. Bonifatiusvereins und als Redakteur der nach diesem Heiligen benannten Monatschrift dem katholischen Oesterreich viel Nutzen stiftest, indem du es durch die Verteidigung der von den Vätern ererbten Lehre im Glauben bestärkst und es von den Vorurteilen und Irrtümern der Andersgläubigen beschüttest und bewachtest. Mit der Arbeit der Herausgabe und Leitung des Blattes, das unserem Zeitalter so angemessen ist, verbindest du außerdem eine mühsame und fruchtbringende Tätigkeit in häufigen apostolischen Reisen, gerade da wir Ausdauer und Vereinstwilligkeit wirkend, wo der Angriff der Feinde am heftigsten tobt. Uns ist es somit eine angenehme Pflicht, die Arbeiten, die du mit vielem Fleiß und reger Mühewaltung vollbringst zur Förderung der heiligsten und ewigsten Güter der Völker, mit Anerkennung und Empfehlung zu begleiten, auf daß du hieraus neue Begeisterung für das Werk schöpfest, die geeignet ist, deinen Eifer noch zu steigern.

Nicht minder angenehm berührt es uns, die Gelegenheit bemerken zu können, dem Abt Benedikt Sailer zu beloben, von dem, wie Wir wissen, die Anregung ausgegangen ist, die Anschläge der Feinde zu vereiteln und abzuwehren, wie er auch fortgesetzt dem Werke die ausgiebigste Hilfe anteil werden läßt. Denn er hat dich erwählt und dich zum Leiter der Sache erkoren und hat dir als Genossen den P. Augustinus Gaden zugesellt, einen begeisterten Eiferer für das Unternehmen. Es ist aber keineswegs unsere Absicht, irgendeinen von dieser Kundgebung der Anerkennung auszuschließen, der sich hierbei unter auch ausgezeichneten Verdienste erfreut; sollte sich ja doch keiner unter euch finden, den nicht hl. Ve-

geistigung entkomme, dergleichen Lob zu empfangen. Deswegen erwähnen Wir denn auch die Bischöre, den Klerus und das gesamte Volk Oesterreichs gar eindringlich, daß sie mit vereintem Kraft — auf der einen Seite durch Erteilung von Rat und Befehl, auf der anderen durch deren bereitwillige Entgegennahme und Befolgung — den frechen und unheilvollen Frevel derer entschieden von sich weisen, die sich zum Verderben der Kirche und des Staates bemühen, die Herzen dem apostolischen Glauben abtrünnig zu machen. Indem Wir so unsere Segenswünsche für den glücklichen Ausgang der gemeinsamen Bestrebungen kundtun und dringend heißen, daß die Gläubiger die Opfer, welche ihr für die katholische Kirche bringet, im Geiste erfassen und durch die Tat in hochherziger Weise fördern, erteilen Wir dir und den übrigen welche mit dir vereint das Werk begünstigen, als Reuigen unserer Wohlwollens und als Vorbedeutung der himmlischen Gnaden sehr liebevoll im Herrn den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom bei S. Peter am 8. Juni 1906, im 8. Jahre unseres Pontifikates.

Bius P. P. X.

Allerlei.

— **Johannisraut.** Das Johanniswürmchen trägt an den lauen Abenden um Johanni sein blauleuchtendes Laterndchen herum, die Johannisraute beginnt um Johanni mit der Reife ihrer Beerenrauben; die Johannisblume, wie auch die Marguerite, die Wucherblume (*Chrysanthemum Leucanthemum*) genannt wird, blüht um Johanni. Warum heißt denn die Pflanze, die wir da genannt haben: Johannisraut, da sie doch erst im Juli, August blüht? Wie alles, was der alte Volksaberglaube mit dem Johannisfest in Verbindung bringt, etwas Geheimnisvolles an sich trägt, so ist es auch mit der Beziehung unserer Pflanze zum Johannisnamen. Nehmen wir einmal eine Blüte und zerdrücken sie zwischen einem weißen Tuche, so werden wir auf diesem rote Flecke sehen, Blutstropfen, die an den Tod Johannis des Täufers erinnern sollen. Noch eine weitere eigentümliche Beschaffenheit sehen wir an der Pflanze. Halten wir die grünen Blätter gegen das Licht, so erscheinen sie wie durchlöchert. Das hielten die Alten für Teufelswerk; denn dies wundersame Kraut sollte den Menschen so viel Hilfe in allerlei Nöten bringen, weshalb darum der Teufel diese Heilkraft abzuschwächen oder gar zu zerstören gesucht und er in seinem Ingrimm alle Blätter mit Nadeln durchbohrt haben soll. Sehen wir uns nun diese beiden Eigenschaften an der Pflanze etwas genauer an, so finden wir, daß die Blätter in Wirklichkeit nicht durchlöchert sind. Es sind eine Menge durchschneidender Drüsen, die ein ätherisches Öl enthalten. Wozu dient aber dieses? Es stellt einen Schutz gegen die Angriffe der Tiere auf die Pflanze dar, denn der Geruch des Oeles ist diesen äußerst zuwider, ebenso der dadurch verursachte bittere Geschmack. Die roten Tropfen sind ein roter Farbstoff, der in den schwarzen Drüsen enthalten ist, die auf der Rückseite der Blumenblätter mancher Arten zu finden sind. Dieser rote Farbstoff wird durch Ausdrücken oder Auslösen der Blätter gewonnen; früher wurde ein, die Wunden heilendes Öl, das Johannissöl, daraus bereitet. Durchlöchertes Johannisraut oder durchlöchertes Karthen wird dieses Kraut genannt. Es ist fast überall an den Beggainen, an Gebüschen und in Gärten zu finden, und schmückt mit seinen goldgelben Blüten die sommerliche Flur ungemain. Von den Arten, die noch bei uns vorkommen, sei noch das kleine Johannisraut und das Berg-Johannisraut genannt. Um Johanni wurden neuerlei Kräuter gesammelt, welche gegen den Hexen- und Teufelsgult angewendet wurden. Zu diesen Kräutern gehörte auch das Johannisraut. Wenn in der Johannisnacht die Johannisfeuer angezündet wurden, so warf man auch in dieses neun Kräuter hinein; das Johannisraut mußte dabei aber mit einem ganzen Büschel vertreten sein. Dieser alte Brauch hat sich vielerorts noch heute erhalten. Heute sind alle Kräuter und auch das Johannisraut ihrer Wunderkräfte, die in altheidnischen Volksgebräuchen wurzeln, entkleidet; sind sie uns darum weniger lieb? Gehört nicht, im Gegenteil, uns wird durch die Forschung erst die Größe der Natur und des, der sie schuf, offenbar.

Druck und Verlag: Düsseldorf, Buchbinderi und Verlagsanstalt, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, vorm. Düsseldorf, Volksblatt.

Verantwortlicher Redakteur: S. Conzen, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 27.

Düsseldorf, den 8. Juli.

1906.

Inhalt: Evangelium zum fünften Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Fronleichnamsfeste III. — Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Altenberg im Rhäntal. III. — Gu Uei il über die katholischen Missionen. — Bibel und Naturwissenschaften nach den Grundsätzen der kath. Theorie. — Die evangelische Kirche — eine Künstlerwerkstatt. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum fünften Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus V, 20—24.
„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage Euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Naffa! wird des Rates schuldig sein; und wer sagt: du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein. Wenn du daher deine Gabe zu dem Altare bringest, und dich dafelbst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe allda vor dem Altare, und geh zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komme und opfere deine Gabe.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste. III.

Jüngst hörten wir, lieber Leser, zwei hervorragende Kirchenlehrer des ausgehenden 4. Jahrhunderts über das erhabene Geheimnis des h. h. Altarsakramentes reden: im Abendlande den hl. Ambrosius und im Morgenlande den hl. Chrysostomus, — beide reden mit einer Klarheit und Bestimmtheit, die jeden Glaubenswilligen überzeugen muß, daß unsere heutige (katholische) Lehre über dieses erhabene Geheimnis die Lehre aller Jahrhunderte war. Deshalb konnte ein alter Schriftsteller mit Fug und Recht sagen: „Von allen Artikeln unseres katholischen Glaubens wird keiner durch die übereinstimmende Lehre der Kirche und der heiligen Väter so bestätigt, wie der Artikel von der Wahrheit des Leibes Jesu Christi im Sakrament.“

Indem ich das schreibe, lieber Leser, fällt mein Blick auf eine gerade aufgeschlagene Stelle aus den Werken desselben hl. Chrysostomus; sie ist sehr kurz und mag darum noch hier folgen: „Wunderbar! (sagt er) der Tisch ist mit heiligen Geheimnissen bedeckt; das Lamm Gottes wird für dich geschlachtet, und das geistige Blut fließt von dem heiligen Tische; Das geistige Feuer kommt vom Himmel herab, das Blut in dem Kelche ist aus der makellosen Seite (Jesu) zu deiner Reinwaschung geströmt! Glaubst du Brot zu sehen? Wein zu sehen? Es sei ferne, daß du so denkst! Denn wie Waß, dem Feuer nahe gebracht, seine frühere Wesenheit verliert, die nicht mehr bleibt, so nimm auch an, daß die Mysterien (Brot und Wein) von der Wesenheit des Leibes (Christi) verzehrt werden. Wenn du ihnen also nahest, so denke nicht, daß du den göttlichen Leib von einem Menschen, sondern Feuer aus der Hand der Seraphim empfangest.“ — Sehr klar spricht sich auch der Zeitge-

nosse des hl. Kirchenlehrers, der hl. Gaudentius, über die Wesensverwandlung aus: „Wir brauchen nicht einmal (sagt er) bis zum Ursprung der Dinge (Er-schaffung) zurückzugehen, brauchen nicht so weit auszu-holen, um die Möglichkeit eines Geheimnisses zu beweisen, von dem wir ein Abbild beständig vor Augen haben: das Wachstum in der Natur nämlich ist gewissermaßen eine fortwährende Verwandlung, eine fortwährende Veränderung der einen Substanz in eine andere. Das Wasser der Regenwolke und der Tau, die Luft, die Erde — verwandeln sich in Gras, Pflanze, Baum, Blüte, Frucht! Selbst das Brot, das wir essen, ist nur in Korn verwandelte Erde. Eben der Gott nun, der das Wesen der (menschlichen) Leiber geschaffen hat und alljährlich überall die Erde in Brot verwandelt: dieser Gott verwandelt im heiligsten Sakramente von neuem eben dieses Brot in Seinen eigenen Leib! Er hat die Gnade gehabt es zu verheißsen (Joh. 6.), und Er hat auch die Macht es zu tun.“

Nach einem alten Schriftsteller dieser Periode wollen wir hören: „Um ein Beispiel (sagt er), um einen Beweis für die Veränderung einer Substanz (Wesenheit) in eine andere zu finden, brauchst du nicht einmal aus dir hinauszugehen: Du findest ihn in dir selbst! Du issest Brot, Kräuter, Früchte; verwandeln sich nun nicht diese durch die Wärme deines Magens zersehten Substanzen in dir selbst in andere Substanzen und verändern sich in Fleisch und Blut, in Knochen, Nerven, Haut? Denn deinen Leib, so wie er jetzt ist, hast du nicht durch die Geburt, sondern durch die Nahrung. Nun wirst du aber doch gewiß nicht sagen, daß das göttliche Feuer des Heil. Geistes weniger wirksam sei, als das natürliche Feuer deines Magens! Hat also dein Magen die Fähigkeit, die Nahrungsmittel in einen menschlichen Leib zu verwandeln, warum sollte der Heil. Geist nicht das Brot in den Leib Jesu Christi verwandeln können? — Du verstehst nicht und wirst auch nie verstehen, wie diese Verwandlung in dir geschehe: sie ist ein tiefes Geheimnis der Natur, und doch zweifelst du nicht, sondern glaubst daran, — glaube also auch an die Verwandlung im hl. Abendmahle, an das große Wunder der Gnade, wenn du es auch nicht verstehst!“

Mit dieser Klarheit und Bestimmtheit reden also die Väter des 4. Jahrhunderts über die Wesensverwandlung im hl. Sakramente; wir dürfen aber selbst bis ins erste Jahrhundert der Kirche hinaufsteigen, und wir werden dort — in gelegentlichen Aussprüchen — dieselbe Lehre in derselben Bestimmtheit vernehmen. Ich denke da vor allem an den hl. Ignatius, den unmittelbaren Nachfolger des Apostelstärsten Petrus auf dem bischöflichen Stuhle von Antiochien. Die Zeitgenossen dieses ehrwürdigen Mannes haben ihm den ehrenden Beinamen Theophorus („der von Gott Getragene“) gegeben, weil man allgemein der Meinung war, er sei jenes Kind gewesen, das der göttliche Heiland nach dem

Berichte der Evangelisten einst auf Seine Arme genommen und Seinen Jüngern als ein Beispiel für die Bestimmungen vorgestellt habe, die den Eintritt ins Himmelreich ermöglichen (Matth. 18 und Mark. 9). Nicht ohne Ehrfurcht öffnen wir heute die Briefe dieses Mannes, der in der Wiege unseres katholischen Glaubens genährt worden und einer von denen war, die den Fußstapfen unseres Heilandes gefolgt sind. Wie spricht Ignatius sich denn nun über die wahrhafte Gegenwart Jesu im hl. Altarssakramente aus? Indem er von den Doketen redet — d. i. Irrelehrern, die behaupteten, Jesus sei nur ein „Scheinmensch“ gewesen, denn Er habe nur einen Scheinrörper gehabt —, sagt der ehrwürdige Heilige: „Sie entfernen sich von dem hl. Abendmahle und vom Gebete, weil sie nicht bekennen wollen, daß das heilige Abendmahl das Fleisch unseres Heilandes Jesu Christi ist: jenes Fleisch, das für unsere Sünden gelitten hat.“

Wenn man nun bedenkt, lieber Leser, daß die Hauptlehre jener Doketen in der Behauptung gipfelte, daß der Leib, den der Sohn Gottes angenommen, nur ein Scheinleib gewesen sei: so kann es für einen ruhig denkenden Menschen keinem Zweifel unterliegen, daß der Glaube der Katholiken, gegen den diese Irrelehrer auftraten, die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi im hhl. Sakramente lehrte. S.

Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Altenberg im Dhümtal von Rudolf Schöller (Düsseldorf).

III.

Unter den Äbten Theodor (1285—77), Otto (1277—80) schritt der Bau des Gotteshauses voran, sobald der Chor am 18. Juli 1287 unter dem Abt Marcellus eingeweiht werden konnte. Es folgten nun die Äbte Heinrich II., unter dessen Regierung die Kreuzsärme ihren Abschluß fanden, Jakob I., Joann (1314), Chloberich II. (1328) und Abt Reinhard zu dessen Lebzeiten das ganze Dhümtal von einem fürchterlichen Völkerbruch heimgegriffen wurde. Selbst in Kloster und Kirche drang das Wasser ein und soll sogar hier 6 Fuß hoch gestanden haben. Zehn Ansassen des Klosters kamen bei dieser Verwüstung in den Fluten um. Unter den Äbten Philipp, Heinrich, Hermann, Ludwig, Wilhelm und Pilgrim blühte das Kloster immer mehr empor. Während der Regierung dieses letzten Äbtes wurde Graf Wilhelm von Berg am 24. Mai 1380 zum Herzog ernannt. — Ein Erdbeben hatte im Jahre 1348 die Gebäulichkeiten arg beschädigt; das gab den Anlaß zum raschen Fortschreiten des Werkes. Der Bischof Wichard von Kulm, ein Kölner von Geburt, der sein Bistum in Preußen wegen Streitheligen mit den deutschen Ordensrittern verlassen hatte, darf auf den Ehrennamen des Vollenbers des Dames Anspruch erheben. Er trat als Mönch in das Kloster ein und verwendete sein ganzes bedeutendes Vermögen zum Ausbau der Kirche. Am 8. Juli 1379 weihte er die Kirche zur Ehre Gottes der Madonna ein. Gleichzeitig fand auch die innere Ausschmückung ihren Abschluß. Die lange Reihe der köstlichen Glasmalereien, welche die Kirche schmücken, wurde durch das große achteilige Glasgemälde auf der Westseite gekrönt, welches der Bruder Reinold anfertigte und dergleichen in allen deutschen Ländern nicht zu finden ist, wie es in der Grabchrift auf d. r. m. heißt. Die folgenden Äbte Andreas von Racheim (1381—88), Johann III. von Dauenberg (1338—1420), Johann von Werden (1420—1430), Johann Rente (1430—1440) und Johann Ardelowen (1440—1462) waren teils auf die Hebung des materiellen Wohlstandes, teils auf die Verschönerung und den Ausbau des Klosters bedacht.

Unter Abt Johann Schlabusch, geboren in Engelskirchen, kam das Kloster in Verfall. Die Schriftstücke des Archivs von Altenberg nennen ihn einen ungetreuen Hausverwalter; sie gestehen aber auch ein, daß Fehden und sonstige schlimme Ereignisse an dem Verfall des Klosters ebenfalls Schuld getragen haben. 1467, bei Gelegenheit einer Visitation des Klosters wurde er abgesetzt. Auf ihn folgte Arnold Munkendam, Dr. theol., früher Abt von Sebmen in Sachsen (1407—1490). Hundert Jahre nach der Einweihung der

Kirche errichtete er das zierliche Sakramentshäuschen an der Nordseite des Altars und das Refektorium, ein prachtvolles Baumwerk, 106 Fuß lang und 47 Fuß breit, in dessen Mitte ein großer Springbrunnen angelegt war. Zum Kommissar des Cisterzienser-Ordens ernannt, brachte er zwei Jahre am Hofe des Papstes Sixtus V. in Rom zu. Unter seiner Regierung wurde im Altenbergerhofe zu Köln die Hochzeit des Herzogs Wilhelm von Berg mit Sibilla von Brandenburg gefeiert. Der Nachfolger Munkendams war Abt Bartholomäus Frint von Casper (1490—1496). Dann folgte Abt Heinrich Ruyffer (1496—1524), früher Pfarrer in Solingen, der die Kirche mit einer prachtvollen Orgel schmückte, mehrere Reliquienkästen anfertigen ließ und die Bibliothek vermehrte. Im Jahre 1612 bewirtete er den Kaiser Rag II. und räumte der Herzogin Sibilla von Brandenburg eine Wohnung in der Nähe des Klosters ein, das sie oft besuchte und nach dem Tode ihres Gemahls mit einer Stiftung von 1100 Mark beschenkte für eine tägliche Seelenmesse. Durch Urkunde vom 4. Mai 1511 bestätigte Herzog Wilhelm von Düsseldorf aus alle Gerechtigkeiten des Klosters Altenberg, welche er namentlich aufzählt: 1. Freiheit der Besitzungen zu Altenberg und Zientrath von allen Lasten; 2. Freiheit der Höfe zu Solingen, Bessen und Rheindorf; 3. Freiheit des Hofes Neuenhof im Kirchspiel Burg; 4. die Schenkung auf dem Hofe zum Holz bei Wlechtern im Kirchspiel Odental; 5. ein gutes Fuder Wein mit dem Foh, genannt das Bergische Fuder, welches ihm von seinen Untertanen zu Rheindt, Niedertassel und Sieglar geliefert werden muß; 6. Freiheit von allem Zoll für Bauholz; 7. zwischen Altenberg und dem Rhein dürfen keine Deiche, Behre oder sonstige Hindernisse errichtet werden, damit die Fische aufwärts kommen können.

Abt Gerhard von Neuenahr (1517—1594) verdeckte den Ausblick in die Kapellen der Chornische durch einen neuen Holzaltar. Abt Andreas Boir (1624—1696) baute, unterstützt von den Edlen Wenzel von Kassel und Wolf von Lobausen, die Marienkapelle am Brückentor wieder auf, ließ das große Muttergottesbild über dem Hochaltar und die Statuen an den Pfeilern errichten und verbesserte die Abteigebäude.

— Doch die Blüte der Abtei war vorüber. Die neue Lehre machte den Mönchen viel zu schaffen, die Bewegungen der sogenannten Reformation entriß dem Kloster viele Wohlthäter. Unter den Äbten Wilh. v. Gittorf (1538—1546), Winand Duzmann (1546—1581), Gottfried Lundoorf (1568—1581) und Peter von Neuenahr (1581—1591) wurde das Klostergut durch böse Kriege verringert, die Mönche selbst mußten sich bewaffnen und oft aus Altenberg fliehen. Als im Jahre 1543, in dem Jahre Karls V. gegen Geldern eine Heeresabteilung des Kaisers in Altenberg im Quartier lag, nahm dieselbe beim Abzug dem Kloster 20 Pferde, mehrere Rinder und Schafe weg und raubte eine Menge Wein und Früchte. In dem darauffolgenden Hungerjahre war das Land sehr von Mäuseverbanen überschwemmt.

Unter Abt Bartholomäus Anstel (1592—1614) kam Claudius Masson, Abt von Morimund nach Altenberg, um das Kloster zu reformieren, allein die Mönche widersetzten seine Anordnungen. Auf ihn folgte Melchior von Rondoorf (1627 bis 1643). Derselbe war der erste infulirte Prälat des Klosters Altenberg und Provinzial des Cisterzienser-Ordens. Unter Gottfr. Gummersbach (1662—1697) und Regidius Siepen (1679—1686) hob sich der Wohlstand der Abtei wieder, so daß Abt Jacob von Lohse (1686—1707) die äusserst verfallenen Gebäude wieder herstellen konnte. Er versah die Kirche mit einem neuen Dach, er baute die neue Prälatur und gab dem Kloster fortin den Namen „Neu-Altenberg“. Abt Joh. von Henning (1707—1720) führte den an die Marienkapelle südlich lehrenden Gebäudeflügel auf und war der letzte Bauherr unter den Äbten. Paul Enskirchen (1720—1723), Gottfr. Engels (1723—1730), Abt Joh. Hörst (1739—1779), haben die letzte Blütezeit des Klosters, das außer den vielfach größeren Naturalien aus Weingütern und Reierhöfen ein jährliches bares Einkommen von circa 40 000 Rtl. bezog. Es folgt jetzt Franz Cramer (1779—1796), der 55. und vorletzte Abt. Unter ihm brach die große französische Revolution aus, welche die traurigste Epoche in der Geschichte der Abtei herbeiführte, in dem sie deren Aufhebung, Verkauf und Untergang zur Folge hatte.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein Urteil über die katholischen Missionen.

Wie bekannt, sind zu Anfang des unseligen Aufstandes in Südwestafrika von einigen Leuten, namentlich solchen, die mithalfen, den Zündstoff für den Aufstand zu schaffen, recht lieblose Anschuldigungen gegen die christlichen Missionare, auch die katholischen, erhoben worden. Konnten solche Urteile und Anschuldigungen auch keinen Wert auf Glaubwürdigkeit erheben, so sind sie leider doch von manchen geglaubt worden, und zwar von solchen, die stets alles zusammenuchen, um das Christentum und seine Lehren in ein möglichst ungünstiges Licht zu stellen und seiner Ausbreitung direkt und indirekt Hindernisse in den Weg zu legen.

Auch der bekannte Herr Jesko v. Puttkamer, Gouverneur unseligen Andenkens in Kamerun, hat sich nicht gescheut, in recht gehässiger Weise über die christlichen Missionen zu urteilen und sie sogar in einem amtlichen Berichte herabzusetzen. Demgegenüber muß es wohlthuend berühren, wenn ein Mann wie General v. Trotha ein ganz anderes Urteil über die katholischen Missionen und deren Tätigkeit abgibt, denn General v. Trotha konnte mit Recht in seiner Abschiedsrede zu Berlin am 23. Juni von sich sagen, „daß er aus allen drei Phasen seiner überseeischen Laufbahn mit weißer Weste zurückgekehrt sei“. General v. Trotha hat, wie Pater Lebeau, der Provinzial der Oblaten des hl. Franz von Sales und Herausgeber der in Wien erscheinenden illustrierten Missionschrift „Das Licht“, in einem Prospekt bekannt gibt, über die Missionstätigkeit der genannten Kongregation in Deutsch-Südwestafrika als Gouverneur dieser Kolonie wiederholt seine Anerkennung ausgesprochen und ihnen — den Patres und den Schwestern — wahrhaft väterliches Wohlwollen bewiesen. Pater Lebeau hielt es deshalb für seine Pflicht, ihm dafür seinen tiefgefühlten Dank auszusprechen.

Nun hat Herr General v. Trotha in seinem Antwortschreiben an Pater Lebeau der Kongregation einen neuen Beweis seiner Anerkennung gegeben, der, wie Pater Lebeau mit Recht bemerkt, um so wertvoller ist, als er von einem Manne herrührt, der in hervorragender Stellung die Tätigkeit der Mitglieder der Kongregation im Lande selbst und unzweifelhaft in voller Unbefangtheit beurteilt hat. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

Hochwürdigster Pater!

Haben Sie herzlichsten Dank für Ihren Brief vom 25. Januar. Nicht Sie haben mir für irgend etwas zu danken, sondern ich bin es, der Ihnen und den Patres und Schwestern der Kongregation zu äußerstem Danke verpflichtet ist. Die Schwestern in Heiragabies und Bella haben ebenso wie die von Windhud surchilos und treu nach ihrem Gelübde ihre schwere Arbeit getan und so manches Leben meiner Reiter ist sicher ihrer Fürsorge zu verdanken.

Der Pater Malinowski hat in unermüdlicher und aufopfernder Weise seine geschickten Dienste zu meiner Verfügung gestellt und wenn es nicht gelang, die Sache mit Marenta zu einem friedlichen Ende zu führen, so trifft ihn keinerlei Schuld, sondern nur meine höchste Anerkennung, der hoffentlich das sichtbare Zeichen durch Seine Majestät meinen Allergnädigsten Herrn, wenn es nicht schon geschehen, folgen wird. (Pater Malinowski hat diese kaiserliche Auszeichnung mittlerweile bereits erhalten, wie Pater Lebeau in einer Fußnote bemerkt. Red.)

Überall auf der Erde, wo ich katholische Missionen in Tätigkeit gesehen habe, in Ostafrika, in China und nun im West, überall dasselbe Bild tatkräftiger Arbeit, hinreichender Pflichttreue, immer mit der Devise *labora et ora* und überall mit sichtlichem Erfolge.

Ich beglückwünsche die katholische Kirche zu diesen Erfolgen und erbitte Gottes reichsten Segen für ihre Arbeit.

Ich erwarte mit Bestimmtheit, daß Pater Malinowski, wenn er nach Europa zurückkehrt, seine Ankunft und Bandungshafen und die Zeitdauer seines Aufenthaltes in Europa mir mitteilt, damit ich es möglich machen kann, ihn zu sehen.

Ihnen aber, Herr Pater Superior, wünsche ich, daß es Ihnen gelingen möge, noch viele solche Patres und Schwestern auszubilden für ihren schweren Beruf und hinauszusenden zum Heile der Zivilisation und des Christentums.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr treu ergebener

von Trotha m. p.,
Generalleutnant.

○ Bibel und Naturwissenschaften nach den Grundsätzen der kath. Theologie.

Ein Thema, das in einer Zeit, in welcher manche Kreise der Naturwissenschaft eben mit Hinweis auf die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungsarbeit die Bibel als ein für die Gegenwart unbrauchbares, veraltetes Buch beiseite legen, nicht oft genug besprochen werden kann! Das um so mehr, als der Unglaube fort und fort den Trid ausspielt und naturwissenschaftliche Angaben der Bibel eben als Glaubenssätze hinstellt, welche der Kirchengläubige als wahr hinzunehmen habe, obwohl die moderne Naturforschung deren Unrichtigkeit aus dem Grunde aufgezeigt habe.

Gewiß, es hat Leute gegeben, welche die Antwort auf irgend welche wissenschaftliche Fragen, ob astronomische, geologische, zoologische Fragen, alles ganz egal, in der — Bibel suchten, als ob diese ein Lehrbuch der Astronomie, Geologie und Zoologie, überhaupt eine Art Orakel für Beantwortung aller Probleme wäre.

Diese Zeiten sind vorbei. Mag sein, daß hier und da noch ein verspäteter Nachzügler an dieser nicht zuletzt von dem Protestantismus verurteilten Ueberhöhung der Bibel krankt. Die katholische wissenschaftliche Theologie hat längst diese alten Anschauungen verlassen und sich ganz auf den Boden der modernen Wissenschaft gestellt.

Ueber die Grundsätze, nach welchen die katholische Theologie heute die einst schwer empfundene Differenz zwischen Bibel und Naturwissenschaft beurteilt, orientiert vorzüglich die Schrift von Professor Peters (Baderborn) „Bibel und Naturwissenschaft nach den Grundsätzen der katholischen Theologie“, Baderborn 1906, die dem Manne der Wissenschaft nichts Neues bieten will, sondern eben den Laien, der der wissenschaftlichen Theologie und ihren Arbeiten leider ferne steht, über diese belehren will nach der Richtung, daß sie gar keinen Grund hat, vor der Naturwissenschaft und ihren Forschungsergebnissen sich zu fürchten.

Mit Nachdruck wird betont, daß die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Verfasser der Bücher der heiligen Schrift aus sich nicht größer waren, als die des übrigen Altertums, im Gegenteil, noch geringer. Die Mitteilung naturwissenschaftlicher, überhaupt profanwissenschaftlicher Dinge, liegt außerhalb des Rahmens der Aufgabe der Offenbarung Gottes. Erforschung des natürlichen Zusammenhangs der Dinge ist Aufgabe der Wissenschaft und es ist ein verhängnisvoller, durch nichts gerechtfertigter Irrtum, glauben zu wollen, die Offenbarung wolle dem Menschen die geistige Arbeit ersparen und der Menschheit alles fit und fertig in der Bibel mitgeben auf ihren Lebensweg.

Das widerspricht der Bibel selbst, die ja der Menschheit die Aufgabe zuweist, „sich die Erde zu unterwerfen“ und zu erforschen. Denn „Gott hat die Welt der Forschung der Menschen übergeben“ (Pred. 3, 11). Der Zweck der Offenbarung ist ein sittlich-religiöser, eine Belehrung darüber, wie man in den Himmel kommt, aber nicht wie es am Himmel aussieht, wie einmal Augustinus gesagt.

Wer also naturwissenschaftliche Belehrungen in der Bibel sucht oder doch — was leider auch versucht worden ist — deren naturwissenschaftliche Angaben um jeden Preis retten will, weil sie mitgeteilt seien vom hl. Geist, der versündigt sich an dem Geiste der Bibel selbst und an allen Gesetzen einer wissenschaftlichen Theologie. Ja, er treibt die Menschen zum Unglauben, wenn er vergißt, daß in all diesen naturwissenschaftlichen Fragen die Verfasser jener Bücher der heiligen Schrift redeten und schrieben nicht mit einem geoffenbarten Wissen, sondern mit dem Wissen und der Naturanschauung ihrer Zeit, in der sie lebten. Die Inspiration macht den inspirierten Schriftsteller nicht zu einem Gramophon, aus dem nur noch die Sprache des hl. Geistes zu vernehmen ist.

Wie der Meißel in der Hand des Bildhauers Meißel bleibt, der Pinsel in der Hand des Malers Pinsel, obgleich sie von einer vernünftigen und freien Persönlichkeit geführt werden, so bleibt auch der Mensch unter dem Einfluß des ihn inspirierenden unendlichen Gottes dennoch ein beschränkter Mensch. Und seine persönlichen Eigenschaften, ja seine persönlichen Unvollkommenheiten zeigen sich in dem durch seine Mitwirkung zustande gekommenen Werke in ähnlicher Weise, wie etwa eine Scharte im Beile an den vom Zimmermann behauenen Balken im Gerüste des Hauses“ (S. 27).

Solche Unvollkommenheiten werden dann sich zeigen, wenn etwa der betreffende Schriftsteller zur Erläuterung, zur Illustration seiner Gedanken in das Reich der Natur greift. Man tut ihm sehr unrecht, in einem solchen Falle eine naturwissenschaftliche Belehrung von ihm zu erwarten:

„Die heiligen Autoren wollen uns also nicht wissenschaftliche Unterweisung geben wie heute der Naturforscher, wie

der Astronom, der Geologe, der Biologe. Ihr Zweck ist vielmehr lediglich ein religiöser. Wie bei Christus die Bilder aus der Natur nur Mittel sind in der Hand des Lehrers, um seine Zuhörer vom Natürlichen zum Uebernatürlichen emporzuführen, so ist vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen dasselbe in der ganzen hl. Schrift der Fall. Wo immer die heiligen Schriftsteller auf naturwissenschaftliche Dinge zu sprechen kommen, so behandeln sie diese zum Zweck der religiösen Erbauung in derselben Weise, in der auch wir heute noch diese Dinge im religiösen Unterricht verwenden, in der Katechese und in der Predigt" (S. 36-37).

Sodann darf eine gerechte Beurteilung der Bibel nicht vergessen, daß diese eben in populärer Form, entsprechend den Vorstellungen des Volkes redet, wie auch wir heute trotz aller Kenntnis des kopernikanischen Systems von einem Sonnen-Auf- und Untergang reden. Besondere Beachtung verdienen die poetischen Schilderungen, wozu z. B. die Schilderung von dem Stillstand der Sonne im Tale Aijalon gehört beim Kampf der Scharen Josuas oder dem Kampf der Sterne gegen Sisera im Richterbuche 5, 19-20.

Wer daraus naturwissenschaftliche Irrtümer konstruieren will, würde ebenso logisch handeln, als wenn er aus den Worten des Ledeums: „Vor Dir neigt die Erde sich und bewundert Deine Werke“ eine naturwissenschaftliche Anschauung der Erde über Abfesselung der Erde und ähnliche Phantastereien herauslesen wollte, welche er eben mit Berufung auf die moderne Astronomie mit Entrüstung zurückweise; habe doch eben die moderne Naturwissenschaft gezeigt, daß die Erde als Kugel nach unabänderlichen Gesetzen ihre Bahn ziehe und also vor Gott sich nicht beugen, noch weniger seine Werke bewundern könne. Das sind poetische Schilderungen — nichts mehr. Treffend bemerkt Peters:

„Diese dichterischen Bilder dürfen nicht einmal ohne Vorbehalt verwendet werden zur Konstatierung der naturwissenschaftlichen Anschauungen der Zeit dieser biblischen Dichter, geschweige denn, daß man berechtigt wäre, aus dieser Bildersprache der biblischen Dichtung auf eine objektiv richtige naturwissenschaftliche Weltanschauung der Bibel zu schließen. Wer die Bibel so mißhandelt, der würde auch nichts dagegen einwenden dürfen, wenn man die Bildersprache unserer modernen deutschen Dichter verwenden wolle, um eine phantastische, naturwissenschaftliche Weltanschauung für sie zu konstruieren und damit diese Männer lächerlich zu machen. Denn was für einen Goethe und Schiller recht ist, das ist billig für einen Propheten Aias oder für den Dichterkürsten, der uns das Buch vom Dulder Job besichert hat“ (a. a. O. S. 47).

Daß die hier vorgebrachten Anschauungen im vollen Einklang mit den Lehren des offiziellen kirchlichen Lehramts stehen, zeigt der fründige Hinweis auf die Enzyklika Leo's XIII. über das Studium der heiligen Schrift, ja auf die grundsätzlichen Lehren der großen Kirchenväter.

Wann wird die Zeit kommen, da man dem Gedanken, daß ein Widerspruch zwischen Bibel und Natur überhaupt unmöglich ist, weil beide das Werk, die Offenbarung eines und desselben Gottes sind, auch in den Kreisen der Naturwissenschaft voll anerkannt?

Die evangelische Kirche — eine „Künstlerwerkstatt“.

Wenn wir, besonders in den letzten Jahren, die einander diametral entgegengesetzten Anschauungen und Lehrmeinungen in der evangelischen Kirche nebeneinander herrschen sehen und uns verwundert fragen, wie es möglich sei, daß eine Kirche selbst auf ein und derselben Kanzel so grundverschiedene Dinge lehren könne, die selbst das Wesen des Christentums berühren bzw. umstürzen, so gibt uns jetzt kein geringerer als Kirchenrat Superintendent Dr. Meyer (Zwidau) darauf die Antwort. In einem Vortrage zu Bochum hat er nämlich jüngst u. a. folgendes über die „Triebkräfte im Protestantismus“ gesagt:

„Unsere evangelische Kirche darf kein Museum sein, in dem wir andächtig und freudig betrachten, was vergangene Geschlechter geschaffen haben. Ja, wenn die Menschheit immer dieselbe wäre; aber ihr Geist arbeitet rastlos fort und bringt neue Gedanken auf den Plan, er malt jetzt ein anderes Bild von der Welt als früher. Damit hat sich der Glaube auseinanderzusehen. Er muß sich daraus das Richtige aneignen. Darum darf unsere Kirche kein Antiquitäten-Kabinett sein, sondern sie soll eine Künstler-Werkstatt sein, in der die neuen Gedanken verarbeitet werden. In solcher Arbeit treiben den Protestantismus die Mächte an aus denen er hervorgegangen ist.“

Nach solchen Begriffen von „Kirche“ ist es allerdings begreiflich, daß die evangelische Kirche beständig in der „Abwanderung“ begriffen ist und heute schon eine ganz andere darstellt als zur Zeit Luthers. Offenbar ist mit dem „Museum“ und dem „Antiquitäten-Kabinett“ die katholische Kirche gemeint. Der Ausdruck mag ja nicht gerade geschmackvoll sein, aber wenn man Anspruch darauf macht, die Kirche Christi und der Apostel zu sein, muß selbstverständlich auch die Lehre in ihr auf ein Alter von bald 2 Jahrtausenden zurückzuführen. Wer diese „Antiquitäten“ nicht anerkennen will, gibt von vornherein den Anspruch auf, die Kirche Christi zu sein. Wir danken für jene „Künstler“, die die „neuen Gedanken verarbeiten“, denn die Kirche und ihre Lehre ist, das dürfen wir nicht vergessen, Gottes Werk. Herr Meyer (Zwidau) hat darin recht, die protestantische Kirche ehrt nicht das überkommene alte Gut, sie zählt eine große Zahl solcher Künstler in ihren Reihen, die ihre Hand an die alten geoffenbarten Grundwahrheiten gelegt und sich daraus ihren eigenen Glauben so ungemodelt haben, daß er mit dem Glauben der Apostel und der ersten Christen gar nichts mehr gemein hat. Herr Superintendent Meyer (Zwidau) gehört selbst zu diesen „Künstlern“, die sogar die Gottheit Christi umgebildet haben, denn in einer Predigt in der Marienkirche zu Zwidau am 13. März 1904 erklärte er wörtlich:

„Es gibt keine Zeit in der Kirche, in der man Jesu Leben und Wesen so eifrig durchgeforscht hätte, wie die unsrige; und wenn auch von den Anschauungen, mit denen die Vergangenheit ihn schmückte, manche hinsinkt, er wird dadurch um so größer und herrlicher und bleibt die persönliche Offenbarung der göttlichen Gnade in unserer Geschichte.“

Ähnlich erklärte er ungefähr ein Jahr vorher auf einer Bezirkslehrerkonferenz in Zwidau II am 18. Februar 1903: „Aus den Werken Jesu greift man Daten heraus, die beweisen sollen, er wäre allmächtig, allwissend, was er weder war noch sein sollte, und läßt aus diesen göttlichen Eigenschaften schließen, daß er Gott war.“ (Vgl. „Sächs. Schulztg.“ 1903 Nr. 16, 17).

In der Kirche des Herrn Meyer werden also wenig „Antiquitäten“ zu finden sein. Nun aber eine bescheidene Frage an den Evangelischen Bund. Wie reimt sich dieser Standpunkt Meyers mit dem noch in Nr. 5 der „Monatskorrespondenz für die Mitglieder des Evangelischen Bundes“ (Mai 1906) von D. Witte ausgesprochenen Programm des Bundes: „Er sammelt alles, was sich unter seiner Fahne, dem Bekenntnisse zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohne Gottes als dem einzigen Mittler des Heils . . . sammeln lassen will?“ Danach dürfte der „Evangelische Bund“ mit Superintendent Meyer (Zwidau) überhaupt keine Gemeinschaft haben, statt dessen ist er sein Hauptwortführer.

Allerlei.

— **Wunderbare Kraftleistungen.** Das Jägersche Monatsblatt als „Zeitschrift für Lebenslehre“ macht auf merkwürdige Kraftleistungen von Lebewesen aufmerksam. Einen hierher gehörigen Fall finden wir in der „Didaskalia“ (29. 12. 05), die berichtet: „Ein Soliath unter den Pilzen wird in der Zeitschrift der französischen Mykologischen Gesellschaft beschrieben. Danach hat es ein Pilz von der Art *Psalliota campestris* fertig gebracht, den seit mehr als einem Jahr gelegten Asphalt einer Straße emporzuheben, um sich ans Licht durchzuarbeiten. Man hat sich diesen sonderbaren Erfolg dadurch zu erklären versucht, daß mit dem Wachstum des Pilzes eine erhebliche Wärmeentwicklung verbunden ist, die zuvor den Asphalt aufgeweicht hatte. Immerhin muß eine solche Kraftleistung eines Pilzes als eine ungeheure betrachtet werden.“ Hierzu bemerkt das „Monatsblatt“: „Nebenbei ist dies keineswegs vereinzelt. Ähnliche, wenn auch allerdings etwas bescheidener Leistungen bemerken wir an einem Spargelbeet. Je nach Bitterung und Bodenart muß manche junge Spargelpflanze faust-, ja kopfgroße steinharte Erdschollen heben, um ans Licht emporzubringen. Auch bei Tieren kann man ähnliche staunenswerte Kraftleistungen sehen. Wir beobachteten einmal einen Hornschroter, wie er sich, kaum erst aus der Larve ausgeschlüpft, durch einen stark begangenen, reichlich mit Ras vermischten, bei dem damaligen trockenen Wetter sehr harten Gartenweg durcharbeitete, um zum ersten Tageslicht zu kommen. Ein gleicher Vorgang, bei dem ein Maulkäufer be: Athlet war, wurde von dem Herausgeber des Monatsblattes mit angesehen.“

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 28.

Düsseldorf, den 15. Juli.

1906.

Inhalt: Evangelium zum sechsten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Fronleichnamsfeste IV. — Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Altenberg im Rhinthal. IV. — Die Gegner und Bekämpfer der Fronleichnamspredigt. — Ein unvergeßlicher Moment. — Eine Botschaft auf dem Sterbepulte. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum sechsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Markus VIII. 1—9.
„In jener Zeit, da viel Volk bei Jesu war und nichts zu essen hatte, rief er seine Jünger zusammen, und sprach zu ihnen: Mich erbarmet das Volk; denn sehet, schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen, und wenn ich sie ungespeist noch Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege vereschmachten. Da antworteten ihm seine Jünger: Woher wird Jemand in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen? Und er fragte sie: Wieviel Brote habet ihr? Sie sprachen: Sieben. Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brote, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten; und sie legten dem Volke vor. Sie hatten auch einige Fischelein; und er segnete auch diese, und ließ sie vorlegen. Und sie aßen, und wurden satt; und von den Stücklein, die übrig geblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf. Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei Viertausend; und er entließ sie.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste. IV.

Als Jesus den Tausenden segnend das wunderbare Brot austeilte, da hat Er, lieber Leser, zweifelsohne auch jener Millionen Christen gedacht, denen Er in Seinem Fleisch und Blut die Speise des ewigen Lebens hinterlassen wollte. In der Tat, wir können es uns kaum anders denken; denn die Austeilung des Lebensbrotes an die Christen geschieht genau so, wie es im heutigen Evangelium berichtet wird: zunächst hören die Gläubigen das Wort Gottes (in der Predigt) an, auf daß sie „hungrig“ werden nach dem Brote des Lebens. Ohne diesen Hunger versäumt man die hl. Kommunion, — ohne Predigt aber kein „Hunger“: wer die Anhörung des göttlichen Wortes geistlich versäumt, wie könnte der ein wirkliches Verlangen nach dem Tische des Herrn in sich fühlen!

In unserer letzten Betrachtung glaube ich dich überzeugen zu haben, lieber Leser, daß unsere heutige katholische Lehre über die wahre Gegenwart Jesu im hl. Sakramente genau dieselbe ist, wie sie von den hl. Vätern und Lehrern der Kirche in den ersten Jahrhunderten vorgetragen worden ist: hier wie dort finden wir dieselbe Bestimmtheit und Klarheit in der Lehre, so daß es für den Glaubenswilligen nicht zweifelhaft sein, daß unsere katholische Lehre vom hl. Abendmahl die Lehre Jesu und Seiner Apostel sei.

Aber ist es denn möglich, lieber Leser, daß der ganze Leib Jesu Christi sich in einer kleinen Hostie, ja, in jedem Teile der Hostie vollständig befindet? — Warum denn nicht? Wie Gott vermöge Seiner Allmacht ein und dasselbe Ding unermesslich ausdehnen kann (z. B. bei den wunderbaren „Brotvermehrungen“ des Evangeliums),

so kann er es selbstredend auch unermesslich verringern. Befindet sich nicht der ganze Baum in dem Kern oder Samen, der ihn hervorbringt? Ist nicht, (sagt ein alter Schriftklärer) die Pupille unseres Auges etwas sehr Kleines? Und doch zeichnet sich durch das Licht ein großer Strich Landes, ein sehr hoher Berg ganz darin ab, und darum sehen wir ihn. Ebenso kann der ganze Leib des Herrn sich sehr wohl in einer sehr kleinen Gestalt befinden.

Aber (könnte man sagen) was man sieht, ist im Auge lediglich in der Vorstellung vorhanden, während doch der Leib Jesu Christi auf sakramentale Weise, also wahrhaft, wirklich und wesentlich sich im konsekrierten Brot befindet. — Im hl. Altarsakrament, lieber Leser, befindet sich der Leib des Herrn mit den Gaben der himmlischen Herrlichkeit: er befindet sich also unsichtbar und unteilbar darin nach Art eines Engels. Würde nämlich ein Engel sich in einer Hostie verbergen, so wäre er ganz in der Hostie, gerade wie die menschliche Seele ganz im ganzen Leibe ist und doch auch wieder ganz in jedem Teile des Leibes, — wie endlich Gott ganz in der ganzen Welt ist, und doch auch wieder ganz in jedem Punkte der Welt. Warum sollte denn nun dieser Gott Seine Menschheit nicht ganz in die Hostie und in jeden Teil der Hostie bringen können, da Er mit seiner Gottheit schon darin anwesend ist? Würde ein Engel sich in einem Brote verbergen, so würdest du den Engel nicht sehen, sondern nur das Brot, und du hättest nur das Gefühl, den Geschmack, den Geruch des Brotes, — dennoch aber würdest du an der Gegenwart eines Engels in diesem Brote nicht zweifeln, wenn dich etwa ein Prophet des Herrn dessen versicherte. Warum sollte es dir denn nun so schwer fallen, zu glauben, daß in der konsekrierten Hostie Jesus Christus wahrhaft verborgen sei, da es doch Jesus Christus Selbst gesagt hat und Er doch gewiß nichts Unwahres sagen kann! Eine solche Weise: geistig, unsichtbar in einer Hostie gegenwärtig zu sein, wäre für den Engel etwas Natürliches; warum sollte nun der allmächtige Sohn Gottes es Seinem (menschlichen Leibe nicht möglich machen, auf eben solche Weise im hl. Sakramente gegenwärtig zu sein? (Corn. a. Lapide.) Betrachtet du endlich den Menschen, lieber Leser, so siehst du an ihm nur Körperliches und doch zweifelst du nicht daran, daß er auch eine Seele habe, die du nicht siehst. Was liegt also daran, daß Jesus Christus im hl. Sakramente nicht gesehen wird, — da Er doch Selbst versichert hat, daß Er wirklich darin gegenwärtig sei?

Wie verteidigen denn nun unsere irrenden Brüder ihren Widerspruch, da sie von einem „Reihen“, von einem „Bilde“ des Leibes Jesu im Abendmahl reden? — Der Glaube an die wirkliche Gegenwart Jesu (sagen sie) verdankt seinen Ursprung nur dem Aberglauben und der Unwissenheit in jenen Jahrhunderten, in denen die römische Kirche von der ursprünglichen Reinheit der Lehre abgewichen war; in den ersten Zeiten aber glaubte

man anders, da die Apostel den ersten Christen den wahren Sinn der evangelischen Worte mündlich alle liefert hatten.“

Dieser Einwurf ist höchst seltsam; denn sofort drängt sich jedem denkenden Menschen die Frage auf: Wie und wann geschah denn eine so große Veränderung, daß die ganze Kirche von ihrem ursprünglichen Glauben abwich? daß sie also nicht mehr an ein „Zeichen“ und „Bild“ im Abendmahl, sondern an die Wirklichkeit des Leibes Jesu in der Eucharistie glaubte? Wo begann dieser angebliche Irrtum zu keimen, sich zu entwickeln, bis er die ganze Kirche im Morgen- und Abendlande ansteckte? Und durch welche Mittel wurde dieser „Irrtum“ fortgepflanzt — durch Lehre und Ueberredung oder durch Gewalt? Und wer war der Urheber? War er ein Laie oder ein Priester? Und wo trat der Irrtum zuerst auf? War es bei den Griechen des Morgenlandes: wie kam es denn, daß die Lateiner des Abendlandes ihn so willig annahmen? War es aber bei den Lateinern: wie kam es denn, daß die Griechen sich fügten?

Siehe, lieber Leser, das sind Fragen, die ewig ohne Antwort bleiben werden, weil sie sich eben nicht beantworten lassen! Kein Geschichtsschreiber gibt da Auskunft, keine Uebersetzung bietet einen Anhaltspunkt, kein Schriftsteller gibt seit zwei Jahrtausenden eine Andeutung! Und doch kennen wir von allen Irrthümern, die von Jahrhundert zu Jahrhundert aufgetaucht sind und gegen die Reinheit der Lehre oder des christlichen Gesetzes gerichtet waren, aus der Kirchengeschichte: die Zeit, in der sie entstanden, und die Personen, die sie erfanden, und die Fürsten, die sie begünstigten, und die Völker, die sie aufnahmen, und die Schriftsteller, die sie verteidigten, und die Väter, die dagegen kämpften, und endlich die Päpste und Konzilien, die sie (als Irrlehrern) verurteilten und ihre Anhänger von der kirchlichen Gemeinschaft ausschlossen!

S.

Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Altenberg im Dhüntal von Rudolf Schöllner (Düsseldorf).

IV.

Die österreichischen Truppen, die anfangs mit Erfolg gegen die französischen Truppen gekämpft, sahen sich bald gezwungen, das linke Rheinufer zu verlassen und sich auf das rechte zurückzuziehen und errichteten in dem Kloster Altenberg 1793 ein Hospital für 2000 Kranke, welches man aber bald darauf nach Siegen verlegte. Die Republik nahm das ganze linke Rheinufer in Beschlag, hob alle Klöster auf und konfiszirte deren Besitzungen als Domänengut, wodurch auch Altenberg alle linksrheinischen Güter verlor. Der Waffenstillstand, der zwischen den Kaiserlichen und der Republik geschlossen worden, wurde nach kurzer Zeit aufgekündigt. Der Oberbefehlshaber der Sambre-Maas-Rhein-Armee Jourdan erhielt von Paris aus den Befehl, sofort seine Truppen bei Opladen zusammenzuziehen und von da aus gegen die Sieg und Bahn vorzuziehen, um der Vereinigung der österreichischen Truppen zuvorkommen. Daß man bei dieser Gelegenheit auch der reichen Abtei Altenberg einen Besuch abstatten würde, war vorauszusetzen. Doch die Landleute machten sich gefaßt darauf; sie ließen den Klosterkellner wissen, daß sie das Gotteshaus gegen jeden Angriff verteidigen würden und nahmen dann, mit Waffen und Munition versehen, Stellung auf der der Klosterpforte gegenüber liegenden Höhe. Der Küchenmeister jedoch trug ihnen auf, nicht eher zu schießen, bis er einen Wink dazu geben werde. Eines Tages kam nun eine kleine Abtheilung französischer Husaren von Werbelskirchen das Eifgenbachtal herabgeritten. Der Kellner ließ die Pforte öffnen und empfing die Angeworbenen freundlich, bewirtete sie, und fand in dem Befehlshaber einen anständigen Mann, der nichts weniger als eine Plünderung beabsichtigte. In gegenseitiger Zufriedenheit stiegen die Husaren zu Pferd und schickten sich an, das Thal hinabzureiten. Kaum waren jedoch die Vordersten auf die Dhünbrücke gekommen, da begannen die Landleute, ohne das verabredete Zeichen erhalten zu haben, zu schießen. Die letzten Reiter, die sich noch im Thore befanden, suchten schleunigst hinter den Mauern Schutz. Und weil es dem Kellner gelang, dem Schießen sofort Einhalt zu thun, kam es, daß nur ein Wachtmeister und ein Pferd getötet wurden. Zur

Entschädigung ließ sich der Befehlshaber vom Kloster 30 Karolin zahlen, und zwar nur für das Pferd. Für den Wachtmeister wollte er nichts, indem er sagte, „dieser sei doch nur ein „Saufidel“ gewesen.“ So kam dieser Morgenbesuch dem Kloster teuer genug zu stehen. Hätte der Kellner dem Schießen freien Lauf gelassen, würde die Laufbahn eines der geachtetsten Helden des neufränkischen Kaiserreiches ein vorzeitiges Ende gefunden haben, denn der Befehlshaber war kein geringerer als der General und spätere Marschall Ney.

Kaum waren die Husaren weggeritten, als die Landleute neue Arbeit erhielten. 20 Chasseurs ritten heran und verlangten Einlaß. Der P. Kellner verhandelte durch das Thor mit ihnen, daß er zwei einlassen wolle, die übrigen aber möchten zurückbleiben. Ein Pistolenschuß war die Antwort; dieser jedoch weckte ein heftiges Gewehrfeuer von seiten der Verteidiger. Da hatten die Reiter keine Zeit mehr zum Nachfragen nach Preute und jagten das Thal hinab. Einige stürzten von den Pferden. Die aber nicht fielen, sahen sich nicht einmal um.

Im Frieden von Luneville am 9. Februar 1801 wurden die rechtsrheinischen Teile des Erzstiftes Köln an Nassau-Weiltingen, die linksrheinischen, sowie Jülich und die anderen dortigen deutschen Länder an Frankreich abgetreten, dagegen räumten die Franzosen Berg, dessen Regierung Maximilian Joseph gegen Ende des Jahres 1803 einem Ritter, dem Herzog Wilhelm von Bayern, übertrug, welcher teils in Düsseldorf, teils in Venrath residirte. Am 26. Februar 1803 kam der Reichsdeputations-Hauptschluß zustande, durch den die Entschädigungen festgesetzt wurden, welche Preußen, Bayern etc. für die auf dem linken Rheinufer an Frankreich verlorene Gebiete erhalten sollten. Darauf wurde am 11. März in München die Aufhebung der Klöster für das Herzogtum Berg ausgesprochen; die Mönche mußten Heisterbach, Altenberg etc. räumen. Abt N. Graeff, der am 18. April 1706 anstelle des verstorbenen Fr. Cramer gewählt worden und der 66. und letzte Abt Altenbergs war, begab sich nach Köln, wo er am 26. Mai 1814 seinem Kummer über die Aufhebung der Abtei erlag. Er liegt auf dem Kirchhof zu Melaten begraben. Ein einfaches Denkmal, errichtet von seinen überlebenden Mönchen, bezeugt seine letzte Ruhestätte. So starb denn endlich nach vorausgehender harter Mißhandlung eines grausamen Todes im hohen Alter von 670 Jahren die hochgeborene, ehrwürdige Abtei Altenberg, die herrlichste Tochter Maximilians, die Mutter zahlreicher und blühender Kinder, zu allen Zeiten das Lieblingskind der Bergischen Regentenfamilie, berühmt und angesehen in allen deutschen Landen.

Am 4. Februar 1806 wurde von der Bayerisch-bergischen Regierung der gesamte, zum Kloster gehörige Güterbestand, Jagd und Fischerei dem Kaufmann Pleunissen aus Köln für den Betrag von 26 415 Reichsthalern, 45 Stüber verkauft; eine Forderung für gelieferten Wein, die derselbe an die Abtei Siegburg und Heisterbach hatte, im Betrag von 23 980 Reichsthalern 10 Stüber wurde in Anrechnung gebracht. Der Verkauf der Abteigebäude ist auf jene Brandstichungen zurückzuführen, mit denen damals das Kloster Siegburg durch die Franzosen heimgesucht wurde. Diese Abtei, an der Heisterbach gelegen, war in jenen unheilvollen Tagen längere Zeit hindurch der Gasthof für die übermühtigen französischen Befehlshaber gewesen, die alle die Ehre, sie bewirtet zu haben, sich gehörig bezahlen ließen. So erprehte auch Jourdan, der Oberbefehlshaber der Samb-Maas-Rhein-Armee von dem Kloster 50 000 Lire, die der Convent, durch frühere Schenkungen und Erpressungen ohnehin schon verarmt, aufnehmen mußte. Die leicht beweglichen Sachen des Klosters Altenberg, die Bibliothek und das Archiv wurden nach Düsseldorf gebracht; ein schönes Evangeliumpult von Bronze, einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln darstellend, kam mit verschiedenen kostbaren Paramenten, Messbüchern und Kelchen, in die Maximilian-Josefskirche zu Düsseldorf. Von den 10 vollständigen Kapellen, die ursprünglich nach Düsseldorf gekommen sein sollen, werden gegenwärtig nur noch 3 von vorzüglicher Arbeit im Schatz der Maxkirche aufbewahrt. Ein Rezbuch ist nur durch den raichen, aber geschmacklosen Silberbeschlag ausgezeichnet. Unter den kirchlichen Gefäßen, welche von Altenberg herkommen, ragt ein Ciborium hervor, das der Herzog von Berg zum Andenken an den Tod Karls II., des letzten Habsburgers auf spanischem Throne († 1. Nov. 1700) der Abtei geschenkt hat. Dieses Ciborium ist reich geschmückt mit emaillierten Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Heilandes, die für die damalige Zeit gut ausgeführt sind. Die Lambertuskirche besitzt ferner einen Hirtenstab sowie noch verschiedene andere kleinere Gegenstände. Es ist unbegreiflich, mit welchem Vandalismus die Tempelschänder zu Werke gingen. Im Kaufvertrag selbst, der mit dem Kaufmann Pleunissen abgeschlossen worden, war der Untertan

Der Kirche vorbereitet; denn es hieß darin, auch sie solle dem Ankäufer der Klostergüter zum vollen Eigentum gehören, sobald sie Ruine und nicht mehr gebaut werde. Dabei behielt sich die Regierung vor, die Grabdenkmäler der Bergischen Fürsten, die Geschichtstafeln, Glasmalereien und andere Kunstschätze auszubringen und zum Schmuck der Stadt Düsseldorf zu verwenden. Bis zum 1. Mai 1806 sollte diese Zerföhrung ausgeführt, die entheiligten Gräber und Platten belegt und die Fenster mit gewöhnlichem Glas vertauscht werden. Alles auf Landeskosten; doch kaum hatte man Zeit, die vorhin genannten, leicht beweglichen Sachen fortzubringen, da wurde das Land (15. März 1806) an Frankreich abgetreten.

Der Greuel der Zerföhrung unterblieb. In der französischen Zeit verpackte die Tochter Pleunissens die ältesten Teile des Klostergebäudes an den Chemiter Panniers aus Reimscheid, welcher in dem prachtvollen Kapitelsaale eine chemische Fabrik errichtete, und verkaufte die Oekonomiegebäude längst der Rhin an einen gewissen Hasselskus zur Errichtung einer Tuchfabrik, welche später an die Familie Hölterhof überging. Die Marienkapelle neben dem Eingang wurde zum Kontor, die Mariuskapelle zur Trodentammer eingerichtet. In der Nacht vom 6. bis 7. November entstand im Kapitelsaal ein Brand, welcher der schönen Abteikirche den Untergang brachte. In fürchterlicher, dreitägiger Feuersbrunst gingen die herrlichsten Gebäude Rheinlands unter. Die Prachthallen des romanischen Kapitelsaales, der durch seine Glasmalerei wertvolle Kreuzgang, die Sakristei, das Dormitorium, Refektorium, die Prälatur und das Priorat, die schönsten Gebäude des Klosters wurden eingäschert, der Dachreiter, das Dach der Kirche von den Flammen zerstört. Der Tempel selbst blieb zwar im Innern unbeschädigt, doch die Südseite des Chors war durch die Blut bedeutend angegriffen und der nachlose Dom dem Verderben blossgestellt.

Dieses Unglück bildet den Ausgangspunkt der Verraubung und Zerföhrung, die jetzt in großem Maßstabe erfolgte. Zunächst wurden die beweglichen Gegenstände als herrenloses Gut betrachtet und weggenommen. Sodann erklärte der derzeitige Besitzer die Kirche als sein Privateigentum, ließ das Messingkreuz auf dem westlichen Giebel herunterreißen, Orgel und Wasserleitung lediglich der Metallabfälle wegen zerstören. Am 1. Oktober 1821 brach der von der Treppe belastete Pfeiler zusammen. Andere, welche die Chorgewölbe trugen, sowie die Giebelwand des südlichen Kreuzflügels, folgten ihnen nach. Zwar schickte die Kölner Regierung eine Kommission nach Altenberg, um dem Verderben Einhalt zu tun. Indem sie aber dem Drängen verschiedener Heißsporne nachgebend, die Ermächtigung zur Fortschaffung der bedrohten Kunstgegenstände erteilte, öffnete sie in Wirklichkeit dem Vandalismus Tür und Thor. Was die Elemente verschont hatten, ging jetzt zum größten Teil durch Menschenhand zugrunde. Die herrlichsten Fenster wurden zerbrochen und zertrümmert; Uhr, Bildwerke, Geschichtstafeln, Wappenschilder und vieles andere weggeschleppt, sogar die Gräber ihres Schmuckes beraubt. Bei dieser Gelegenheit verschwanden auch die unschätzbaren Messingplatten, mit welchen das Denkmal des Bischofs Wibold besetzt war. Als im Winter 1831 überdies ein weiterer Teil der Chorgewölbe einstürzte, schien der Zeitpunkt gekommen, wo die Kirche dem Besitzer als reiche Frucht zufallen mußte. Ein günstiges Geschick jedoch bewahrte sie vor diesem Schicksal. Der künftfreundliche Kronprinz Friedrich Wilhelm, der durch Goethe veranlaßt, schon am 10. August 1817 in Begleitung mehrerer Fürsten die Ruhestätte seiner Ahnen in Altenberg besucht hatte, kam am 31. Oktober 1833 nochmals hierhin und gab sein Wort, die Baumittel zu verschaffen. Auch Prinz Wilhelm von Preußen, damals Gouverneur der Rheinlande, erwies sich als ein treuer Beschützer der Grabhülle seiner Ahnen. Auf seine Veranlassung hin wurde das Dach der Kirche erneuert, der Schutt ausgeräumt und das Gotteshaus vor ferneren Gewaltthaten auf das Sorgfältigste behütet. Auch der damalige Erzbischof von Köln, Graf Spiegel, und der Oberlandesbaudirektor Schinzel waren große Verehrer des Domes und verwendeten sich eifrig für dessen Wiederherstellung. (Fortsetzung folgt.)

* Die Gegner und Bekämpfer der Fronleichnamsprozessionen

Können sich ein Muster, ein Vorbild nehmen an — der Türkei, wo die Katholiken mehr Toleranz und billige Rücksichtnahme in Bezug auf die Ausübung ihrer Religion erfahren, wie in manchen Gegenden Deutschlands, in dem doch das Christentum herrscht.

Die Fronleichnamsprozessionen in Konstantinopel, welche mit Sonntag, den 24. Juni ihren Abschluß fanden, sind wie alljährlich in feierlicher Weise ohne irgend welche Störung verlaufen, wie man der „Köln. Volksztg.“ von dort schreibt. In der Türkei bedarf es ja keiner besonderen behördlichen Erlaubnis, Umzüge abzuhalten, wie in Preußen usw. Türkische Polizei, Militär und Magistratsbeamten halten die Ordnung, aufrecht, die übrigens nie, weder mutwillig noch herausfordernd, von irgend einem Heißsporn anderer Konfession gestört wird. Wie allgemein die Beteiligung ist, konnte man so recht bei der großen Prozession merken, welche die beiden katholischen Pfarrkirchen von Pera, St. Maria und St. Antonio in Konstantinopel veranstalteten, und die in diesem Jahre zu viel größerer Wirkung gelangten, da sie in der bedeutend erweiterten Berastraße stattfanden. Die Kirche St. Antonio hielt sonst ihren Umzug separat im Garten der französischen Botschaft ab, was jedoch seit zwei Jahren der Vertreter der „katholischen Schutzmacht“, der französische Botschafter Constant, unterjagt hat; seither steht ja auch St. Antonio unter italienischem Schutz. Aus diesem Grunde halten nun beide Kirchen den Umzug auf offener Straße gemeinschaftlich ab.

Schon am frühen Morgen herrschte unter den Geschäfts- und Hausbesitzern der Berastraße auf dem Weg zwischen den beiden Kirchen ein bößlicher Wettstreit, Fahnen, Schmuck in den verschiedensten Landesfarben anzubringen, an den Gebäuden selbst oder quer über die Straße und zwar ohne Unterschied der Religion: Griechen, Armenier, ja selbst Juden und protestantische Engländer hatten geflaggt, einer suchte den anderen zu überkreuzen. An der Spitze der Prozession schritten türkische Stadtverwaltungsbeamten, die Platz machten, dann die den Kirchen und den mitgehenden Schulen als Bäckter beigegebenen Prooaten in Nationaltracht, weißgekleidete Schulkinder in langen Reihen und schließlich die Geistlichkeit, alles überaus würdevoll. Das Verhalten der anderen gläubigen Zuschauer war in jeder Hinsicht taktvoll; Griechen und Armenier nahmen sogar das Jesu ab und bekreuzten sich. Man sah den Leuten förmlich die Freude über die schöne Feier an. Auch bei den übrigen Kirchen verliefen die Umzüge unter vielseitigster Beteiligung, so z. B. in St. Nöki und Fener-Pagische am kleinasiatischen Ufer, wo, wie alljährlich die Bevölkerung in Scharen herbeiströmte, wie Türken sogar zum „Gül Banai“ (d. h. Rosenkirschweih, von den beim Umzug ausgekreuzten Rosen).

= Ein unvergesslicher Moment.

Von E. Müller von der Au.

„Karl, es ist Zeit das Du gehst.“ sagte die Mutter zu ihrem Sohne, welcher als Buchhalter in einem Koblenzer Handelshause angestellt war, jedoch in dem gegenüberliegenden Pfaffendorf, das reizend an dem rechten Ufer des Rheines oberhalb Ehrenbreitsteins sich hinschmiegte, ein idyllisches Heim sein eigen nannte. Wenige Minuten nach dieser mütterlichen Mahnung war Karl bereits unmittelbar vor dem Aufgange zu der mächtigen Eisenbahnbrücke, welche Koblenz mit dem rechtsrheinischen Ufer verbindet und auch für Fußgänger passierbar ist. Ein wunderbares Panorama breitet sich hier von der Höhe aus, — rheinaufwärts erblickt das trunkene Auge auf der linken Seite des Rheines das amphitheatralisch aufgebaute und mit grünen Höhen umsäumte anmutige Pfaffendorf, während, in der Ferne das Schloßchen Stolzenfels aus Walbesgrün hervorleuchtend, inmitten des majestätischen Stromes die ansehnliche Insel Werwerth sich ausbreitet. Unmittelbar an deren rechten Seite, durch den schmälern Rheinarin getrennt, ziehen sich auf der linken Rheinseite die berühmten, kunstvoll gepflegten Kaiserin Augusta-Anlagen abwärts bis unter die Rheinbrücke hindurch, woselbst unter direktem Anschluß an das königliche, ehemals kurfürstliche Schloß und die Stadt Koblenz selbst, das unvergleichlich schöne Bild durch die gegenüberliegende gemaltige Feste Ehrenbreitstein und Stadt gleichen Namens, seinen würdigen Abschluß erhält, während der königliche Strom in der blauen Ferne des sog. Neuwieder Weidens sich allmählich verliert. Diesem wunderbaren Naturgemälde vermochte sich wohl auch die bereivigte Kaiserin Augusta nicht zu entziehen. Nur von einer Hofdame begleitet, machte sie mit Vorliebe ihre Promenade über die Rheinbrücke nach Pfaffendorf oder Ehrenbreitstein, sobald alljährlich die hohe Dame während des Sommers ihre Residenz in Koblenz aufgeschlagen hatte. Da ereignete es sich nun eines Tages, als unser junger Buchhalter den gewohnten Weg zur Stadt Koblenz

vermochte, etwas seitwärts zurücktretend unbedeckten Hauptes hinüberging und gerade den mit dichten Sträuchern bewachsenen Abhang an der Pfaffenfurter Seite des Eisenbahndammes leichten Fußes hinaufschritt, daß er von oben die bekannte Gestalt der Kaiserin Augusta den schmalen Weg hinunterkommen sah. In gefährlicher Entfernung stellte sich Karl, da der Weg kaum Platz für drei Personen zu bieten zum Grube in Position, als plötzlich zwei ganz junge Vögelchen aus dem Gebüsch gerade in den Weg hüpfen, den die Kaiserin soeben zu passieren im Begriff war. Die Hofdame — es war Gräfin von Hade — bemühte sich eines der Tierchen vom Boden zu ergreifen, was ihr aber nicht gelingen wollte, — es ließ sich gerade zu Karls Füßen nieder. Dieser bückte sich rasch und erfaßte den Vogel mit sicherer Hand, während die Kaiserin sich selbst unmittelbar näherte. „Ach, welch ein reizendes, liebes Geschöpfchen,“ äußerte die Gräfin zur Kaiserin gewendet — wollen es Majestät nicht mal betrachten?“ Karl, sich tief verneigend, reichte das lebhaft zappelnde Vögelchen der Kaiserin einen kurzen Moment zur Betrachtung hin, als dieses mit lautem Gezirpe ganz unmannlicherweise hindurch schlüpfte, das Weiße suchend und findend. Mit einem freundlichen Kopfnicken als Dank setzten die hohen Damen ihren Spaziergang fort, — Karl war hochbeglückt, so unmittelbar, ohne jegliches Ceremoniell der hohen Herrscherin, Deutschlands erste Kaiserin, durch diesen kleinen Zufall „Aug in Aug“ geschaut zu haben, — ein Moment, welches für immer in seinem Gedächtnis festhalten wird.

* Eine Bekehrung auf dem Sterbebette.

Ein katholischer Arzt zu Dijon in Frankreich, welcher sich ebenföhr durch seine wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit in seinem Fache, wie durch seine aufrichtige Religiosität und Frömmigkeit auszeichnete, schildert in einem seiner Werke einen wunderbaren Zug der göttlichen Barmherzigkeit, welche sich an einem hervorragenden Revolutionär aus der französischen Revolutionszeit offenbart hat.

Um die Mitte des Jahres 1828, so erzählt der Arzt, wurde ich zu einem 60jährigen Restaurateur gerufen, welcher in der Straße St. Jacques Nr. 215 ein kleines Hotel besaß. Derselbe hatte ein Leberleiden. Die bedeutendsten Aerzte waren schon konsultiert worden, allein sein Uebel hatte mit den Jahren und unter den üblen Eindrücken heftiger Zornesaussbrüche, denen er sich überließ, immer mehr zugenommen. Schon bei meinem ersten Besuche war mir klar, daß der Mann nicht lange mehr leben könne. Mit Hilfe einiger narkotischer Mittel linderte ich die heftigen Schmerzen, unter denen er litt, und er hatte, wie seit langer Zeit nicht mehr, eine ruhige Nacht. Am andern Morgen schüttelte er mir in seiner Freude herzlich die Hand, nannte mich seinen Retter und versprach mir, alle meine Anordnungen pünktlich befolgen zu wollen. Indessen eröffnete ich der Familie, daß sie sich durch den augenblicklichen Zustand des Kranken nicht täuschen lassen und die Augenblicke seines Wohlbestehens dazu benutzen möge, dafür zu sorgen, daß der Kranke alle seine Angelegenheiten in Ordnung bringe. Abends gegen 6 Uhr ließ man mich eiligst rufen, aber nicht zu dem Manne, sondern zu seiner Frau, welcher er in seinem Zorn ein irdenes Gefäß an den Kopf geworfen hatte. Nachdem ich die arme Frau verbunden, schickte ich mich an, fortzugehen, ohne dem Manne ein Wort gesagt zu haben. Dieser aber hielt mich an meinem Rock fest und sagte wehmütig: „Aber, Herr Doktor, wollen Sie denn gehen, ohne mir etwas zu sagen?“

„Warum soll ich mich denn lange mit einem Kranken aufhalten, den zu trösten ich gekommen war, der aber alles Mögliche tut, um meine Anstrengungen fruchtlos zu machen? Uebrigens, mein Herr, habe ich gehört, daß Sie Ihre früheren Aerzte sehr grob beleidigt haben, und daß der Dr. Portal Sie nicht verlassen hätte, wenn Sie sich nicht so weit vergehen hätten, die Hand gegen ihn zu erheben. Zu allen diesen Gewaltthaten kommt nun noch die Brutalität hinzu, deren Sie sich gegen Ihre Frau schuldig gemacht haben, und nun können Sie selbst beurteilen, ob ich noch Bedenken tragen soll, meine Sorge um Sie daranzugeben.“

„Ihre Vorwürfe sind nur zu begründet,“ entgegnete der Kranke; „es war sehr Unrecht, daß ich meine Frau so mißhandelte. Aber wenn Sie auch wüßten, was sie von mir verlangte! Denken Sie sich, sie verlangte von mir, ich sollte mir einen Geistlichen kommen lassen, und sie weiß doch, daß ich alle Geistlichen hasse.“

„Die Absicht ihrer Frau war eine im höchsten Grade lobenswerthe. Indem ihre Frau Sie veranlaßte, Ihr Gewissen in Ordnung zu bringen, hat sie Ihnen einen neuen Beweis

Ihrer Liebe gegeben, und wenn das mit ihren Beirissen nicht harmonierte, so mußten Sie sich einfach darauf beschränken, sie in Ihrem Sinne zu beschneiden, ohne sie jedoch zu mißhandeln.“

„Ja, Herr Doktor, Sie sind ein gebildeter Mann; nun sagen Sie mir, was würden Sie tun, wenn Sie an meiner Stelle wären und man Ihnen einen solchen Vorschlag machte?“

„Ich? Ich würde mich keinen Augenblick bedenken, meine Gewissensangelegenheiten sofort in Ordnung zu bringen, einmal aus Ueberzeugung, sodann aber auch, weil die Ruhe des Gewissens die Schmerzen viel erträglicher macht und auch zur körperlichen Besserung viel beiträgt.“

„Nun, Herr Doktor, ich muß gestehen, das ist doch sonderbar, daß Sie nach allen Ihren Studien solche Grundsätze haben.“

„Im Gegentheil, meine religiösen Ueberzeugungen sind zum größten Teil gerade die Frucht meiner Studien.“

„Gut denn,“ sagte endlich der Kranke, „dann mag man einen Priester kommen lassen; ich habe freilich schon seit langer Zeit gar manches auf dem Herzen.“

Glücklich über diese unerbhoffte Entschliebung, ließ die arme Frau sofort einen Pfarrgeistlichen kommen. Kaum war derselbe eingetreten und hatte sich dem Kranken genähert, als der Greis mit zitternder Stimme sagte: „Warten Sie einen Augenblick, mein Herr, und nehmen Sie das Messer fort, das sich unter meinem Kopfkissen befindet.“

„Wie unvorsichtig Sie doch sind,“ bemerkte der Geistliche; „Sie konnten sich ja mit diesem Messer schwer verwunden.“

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Kranke, „ich hatte mich mit diesem Messer bewaffnet, um Sie damit zu durchbohren, falls Sie wider meinen Willen hierher gekommen wären. Denn,“ fügte er in Gegenwart seiner ganzen Familie hinzu, „im September 1793 habe ich 17 Geistliche umgebracht, und es fehlte wenig, so wären Sie der 18. geworden. Allein, seien Sie ohne Sorge, Gott hat Mitleid mit mir gehabt, ein Strahl seiner Gnade hat mich erleuchtet.“

Der Geistliche legte das Messer bei Seite, bat die Umstehenden, ihn eine Weile allein mit dem Kranken zu lassen, und nahm dann dessen reumütige Beichte entgegen. Schon war er im Begriffe, sich zu entfernen, um der Familie mitzutheilen, daß er dem Kranken die Sterbesakramente bringen wolle, als dieser mit einer von Schluchzen erscheidenden Stimme rief: „Lieber Herr, kommen Sie doch bald, recht bald wieder, ich bedarf Ihrer Tröstungen; allein ich beschwöre Sie, doch nicht jetzt den Heiland auf meine Lippen zu legen, da ich seinen Namen noch eben geläutert habe, ich bin eines solchen Glückes völlig unwürdig.“

„Gott ist von großer Erbarmung,“ sagte der Geistliche gerührt. „Der Mensch macht seine Fehler wieder, wenn er sie in der Bitterkeit seines Herzens bereut, und Ihre Reue scheint mir zu aufrichtig zu sein, als daß ich Bedenken tragen könnte, Ihnen die hl. Sakramente, welcher Sie in Ihrer gegenwärtigen traurigen Lage recht sehr bedürfen, zu spenden.“

„So will ich sie denn empfangen, weil Sie es mir befehlen,“ antwortete der Reuebekehrte, „aber erst dann, nachdem ich vor demjenigen, welchen ich vordem durch meine Uebeltaten Argerniß gegeben, Abbitte getan habe.“ Als bald ließ er zwei Nachbarn, seine ehemaligen Kameraden, kommen und bat sie um Verzeihung wegen all der schledten Beispiele, welche er ihnen gegeben habe. Hierauf empfing er knieend und mit erbaulicher Andacht die hl. Begehrung. Sein Beichtvater wünschte, daß er sich ruhig zu Bette legen und auf seine Schwäche Rücksicht nehmen möge; allein er wollte durchaus knien bleiben; an das Kopfkissen des Bettes sein Haupt lehrend, verharrte er lange im stillen Gebete. Da der Priester ihn nochmals veranlassen wollte, sich hinzulegen, was der Zustand seiner Schwäche durchaus zu fordern schien, antwortete der Kranke: „Ich fühle, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe; ich kann Gott dem Herrn nichts anders aufopfern, als mein Gebet und meine Tränen.“ Lassen Sie mir wenigstens den Trost, auf den Knien zu sterben; das ist doch wenig genug, um meine Verbrechen in etwa zu sühnen.“ Gegen Mitternacht stieß er einen tiefen Seufzer aus und entschloß sanft im Herrn, immer noch auf den Knien und seine Lippen auf ein Kreuzifix heftend, welches von seinen Tränen benetzt war, Himmlischer Friede, die Frucht jedes reinen oder durch die Reue wieder gereinigten Gewissens, ruhte auf dem Angesichte des mit Gott versöhnten Sünders.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 29.

Düsseldorf, den 22. Juli.

1906.

Inhalt: Evangelium zum siebenten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Fronleichnamsfeste V. — Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Altenberg im Dölnthal. V. (Schluß.) — Die Wunderbude von Lourdes. — Ein herrliches Zeugnis für die katholische Kirche. — Bischof Enders von Fulda †. — Herbst-Exerziten zu Stegl. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum siebenten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VII, 15—21.
„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafsheiden zu euch kommen, inwendig aber reizende Wölfe sind. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Dornen? So bringet jeder gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte. Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen. Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen. Darum solltet ihr sie an ihren Früchten erkennen. Nicht ein Jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste. V.

Das mahnende Wort unseres Herrn im heutigen Evangelium: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ — dieses Wort, lieber Leser, trifft auch die Irrlehren. „Ein guter Baum bringt gute Früchte; ein schlechter Baum aber bringt schlechte Früchte; ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen.“ Von der Qualität des Baumes hängt es also ab, ob er gute oder schlechte Frucht erzeugt.

Da drängt sich uns, wie von selbst, die Frage auf: Welche „Frucht“ hat denn jene Irrlehre gebracht, wonach Jesus im allerheiligsten Altarsakramente uns nur ein „Zeichen“ Seines Leibes und Blutes gegeben? Ei, lieber Leser, da reden die alten, ehemals katholischen Dome und Kirchen unseres deutschen Vaterlandes, in ihrer Dede und Verlassenheit, eine sehr beredte Sprache! Ach, sie trauern und sehnen sich nach dem Tage, wo auf ihren Altären das große geheimnisvolle Opfer dargebracht wurde, das der Herr einst beim letzten Abendmahl in Jerusalem selbst gefeiert und dann für alle Zeiten eingesetzt hat mit den Worten: „Tuet dieses zu Meinem Andenken!“ Und so oft die Glocken dieser verödeten alten Tempel erklingen, ist es uns, lieber Leser, als ob sie den im Glauben von uns getrennten Brüdern die inhaltsschweren Worte zuriefen, die der große hl. Kirchenlehrer Augustinus den von der Kirche getrennten Donatisten einst zugerufen: „Kehret zurück zum Glauben eurer Väter! Denn eure Voreltern hatten nicht den Glauben, den ihr lehret! Ihr habt eine Kirche verlassen, die das Gegenteil von dem lehrt, was ihr jetzt lehrt!“

In der Tat; alle hl. Väter und Lehrer unserer Kirche aus den ersten fünf Jahrhunderten, insofern sie über das hl. Altarsakrament sich verbreiten, haben im buchstäblichen Sinne die Worte Jesu verstanden: „Das ist Mein Leib, das ist Mein Blut!“ Da ist der hl. Ignatius († um 107), der hl. Justin († 166), der hl. Irenäus († 202), Tertullian († um 240), der hl. Cyprian († 258), Origenes († um 254), der hl. Gregor von Nazianz († um 390), der hl. Basilus († um 379), der hl. Hilarius († 368), der hl. Ambrosius († 397), der hl. Hieronymus († 420), der hl. Augustinus († 430), — kein einziger von ihnen, lieber Leser, redet im Sinne unserer getrennten Brüder; nein, alle reden in den klarsten, bestimmtesten Ausdrücken von der wirklichen Gegenwart des Herrn im hl. Sakramente, wie die Bischöfe und Priester der kath. Kirche es heute tun.

Mit diesen schriftlichen Zeugnissen verbindet sich aber, lieber Leser, das Zeugnis von Tatsachen.

1. Es steht geschichtlich fest, daß in den Zeiten der Verfolgung, unter den heidnischen Kaisern Roms, die hl. Hostie den ersten Christen gegeben wurde, damit sie dieselbe mit sich in ihre Häuser nähmen, um sie in jenen furchtbaren Augenblicken zu genießen, wo sie Jesus Christus vor den Tyrannen bekennen und ihr Leben für Ihn hingeben sollten; und daß gerade in dieser göttlichen Speise die Christen die Quelle für jenen Mut und jene himmlische Ruhe und selbst Heiterkeit im Erdulden der grausamsten Martern und Todesqualen erkannten; ein Wunder, worüber die Heiden staunten, weil es unerhörte war und ihnen geradezu unerklärlich schien. Muß man nun nicht seinem Verstande die äußerste Gewalt antun, wenn man denkt oder sagt, die Kirche habe damals geglaubt, sie gäbe den Martyrern nur gewöhnliches Brot, — und die Martyrer ihrerseits hätten geglaubt, nichts anderes zu empfangen, als gewöhnliches Brot unter dem Titel eines „Zeichens“ des Leibes ihres Herrn? — Es steht deshalb zweifellos fest, daß in den Jahrhunderten der Martyrer an die wirkliche Gegenwart Jesu in der Eucharistie geglaubt worden ist.

2. Es ist ebenso gewiß, daß in den ersten Jahrhunderten des Christentums den Katechumenen *) nicht nur die Kommunion vorenthalten wurde, was ja wohl selbstverständlich war, — sondern daß ihnen auch die Lehre über dieses Geheimnis verheimlicht wurde. Man bezeichnet diese Verheimlichung einzelner Geheimnisse in der Gelehrtensprache allgemein mit dem Namen „Disciplina arcani“. Der vornehmste Zweck dieser Verheimlichung war: den Spöttereien der Ungläubigen nicht Wahrheiten bloßzustellen, die zu hören der Gläubige allein würdig war; und für dieses Verfahren hatte man keine ge-

*) Katechumenen wurden die genannt, welche — aus dem Judentum oder Heidentum stammend — auf die hl. Taufe vorbereitet wurden.

ringere Auktorität anzuführen, als die Weisung Christi selber: „Werfet das Heilige nicht den Hunden vor und die Perlen nicht den Schweinen!“ Daß bereits die Apostel in ihrer Eigenschaft als „Verwalter der Geheimnisse Gottes“ eine derartige Geheimhaltung beobachtet haben, war die übereinstimmende Meinung der Kirchenväter.

So wird man auch die auffallende Behutsamkeit der Kirchenväter und Kirchenschriftsteller begreiflich finden, so oft sie auf das Geheimnis des hl. Altarsakramentes zu reden kommen. Ich will dem geneigten Leser einige Beispiele vorführen: Origenes spricht gar geheimnisvoll vom „Essen der gepöferten Brote, die durch Gebete in einen gewissen heiligen Leib verwandelt worden sind.“

Und selbst der hl. Gregor von Nyssa, der das Wunder der Verwandlung kühner und deutlicher, als fast irgend einer seiner Vorgänger, ausgesprochen, hält dennoch in einer der deutlichsten Stellen über diesen Punkt, wie von einer heiligen Scheu ergriffen, plötzlich inne, da er das Wort „Leib“ aussprechen soll, und überläßt es seinen Lesern, das Ausgelassene hinzuzudenken: „Er (Christus) gibt uns diese Dinge durch die Kraft des Segens, indem Er die Natur (Wesenheit) der wahrnehmbaren Gegenstände darin (I) verwandelt.“

Und nun frage ich, lieber Leser, welchen Zweck hätte diese Verheimlichung denn gehabt, wenn die Kirche das hl. Altarsakrament für ein bloßes „Reißen“, für ein totes „Bild“ des Leibes und Blutes unseres Herrn gehalten hätte? — Also haben wir auch in der sog. „Disciplina arcani“ eine neue wertvolle Bestätigung unserer heutigen kath. Lehre über das hl. Altarsakrament.

S.

⊙ Geschichte der ehemaligen Cisterzienser-Abtei Altenberg im Dhümtal

von Rudolf Schöller (Düsseldorf).

V.

(Schluß.)

Am 16. August 1834 bewilligte der König Friedr. Wilh. III. eine Summe von 22 000 Taler mit der Bestimmung, daß die Kirche dereinst zum Simultangebrauch beider Konfessionen geöffnet werde, jedoch ohne ein Pfarrstümm. Der Graf von Fürstenberg-Stammheim kaufte dem damaligen Besitzer des Klosters, dem Freiherrn Theodor von Fürstenberg-Heiligenstadt, dessen Privat-Ansprüche, die ihm der erwähnte Bergische Kaufvertrag an die Kirche gewährte, ab, und schenkte sie dem Könige.

Die wirkliche Restaurierung begann erst im Jahre 1838 unter Oberleitung des Bauinspectors Bierchow zu Köln. Doch die bewilligte Bau Summe erwies sich bald als zu gering; so ruhten die Arbeiten längere Zeit und wurden erst 1840 wieder fortgesetzt. Nachdem in dieser zweiten, bis zum Herbst 1842 währenden Bauperiode etwas über 40 000 Taler verausgabt worden waren, trat abermals ein Stillstand ein. Im Jahre 1844 begann die letzte Bauperiode, welche die Herstellungsarbeiten einstweilen zum Abschluß brachte. Am 22. Sept. 1847 fand endlich die feierliche Eröffnung des wiederhergestellten Domes statt. Der König wollte sie selbst vornehmen. Am morgigen gegen 1 Uhr gelangte er, von Brühl kommend, wo er eine Heerchau abgehalten, in Straherhof an und verließ bei Wecker den Wagen, um unter strömendem Regen den steilen Abhang herabzusteigen. In seiner Begleitung befanden sich die Bayernfürsten. Bei seiner Ankunft im Dome erscholl ihm ein von Montanus verfaßter und von 800 bergischen Sängern vortragener poetischer Willkommengruß entgegen.

Doch die kirchliche Einweihung und der Gottesdienst erfolgte erst 10 Jahre später. Am 28. Juli 1857 wurde der erste katholische Gottesdienst abgehalten. Seit Wiederherstellung der Klosterkirche hat Altenberg einen ständigen katholischen Geistlichen, welcher den Titel Rektor führt und in der erzbischöflichen Villa dortselbst seine Wohnung hat. Diese Villa wurde 1861 auf Kosten der Diözesanverwaltung als Sommeraufenthalt für den verstorbenen Cardinal Wetzel in gothischem Stil errichtet und durch den rheinischen Adel im Innern ausgestattet. Für die evangelischen Bewohner hält der Pfarrer von Schlebusch alle 8 Tage Gottesdienst ab. — So war haupt-

sächlich durch königliche Freigebigkeit die Kirche dem Untergang entrissen und glücklich wieder unter Dach und Fach gebracht. Die Erneuerung des Dachreiters und des Glockenturmes, der Ausbau des südlichen Kreuzflügels, sowie die Herstellung im Innern nach den alten Vorbildern mußten aus Sparfamlichkeitsrücksichten unterbleiben. Lange Zeit blieb jetzt der Dom verlassen, abgesehen man doch nur das Allernotwendigste getan hatte, um zu verhüten, daß er zur Ruine wurde. Vieles, sehr vieles, das den Tempel desjenigen würdig macht, zu dessen Ehre er errichtet worden, fehlte noch. Doch die hl. Stifter, die beiden Grafen von Berg, Adolf und Eberhard, sowie deren Urenkel, der hl. Erzbischof Engelbert scheinen über ihr Heiligtum im stillen Tale der Dhün zu wachen, und wie sie bei Gott für seine Rettung vor drohendem Untergange eingetreten sind, so auch dafür Sorge zu tragen, daß er zu alter Schönheit zurückgeführt werde. Denn auch diese Aufgabe ist inzwischen bereits gelöst. Und zwar bediente sich hierzu Gott, wie schon in so manchen Fällen, des schwachen Geschlechts. Die edle Frau Maria Sanders aus Bergisch-Gladbach, die in glühender Begeisterung für den Bergischen Dom zu dessen gänzlicher Wiederherstellung und Ausstattung unermüdet Geldmittel sammelte, veranlaßte, nachdem es ihr gelungen, weitere Kreise für ihre Ideen zu gewinnen, im Jahre 1893 die Gründung des Altenberger Dombauvereins. Durch Entscheidung des Kaisers vom Jahre 1898 (?) wurde dem Verein eine Geldlotterie mit einem Reinertrag von 100 000 M. bewilligt, die, im Verein mit den selbstaufgebrachten 70 000 M. zur vollständigen Wiederherstellung des Domes, wie er vor dem Brande 1815 gewesen, verwendet werden sollten. Dank der unausgesetzten Tätigkeit des Vereins konnten während der letzten Jahre schon eine ganze Menge wichtiger Renovierungen zu Ende geführt werden. Das aus falscher Sparsamkeit zu niedrig aufgeführte Dach und der Dachreiter sind in ihrer ursprünglichen Höhe wieder aufgeführt worden. Im Innern hat man vor allem die Reihe der kostbaren Glasmalereien sorgfältig wiederhergestellt und ergänzt. Die im Jahre 1902 auf der Düsseldorfer Ausstellung ausgestellten früheren frühgotischen Chorstühle, die sich jetzt im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin befinden, sollen in ihrer alten Form und zwar in einer doppelten Reihe neu angefertigt werden. Die gleichfalls auf derselben Ausstellung ausgezeichnete Orgel ist bereits in den Besitz des Vereins übergegangen. Die verschwundenen Totenschilder und Inschrifttafeln der Bergischen Fürsten und Herzöge sollen nach genauen alten Skizzen nachgebildet werden. Bei dem hohen Kunstverständnis der Mitglieder des Altenberger Dombauvereins ist es nicht zu verwundern, daß die Lösung aller dieser Aufgaben in ganz meisterhafter Weise von statten geht.

So ist also für den Dom der Augenblick der Wiederherstellung bereits erschienen. Alle Anerkennung dem Verein, der sich dieses hohe Ziel gesteckt hat. Doch was bedeuten seine Anstrengungen, seine Arbeiten anders, als die Restauration eines verfallenen Reichthums? So lange es hier keine Mönche gibt, die Tag und Nacht vor dem Allerhöchsten hintreten, um im Wechselgesang ihm den schuldigen Tribut des Lobes und der Anbetung zu zollen, die den feineren Säulenwald von ihren Gesängen wiederhallen lassen, und ihn so gleichsam beleben, solange fehlt in diesem Reichthum die Seele. Möge deshalb die Zeit nicht mehr ferne sein, wo auch die Abtei den Triumph ihrer Auferstehung feiert. Das ist wohl unser allersehlichster Wunsch, daß dieselbe ihrer ursprünglichen Bestimmung bald zurückgegeben werde, daß man wieder Benediktiner dahin rufe, wenn auch nicht die reformierten von Cîteaux (sprich Zita), die Cisterzienser, die wegen ihrer eigenartigen, aber vorschrittmäßigen Kircheneinrichtung wohl schwerlich in Betracht kommen dürften, so doch wenigstens die reformierten von Cassino, „die Cassinenser von der ursprünglichen Obervogel“, die sich von jenen nur durch die Farbe des Habits unterscheiden (der nämlich bei diesen schwarz, bei jenen weiß ist), ihnen sonst aber, was Beobachtung der Regel und Strenge der Disziplin angeht, keineswegs nachstehen. Altenberg sollte eine Stätte des Gebetes sein, wo das Lob des Schöpfers von reinen Lippen verkündet würde, wo Gott geweihte Personen, fromme und abgetödtete Ordensmänner nicht müde würden, ihre schuldlosen Hände zum Himmel empor zu heben, und die Gnade und Barmherzigkeit Gottes anzusehen, zum Segen für die ganze Gegend, zum Heil des ganzen Landes, zum ewigen Frieden der dort schlafenden Toten. So wollten es die frommen Stifter, so ihre nicht minder gottesfürchtigen Nachkommen, die bergischen Regenten, die in hl. Wetteifer die Stiftung ihrer hohen Ahnen jederzeit hoch begünstigten und nirgendwo anders sich ihr Grab suchten, als hier im bergischen Kloster, in ihrem geliebten „Kloster zum alten Berg“, und zwar im Hause Gottes selber, zu den Füßen derer, die wegen ihres heiligmäßigen Wandels auch weit wirksamer für ihre Seelenruhe beten konnten! Den Anordnungen und Wünschen der Verstorbenen Nach-

nung zu tragen, wird aber immer und überall als die heiligste Pflicht der Hinterbliebenen betrachtet. Wohlan denn! Mögen sich bald Männer finden, die es sich zur Aufgabe machen, auch die Aste wieder ins Leben zu rufen und so Altenberg seine Seele zurück zu geben, damit einstens unsere Kinder und Kindeskinde sagen können, daß wir nicht nur die Knusfchöpfungen zu würdigen, sondern auch unseren Glauben zu respektieren gewußt haben, ihre tiefe Religiosität, die das Stammschloß zum Kloster machte und hierin ein religiöses Bedürfnis erblickte, für das gegenwärtige, vergangene und zukünftige Geschlecht — und daß wir das Testament unserer ehemaligen Landesfürsten in Ehren gehalten haben.

⊥ „Die Wunderbude von Lourdes“.

Unter diesem Titel veröffentlicht die „Frankf. Ztg.“ in Nr. 186 gegen den unbekanntem französischen Wallfahrtsort einer unsagbar rohen Schmähartikel, der alle Lebenshöfen in dummer, plumper Weise wieder aufwärmt. Um das Pamphlet auch liberalen Katholiken mundgerecht zu machen, schließt der drei Spalten füllende Bericht mit der Bemerkung, weder das Wallfahren, noch die Wunderheilungen gehörten zum katholischen Dogma! Die „Ausg. Postz.“ fertigt die jüdische „Frankf. Ztg.“ wie folgt ab:

Wir können selbstverständlich nicht eingehen auf allgemeine Bemerkungen, die sich das Frankfurter Judenblatt gegen den Katholizismus erlaubt; wir müssen uns begnügen, diejenigen Bemerkungen herauszugreifen, die es als geschichtliche Tatsachen hinstellt, während sie eitel Dirngespinnste sind.

Bevor wir an die Beleuchtung der einzelnen Aufstellungen des Pamphlets herantreten, wollen wir in formeller Hinsicht festsetzen, daß der Verfasser oft mit Vermutungen operiert und seine leeren Behauptungen nirgends mit kontrollierbaren Beweisen stützt.

Der Artikel beginnt mit der Behauptung, die französische Regierung hätte die ermäßigten Fahrpreise für die Pilgerzüge aufgehoben. Wenn das Frankfurter Handelsblatt sich etwas in katholischen Organen umsehen würde, so könnte ihm kaum entgangen sein, daß immer noch Pilgerzüge nach Lourdes fahren, und daß die Preise noch genau dieselben sind wie früher. Der Artikel der „Frankf. Ztg.“ ist aus Paris datiert. Das muß ein merkwürdiger Franzose sein, der nicht einmal weiß, daß beinahe alle Bahnen Frankreichs Privat-Unternehmungen sind; die Regierung hat einstweilen in die Fahrpreisermäßigung absolut nicht hineinzureden.

Was die Erscheinungen in Lourdes anlangt, spricht das Frankfurter Blatt von der „Ausbeutung“, welche die Priester dort betrieben, von dem „Geschäft“, das sie gemacht hätten. Jeder, dem auch nur ganz oberflächlich die Geschichte der Wallfahrt Lourdes bekannt ist, oder der nur einen flüchtigen Blick in die Werke von Henri Laffere geworfen hat, weiß, daß der Pfarrer von Lourdes und der Bischof von Tarbes mit der äußersten Strenge vorgingen und den Vorgängen von 1858 gegenüber anfänglich den weitgehendsten Skeptizismus an den Tag legten, so, daß die Mäntigen sich förmlich gegen die zurückhaltenden Maßnahmen der kirchlichen Behörde empörten.

Interessant ist sodann für einen logisch denkenden Menschen, daß das Blatt zu Beginn seines Schmähartikels als sichere Tatsache anführt, man habe in Lourdes die ganze Erscheinung systematisch vorbereitet, da schon 45 Tage vor der ersten Erscheinung die Behörde darauf aufmerksam geworden sei, während es einige Zeilen später die erste Erscheinung auf ein Liebesdrama zurückzuführen will, das sich ganz zufälligerweise vor den Augen der Bernadette abgespielt haben soll. Diese Geschichte kannte man in Lourdes recht gut, behauptet die „Frankf. Ztg.“, die Bewohner hätten es aber verschwiegen. Das dürfte ein Unikum von Verschwiegenheit sein in einer so großen Gemeinde, wie Lourdes schon damals war!

Das Judenblatt wärmt auch wieder den Schwindel auf von der „unterirdischen Röhrenleitung“ aus dem Fluß Gave bis in die Grotte. Schon vor Jahren habe ein Ingenieur 80 000 Franken als Prämie ausgesetzt für denjenigen, der nachweisen könnte, daß eine solche Zuleitung nicht existiere; es habe sich jedoch niemand gemeldet, der die Prämie verdienen wollte. Die „Frankf. Ztg.“ schämt ihre Leser tief ein, sonst müßte sie doch als allgemein bekannt voraussetzen, daß damals der Superior von Lourdes diesen Ingenieur in einem Briefe, der in allen Zeitungen veröffentlicht wurde, aufgefordert hat, Tag und Stunde zu bestimmen, an denen er mit Leuten und bewährten Fachleuten an die Grotte kommen sollte, um die Quelle zu untersuchen. Aber der Mann der „Wissenschaft“ hat es vorgezogen, weder zu erscheinen, noch irgendwie zu reagieren. Die „Frankfurter Zeitung“ darf sich mit dem Gedanken trösten, daß die kirchen-

feindlichen Blätter Frankreichs, deren es doch gerade nicht wenige gibt, längst den Beweis erbracht hätten, daß schon vor dem 25. Februar 1858 eine Quelle in der Grotte von Lourdes gewesen sei, wenn überhaupt die Möglichkeit vorhanden wäre.

Zu den „geschwätigen Ausbeutungen“, welche der Gewährungsmann des Frankfurter Blattes in den grellsten Farben an die Wand malt, wollen wir nur bemerken, daß die Wundgar kein Hotel besitzen, und daß die Preise in den Grotten wie in den Kaufläden bedeutend niedriger sind als in Frankfurt. Dem satissam bekannten Journalisten Bonnefon glaubt die „Frankf. Ztg.“ aufs Wort, daß gegenwärtig eine Jahresspende von einer Million von Lourdes an den Vatikan geht. Wir haben die Quittungen nicht gesehen, höchst wahrscheinlich Bonnefon auch nicht!

Es liegt keineswegs in unserer Absicht, alle Einzelheiten des Frankfurter Blattes zu widerlegen. Die Erklärungen, welche die ungläubigen Kerzte Frankreichs anfänglich den verschiedenen tatsächlich konstatierten Heilungen gegenüber ins Feld führten, waren ganz andere Bedenken, als das fade Geschwätz des Artikelschreibers unseres jüdischen Organs. Gerade das heutige Lourdes ist der beste Beweis, daß alle diese Einreden nicht stichhaltig sind. In unabsehbaren Rängen strömen heute die Pilger mehr denn je nach dem berühmten Wallfahrtsort, weil in ihnen die feste Ueberzeugung lebt, daß in Lourdes schon Wunder geschehen sind, und auch noch geschehen. Ob die „Frankf. Ztg.“ es glaubt oder nicht, ändert nichts an der Sache.

Die „Frankf. Ztg.“ galt früher als anständiges Blatt, das objektiv gehalten war und Schmähungen der Katholiken tunlichst hintanhalt. Heute ist sie längst auf das Niveau der liberalen Kulturkämpferpresse herabgesunken, die nur mehr in der Heße gegen die Katholiken Befriedigung zu finden scheint.

* Ein herrliches Zeugnis

für die katholische Kirche.

In einer im Jahre 1890 in zweiter Auflage herausgegebenen Broschüre „Neun Briefe an einen Protestanten“ (Trier, Paulinus-Druckerei) findet sich folgender hinreichende Appell an die Freunde der Wahrheit:

„Wird so verfolgt, so beschimpft, so verleumdet, wie die katholische Kirche. Was hat der göttliche Stifter der Kirche von der Zukunft seiner Kirche vorhergesagt? „Behagt werdet ihr sein von allen um meines Namens willen . . .“

„Selen Sie, keine einzige von allen christlichen Konfessionen Nicht ist der Jünger über der Meister, noch auch der knecht über seinen Herrn . . . Wenn sie den Hausherrn Belzebul genannt, um wie viel mehr dessen Hausgenossen? (Matth. 10, 22, 24 f.). Muß die Erfüllung dieser göttlichen Vorhersagung bei der katholischen Kirche wenigstens zum Nachdenken auffordern?

Ferner, muß nicht ein ernster Mann, wenn er die Geschichte durchblättert, sich die Frage vorlegen, kann eine bloß menschliche Einrichtung zu solcher Gewalt und Größe anwachsen, solchen Bestand und solche Dauer erlangen?

Welche Kräfte haben nicht schon gegen die römische Kirche und gegen das römische Papsttum gekämpft? Das Gewaltigste, welches Menschenmacht und Menschengeist hervorbringen vermochten, hat sich im Kampfe gegen die katholische Kirche erhoben! Feinde von Innen, Feinde von Außen. In Strömen von Blut hat man sie zu erstickern versucht; Schledhtigkeit und Laster haben ihr eigenes Innere zerfleischt. Aber die Kirche ist geblieben. Sie hat das Angesicht der Welt dreis-, viermal sich erneuern sehen; sie stand an der Gruf der ältesten Dynastien und hat, selbst immer jung, in Jahrhunderte langen Zwischenräumen das Grabgeläute gesunkener Weltreiche vernommen. Ist das Menschenwerk? Wenn aber nicht, wenn Gottes Hand diese Kirche aufgerichtet hat, welche entseßliche Verantwortung laden dann nicht diejenigen auf sich, welche dieser göttlichen Schöpfung, sei es mit gewaltigen Machtmitteln, sei es durch Wort und Schrift, widerstreben!

Es ist ein „wenn“, welches ich Ihnen hier vorgelegt habe, aber ein „wenn“ von furchtbarer Tragweite. Dem Gottesleugner, welcher leichtfertig und frivol das Dasein Gottes und das jenseitige Leben leugnet, ruft man mit Recht zu das gewaltige: „Wenn aber ein Gott und eine Ewigkeit existiert!“ So sucht man ihn zur ernsten, gewissenhaften Prüfung der inhaltschweren Fragen zu veranlassen.

Mit ähnlichem Recht dürfen wir Katholiken den nicht katholischen Christen zurufen: „Wenn aber die katholische Kirche die wahre wäre!“ Was steht auf protestantischer Seite uns gegenüber nur zu oft geschieht, ist keine Prüfung, sondern eine Abweisung voll Leidenschaftlichkeit und Bitterung. Wissenschaft und Wahrheitsliebe

Haben, wie ich Ihnen gezeigt habe, keinen Teil an der herrschenden Kampfesweise.

Ist der betrübende Zustand notwendig? Ist ihm gar nicht abzuhelfen? Wo Menschen, Millionen von Menschen zusammenleben, wird etwas Aehnliches sich immer finden. Aber in dem Maße, wie es sich zum Verderben unseres Vaterlandes augenblicklich zeigt, brauchte es nicht zu sein. Da kann abgeholfen werden. Und wodurch? Durch Kongresse oder Bajonette? Nein, sondern durch die Wahrheit, durch Bildung einer Partei der Wahrheit. Möchte doch eine solche Partei ins Leben gerufen, möchte das Banner der Wahrheit weithin sichtbar aufgespannt werden und Sie werden sehen, Millionen und Millionen werden um dieses Banner sich scharen, Katholiken wie Protestanten!

Der Verfasser dieser herrlichen Verteidigungsschrift ist nun kein Geringerer als — Graf Paul von Hoenbroech vor seinem Abfall von der katholischen Kirche. Und nun möge der Leser noch einmal besonders jene Stellen durchlesen, die von uns gesperrt worden sind, indem er sie anwendet auf den Verfasser jetzt nach seinem Abfall. Dann hat sich der Mann sein eigenes Verdammungsurteil gesprochen, wie es von seinem schlimmsten Gegner nicht gefällt werden konnte. Es hieße die Wirkung der Worte abschwächen, wollten wir noch etwas dazu sagen.

* P. C. Endert von Fulda †.

Wie in Nr. 193 des „Düsseldorfer Tagebl.“ mitgeteilt, ist am Montag dieser Woche Bischof Endert gestorben. Dem Verstorbenen, dessen Lebensgang wir in Nr. 193 des „Düsseldorfer Tagebl.“ kurz skizzierten, widmet die „Köln. Volksztg.“ einen Nachruf, in welchem es heißt: Als es galt, dem zum Erzbischof zu Freiburg erwählten, auf der Reise nach der neuen Bischofsstadt so tragisch aus dem Leben geschiedenen Bischof Georg Ignaz Komp einen Nachfolger für Fulda zu geben, vereinigten sich am 18. Juli 1898 die Stimmen der Wähler auf denjenigen, der schon in so hervorragendem Maße das Vertrauen des letztverstorbenen Bischofs besessen hatte.

Mit gleich rüftigem Eifer und gleicher Energie, wie er sie bisher in allen Stellungen gezeigt hatte, begann Bischof Adalbert nun auch die Aufgaben seines neuen, so hohen und wichtigen Amtes zu erfüllen. Es gelang ihm in der verhältnismäßig kurzen Amtsführung neben einer Anzahl von Kaplaneien nicht weniger als 16 selbständige Kuratien und 8 Pfarreien zu gründen. Die meisten dieser Neugründungen gehören der Diaspora in Thüringen und Hessen an, der, wie er selbst es gelegentlich aus sprach, seine ganze Liebe galt. Er erschien den unter Andersgläubigern wohnenden Katholiken jener Gegenden, wenn er unter ihnen predigte und immer neue Seelsorgstellen für sie ins Leben rief, so recht als ein treues Abbild des hl. Bonifatius, des ersten Apostels gerade dieser Gebiete. Wohl unter keinem seiner Vorgänger in der Verwaltung der Diözese Fulda sind so zahlreiche Kirchen neu gebaut und eingeweiht worden, als unter ihm. Jeder Kirchenneubau, jede Erweiterung, jede Restauration war für ihn eine Angelegenheit, die ihn bis in alle Details interessierte, und er wachte ängstlich darüber, daß in dieser Beziehung nichts geschah, was den Grundsätzen der echten kirchlichen Kunst entgegen war. Gern ließ er aufstrebenden tüchtigen Künstlern und Kunsthandwerkern seine Protektion und seine opferwillige Unterstützung.

Mit warmem Herzen beförderte er sodann alle sozial-charitativen Bestrebungen in seiner Diözese. Mit seiner größten persönlichen Anteilnahme erstanden unter ihm in Fulda das St. Josefsarbeiterinnenheim und das St. Antoniusheim (Widwenanstalt), ferner die Kommunitätenanstalt für Diözesaninder in Hünfeld (St. Josefshaus) und erst kürzlich die Kinderheilanstalt in Soden bei Soalmünster. Neben diesen großen Anstalten, von denen drei dem bischöflichen Stuhl gehören, wurden noch eine Reihe weiterer Schwesternniederlassungen gegründet und ältere Anstalten ähnlicher Art zeitgemäß ausgebaut und stetig verbessert.

Ein Hauptaugenmerk richtete Bischof Adalbert darauf, daß tüchtige Priester in hinreichender Zahl für seine Diözese herangebildet wurden und daß ein echt priesterlicher Geist in seinem Klerus erhalten blieb. Darum rief er zwei bischöfliche Lateinschulen ins Leben, in Hünfeld und Orb, förderte das bischöfliche Gymnasialkonvikts in Fulda, das unter ihm erheblich erweitert wurde.

Als eine Art Volksmission für seine gesamte Diözese dachte er sich die vorjährige Bonifatiusfeier, die der Idee nach ganzlich der Durchführung nach zu einem recht großen Teil sein Werk war. Die Anstrengungen, denen er sich bei der Vorbereitung zu diesem Feste und bei der Feier selbst unterzog, mögen im Verein mit den Schreien des bekannten nächstlichen

Dombrandes dazu beigetragen haben, seine durch die aufregenden u. aufreibenden Obliegenheiten des bischöflichen Amtes schon angegriffene Gesundheit erheblich zu schwächen. Ein schweres Leiden trat aber bei ihm erst im März d. J. zutage, von dem er in Bad Orb Heilung suchte, Erleichterung auch scheinbar gefunden hatte, dem er jedoch nun unerwartet rasch zum Opfer gefallen ist.

In Bischof Adalbert ist ein Mann von tiefgläubigem Gemüte, kindlicher Frömmigkeit, treu kirchlichem Geiste, echt priesterlichem und bischöflichem Seeleneifer aus dem Leben geschieden. Er war einfach und schlicht in seinem Wesen, von gewinnender Liebenswürdigkeit und herablassender Güte. Mit scharfem Verstand und klugem praktischem Urteil ausgestattet, wußte er sich in den verschiedensten Verhältnissen mit Leichtigkeit anzupassen. Nichts, was in die Aufgaben seiner bischöflichen Verwaltung einschlug oder damit zusammenhing, entging seinem scharfen Blicke und seiner umsichtigen Fürsorge. Durch das Viele, was er seiner energischen Tatkraft geschaffen hat, wird sein Andenken in der Diözese Fulda unvergänglich sein. Die dankbare Liebe und die frommen Gebete seiner Diözesanen folgen ihm über das Grab nach. Er ruhe in Frieden!

Herbst-Exerzitien zu Steyl.

An den nachstehend benannten Tagen finden zu Steyl Exerzitien oder heilige Übungen statt, und zwar ist der Beginn derselben jedesmal an dem zuerst genannten Tage um 6^{1/2} Uhr abends deutsche Eisenbahnzeit (weshalb die gehörten Exerzitianten und Exerzitiantinnen erst des Nachmittags, nicht des Vormittags, hier eintreffen müssen, keinesfalls aber schon tags vor dem Anfang); der Schluß ist an dem zuletzt genannten Tage um 9—10 Uhr vormittags. Am vorletzten Tage wird gebeichtet, am letzten Tage ist gemeinschaftliche heilige Kommunion. Die Exerzitianten und Exerzitiantinnen erhalten gegen geringe Vergütung Kost und Wohnung im Missionshause resp. im Hause der Missions-schwestern.

Im Missionshause:

- Für Priester: 20.—24. August (Montag—Freitag), 3.—7. September (Montag—Freitag), 24.—28. September (Montag—Freitag).
- Für Bekehrer: 27.—31. August (Montag—Freitag), 1.—5. Oktober (Montag—Freitag).
- Für Gymnasialisten: 31. August—3. Sept. (Freit.—Mont.), für Männer und Jünglinge: 7.—10. Sept. (Freit.—Mont.), 10.—14. Sept. (Montag—Freitag).

Die Anmeldungen sind zu richten: An das „Missionshaus zu Steyl, Post Raldenkirchen (Rhld.).“

Im Kloster der Missions-schwestern:

- Für Bekehrerinnen: 4.—8. September (Dienstag—Samstag), 2.—6. Oktober (Dienstag—Samstag).
- Für Frauen: 21.—25. August (Dienstag—Samstag), 1.—4. September (Samstag—Dienstag).
- Für Jungfrauen: 25.—29. August (Samstag—Mittwoch), 11.—15. Sept. (Dienstag—Samstag), 22.—26. Sept. (Samstag—Mittwoch).
- Für Frauen und Jungfrauen: 15.—18. September (Samstag—Dienstag).

Die Anmeldungen sind zu richten: An das „Kloster der Missions-schwestern zu Steyl, Post Raldenkirchen (Rhld.).“

Anfang jedesmal am Abend des ersigennannten Datums 6^{1/2} Uhr.

Die beiden genannten Häuser liegen 1^{1/2} Stunde von Raldenkirchen, dem deutschen Bahnhof auf den Strecken Kempens-Benlo und N.-Glabbech-Benlo; 1^{1/2} Stunde vom holländischen Bahnhof Venlo; 1^{1/2} Stunde vom holländischen Bahnhof Tegelen, auf der Strecke Venlo-Roermond. In Venlo (Bahnhof) findet man Pferdebahn, die bis zum Missionshause geht und sechs mal am Tage fährt (8.45, 10.35, 12.45, 2.35, 4.50, 7.50. Preis 40 Pfg.) Um 5 Uhr (deutsche Zeit) geht ein Zug von Venlo nach Tegelen (Billet 30 Pfg.) Diejenigen, welche den Schnellzug Neuf-Kempen vermeiden wollen, fahren am besten: Neuf ab 3.5, Bierfen an 3.48; Bierfen ab 3.54, Venlo an 4.36, Zurück: Venlo ab 12.7, Bierfen an 1.5, Neuf an 1.57. (Die deutschen Rückfahrkarten gelten 45 Tage.)

Für diejenigen Teilnehmer, welche die holländische Strecke Sittard-Roermond-Tegelen benutzen, ist die Angabe des Fahrplanes: Sittard ab 3.14, Roermond ab 3.58, Ankunft in Tegelen 4.29. Zurück: Tegelen ab 9.57. (Die Rückfahrkarten der holländischen Eisenbahnen gelten einen Monat lang.)

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 30.

Düsseldorf, den 29. Juli.

1906.

Inhalt: Evangelium zum achten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Fronleichnamsfeste VI. — Vom Feldzuge gegen Lourdes. — Eine helle Hand fürs dunkle Land. — Doensbroeck einst und jetzt. — Memento mori. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum achten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XVI, 1—9. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam in üblen Ruf bei ihm, als hätte er seine Güter verschwendet. Er rief ihn also und sprach zu ihm: Warum höre ich das von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein. Der Verwalter aber sprach bei sich: Was soll ich tun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Graben kann nicht und zu betteln schäme ich mich. Ich weiß, was ich tue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen. Er rief nun alle Schulden seines Herrn zusammen, und sprach zu dem Ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Tannen Öl. Und er sprach: Nimm deinen Schuldschein, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem Andern: Wie viel aber bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sagte zu ihm: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig. Und es lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschlechte klüger als die Kinder des Lichtes. Auch ich sage euch: Macht euch Freunde mittelst des ungerechten Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

VI.

Unter dem Verwalter im heutigen Evangelium versteht Jesus offenbar den Menschen. Aber was verwaltet er denn, lieber Leser? Was hat der Herr Himmels und der Erde ihm anvertraut?

Dem Menschen ist anvertraut allerlei irdisch' Gut, allerlei Besitztum dieser Welt: Haus und Habe und Kleidung und Geld und Gut. Wie viele Bedürfnisse kann er stillen, wie manche Freude bereiten, überhaupt wie viel Gutes tun an sich, an den Seinigen und nicht zuletzt an den Armen und Darftigen! — Da ist ihm ferner anvertraut die Gabe der Erkenntnis, die ihn so hoch über alle unvernünftige Kreatur erhebt: „Die Himmel erzählen ihm von der Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet ihm Seiner Hände Werke“ (Psalm 18,1). Diese Erkenntnis ermöglcht ihm einen Einblick in die geheimnisvollen Wunder der Erschaffung, Erlösung und Heiligung; und er vermag den Weg des Lebens zu finden und Andern zu zeigen! — Es ist ihm ferner anvertraut die Gabe der Freiheit: Er kann wählen zwischen Gutem und Bösem; er kann sich seinem Schöpfer und Herrn zeigen in freigewählter Treue, kann Großes und Besegnetes wirken aus eigener Wahl! — Und es ist ihm anvertraut ein fühlendes Herz: In Liebe kann er es seinem Schöpfer heiligen, und mit Liebe kann er

seine Brüder in Christo umfassen, kann selig sein und beseligend in Freundschaft und Liebe.

Fürwahr, lieber Leser, Großes ist dem Menschen anvertraut; aber alles das ist nicht etwa sein Eigentum, sondern es ist das Eigentum Gottes. Der Mensch ist nur Verwalter; darum wird auch er einst das Wort des heutigen Evangeliums hören: „Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung, denn du kannst nicht länger Verwalter sein!“ Wie sehr muß ihm also daran liegen, einst im Gerichte Gottes als ein treuer Verwalter befunden zu werden!

Auch unserer hl. Kirche sind von ihrem göttlichen Stifter unbeschreiblich hohe Güter zur Verwaltung anvertraut worden. Das höchste Gut aber, lieber Leser, kennst du schon, ohne daß ich es erst sagen muß: Es ist das allerheiligste Altarssakrament, und von der Verwaltung dieses erhabenen Geheimnisses wird die Kirche Jesu bereinst Rechenschaft abzulegen haben. Darum beirrt uns auch nicht Spott und Hohn und Haß der Irreligiösen, — falls wir nur hoffen dürfen, bereinst vor unserem göttlichen Herrn im Gerichte zu bestehen, wenn er Rechenschaft fordert über unseren Glauben an dieses Geheimnis Seiner unendlichen Liebe und über den frommen Gebrauch, den wir davon gemacht haben zu unserem ewigen Heile.

Wir sprachen zuletzt, lieber Leser, von jener Geheimhaltung („disciplina arcani“) dieses erhabenen Geheimnisses während der ersten Jahrhunderte unserer hl. Kirche und fanden darin einen neuen mächtigen Beweisgrund für die Wahrheit unserer heutigen katholischen Lehre. Ungeachtet jener sorgsamsten Geheimhaltung waren nun damals dunkle Ideen von der kirchlichen Lehre über das hhl. Altarssakrament so weit in Umlauf gekommen, um die Einbildungskraft der Heiden auf das lebhafteste zu beschäftigen. Unbestimmte Vorstellungen von geheimen, verbotenen Mahlzeiten, wobei, wie das Gerücht ging, menschliches Fleisch und Blut den Teilnehmern vorgesetzt wurde, — derartige Vorstellungen bildeten sich in der Phantasie leichtgläubiger Menschen aus zu den ungeheuerlichsten Vorstellungen. Geradezu schreckliche Gerüchte wurden allerseits verbreitet und geglaubt über schauerhafte Gebräuche, die bei den Zusammenkünften der Christen stattfinden sollten: Ein Kind (hieß es) mit Mehl über und über bestreut, würde dem Neuankommenden vorgesetzt; dieser müsse dem armen Wesen den ersten tödlichen Streich versetzen und das Fleisch und Blut mit den übrigen Anwesenden verzehren — zur Sicherung des beiderseits zu beobachtenden Stillschweigens! Es ist freilich nicht schwer, lieber Leser, durch alle diese falschen Vorstellungen und Verleumdungen hindurch die wahre Lehre zu erkennen, von der die verblendeten Heiden eben nur diesen falschen Schimmer aufgefangen hatten.

Es steht auch geschichtlich fest, daß durch derartige entsetzliche Beschuldigungen mehrere der Stützigsten

Verfolgungen gegen die Christen hervorgerufen und heidnischereits zu rechtfertigen gesucht wurden, — daß aber weder die Macht der Grausamkeit noch der Todeskampf selbst in der Lage war, den Christen ihr Geheimnis zu entreißen. Hätten die Christen in diesem Sakramente nun nichts als ein einfaches „Bild“ oder „Erinnerungszeichen“ gesehen, so hätten sie das ja nur zu gesehen brauchen: Die Verfolgung wäre nicht nur entwaffnet worden, sondern — was noch viel wichtiger für sie sein mußte — ihr christlicher Glaube würde bei den Heiden eine viel bereitwilligere Aufnahme gefunden haben!

Aber nein, lieber Leser, ungleich schwerer zu begreifen, als jene „reformierte“ Lehre, war der geheimnisvolle Gegenstand ihrer Verehrung! Und auf die Frage, die von den Heiden so oft an sie gerichtet wurde: „Warum verbergt ihr Christen das, was ihr anbetet?“ — hätten sie der Wahrheit gemäß antworten können: „Weil wir es anbeten!“ Die Christen der damaligen Zeit wußten es ebenso, wie die Christen unserer Zeit es leider auch zur Genüge erfahren, welche höhnender Entweihung diese erhabene, geheimnisvolle Lehre seitens der Ungläubigen wäre ausgesetzt worden, in welchem Schlamme von Verhöhnungen und Gotteslästerungen ihre „heiligen Dinge“ wären herumgerollt worden: Das war es, lieber Leser, was sie bewog zu schweigen und zu sterben, selbst wenn man mit Folterqualen ihnen das Geheimnis zu entreißen suchte.

Nun aber dürfen wir wohl sagen: Hätte das christliche Altertum für unsere katholische Lehre vom hl. Altarssakramente uns keinen anderen Beweis hinterlassen, als dieses feierliche, bedeutungsvolle Schweigen, — so würde eben darin allein ein mehr als genügender Beweisgrund zu finden sein, um jeden vorurteilshafte, denkenden Menschen zu überzeugen, daß jener, wiederholt von uns erwähnte, protestantische Begriff vom hl. Abendmahl absolut nicht der Begriff gewesen sein könne, den die ersten Christen davon hatten. S.

* Vom Feldzug gegen Lourdes.

Der Kampf gegen Lourdes ist gerade so alt, wie der Wallfahrtsort selbst; nur die Art des Kampfes wechselt.

Es liegt auf der Hand, daß die Wunder den ersten Stein des Anstoßes bildeten. Die ungläubige Welt hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um entweder die Tatsachen zu eskamotieren, oder, wenn das durchaus nicht gelingen wollte, diese wenigstens auf natürlichem Wege zu erklären.

Dieser Sorte von Lourdesstürmern hat nun freilich der Pariser Abbeot Lasserre einen bösen Streich gespielt. Er litt im Jahre 1862 an einer bedenklichen Augenkrankheit, welche ihm die Ausübung seiner Berufstätigkeit ganz und gar unmöglich machte. Als er plötzlich durch Wasser aus der Grotte von Lourdes geheilt wurde, machte er das Geheimnis, die Ereignisse von Lourdes der Wahrheit entsprechend getreu zu beschreiben. Nicht nur ließ er sich von den damals noch lebenden Augenzeugen alle Einzelheiten erzählen, sondern er besuchte auch die wunderbar geheilten Kranken, sowie die Ärzte, welche dieselben vor ihrer Heilung in Behandlung hatten. Seine auf den genauesten Dokumenten beruhenden Forschungen hat er niedergelegt in dem bekannten Werke: *Notre Dame de Lourdes*. Dieses Buch machte kolossales Aufsehen. Der Franzose Artus, dessen von den Ärzten aufgegebenes Nichte im Jahre 1870 zu Lourdes ebenfalls wunderbar geheilt worden war, erbot sich, eine Summe von 15 000 Franken jedem zu zahlen, der den Beweis der Unwahrheit eines einzigen der von Lasserre erzählten Wunder erbringen würde oder auch nur nachweisen könnte, daß diese auf natürliche Weise zu erklären seien. Zu Schiedsrichtern war eine Kommission bestimmt, die sich aus Mitgliedern der medizinischen Fakultät, der Akademie der Wissenschaften und des Appellhofes in Paris zusammensetzte. Das Geld war in klingender Münze hinterlegt und abzuholen bei M. Turget, Rue de Savoie, Nr. 6 in Paris. Und heute nach 60 Jahren glaubt die „Frankf. Zeitung“ durch einen faden Schmähartikel, den wir in der letzten Nummer der „Blätter für den Familientisch“ näher beleuchtet haben, diese Tatsachen aus der Welt schaffen zu können?

Die medizinischen Größen Frankreichs, bei denen der Glaube niemals die stärkste Seite war, haben seit 1868 das Unmögliche versucht, um wenigstens die ständig aus Lourdes gemeldeten Heilungen, deren Tatsächlichkeit sich einmal nicht hinwegleug-

nen ließ, als natürlich erscheinen zu lassen. Viel Glück hatten sie dabei nicht, sehr versuchen sie mit Hilfe der stets dienstfertigen Loge auf anderem Wege dem verhassten Wallfahrtsort beizukommen.

Die Freimeuchlerei hat den faßsam bekannten Journalisten Jean de Bonnefon, beauftragt, die Gefährlichkeit von Lourdes vom Standpunkt der Medizin und Hygiene aus zu zeigen. Gelingt dieser Nachweis, dann muß die Regierung unbedingt die Schließung der Wallfahrt veranlassen; das ist die Rechnung der Loge!

Weil Bonnefon selbst nichts von Medizin versteht, so hat er in einem Rundschreiben die medizinischen Celebritäten Frankreichs um ihre Ansicht angegangen. In roher Weise spricht der französische Publizist ganz im Stile und Geiste des Frankfurter Judenblattes, das übrigens seinen Schmähartikel aus Kreisen, die Bonnefon nahesteht, bezogen haben muß, vom „Unternehmen von Lourdes“. Die Antworten der französischen Ärzte liegen uns nicht vor. Es ist nur zu selbstverständlich, daß einige aus lauter Haß ihre Antworten im Sinne des Fragestellers geben werden. Aber wie die neueste Nummer des „Journal de la Grotte de Lourdes“ vom 15. Juli zeigt, sind auch Antworten eingegangen, welche Bonnefon weniger Freude bereitet haben.

Dr. Lavrand, Professor an der medizinischen Fakultät von Lille, erklärte, daß er schon zu wiederholten Malen in Lourdes gewesen wäre, ohne auch nur das Geringste bemerkt zu haben, was vom hygienischen Standpunkt gegen die Wallfahrt spreche. Im Spital wie in den Piscinen komme nichts anderes vor, als was auch sonst in den Bädern geschehe. Die Sterberegister von Lourdes verzeichnen nur ganz wenig Todesfälle unter den Pilgern, und doch sei die Zahl der schwerkranken Pilger ganz beträchtlich. Einfach lächerlich sei es, die Gefahr der ansteckenden Krankheiten gegen Lourdes ins Feld zu führen. Dr. Numaitre, Mitglied des Gemeinderats von Nantes, spricht auf Grund seiner persönlichen Erfahrung dem Dr. Boissarie, welche mit Geschick das „Bureau des constatations médicales“ zu Lourdes leitet, die größte Anerkennung aus. Die beiden Zeugnisse von gut informierten Fachmännern besagen just das Gegenteil von dem, was die „Frankf. Zeitung“ in ihrem Pamphlet in gesundheitlicher Beziehung gegen Lourdes dem Journalisten Bonnefon nachgebietet hat, ohne die Quelle anzugeben.

Dr. Guinier, der sich in derselben Nummer des erwähnten Blattes vernehmen läßt, hat recht, wenn er das gegenwärtige Lourdes ein ununterbrochenes Wunder von 60 Jahren nennt. Wir verstehen auch ganz gut, daß diese Tatsache allein der Loge unangenehm ist und sie daher zur Schließung von Lourdes zu allen Mitteln greift. Die Katholiken werden sich aber durch das Geschreibsel eines Bonnefon, und sollte es selbst im deutschen Gewande der „Frankf. Zeitung“ erscheinen, nicht irre machen lassen. Wir bereiten dem Judenblatt vielleicht eine Freude, wenn wir ihm verraten, daß bis Schluß September nicht weniger als noch 60 Pilgerzüge nach Lourdes gelangen werden.

○ Eine helle Hand fürs dunkle Land.

138 375 Kronen oder 145 291 Franken in einem Jahre für einen edlen Zweck! Wer hat diese hohe Summe gespendet? Die St. Petrus Claver-Sodalität. Wem ist sie gespendet worden? Den Kernsten der Armen, nämlich den Negern in Afrika. Vor uns liegt der Bericht der Sodalität fürs Jahr 1906. Die St. Petrus Claver-Sodalität ist von der Gräfin Maria Theresia Ledochowska (Nichte des Kardinals Ledochowska) am 29. April 1894 in Wien gegründet und vom Papst Leo XIII. gesegnet und der Kongregation der Propaganda fide direkt unterstellt worden. Sie hat den Zweck, die Missionare und Missionsschwester in Afrika in ihren apostolischen Arbeiten zu unterstützen, indem sie diesen alle nötigen Mittel verschafft, die katholische Religion in diesem Weltteil zu verbreiten. Diese Sodalität arbeitet nun zirka 10 Jahre und hat in dieser Zeit mehr als 1 Million Franken nach Afrika gesandt. Afrika ist somit für die St. Petrus Claver-Sodalität kein dunkler, sondern ein sehr bekannter Erdteil — ein riesengroßes Heim in der Ferne. Es ist richtig, daß die Bataillone Englands und Frankreichs die Zivilisation (mitunter auf eine sehr zweifelhafte Art und Weise) in einzelne Gebietsteile Afrikas hineingetragen; doch mehr als der beste Soldat vermag bei den Negern der katholische Missionar. „Der Missionar“, schreibt Kardinal Davigerie, „ist der gegebene, zuverlässigste, beste und glücklichste Pionier der Kultur und Religion“. Der Missionar arbeitet eben nicht, wie der Soldat, mit Feuer und Schwert, sondern mit dem Gotteswort, mit dem Opfermut, mit dem Tugendbeispiel, mit der Wohltätig-

keit. Damit aber jene Missionare die Neger leidlich und geistig heben können, müssen sie in erster Linie ihnen den Hunger stillen, ihnen ein Kleid darreichen, den Kindern eine Unterrichtsstätte öffnen, den Erwachsenen Handwerkszeug in die Hände legen, die Befehrten in eine Kirche führen. Hierzu ist aber Geld, sehr viel Geld nötig und dieses Geld erwarten die Missionare aus Europa. Die St. Petrus Claver-Sodalität ist nun die helfende Mutter aller dieser Missionare. Es gibt wohl kein Gebiet in Afrika, wo sie nicht ihre Wohltaten spendete. Im Jahre 1905 stand die Zentralfelle der Sodalität in Rom mit den Mitgliedern von 88 Orden oder Kongregationen, die zur Zeit in Afrika tätig sind in direkter Verbindung. Den Mitgliedern jeder der genannten Ordensgenossenschaften wurde gerade das gefandt, was von ihnen am dringendsten verlangt worden war: dem einen Geld, den andern Lebensmittel den dritten Kirchen-Altenilien usw. Herzererschütternd sind die Wittbriefe, die von Missionaren oft und immer wieder an die Generalleiterin Frau Ledochowska gelangen, und rührend die Dankschreiben, die eingefandt werden.

Um allen, wenn nicht alles, so doch vieles geben zu können, sammelt die St. Petrus Claver-Sodalität in allen zivilisierten Ländern der Welt, hauptsächlich in Oesterreich, in Deutschland und in Italien und in der Schweiz milde Gaben. In der Schweiz findet sich eine Filiale bzw. die Hauptfiliale in Zug, Obwaldgasse 15.

Der Abonnent des „Echo aus Afrika“ oder der „Neuen Afrika-Bibliothek“ ist an und für sich schon Förderer dieses großen Missionswerkes. Im übrigen kann jede beliebige Sache: Kleidungsstücke, Bilder, Devotionalien, Kirchenwäsche, Bücher, Spielsachen usw. an die Filiale in Zug eingefandt werden. Was für uns hier oft überflüssig ist, ist in den Händen der Missionare, speziell der Negerkinder, wertvoll und lohnbar.

Dieser Appell wird hoffentlich bei den deutschen Katholiken und besonders im katholischen Düsseldorf ein lebhaftes Echo finden.

* Hoensbroech einst und jetzt.

In der letzten Nummer der „Blätter für den Familienisch“ brachten wir das „herrliche Zeugnis für die katholische Kirche“ aus Hoensbroechs Broschüre „Neue Briefe an einen Protestanten“ in Erinnerung, jene goldenen Worte, die der ehemalige Jesuitenpater in besseren Tagen zur Verteidigung unserer Kirche niedergeschrieben hat. Graf Hoensbroech antwortet auf diesen Artikel im „N. M. Tagebl.“ folgendes:

„Die Stelle... steht in gar keinem Widerspruch mit meiner jetzigen Stellung zur katholischen Kirche. Damals glaubte ich, in Folge meiner Erziehung und meines Bildungsganges, die Wahrheit in der katholischen Kirche zu sehen und verteidigen zu müssen. Nachdem ich durch langjähriges Studium zur Erkenntnis gelangte, daß die „Wahrheit“ der Kirche Irrtum ist, trete ich, aus ganz dem gleichen Wahrheitsdrange wie früher, gegen diesen Irrtum auf. Auch ein Paulus und viele andere haben das, was sie früher als „Wahrheit“ verteidigten, später in besserer Erkenntnis als Irrtum scharf bekämpft.“

Diese Antwort ist interessant, wenn aber der Herr Graf meint, sich dadurch gerechtfertigt zu haben, so ist er gewaltig im Irrtum. Wir erlauben uns kurz darauf zu erwidern:

Als Graf Hoensbroech dies herrliche Zeugnis schrieb, war er kein Neuling und Stümper mehr, sondern ein Mann von annähernd 40 Jahren und ungefähr 10 Jahre dem Jesuitenorden angehörig. Da kann man sich doch schon eine Meinung gebildet haben.

Bei den Ausführungen Hoensbroechs kommt es ja hauptsächlich auf die Beweise an, und die sind eben in der mitgeteilten Stelle aus seinen „Neuen Briefen an einen Protestanten“ geradezu großartig. Hiergegen kann D. auch heute noch nichts sagen. Oder will er heute etwa leugnen, daß „keine einzige von allen christlichen Konfessionen so erfolgreich so beschimpft, so verleugnet wird wie die katholische Kirche?“ Dann müßte er seine eigenen Taten ableugnen. Oder will er heute die Tatsache bestreiten: „welche Kräfte haben nicht schon gegen die römische Kirche und gegen das römische Papsttum gekämpft? Das Gewaltigste, welches Menschenmacht und Menschengestalt hervorbringen vermöchten, hat sich im Kampf gegen die katholische Kirche erhoben! Feinde von innen, Feinde von außen... Aber die Kirche ist geblieben, sie hat die Welt drei viermal sich erneuern sehen...“? Das sind Tatsachen, die er auch heute nicht wird wegdisputieren können. Sie haben und behalten ihren Wert, auch nachdem der Verfasser ein Renegat geworden ist. Hier ändert also die subjektive „Erkenntnis“ nichts an den histori-

schen Tatsachen. Nur daß derselbe Mann, der von den „inneren Feinden“ und den Verfolgern und Verleumdern der Kirche so glänzend geschrieben hat, selbst zu ihnen übergegangen ist und somit der Wahrheit von der Unzerstörbarkeit der Kirche den Stempel aufdrückt, das ist das Interessanteste.

Der Vergleich mit dem hl. Paulus ist wirklich etwas Kühn. Von den vielen Ungleichheiten wollen wir bloß einige herausgreifen. Paulus hat niemals nach seiner Bekehrung seine Religion, ihre Einrichtungen, Gebräuche und Anhänger beschimpft, besudelt, beschimpft und verleumdete. Er ist, nachdem Gott ihn belehrt hatte, zu einem Vereideter der Kirche geworden, aber niemals hat er, weder in Wort noch Schrift — man lese seine sämtlichen Briefe durch — das Judentum mit solch beispiellosem Haffe verfolgt, verzerrt und verspottet, wie es Graf Hoensbroech mit der katholischen Kirche tut und wie es überhaupt allen vom katholischen Glauben Abgefallenen eigentümlich ist. Statt dessen hat Paulus für seine früheren Vergehen gebüßt, er ist gequält, gefangen und getötet worden; Hoensbroech dagegen hat sich losgemacht von den engen Fesseln und eine reiche Frau gesucht. Paulus hat angeteufelt, was er verfolgt, Hoensbroech verfolgt was er angeteufelt hat.

Was endlich die neue „Wahrheit“ betrifft, die er gefunden haben will, so ist es doch auffallend, daß die Schriften des „Jesuiten“ Hoensbroech trotz der bekannten Anfeindung des Jesuitenordens nicht solche Widerlegung gefunden haben, wie die des „Apostaten“ Hoensbroech sogar seitens der ihm Nahestehenden. Denn nach dem, was der Protestant „Pilatus“ in seinem „Quos ego“ ihm an Fälschungen und Verdrehungen nachgewiesen hat, muß es mit der neuen „Wahrheit“ des Grafen Hoensbroech jämmerlich schlecht bestellt sein.

Das wird wohl genügen zu der Charakterisierung des Mannes, dem nichtkatholische Blätter noch ganz andere Rosenamen ins Stammbuch geschrieben haben.

Memento mori!

Von Dr. J.

Heute war wieder einmal ein wunderbarer Tag. Es wäre Unrecht gewesen, an einem solchen Tage am Schreibtisch auf der „Bude“ zu bleiben. Kurz entschlossen, warf ich deshalb das römische Recht beiseite, verließ das Haus, wanderte durch das traute Universitätsstädtchen und pilgerte den Schloßberg hinauf, in der Absicht, dem alten Benediktinerkloster einen Besuch abzustatten. Hatte ich doch von meiner gesprächigen Wirtin erfahren, daß die Klosterkirche wunderbare Kunstwerke in Gestalt einiger Gemälde bergen sollte.

Nach kurzer Wanderung durch den ewig schönen Schwarzwald erreichte ich schließlich das Kloster. Majestätische Ruhe ringsum; nur hin und wieder unterbrochen durch einen Vogelruf oder durch das Plätschern eines Bächleins, das irgendwo durchs Gestein rieselt. Nirgendwo liehen die mächtigen Tannen einen Sonnenstrahl durch; dazu lag das Kloster, ringsum durch das Gebirge geschützt, sodas an diesem wunderbaren Orte eine herzerfrischende Kühle herrschte.

Ich warf mich auf das weiche Moos hin und überließ mich ganz dem süßen Zauber der göttlichen Ruhe und Einsamkeit. — Plötzlich fällt mir der Grund meines Herkommens ein. Flugs erhebe ich mich und schreite auf die Kirche zu, finde sie jedoch verschlossen. Aergerlich will ich schon an der Klosterporte läuten, als ich in der Nähe auf einer Bank, die ich vorher garnicht bemerkt hatte, einen alten Mann erblicke. Er scheint meine vergeblichen Bemühungen bemerkt zu haben, denn er erhebt sich von seiner Bank. Grüßend nähere ich mich ihm und erkundige mich, ob nicht eine Besichtigung des Kirchleins zu ermöglichen ist. Gesprächig plaudert nun der Alte, daß die Besichtigung gestattet sei. Er selbst verrichte hier schon seit langen Jahren Küsterdienste; er werde die Schlüssel für diese Außenläre holen und sich dann erlauben, dem „Herrn-Doktor“ die Schönheiten der Kirche zu zeigen. —

Schon nach wenigen Minuten erscheint er wieder. Wir betreten die Kapelle, deren Grundfarben blau und gold sind, und der alte erklärt mir wichtig die einzelnen Gemälde. Unter ihnen gefällt mir besonders das rechts vom Hauptaltars befindliche Bild, das die Himmelfahrt Mariä darstellt. Vom dunkeln, mit goldenen Sternen übersäten Firmamente hebt sich die weißgekleidete Gestalt der Himmelskönigin ab. Von oben fällt ein Lichtstrahl herab und schmückt das Haupt mit einer funkelnden Krone. Dem Boden entsprechen unzählige Rosen. Die Gottesmutter ist umgeben von lieblichen Engelserscheinungen, die ihr huldigen und aus den Wolken schweben noch immer mehr Engel herab. Die schönste und beste Kraft hat der Künstler in seinem Schaffen des Antlitzes der Himmelskönigin gezeigt, ein prächtiges Bild von Reinheit und Schönheit.

Lange siehe ich in dessen Anblick versunken und wehmütige, ehrfurchtsvolle Andacht durchzieht mein Herz.

Als wir an der Türe wieder angelangt sind, erkundigte ich mich bei meinem freundlichen Führer, ob es wahr sei, daß ein junger Mönch, der einem alten Adelsgeschlecht entstammen sollte, der Schöpfer all der Herrlichkeiten sei. Erstaunt über meine Unwissenheit, sieht mich mein Begleiter vorwurfsvoll an, erzählte mir dann jedoch eifertig: „Dort drüben, hinter den Bergen liegt ein mächtiges Schloß; es gehört einem alten Adelsgeschlecht. Vor langen Jahren heiratete der Vater des jetzigen Besitzers ein junges Mädchen. Liebreizend vom Gesicht mit einem Paar wunderbarer Neugieraugen, und annatio von Gestalt, ein Engel von Güte und Sanftmut, dazu ein warmes Herz, das innig dem edlen Gatten entgegenstrebte, war sie wohl imstande, einen Mann zu beglücken. In der That war die Ehe bei der zärtlichen Zuneigung zueinander sehr glücklich. Und doch schien sich der klare Himmel bewölken zu wollen; dem Paare sollte anscheinend eine Nachkommenschaft nicht beschieden sein. Die Hoffnung schwand desto mehr; je länger die sehnächtigen Wünsche unerfüllt blieben. Nunmehr sah man auch häufig den Grafen mit einem finsternen Gesicht. Der jungen Frau rosige Wangen wurden bleich und ihre Augen schienen oft gerötet, wie von durchweinten Nächten. Noch mehr als sonst sah man die schlante, bleiche Frau hier in der Kapelle knien; jedoch die Zeit ging dahin und die Hoffnung der Gatten schwand immer mehr. Da schien die Zuneigung des Grafen abnehmen zu wollen; die junge Frau war untröstlich. Trost und Hilfe zu suchen, eilte sie wieder, um, wie so oft, in ihr Kapellchen. In ihrer Herzensangst, durch das eine Unglück auch noch die Liebe des Gatten zu verlieren, gelobte sie, falls sie mit einem Kinde beschenkt würde, es dem Dienste Gottes weihen zu wollen. Der Himmel erhörte das inbrünstige Flehen; die Gräfin genas eines Anfalls, und es schien, als sollte ihr Gelöbniß den Himmel gerührt haben, denn dem Anaben folgten noch mehrere Kinder. — So verschwanden schnell einige Jahre. Die alte Zuneigung der Gatten hatte sich wiedergefunden. Es nahte nun der Zeitpunkt, an dem der älteste Anabe in das Kloster eintreten sollte. Zwar wollte der Vater von dem Gelöbniß seiner Gattin nichts wissen und bereitete mit seinen Vorwürfen der armen Frau manche schwere Stunde. Jedoch die Mutter wollte ihrem Schöpfer das Gelöbniß nicht brechen und ertrug lieber all die harten Auseinandersetzungen. Erleichtert wurde der Gräfin ihr Stand dem Gatten gegenüber durch den Charakter des Anaben. Dieser hatte ein stilles und frommes Gemüt und zeigte schon früh Abneigung gegen das laute Treiben der Kameraden. Und diese Abneigung wuchs mit der Zunahme der Jahre. Mit Vorliebe suchte er dagegen ruhige und einsame Plätze im väterlichen Parke auf. Daher war er eher freudig überrascht, als unangenehm berührt, als ihm die Mutter Eröffnung von dem Gelöbniß machte. So wurde denn der Widerstand des Vaters gebrochen und der junge Graf trat in den Orden als Novize ein. — Wieder verschwanden einige Jahre. Der Grafensohn hatte sein Gelöbniß abgelegt und gehörte nunmehr dem Orden auf ewig an.

Eines Tages wurde beschlossen, die Klosterkirche neu auszumalen. Da erbat der junge Graf diese Arbeit für sich. Schon früh in der Jugend hatte er für diese Kunst Talent gezeigt. Gern bereit, ihrem Anaben zu Willen zu sein, erfüllten die Eltern seinen Herzenswunsch und ließen ihn ausbilden. Die Ausübung seiner Kunst war ihm ein Bedürfnis. Stundenlang sah er so im väterlichen Parke und malte und ward ein Meister in seinem Fache. Beim Eintritt in das Kloster gestatteten ihm auf besondere Fürbitten seiner jetzt längst verstorbenen, guten Mutter die Oberen auch fernerhin die Ausübung seiner Kunst. Auch jetzt willfahrte der Abt des Klosters, ein menschenfreundlicher Greis, gern dem Wunsche seines jungen Bruders, wählte er doch die Arbeit in guten Händen. — Mit Mut und Gottvertrauen begonnen, schritt das Werk rüstig weiter. Bald folgte den fertiggestellten Entwürfen die Ausführung. Abends bekam der junge Meister, mitten in seiner Arbeit, einen Muskelfrucht. Vielleicht war der Körper zu schwach für die großen Anstrengungen gewesen. Aber bald schon erholte sich der Kranke unter der liebevollen Pflege der anderen Brüder wieder und die Gefahr ging vorüber. Allerdings gestattete ihm der Abt erst nach längerer Zeit und auf inständiges Witten, die Arbeit wieder aufzunehmen. Mit frischem Mut ging denn der junge Mönch nach vollendeter Genesung wieder an die Arbeit. Und es gelang ihm wirklich, die Kirche fertig auszumalen. Die Brüder waren hoch erfreut und beglückwünschten ihn in aufrichtiger Bewunderung seines Wertes aufs herzlichste. Er selbst, überglücklich, daß es ihm vergönnt war, sein geliebtes Kirchlein nach seinen Ideen auszumalen zu dürfen, dankte seinem Herrgott innig für seinen Erfolg. Nur der alte Abt schien nicht so ganz freudig gestimmt zu sein; hatte er doch bemerkt, wie ungesund die Wangen seines jun-

gen Freundes sich in der letzten Zeit gerötet hatten, wie die ganze Gestalt ihm zusammengefallen erschien. Jedoch ließ er es bei den eigenen inneren Vorwürfen bewenden sein und gab sich äußerlich auch der allgemeinen Freude hin. Er ordnete an, daß am nächsten Festtage an Mariä-Himmelfahrt, feierlicher Gottesdienst stattfinden sollte, um dann den neuen Schmutz Gott zu weihen. Der Festtag rückte heran. Der Himmel selbst schien ob der hohen Feier Festgewand angelegt zu haben.

Der Gottesdienst ging vorüber und nun sollte die Weihe erfolgen. In gewaltigen Akkorden erbrauste die Orgel, laut singend durchzogen die Mönche in feierlichem Zuge das mit Fahnen und reichem Blumenschmuck gezierete Gotteshaus, der Abt im vollen Ornate segnete das neue Werk. Eben ist man an dem größten der Gemälde angelangt, da macht sich plötzlich eine Störung in den Reihen der Benediktiner bemerkbar. Einer der Brüder wird ohnmächtig hinausgetragen. Und zwar ist es gerade, der all das Herrliche geschaffen, der heute das größte Glück auf Erden zu verkümmern vermeinte. Unter den eifrigen Bemühungen liebevoll besorgter Menschen schwindet die Ohnmacht, und schon glaubt er in seiner Energie wiederum genügend Kraft zur Rückkehr in die Kirche zu besitzen, da packte ihn plötzlich ein neuer Anfall und zusammenbrechend, entquollen seinem Munde einige rote Tropfen, denen ein starker, roter, lebenswarmer Strom folgt. Ein neuer Blutsturz hat ihn getroffen.

In der Kirche ist inzwischen die Feier beendet. Die Kunde von dem Unglück hat sich bald verbreitet und schnell eilen die Mönche, als einer der ersten der greise würdige Abt, zum Schmerzenslager ihres jungen Freundes. Munde heiße Tränen rinnt, als sie ihn, der noch vor kurzem so lebensfroh war, so still und bleich daliegen sehen. Dazu gibt ihnen die Aussage des Arztes nur wenig Hoffnung. — Der Tag ging seinem Ende zu, und die Schatten wurden länger. Leider hatte der Arzt nur zu wahr gesprochen. Der Meister sollte sein Werk nicht noch einmal wiedersehen. Als die Sonne dort drüben hinter den Bergen versank, da erlosch auch drinnen in der stillen Zelle ein junges Lebenslicht. Der junge Meister hatte ausgelitten. Eiligst hatte man zum väterlichen Schlosse Nachricht geschickt und nun stand der greise Vater tiefbekümmert an der Bahre seines Keltesten. Nur noch eben hatte das brechende Auge seines geliebten Jungen ihn erkannt, um dann auf ewig von ihm Abschied zu nehmen.

Dem alten Manne waren jetzt, bei der Erinnerung, die Augen feucht geworden und auch ich war tief erschüttert. Stumm reichte ich dem Alten die Hand und wandte mich auf den Heimweg. Eine Flut von Gedanken drang auf mich ein, ein Bild verdrängte das andere. Lebhaft trat mir da besonders das Mahnwort unseres alten Seelsorgers vor die Seele:

„Memento mori!“

Allerlei.

ca. Päpstliche Ehelösungen machen der kirchenfeindlichen Presse immer viel zu schaffen. Die Frage wurde letzthin wieder in fast allen akatholischen Blättern gelegentlich der Ehetrennung zwischen dem Prinzen Friedrich Schönburg-Waldenburg und der Prinzessin Alice von Bourbon erörtert. Eine gültige und vollzogene Ehe unter Christen kann auch der Papst nicht trennen, er kann nur erklären, daß eine Ehe zwischen zwei bestimmten Personen von Anfang an überhaupt nicht bestanden hat wegen eines bis dahin vielleicht verborgenen Ehehindernisses, welches eine gültige Ehe von vornherein ausschloß. Dies fand nach langen, sehr gründlichen Verhandlungen auch im Falle des Prinzen Schönburg statt. Der Papst trennte die „Ehe“ nicht, weil eine Ehe überhaupt nicht bestand, sondern er erklärte nur, daß diese Verbindung eben keine Ehe war. Auch die „Ehe“ des kürzlich in Dresden verstorbenen Grafen Karl Dönhoff, früheren preussischen Gesandten am sächsischen Hofe, mit Donna Maria Beccabelli de Bologna, der Tochter des Fürsten Camporeale und jetzigen Gattin des deutschen Reichskanzlers, wurde als von Anfang an null und nichtig erklärt. Daß diese päpstlichen „Ehetrennungen“ sich immer nur auf hohe und höchste Kreise beziehen, wie es besonders sozialdemokratische Blätter hinstellen, ist nicht wahr. Die „Ehetrennungen“ in bürgerlichen Kreisen sind allerdings sehr selten, aber immerhin zahlreicher als unter Mitgliedern des hohen Adels. Für jeden Vorurteillosen ist es ganz selbstverständlich, daß bei Eheschließungen wie bei jedem anderen Kontrakt Irrtümer unterlaufen und trennende Ehehindernisse vorliegen können, die erst später bekannt werden, aber eine Ehe faktisch ausschließen.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 51.

Düsseldorf, den 5. August.

1906.

Inhalt: Evangelium zum neunten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Fronleichnamsfeste VII. — Nochmals der Kampf gegen Bourdes. — Die Kongregation der Oblaten des hl. Franz von Sales. — Akerlei. — Exerziten zu Steyl.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum neunten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIX, 41—48.

„In jener Zeit, als Jesus Jerusalem näher kam, und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du es erkennst, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Falle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimführung nicht erkannt hast. Und als er in den Tempel kam, fing er an die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinaus zu treiben. Und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Händerhöhle gemacht. Und er lehrte täglich im Tempel.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

VII.

Jesus nähert sich vom Ölberge aus der Hauptstadt des jüdischen Volkes, um als der verheißene Messias Seinen feierlichen Einzug zu halten und die Huldigung des Volkes entgegen zu nehmen. Da Er an jene Stelle kommt, wo die ganze Stadt im Schmucke des Frühlings und im Glanze der morgenländischen Sonne, wie ein funkelnder Diamant auf Smaragdgrund hingebreitet, vor Ihm liegt, da weint Er! Bisher hat Er nur Tränen getrocknet; hat zu so vielen Betrübten gesagt: „Weine nicht!“ Den eigenen Tränen läßt Er hier freien Lauf; sie rinnen von Seinen Wangen und verinnen im heißen, gefühllosen Sande!

Fürwahr, lieber Leser, dieser Augenblick ist so ergreifend, daß hier jede bildliche Darstellung versagt; die Seele allein kann ihn fassen und mit dem Herrn weinen, wie das Kind mit der Mutter weint, deren Tränen es nicht versteht. Und wahrhaftig ein Geheimnis sind Jesu Tränen auch für uns, — ein so tiefes Geheimnis, wie Seine Liebe, die Ihn vom Himmel in dieses Tal der Tränen herabgezogen hat! Er hat für seine Verfolger gebetet; aber noch unendlich mehr: Er weint über ihr Unglück!

Jesus weint über den nahen Untergang der Stadt, aber das entscheidende Ende, das ihr in kurzem bevorsteht; es sind Tränen rein menschlichen, aber durch und durch heiligen Mitleids mit ihrem Unglücke. Dies ergibt sich daraus, daß Er gerade vorher die Zerstörung Jerusalems, wie Er sie vermöge Seiner göttlichen Allwissenheit voraussah, in großen, erschütternden Zügen vorausgesagt hatte. Die unglückselige Einwohnerschaft „erkennt es nicht, was ihr zum Frieden dient“, d. h. was die schreckliche Strafe abwehren könnte; „es ist vor ihr verborgen“: sie soll nach dem göttlichen Ratsschlusse nicht sehen, was sie retten könnte. So

betrifft der Herr also die unglückliche Stadt, ganz erfüllt von dem Gedanken, daß Er, der Heiland, ihr kein Heil bringt, sondern vielmehr die Schale des göttlichen Jornes voll macht: darum weint Er!

Dieser Tag“, sagt der berühmte französische Kanzelredner Bourdaloue, „an dem der Sohn Gottes Seinen Einzug in die Stadt Jerusalem unter dem Jubel des Volkes hält, ist eben der Tag ihrer Heimführung, „der Tag“ dieser ungläubigen Stadt; denn da geschah es, daß der Weltheiland einen neuen Straß seines Lichtes über sie ausgoß und eine letzte Anstrengung machte, sie zu erleuchten und zu bekehren. Er sah das vielfache Unglück voraus, das ihrem Unglauben folgen werde; völlige Verblendung, namenlose Leiden, das der ganzen Welt, — schreckliche, aber unabwendbare Folgen ihres hartnäckigen Widerstandes gegen die Stimme Gottes und die drängende Heimführung der Gnade. Er sah es voraus und hätte es abwenden mögen. Ein sprechendes Bild dessen, was Gott auch an jedem Sünder tut!“

Wie aber eine ganze Nation in Verblendung geraten und über ihren höchst bedenklichen Zustand sich vollständig täuschen kann, das sehen wir — um von der Gegenwart ganz abzusehen — gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich unmittelbar vor der sog. großen Revolution; daselbe sehen wir schon um die Wende des 15. Jahrhunderts in Deutschland, unmittelbar vor der sog. Reformation, die im Grunde ja eine Revolution auf kirchlichem Gebiete war. Diese unheilvolle Spaltung in unserer deutschen Vaterlande zieht sich nun schon durch nahezu vier Jahrhunderte hindurch, — ein beklagenswertes Unglück, das zweifellos nicht über unser Vaterland gekommen wäre, wenn die durch ihr Amt zur Führung des katholischen Volkes berufenen Männer es bei Zeiten „erkannt“ hätten: „es war vor ihren Augen verborgen!“ — Wie traurig ist es, lieber Leser, daß nun zwei Drittel unserer Nation selbst über das hll. Altarsakrament, dieses Geheimnis der höchsten Liebe unseres göttlichen Erlösers, in einem verhängnisvollen Irrtum sich befinden!

Wir hoben leghin hervor, daß, wenn das christliche Altertum für unsere (heutige) katholische Lehre vom hll. Altarsakramente uns keinen anderen Beleg hinterlassen hätte, als jenes feierliche und bedeutungsvolle „Schweigen“ der Väter und Lehrer der Kirche, die von diesem Geheimnisse reden, — so würde (sagten wir) eben darin allein ein mehr als genügender Beweisgrund zu finden sein, um jeden denkenden, vorurteilsfreien Menschen zu überzeugen, daß jener protestantische Begriff vom hl. Abendmahle absolut nicht der Begriff gewesen sein könne, den die ersten Christen davon hatten.

Für heute, lieber Leser, noch eine kurze Betrachtung: Wer sich in der Geschichte etwas auskennt, weiß auch,

das die Menschheit das Bedürfnis der Nähe Gottes hat in äußerer Erscheinung. Darum erzählen die alten heidnischen Sagen von seligen Zeiten, wo die „Götter“ auf Erden wandelten und mit den Menschen verkehrten. Die abgeschmackten Dinge, die uns da vorgeführt werden, sind eben das eigentlich Heidnische, — die Karrikatur jener überlieferten Wahrheit, daß Gott tatsächlich öfter in sichtbarer Gestalt mit den Menschen verkehrt hat. Die hl. Schrift bezeugt das ja zur Genüge. Freilich war diese wiederholte Erscheinung Gottes nicht eine so offenbare, wie die im menschengewordenen Sohne Gottes; aber immerhin war sie deutlich genug: man denke nur an unsern Stammvater Adam, der das bekannte Gebot von Gott erhält; man erinnere sich an den Patriarchen Abraham, dem drei Männer erscheinen, von denen er den Einen anbetet u. s. w. Zur Zeit des Moses nähert sich der Herr Seinem Volke in anderer Weise, indem Er, in der Feuerfäule vorausgehend, es aus der ägyptischen Knechtschaft herausführt. Im heiligen Zelte und später im Salomonischen Tempel ist es die Wolkenfäule, in der Jehovah Seinem Volke nahe ist. Besonders erhehend ist aber die Szene bei der Einweihung dieses Tempels, wie sie uns im dritten Buche der Könige geschildert wird: Als Salomon gebetet hatte (heißt es da), erfüllte eine Wolke das Haus des Herrn, und die Priester und das Volk konnten nicht mehr stehen vor der Wolke, sondern fielen nieder auf ihr Angesicht; denn die Herrlichkeit des Herrn erfüllte das Haus!

Nun aber ist eine Frage am Platze: Ist es auch nur einigermaßen wahrscheinlich, daß Gott in der Zeit der Vorbilder und Verheißungen dem Menschen nahe sein wollte, — dagegen in der (christlichen) Zeit der Erfüllung dieser Vorbilder nicht? Da hätte ja das Alte Testament einen unverkennbaren Gnadenvorzug vor dem Neuen Bunde?! — Diese Schwierigkeit, lieber Leser, wird aber sofort gehoben durch unsere katholische Lehre vom hhl. Altarsakramente: Der Sohn Gottes, der vor zwei Jahrtausenden den Menschen wahrhaft nahe und gegenwärtig sein wollte in menschlicher Gestalt, — thront nun auf unsern Altären unter dem Schleier des hhl. Sakramentes! S.

* Nochmals der Kampf gegen Lourdes.

In mehreren Artikeln der „Blätter für den Familientisch“ haben wir die Mittel charakterisiert, mit deren Hilfe von der „Frankf. Btg.“ und der ihr gesinnungsverwandten Presse der Kampf gegen Lourdes geführt wird. Das Frankfurter Blatt veröffentlicht fast täglich Notizen, in denen es die bekannten Behauptungen wiederholt. Selbst aus wirtschaftlichen Gründen glaubt sich das Blatt den Kopf über katholische Ballfahrten zerbrechen zu müssen. Die „Frankfurter Zeitung“, die sonst den Mund so voll nimmt und bei jeder Gelegenheit ihren Gegnern Mangel an Objektivität und Wahrheitsliebe vorwirft, hat aber nicht den Mut, der Aufschrift eines Mannes der Wissenschaften Raum zu geben, der mit den einschlägigen Verhältnissen durchaus vertraut und in der Lage ist, die besten Aufschlüsse über Lourdes zu geben. Der in der Bürgerstadt von Mainz hochangesehener Arzt Dr. Theodor Schrohe, früher Oberarzt des St. Rochushospitals in Mainz (städtisches Krankenhaus), hat laut „Mainzer Journal“ bereits in voriger Woche an die „Frankfurter Zeitung“ ein Schreiben gerichtet, das dem Blatt offenbar so un bequem ist, daß es sich bis jetzt darüber ausgeschwiegen hat und das offenbar auch weiterhin zu tun gedenkt. Dr. Schrohe stellt nunmehr den betreffenden Brief zur Verfügung. Er lautet:

„An die Redaktion der „Frankfurter Zeitung“. Die Verbreitung Ihres Blattes veranlaßt Unterzeichneten zu Ihren Artikeln über Lourdes Stellung zu nehmen. Diese Artikel enthalten im Verhältnis zu der kleinen Menge von tatsächlichen Material mehr als genügend verlebende Ausdrücke. Schon allein die schmähliche Ueberschrift ist ein ungerechtfertigter Schlag ins Angesicht vieler Ihrer katholischen Abonnenten, welche Ihre Zeitung des Handelsteils wegen halten.“

Unterzeichneter war dreimal von dem Komitee des deutschen Lourdesvereins offiziell als Arzt für die Kranken des Pilgerzuges engagiert. Weitauß die meisten Leidenden, welche wir mit uns führten, waren nicht tuberkulös und nicht ansiedend krank. Wir haben die Kranken in bestimmten, besonders Ab-

teilen untergebracht und dabei auf die Art ihrer Krankheiten Rücksicht genommen. Wir konnten das, weil vorher ärztliche Zeugnisse (vom Komitee vorgeschriebenes Formular) eingefordert werden, in welchen auch Angaben über die unterwegs erforderliche Pflege verlangt sind.

In Lourdes selbst hatte ich als Pilgerarzt an dem regelmäßigen, ärztlichen Dienst teilzunehmen. So wohnte ich dem Baden der Männer wiederholt stundenlang bei. Es sind keineswegs alle Kranken gebadet worden, viele wurden nur an den kranken Stellen mit dem Wasser der Quelle benetzt. Es handelt sich da nicht nur um Kranke unserer Pilgerzüge, sondern auch um die Kranken aller damals in Lourdes anwesenden Pilgergruppen. Unter unseren Kranken ist mit 1. kein Fall vorgekommen, welcher durch das Baden in dem etwa 18 Grad kalten Wasser schlimmer geworden wäre. 2. Ist mir kein Fall von Ansteckung in Lourdes bekannt geworden. Diese Behauptung dürfte umsomehr Gewicht haben, da das Komitee sechs Wochen nach der Pilgersahrt von den Kranken Berichte einfordert und fast vollständig erhält. Nach meinen Beobachtungen muß ich Ihre Behauptung betr. der Ansteckung als ungewiesen bezeichnen. Wenn Ihr Gewährsmann in der Lage gewesen wäre, Tatsachen anzuführen, hätte er es nicht unterlassen dürfen.

Nachdem genügend Wunder — man denkt gewöhnlich nur an die wunderbaren Heilungen — veröffentlicht und mit Belegen erhärtet sind (Vossarie), verzichte ich darauf, Neues vorzubringen. Wir sind nämlich nicht nach Lourdes gegangen, um Wunder zu sehen. Als gläubige Katholiken wissen wir, daß Wunder möglich sind und vorgekommen sind. Von unserer persönlichen direkten oder indirekten Teilnahme an einem Wunder machen wir unseren Glauben nicht abhängig; denn wir kennen das Wort unseres Heilandes an Thomas: „Selig, die nicht sehen und doch glauben.“ Die weitaus überwiegende Mehrzahl der nach Lourdes pilgernden Kranken ist unheilbar. Als ich zum ersten Mal diese Unglücklichen auf der Hinreise sah und ihre felsenfeste Hoffnung erkannte, wurde mir bange vor der Heimreise; denn ich fragte mich, wie wird man sie trösten können, wenn sie ungeheilt zurückkehren. Unter meinen Kranken sah ich damals keine wunderbare Heilung. Dafür war ich aber um so mehr erstaunt über die Ergebung, ja freudige Ergebung in das Leiden; das psychologische Rätsel ist für denjenigen leicht gelöst, welcher die Worte der heiligen Gottesmutter an Bernadette Soubirous (bei der ersten Erscheinung 18. Februar 1858) kennt: „Ich will dich glücklich machen, aber nicht in dieser Welt, sondern in der anderen.“ Dieses bewunderungswürdige Ertragen der hoffnungslosen Leiden ist keine nur augenblickliche Stimmung. In den oben erwähnten Berichten ist eine fast stets wiederkehrende Bemerkung: „Mein Leibel ist nicht besser etc. . . . aber ich trage es gern, oder ich bin so glücklich oder ich bin innerlich so getröstet, seit ich in Lourdes war.“ Diesen letzten Trost will man den Unglücklichen rauben, jenen Unglücklichen, deren Leiden die menschliche Wissenschaft nicht zu heilen und meist sogar nicht zu lindern vermag! Ist das human? Und an einem solchen Werk der „Humanität“ beileben Sie sich zu betheiligen?

Sie stützen sich auf Ihren Gewährsmann; wir uns mit mindestens ebensoviel Recht auf unsere Gewährsmänner. Die von der kirchlichen Behörde eingesetzte Kommission hat über drei Jahre (28. 6. 58 bezw. 17. 9. 58 bis 18. 1. 62) alles genau geprüft. Erst nach dieser eingehenden Prüfung ist Lourdes sanktioniert worden. Rom, d. h. Papst Pius IX. hat erst in einem Breve vom 4. 9. 60 (an Lasserre) Stellung zu Lourdes genommen und es gut geheißten. Es waren also seit den Erscheinungen elf und ein halbes Jahr verfloßen. Sie aber schreiben, Rom sei „frühzeitig“ interessiert worden. Dagegen hat die staatliche Behörde unter Beihilfe der Kirchenfeinde von Anfang an alles aufgeboden, um den wunderbaren Charakter des neuen Heiligtums in Abrede zu stellen. Es ist dies nicht gelungen. Um so lächerlicher erscheinen die heutigen Einreden, wie die fingierte betreffend des Liebespaares. Es müßte doch Ihrem Gewährsmann bekannt sein, daß bei der — s i e b z e h n t e n — Erscheinung am 5. April 1858 etwa 9000 Menschen bereits zugegen waren. Darunter war die Staatsbehörde durch zahlreiche offiziell beauftragte Beamte und Militär vertreten, nicht aber der Pfarrer von Lourdes, noch viel weniger der Bischof von Tarbes!

Was Ihre Behauptung betrifft, der Quelle anlangt, so ist sie nicht neu. Schon „Le XIX. Siècle“ hat behauptet, daß die „Quelle“ aus dem Gave stamme. Das Blatt ist damals wegen Verleumdung am 15. 9. 1877 vom Tribunal der Seine verurteilt worden. Das Urteil ist bestätigt worden vom Appellationsgericht (Paris) 26. 1. 78.

Sie pochen auf die Brännie, welche ausgelegt ist für den Beweis, daß die „Quelle“ nicht aus dem Gave stamme. Ihr

Hinweis darauf kann aber bei Denkenden nicht versagen. 1. Wer kann einen negativen Beweis aufbringen? 2. Könnte man nicht Ihre Gewährsmann den positiven Beweis liefern, daß die „Quelle“ aus dem Gabe stamme. Das würde viel weniger machen als die ausgelegte Summe beträgt, zumal noch Geld verdient werden könnte, denn 3. ist schon lange ein 15 000 Frs. betragender Preis ausgelegt für den Beweis, daß die „Quelle“ aus dem Gabe abgeleitet sei.

Man was das „Geschäft“ anlangt, so weiß man, daß das jüdische Kapital in Lourdes den Großhandel mit den Devotionalien an sich gerissen hat. Dieses Kapital wird seine Interessen schon wirksam zur Geltung bringen, wenn die Grotte geschlossen werden soll. Wenn Sie sich um diese Frage gekümmert hätten, so hätte ich es verstehen können. Einstweilen vernimme ich den Verechtigungs- und Befähigungsnaehweis dafür, daß Sie sich um diese externe Angelegenheit auch nach ihrer religiösen, prinzipiellen Seite hin zu einem Urtheil verstehen dürfen.

Man hat in Deutschland noch manches vor der eigenen Tür zu kehren. Ich erinnere Sie hier nur daran, daß es in Preußen bis 1906 — noch — 21 Kreise ohne Badeanstalten gegeben hat. Da wäre auch eine Badefrage zu lösen, wenn Sie mit-thun wollen. Dr. Schroebe.“

Von diesem Schreiben hat die „Frankfurter Zeitung“ keine Notiz genommen, dagegen kritisch den unglaublichen Klatsch veröffentlicht, der ihr zugetragen wurde. So ist es um die Objektivität und Wahrheitsliebe eines Blattes beschaffen, das leider vielen die wesentliche Geistesnahrung bildet. So weit hat der Katholikenhaß das Gewissen des Frankfurter Blattes abgestumpft und es zur Einseitigkeit verleitet, daß es nicht mehr den Mut findet, der Zuschrift eines berufenen Mannes Raum zu geben, die ihm hochwillkommen sein müßte, wenn es sich einen Rest von Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitsgefühl eines Katholiken gegenüber bewahrt hätte.

C Die Kongregation der Oblaten des hl. Franz von Sales

auch Salesianer von Trojes genannt, weil sie ursprünglich ihr Mutterhaus in Trojes hatten, wurde im Jahre 1869 von dem hochwürdigsten P. Brisson gegründet und zwar auf Anregung der ehrwürdigen Mutter Maria Salesia Chappuis, deren Seligsprechungsprozess gegenwärtig im besten Gange ist. Verschiedene Ereignisse haben bereits den Willen Gottes bezüglich dieser Gründung bewiesen, die auch die Ermuthigungen der drei letzten Päpste erhalten hat.

Die Patres widmen sich den Missionen sowie allen Funktionen des Priesteramtes. In den letzten Jahren ist die Kongregation in drei Provinzen eingeteilt worden. In Frankreich besaß sie vor der Verfolgung Combes mehrere Erziehungsanstalten, die jetzt alle geschlossen sind. In Italien, Griechenland, England und Amerika bestehen blühende Anstalten. In Afrika haben die PP. Oblaten im Lande der Gottentollen eine Mission, deren Gebiet ungefähr so groß ist wie ganz Deutschland. Die Missionstätigkeit in diesem Gebiete muß eine der beschwerlichsten genannt werden. Dieses Missionsgebiet liegt zu beiden Seiten des Oranjesflusses. Es umfaßt auf der einen Seite das kleine Namaqualand (englische Kapkolonie), auf der anderen Seite das große Namaqualand (die südliche Hälfte der deutschen Kolonie von Südwestafrika). Der jetzige Bischof oder apostolische Vikar, Johann Simon, befindet sich dort fast 25 Jahre. Man kann mit Recht sagen, daß er diese Mission gegründet hat; es ist in der That bewundernswürdig, was er in dieser Wüste ohne Hilfsmittel, wo so ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden waren, geschaffen hat. Er hat allein angefangen; durch sein aufopferndes apostolisches Wirken nahm die Mission nach und nach immer größere Ausdehnung, wurde zuerst zur apostolischen Präfektur, und hierauf zum apostolischen Vikariate erhoben. Der hochwürdige Bischof hat jetzt 20 Priester, 16 Katecheten und 20 Missionsbrüder um sich, die ihm bei der Leitung der von ihm gegründeten 6 Haupt- und 10 Nebenstationen behülflich sind. — Die Zahl der Katholiken beträgt dort gegenwärtig 3000. Im Jahre 1882, bei der Ankunft der ersten Patres, waren dort nur 80. In kurzer Zeit soll das große Namaqualand oder der deutsche Teil dieser Mission zu einer besonderen apostolischen Präfektur erhoben werden.

Bis jetzt ist es der Kongregation leider nicht gelungen, eine Niederlassung im Deutschen Reiche zu gründen, obwohl sie schon wiederholt Schritte in dieser Richtung getan hat

und sie sich darauf berufen konnte, daß sie in Afrika deutsches Gebiet missionieren und deutsche Priester dahin entsenden soll. In der letzten Zeit haben aber die Oblaten des heiligen Franz von Sales den deutschen Truppen in Südwestafrika so viele Dienste erwiesen, daß man ihnen die Erlaubnis, sich im Deutschen Reiche ansässig zu machen, hofentlich bald gewähren wird. Das beste Zeugnis für das segensreiche Wirken der Missionare in unseren Kolonien hat kein Geringerer bezeugt als Generalleutnant von Traha, der in einem vor kurzem mitgetheilten Briefe an P. Lebeau den Missionaren höchste Anerkennung zollt.

Die Kongregation der Oblaten des hl. Franz von Sales ist wie jede Missionskongregation arm und bedarf vieler Wohlthäter, um alle ihre mit Gottes Segen begonnenen Werke fortzuführen. Alle Wohlthäter haben während ihres Lebens und nach ihrem Tode Anteil an zahlreichen Messen, sowie an allen Gebeten und Verdiensten der Mitglieder der Kongregation, die in verschiedenen Ländern und in vielfacher Weise für das Heil der Seelen die größten Opfer bringen. Es genügt, entweder einmal den Betrag von 10 Kronen (10 Mark) oder jährlich 2 Kronen (2 Mark) für die guten Werke der Kongregation zu spenden, um in die Liste der Wohlthäter aufgenommen zu werden. Jeder Wohlthäter bekommt ein schönes Bild des hl. Franz von Sales auf Karton als Andenken an die Einschreibung, die vom R. P. Generaloberen sowie vom P. Provinzial bestätigt wird. — Man kann sich auch durch eine einmalige Spende von 50 Kronen (40 Mark) eine jährliche Messe auf seine Meinungen sichern. — Die Wohlthäter, welche die ganze Erziehung eines Jünglings übernehmen wollen, haben 300 Kronen (250 Mark) per Jahr zu zahlen; aber auch die kleinsten Unterstützungen werden für diesen Zweck dankbar angenommen.

Es sei uns erlaubt, hier zu sagen, daß die Protestanten für ihre Missionare sehr freigebig sind und daß ihre Sammlungen jährlich zehnmal mehr ergeben als die der Katholiken, obgleich sie weniger Missionen haben. Sie gehen uns also mit gutem Beispiel voran. Es ist jedoch für alle Katholiken eine heilige Pflicht, dem lieben Gott ihre Dankbarkeit für alle Wohlthaten der heiligen Religion auf jede Art zu beweisen, besonders aber, indem sie nach ihren Mitteln den Aposteln unserer Zeit zu Hülfe kommen, wie einst die ersten Christen die ersten Apostel unterstützten. Sich um das Seelenheil der anderen und besonders derjenigen nicht kümmern, die noch in der Nacht des Heidentums leben, heißt also eine seiner heiligsten Pflichten vernachlässigen.

Wessen Schuld ist es, wenn sie die heilbringende Lehre des Evangeliums nicht kennen und an den Verdiensten der Erlösung und an den Gnaden der Sakramente keinen Teil haben? Die Schuld jener, die nichts für die Verbreitung des Glaubens tun und die doch so leicht etwas tun könnten! Die Zahl der zur wahren Religion zu bekehrenden Seelen beträgt noch viele Millionen! — Wir dürfen nicht müßig bleiben und in sorgloser Gleichgültigkeit dahin leben. Wir sollen alle auf diese Meinung viel beten, Opfer bringen, Almosen geben und alles tun, was in unseren Kräften steht, um zum Erlösungswerke unseres Herrn Jesus Christus beizutragen, der für alle Menschen am Kreuze starb.

Wie können nun die deutschen Katholiken die so segensreich wirkenden Missionare unterstützen? Neben der direkten finanziellen Unterstützung, für die oben die nötigen Anweisungen gegeben wurden, ist ihnen neuerdings ein wirksames Unterstützungsmittel an die Hand gegeben worden. Der Provinzial P. Lebeau gibt nämlich seit dem 1. Januar dieses Jahres eine Zeitschrift heraus, die den Titel führt: „Das Licht“, Missionschrift der Oblaten des hl. Franz von Sales für die deutschen Länder. Sieben Nummern dieser Zeitschrift liegen uns vor. Den Zweck der Zeitschrift soll uns der Herausgeber, P. Provinzial Lebeau, selbst sagen. Im ersten Hefte des „Lichts“ schreibt er:

„Ich halte es erstens für meine Pflicht, die vielen Personen, die sich für unsere Missionstätigkeit und unsere Bestrebungen im allgemeinen interessieren, von den Ereignissen im Einzelnen zu unterrichten, die in die ersten Jahre nach der Gründung unserer Kongregation fallen und ich glaube, ihnen auch von allem Näheren geben zu sollen, was sich in unseren Anhalten und Niederlassungen in den verschiedenen Ländern Europas, Afrikas und Amerikas zuträgt. Dadurch wird, wie ich hoffe, bei anderen Interesse geweckt und so die Anzahl jener noch größer werden, die an uns Anteil nehmen. Gebete für uns sprechen und damit von neuem eine Kühlung himmlischer Gnaden für uns erlangen. Mein Entschluß soll auch einen Wunsch erfüllen, und einem Vorwurfe begegnen. Nicht einmal, sondern hundertmal hat man zu mir gesagt, wir hätten nicht das Recht, anderen das vorzuenthalten, was

der liebe Gott uns gewährt hat und uns noch immer gewährt nicht nur zu unserm Heile, sondern auch zum Heile anderer. Ein zweiter Beweggrund, der schwer in die Waagschale fiel, war der Wunsch, zum besseren Verständnis der Lehren des hl. Franz von Sales beizutragen. Sein Geist ist ein Licht, das, wie das Evangelium sagt, nicht unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter gesetzt werden soll. Nach dem Wunsche der heiligen Kirche soll er den Seelen die Wege weisen, die guten Willens, aber ängstlich sind, denn nach ihren Worten hat der große Kirchenlehrer uns einen ebenen und sicheren Weg — *viam planam ac tutam* — bereitet. Jede Nummer unserer Zeitschrift wird daher nicht nur Berichte über das apostolische Wirken unserer Kongregation, sondern auch erbauliche, wenig bekannte interessante Erzählungen aus dem Leben des heiligen Franz von Sales bringen, das so reich an fruchtbarer Tätigkeit war. Ich habe noch einen dritten Grund anzuführen, der in den Beschlüssen des letzten Katholikentages in Wien als Beweggrund für die Herausgabe von Zeitschriften mit vollem Recht besonders hervorgehoben wurde. Wir müssen uns nämlich bei der Verteidigung unserer Stellungen derselben Waffen bedienen, mit denen unsere Gegner uns angreifen. Wenn sie immer und immer wieder durch die Presse den bösen Samen ausstreuen, so müssen wir, jeder einzelne nach seinem Vermögen, auf gleiche Weise bei der Aussaat des guten Samens mitarbeiten.

Ob das „Licht“ gehalten hat, was es in seiner ersten Nummer versprochen hat, soll uns aus berufener Munde mitgeteilt werden. Der Kardinal-Staatssekretär Merry del Val schrieb unter dem 6. Februar an den Herausgeber:

„Mit Ihrem Briefe vom 21. v. Mis. erhielt ich die mir freundlichst eingesandten zwei Exemplare der von Euer Hochwürden gegründeten Zeitschrift: „Das Licht“. Dem Wunsche entsprechend, den Euer Hochwürden ausgedrückt haben, habe ich dem Heiligen Vater ungesäumt über den Zweck, den Sie mit der Herausgabe dieser Zeitschrift verfolgen, Bericht erstattet; auch habe ich nicht ermangelt, Seine Heiligkeit um ein Wort des Segens und der Ermunterung für Sie, für diese Zeitschrift, sowie für alle Werke, die Euer Hochwürden bisher in Oesterreich gegründet haben, zu bitten. Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß Seine Heiligkeit über den Eifer sehr erfreut war, den Euer Hochwürden bei allen Ihren Werken und bei den Gründungen, denen Sie vorstehen, an den Tag legen. Seine Heiligkeit hat sehr gerne gerührt, Euer Hochwürden die besten Wünsche zu entbieten und zugleich Ihnen, den heiligen Werken ihres Apostolates und der oben genannten Zeitschrift den apostolischen Segen zu senden. Indem ich Ihnen dies zur Kenntnis bringe, versichere ich Sie zugleich meiner besonderen Hochachtung Euer Hochwürden in Christo dem Herrn ganz gewogener N. Cal. Merry del Val m. p.“

Der Generaloberer der Oblaten des hl. Franz von Sales P. Brisson, schrieb unter dem 29. Januar an den Herausgeber:

Mit wahrer Freude habe ich gehört, daß Sie sich nach langem, gerechtfertigtem Bögern entschlossen haben, einem oft geäußerten Wunsche entgegenzukommen und eine deutsche Zeitschrift herauszugeben, die bestimmt ist, zunächst den heiligen Franz von Sales näher kennen und lieben und ihm nahefeiern zu lernen, die aber auch genauere Kenntnisse über den Ursprung unserer Kongregation, sowie über unsere verschiedenen Anstalten und Missionen verbreiten soll. Ich bitte unseren Heiland um reichen Segen für Ihr gottgefälliges Unternehmen, damit es viel Gutes für das Heil der Seelen wirke. Auch der Titel, den Sie für die neue Zeitschrift gewählt haben, „Das Licht“, billige ich. Denn die Menschen wollen jetzt leider mehr als je ihren Weg allein finden; ohne das Licht Gottes, worin die Erklärung dafür liegt, daß so viel Elend auf Erden herrscht. Es ist nur natürlich, daß Sie an der Seite Anderer sich bemühen wollen, die Christen an die Grundwahrheiten zu erinnern, daß nur Gott das Licht der Welt ist, daß Er allein die menschliche Gesellschaft erleuchten kann und daß wir ohne ihn nichts vermögen. Ihren Bestrebungen, Ihren Arbeiten gebe ich meinen Segen; bewahren Sie Ihr Vertrauen auf den Erfolg, Ihren frohen Mut, denn Gott ist mit Ihnen. Seien Sie meiner besonderen Zuneigung versichert. N. Brisson, m. p., Sup. generalis.

Nach diesen Urteilen, die wir noch ergänzen könnten, ist es überflüssig, noch ein Wort des Lobes über die Zeitschrift zu sagen. Wir können das Blatt allen nur warm empfehlen. Alle Abonnementsbeiträge und Spenden für die Missionäre sind zu senden an P. J. Lebeau, Provinzial und Direktor der St. Annakirche, Wien I. Annagasse 3 B. In Deutschland aber kann man auch die verschiedenen Sendungen an den Herrn Direktor der Kanzlei des

Blattes „Das Licht“, München, Rottmannstraße 15/1, richten. Das Blatt erscheint am 15. jeden Monats und kostet nur 1 Mark.

Allerlei.

— St. Petrus Claver-Sodalität. In dem Artikel, welchen das „Düsseldorfer Tageblatt“ in seiner Beilage „Blätter für den Familientisch“ in der Nummer vom 29. Juli über die Tätigkeit der S. Petrus Claver-Sodalität brachte, hat sich ein bedauerlicher Irrtum eingeschlichen, indem die Adresse der Sodalität für Zusendungen aus Deutschland nicht Zug (Schweiz), sondern „München, Lärkenstraße 15“ ist, wo die genannte Sodalität eine Filiale besitzt, welche sowohl Abonnements auf die von der Sodalität herausgegebenen Monatschriften „Echo aus Afrika“ und „Kleine Afrika-Bibliothek“, als auch Spenden in Geld und Gegenständen für die afrikanischen Missionen entgegennimmt.

Herbst-Exerzitien zu Stegl.

An den nachstehend benannten Tagen finden zu Stegl Exerzitien oder heilige Übungen statt, und zwar ist der Beginn derselben jedesmal an dem zuerst genannten Tage um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr abends deutsche Eisenbahnzeit (weshalb die geehrten Exerzitanten und Exerzitantinnen erst des Nachmittags, nicht des Vormittags, hier eintreffen mögen, keinesfalls aber schon tags vor dem Anfang); der Schluß ist an dem zuletzt genannten Tage um 9–10 Uhr vormittags. Am vorletzten Tage wird gebeichtet, am letzten Tage ist gemeinschaftliche heilige Kommunion. Die Exerzitanten und Exerzitantinnen erhalten gegen geringe Vergütung Kost und Wohnung im Missionshause resp. im Hause der Missions-schwwestern.

Im Missionshause:

Für Priester: 20.–24. August (Montag–Freitag),
3.–7. September (Montag–Freitag),
24.–28. September (Montag–Freitag).
Für Lehrer: 27.–31. August (Montag–Freitag),
1.–5. Oktober (Montag–Freitag).
Für Gymnasiasten: 31. August–3. Sept. (Freit.–Mont.),
Für Männer und Jünglinge: 7.–10. Sept. (Freit.–Mont.),
10.–14. Sept. (Montag–Freitag).
Die Anmeldungen sind zu richten: An das Missionshaus zu Stegl, Post Kaldenkirchen (Rhd.).

Im Kloster der Missions-schwwestern:

Für Lehrerinnen: 1.–8. September (Dienstag–Samstag),
2.–6. Oktober (Dienstag–Samstag).
Für Frauen: 21.–25. August (Dienstag–Samstag),
1.–4. September (Samstag–Dienstag).
Für Jungfrauen: 25.–29. August (Samstag–Mittwoch),
11.–15. Sept. (Dienstag–Samstag),
22.–26. Sept. (Samstag–Mittwoch).
Für Frauen und Jungfrauen: 15.–18. September (Samstag–Dienstag).
Die Anmeldungen sind zu richten: An das Kloster der Missions-schwwestern zu Stegl, Post Kaldenkirchen (Rhd.). Anfang jedesmal am Abend des erstgenannten Datums 6 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Die beiden genannten Häuser liegen $1\frac{1}{2}$ Stunde von Kaldenkirchen, dem deutschen Bahnhof auf den Sirenen Kempen-Benlo und M.-Bladbach-Benlo; $1\frac{1}{4}$ Stunde vom holländischen Bahnhof Benlo; $1\frac{1}{2}$ Stunde vom holländischen Bahnhof Tegelen, auf der Strecke Benlo-Roermond. In Benlo (Bahnhof) findet man Pferdebahn, die bis zum Missionshause geht und sechs mal am Tage fährt (8,45, 10,35, 12,45, 2,35, 4,50, 7,50, Preis 40 Pfg.) Um 5 Uhr (deutsche Zeit) geht ein Zug von Benlo nach Tegelen (Billet 30 Pfg.) Diejenigen, welche den Schnellzug Neuf-Kempen vermeiden wollen, fahren am besten: Neuf ab 3,5, Biersen an 3,48; Biersen ab 3,54, Benlo an 4,36. Zurück: Benlo ab 12,7, Biersen an 1,5; Biersen ab 1,9, Neuf an 1,57. (Die deutschen Rückfahrkarten gelten 45 Tage.)

Für diejenigen Teilnehmer, welche die holländische Strecke Sittard-Roermond-Tegelen benutzen, ist die Angabe des Fahrplanes: Sittard ab 3,14, Roermond ab 3,58, Ankunft in Tegelen 4,29. Zurück: Tegelen ab 9,57. (Die Rückfahrkarten der holländischen Eisenbahnen gelten einen Monat lang.)

Druck und Verlag: Düsseldorfer Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., vorm. Düsseldorfer Volksblatt.
Verantwortlicher Redakteur: Herm. Orth, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 32.

Düsseldorf, den 12. August.

1906.

Inhalt: Evangelium zum zehnten Sonntag nach Pfingsten. — Nachklänge zum Fronleichnamsfeste VIII. — Aus den Anfängen der Mission der Weißen Väter am Victoria-See. — Stift Neuburg bei Heidelberg. — Ein delikater Braten.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XVIII, 9—14.

„In jener Zeit sprach Jesus zu Einigen, die sich selbst zufräuten, daß sie gerecht seien, und die Uebrigen verachteten, dieses Gleichnis: Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin, und betete bei sich also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner hier. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehent von Allem, was ich besitze. Der Zöllner aber stand von ferne, und wollte nicht einmal die Augen gen Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig. Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“

Nachklänge zum Fronleichnamsfeste.

VIII.

Um das Gleichnis des heutigen Evangeliums recht zu würdigen, muß man sich, lieber Leser, zunächst erinnern, daß zur Zeit Jesu die Pharisäer bei dem jüdischen Volke in sehr hohem Ansehen standen wegen der peinlichen Genauigkeit, mit der sie — wenigstens äußerlich — die Verpflichtungen des Mosaikgesetzes erfüllten. Als die eigentliche Grundfäule der Pharisäer darf man wohl bezeichnen die hochmütige Verachtung alles dessen, was nicht „pharisäisch“ war. An dieser Klippe scheiterten alle Versuche des Welterslösers, diese „Abgesonderten“ für das „Reich Gottes“ zu gewinnen; ihr Schlagwort war eben: „Er (Jesus) ist keiner von den Unsrigen, darum sind Seine Wunder Blendwerke des Teufels.“

In den Worten nun, die der Herr in dem obigen Gleichnisse dem Betenden in den Mund legt, prägt sich mit geradezu plastischer Anschaulichkeit dieser pharisäische Stolz ab, der alle „übrigen“ — d. h. alle, die nicht zu den „Ihrigen“ zählen — summarisch verdammt. Der Pharisäer will nicht gerade sagen, daß alle Nicht-Pharisäer verworfene Menschen sind; das aber behauptet er, daß alle derartigen Menschen nicht zur Gemeinschaft der Pharisäer gehören.

Mit den Worten: „Ich sage euch“, leitete der Heiland sein Urteil über die Pharisäer und den von ihm verachteten Zöllner in einer Weise ein, die gleich erkennen ließ, daß es von dem Urteile Seiner Zuhörer merklich abweichen werde; und wirklich lautete es so, wie jedenfalls keiner aus der Zuhörerhaft vermutet hatte: der Pharisäer kam als ein Gerechter; aber sein Hochmüt, in dem Befangen er Gott seine Verdienste vorrechnete und seine Nebenmenschen verachtete, macht ihn zum Sünder, — der Zöllner kam als ein großer Sünder; aber seine Demut und seine reuevolle Gesin-

nung erwarben ihm die Vergebung: „er ging gerechtfertigt nach Hause“. Und so (fährt der Herr fort) mußte es kommen nach dem unabänderlichen Grundsatz, „daß Jeder erniedrigt wird, der sich selbst erhöht, und erhöht wird, wer sich selbst verdammt.“

Bisher haben wir, lieber Leser, unsere katholische Lehre vom hhl. Altarssakramente gegen diejenigen unserer getrennten Brüder protestantischen Bekenntnisses verteidigt, die von diesem erhabenen Geheimnisse nichts weiter glauben, als was sie sehen: Brot und Wein, als „Zeichen“ und Sinnbilder des Leibes und Blutes unseres Herrn und Erlösers. Es erübrigt nun noch, daß wir die irrthümliche Auffassung derer zurückschicken, die zwar glauben, daß der Herr im heiligen Abendmahle sich selbst uns gegeben und hinterlassen hat, — die aber über die Art und Weise der Gegenwart Jesu im hhl. Sakramente im Glauben von uns bedeutend abweichen. Nach dem Vorgange Martin Luthers meinen sie nämlich, Christus sei im hl. Abendmahle gegenwärtig in, unter und mit dem Brote, während wir Katholiken bekanntlich an die Verwandlung des Wesens des Brotes in den heiligen Leib Jesu glauben; und weiter meinen sie, daß der Herr nur gegenwärtig sei im Augenblicke des Genusses, während wir Katholiken ja glauben, daß durch die Konsekration in der hl. Messe die Gegenwart des Herrn bewirkt werde, und zwar so, daß diese Gegenwart nun fortdauere, solange die Gestalten von Brot und Wein vorhanden sind.

Du kennst, lieber Leser, die Worte unseres Herrn beim letzten Abendmahle: „Nehmt hin und esset, denn das ist Mein Leib, — trinket, denn das ist Mein Blut!“ Die Worte „Das ist Mein Leib, Das ist Mein Blut“ enthalten also den Grund für den Genuß: die Apostel werden aufgefordert, zu essen und zu trinken, weil das, was ihnen dargereicht wird, der Leib und das Blut des Herrn sei. Daraus folgt aber klar und deutlich, daß der Leib und das Blut des Herrn schon da war vor dem Genuße; ihre Gegenwart war eben bewirkt worden durch die Einsetzungsworte.

Um hier klar zu sehen, braucht man eben nur den gewöhnlichen Sprachgebrauch ins Auge zu fassen. Wenn ich nämlich zu jemandem sage: Ich und trink, denn das ist diese oder jene Speise, dieser oder jener Trank, — so wird doch kein vernünftiger Mensch urtheilen, daß ich hätte sagen wollen: Ich und trink, denn in dem Augenblicke, wo du issest, wird das erst die Speise, die ich genannt habe, und in dem Augenblicke, wo du trinkst, wird das erst der genannte Trank!

Auch der große Völkerapostel Paulus spricht sich in dieser Hinsicht so klar und deutlich aus, daß man seinen Worten förmlich Gewalt antun muß, wenn man sie für jene protestantische Irrlehre ins Feld führen will. Denn wenn er schreibt: „Ist das Brot, das wir brechen, nicht die Teilnahme am Leibe des Herrn, und der Kelch, den wir segnen, nicht die Teilnahme am Blute Christi?“ — so gibt der Apostel durch diese Ausdrucksweise klar und

deutlich zu erkennen, daß das Brot konsekriert, also in den Leib des Herrn verwandelt wird, bevor es gebrochen und verteilt wird; denn er sagt ja, daß das, was gebrochen wird, der Leib des Herrn bereits sei, und nicht erst sein werde! Deshalb sagt auch der hl. Chrysostomus in seiner Erklärung zu dieser Stelle aus dem ersten Korintherbriefe: „Was ist in dem Kelche? Das, was aus der Seite Christi floß!“

Es geht also, lieber Leser, schon allein aus den Einsetzungsworten klar und überzeugend hervor, daß die Gegenwart des Herrn im hhl. Sakramente vor dem Genuße desselben bewirkt und nicht erst von dem Genuße abhängig ist. Als der Herr gesagt hatte: „Das ist mein Leib,“ — da war das Sakrament vollbracht. Ob der Genuß desselben später erfolgte, kommt hier zunächst nicht in Betracht. Mit einem Worte: nur unsere katholische Lehre vom hhl. Altarsakramente entspricht voll und ganz den Worten unseres Herrn, mit denen Er es einst beim letzten Abendmahle, eingelegt hat.

S.

* Aus den Anfängen der Mission der Weißen Väter am Viktoria-See *

Es war im Jahre 1876, als der kühne Forscher Stanley auf seinem Zug durch den schwarzen Kontinent das Regerkönigreich Uganda durchquerte. Dort herrschte damals der König Mtesa, der trotz seines despotischen Charakters dem Reisenden eine Anzahl Waganda zur Verfügung stellte. Unter Stanleys Trägern befand sich auch ein fünfzehnjähriger Jüngling, Mwanga mit Namen. Mwanga machte den Kriegszug Stanleys gegen den Stamm der Bavuma mit. Allerdings handhabte er damals noch nicht Speer und Bogen, vielmehr hatte er verschiedene kleine Lagergeräte zu tragen.

Dieser junge Mwanga war von der Vorkehrung dazu bestimmt, Missionär zu werden, und ist am 29. Januar 1906 im Mutterhause der Weißen Väter als Bruder Leo gestorben.

Mwanga's Vater war Häuptling auf Buganga, einer Halbinsel im Viktoria-Nyanza. Nach väterlicher Verlieh der Häuptlingssohn in gutem Alter das väterliche Dach und kam als Page an den Hof des Königs. Um diese Zeit (1879) gelangten die ersten Missionäre nach Uganda. Die ersten Schwarzen, die den Mut hatten, sich als Katechumenen den Glaubensboten anzuschließen, fanden sich gerade unter diesen jungen Edelknaben an Mtesa's Hofe. 1882 gab auch Mwanga seinen Wunsch kund, in die Schar der Katechumenen eingereiht zu werden. Drei Jahre später brach eine blutige Christenverfolgung aus, die der jungen Kirche von Uganda ihre ersten Märtyrer schenkte. Gerade zu Anfang der Verfolgung lief die vierjährige Probezeit für unseren Mwanga ab. Er empfing die heilige Taufe und besaß besonders von da ab in jenen gefährlichen Zeiten eine rührende Anhänglichkeit und Treue gegen den hl. Glauben an den Tag. Die Missionäre konnten seinen Mut und seine Hingebung und beauftragten gerade ihn damit, die Gebeine des von den Heiden lebendig verbrannten Christen Joseph Luanga zu sammeln.

Mwanga entledigte sich beherzt und geschickt der gefährlichen Aufgabe, und ihm verdanken wir es, wenn wir diese kostbaren Ueberreste des schwarzen Nutzengens noch besitzen. Auch Mwanga hätte gern sein Leben für Christus geopfert, doch Gott schützte ihn. Doch wenn auch die blutige Verfolgung ein Ende genommen hatte, so suchte der junge König Mwanga dafür die christliche Religion durch Pladereien und Drangsalierung aller Art allmählich zu ersticken. Mwanga entschloß sich deshalb, seinem armen Vaterlande Lebewohl zu sagen und begab sich mit einigen anderen treuen Christen nach Bukumbi, am Südufer des Sees. Dorthin hatten sich die Missionäre Ugandas geflüchtet, um nach dem Sturm wieder an den Aufbau des so jäh erschütterten Werkes gehen zu können. P. Girault in Bukumbi schlug den Flüchtlingen vor, einstweilen in der St. Josef'sstation Kipalapala bei Tabora eine Zufluchtsstätte zu suchen;

*) Wir entnehmen diesen interessanten Aufsatz der empfehlenswerten Zeitschrift: „Gott will es“. Illustrierte Zeitschrift des Afrika-Vereins deutscher Katholiken. (Kommissionsverlag von R. Kiffarth in R.-Gladbach. — Die Zeitschrift des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, deren Ertrag zur Unterstützung der so sehr bedürftigen katholischen Missionen dient, können wir daher nur angelegentlichst empfehlen. 12 Hefte jährlich. Abonnementspreis M. 2. — Durch alle Buchhandlungen und bei jeder Postanstalt zu beziehen.

in kurzem werde er selbst als Administrator des neugeschaffenen Bistums Uvuhamba dort eintreffen.

Einige Monate später kam P. Girault in Kipalapala an und fand dort unsere Bagandachristen vor. Er tat ihnen seine Absicht kund, in Usambiro, im Südwesten des Nyanza, eine neue Station ins Leben zu rufen. Eine Anzahl junger Christen sollten gleichsam den Kern der neuen Gemeinde bilden, und gern schloß sich Mwanga mit seinen Gefährten dem Zuge an.

Die Reise auf der Karawanenstraße Tabora—Südnyanza war damals beschwerlich und gefährlich; jeder Stammeshäuptling erprekte von den durch sein Gebiet ziehenden Karawanen einen beliebigen Hongo (Tribut), und zahlreiche Räuberbanden lauerten längs der schmalen Pfade im hohen Graze.

Eines Tages versperrte eine Bande von Bewaffneten in drohender Haltung der Karawane den Weg und forderte eine bedeutende Durchzugsgebühr. Dies war um so unerschämter, als die Karawane in jenem Stammesgebiet nicht zu lagern beabsichtigte. Plötzlich wirft sich ein herkulisch gebauter Schwarzer auf den Anführer der feindseligen Eingeborenen, entwindet ihm seine Lanze, umklammert ihn mit eisernem Griff und führt ihn vor P. Girault, der sich bei der Nachtzeit befand und den ganzen Vorgang nicht bemerkt hatte. Der Vater setzte den Gefangenen großmütig auf freien Fuß und gab ihm sogar ein kleines Geschenk; die Karawane aber konnte ihren Marsch unbehelligt fortsetzen. Es war Mwanga, der durch sein unerwartet kühnes Vorgehen gegen den Anführer der ganzen feindseligen Schar Schrecken einspökte. Schon damals aber zeigte unser Leo, daß er bei allem persönlichen Mute jene finstliche Anhänglichkeit und jenen treuen Gehorsam besaß, die ihn auch später stets in hohem Maße auszeichnen sollten.

Es war im September 1888, als in Leo's Vaterland eine Revolution gegen Ruangas Willkürregiment ihr Haupt erhob. Die Christen wurden verjagt und flüchteten sich in die Gebirge Ankoles. Die Missionäre retteten sich noch rechtzeitig und kamen, von allem entblößt, in der Station Bukumbi an, wo sie geduldig harreten, bis die göttliche Vorsehung es ihnen ermöglichte, nach Uganda zurückzukehren. Um so dringender trat die Frage an sie heran, wie sie sich mit der versprengten und zerstreuten Herde in Verbindung setzen könnten. Doch wer wollte sich dazu hergeben, die Volkshast der Patres den verjagten Christen zu überbringen? Da gedachten sie des kühnen, treuen Leo, der mit P. Girault in Usambiro geblieben war. Der Apostolische Vikar ließ ihn zu sich nach Bukumbi rufen und fragte ihn, ob er geneigt sei, sich der lebensgefährlichen Aufgabe zu unterziehen. Ohne einen Augenblick zu zaudern, erklärte sich der wackere Schwarze bereit, und als das Tagesgestirn anderen Morgens über den Bergen emporstieg, war Leo bereits mit nur zwei zuverlässigen Begleitern auf dem Wege. Nach vierzehntägiger mühseliger Wanderung das Westufer des Nyanza entlang erreichten sie die Kagera, den Grenzfluß, der das deutsche Gebiet von den Tributländern Ugandas trennt. Jen-seits winkten bereits die Berge von Ankole (östlich vom Albert-Edward-Nyanza). Aber der tyrannische Regent Mwanga hatte den mit ihm verbündeten Basibahäuptlingen den strengen Befehl gegeben, zu verhüten, daß ein einziger von Süden kommender Mwanga die Kagera überschreite. Unsere Wanderer fanden also nirgendwo einen Kahn, um über den reichenden Fluß zu setzen. Uebrigens war ihre Ankunft bereits verraten worden, so daß sie sich zur Umkehr genötigt sahen. Wohl vermieden sie mit äußerster Vorsicht die bevölkerteren Ansiedlungen, aber eines Tages, als man ihnen auf den Fersen war, mußten sie sich von einander trennen. Leo allein gelangte unter ungläublichen Entbehrungen und Mühen zu einem friedlichen Stamm, wo er sich etwas erholen konnte, um dann nach mehrwöchentlicher Abwesenheit wieder in Bukumbi einzutreffen. Von seinen beiden Gefährten hat er nie wieder etwas gehört noch gesehen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieselben ergriffen und umgebracht worden sind.

Während Leo diesen vergeblichen Versuch unternahm, auf dem Landwege Fühlung mit den flüchtigen Christen zu gewinnen, ordneten diese eine Gesandtschaft an die Patres ab, die glücklich ihr Ziel erreichte. Ein Jahr darauf waren die Missionäre wieder auf dem Wege nach Uganda.

Leo Mwanga sollte seine Heimat nicht wiedersehen.

Es war am 9. März 1890. Der deutsche Forscher Dr. C. Peters weilte in der Missionsstation Sese, und am selben Tage war der Apostel, Vikar Mgr. Livingstone dortselbst eingetroffen. „Wir schritten,“ so schreibt Dr. Peters, „den kleinen Pfad vom Landungsplatz hügelan, wo die behäbige Missionsstation lag. Zur Rechten, wenn man hinaufgeschritten war, lag ein langes Wohnhaus, vor uns die Kapelle, und ringsherum sahen wir die Häuser der Gemeinde, alle sauber und nett gehalten. Das Ganze war von Gartenanlagen umrahmt, an welche sich im weiteren Hintergrunde der dunkle Wald anschloß. Mgr. Livingstone begrüßte mich aufs herzlichste und

beglückwünschte mich zu dem unerwartet schnellen Aufbruch von Uganda. Zu meinem Bedauern erfuhr ich, daß einer der Patres, namens Chantemerle, hoffnungslos an einer Leberentzündung darniederliege. Der Gleichmut, mit welchem diese Tatsache von den Mitbrüdern des hoffnungslos Erkrankten aufgefaßt wurde, hatte für mich etwas Erhebendes. „Wir sind hier, um zu sterben,“ war die einfache, bescheiden gegebene Antwort. Da war kein unnützes Klagen, keine sentimentalen Betrachtungen, da war männliche Ergebung in den Rathschluß der Vorsehung

Nach dem Abendessen spielte sich eine Szene ab, welche so romanhaft klingt, als ob sie in einem Drama sich zugetragen hätte. Wir sprachen über die Ugandaverhältnisse und kamen dabei naturgemäß auf den Führer der englischen Partei in dieser Gegend, Mr. Mackay, zu sprechen. Ich erwähnte den großen Einfluß, welcher dieser in Uganda zu haben scheint, was mir Mgr. Livinhac auch vollständig bestätigte. Ich hatte bereits früher erfahren, daß Mr. Mackay geäußert haben soll, er hoffe doch noch, sein Programm, Africa englisch zu machen, vom Tafelberge bis zum Atlas, durchzusetzen, wobei er seiner Ansicht dahin Ausdruck gab, daß die deutschen Gesellschaften, welche dort arbeiteten, gar keinen eigentlichen Rückhalt bei der deutschen Regierung hätten. Wenn die Zeit gekommen sei, werde er die Araber gegen die Deutschen loslassen, und dann solle man einmal sehen, wie schnell die ganze Unternehmung dort in sich zusammenbrechen werde. Ich warf die Frage auf, ob Deutschland einem solchen Manne gegenüber nicht berechtigt sei, mit Ausweisungsbekreten vorzugehen, da dies ja geradezu hochverräterische Pläne seien.

„Ich bin gern bereit, Mr. Mackay zunächst einmal mit an die Küste zu nehmen. Uebrigens, Monseigneur,“ fuhr ich fort, „wann werden Sie wohl einmal wieder nach Europa zurückkehren?“

„Niemals! Ich bleibe hier bis zu meinem Ende.“

„Das ist sehr schade, denn ich würde mich außerordentlich freuen, Sie als Reisebegleiter mitnehmen zu können.“

In demselben Augenblick trat ein Mann ins Zimmer, fiel vor Monseigneur auf die Knie und küßte dessen Hand. Er sprach mit ihm und teilte ihm einiges in der Sprache der Wasutuma mit, was ich nicht verstand. Ich glaubte zu bemerken, daß Mgr. Livinhac ein wenig erbleichte, und sah ihn erwartungsvoll an. „Mr. Mackay ist gestorben,“ sagte er kurz, „und man ruft mich nach Europa zurück.“

Da anzunehmen war, daß Mgr. Livinhac nach Empfang so wichtiger Nachrichten gern allein sei, so verabschiedeten wir uns alsbald, und ich machte Herrn von Tiedemann darauf aufmerksam, daß, wenn die soeben erlebte Szene sich auf der Bühne zugetragen hätte, man sicherlich den Dichter der Unwahrheit bezichtigt haben würde.“

In der Tat wurde der Begründer und erste Bischof der Ugandamission, die damals auch das heutige Vikariat Südnyanza umfaßte, nach Europa herufen, um der Gesellschaft der Weißen Väter als Generaloberer vorzustehen. Wegen der Unsicherheit der Karawanenstraße sah sich Mgr. Livinhac genötigt, unter dem Schutze einer kleinen Bedeckung von Bewaffneten zu reisen. Als Führer dieser auserlesenen Schar bewährter Christen wurde Leo Kwanga ausersehen. Sobald Zeit und Umstände es gestatteten, brach die kleine Karawane von U. L. Frau von Kamoga (Mukumbi) auf (6. Juni). Die Reisenden hatten das große Stammesgebiet der Nera zu durchwandern, gegen die schon Stanley ein halbes Jahr zuvor hatte kämpfen müssen. Die Banera wollten sich für ihre jüngste Niederlage, bei der sie 150 Krieger verloren hatten, rächen und glaubten die beiden Weißen — Mgr. Livinhac und P. Gauttecoeur — mit leichter Mühe niederzuekeln können. Sie hatten nicht mit den tapfern Baganda gerechnet, zumal nicht mit dem modernen Anführer derselben, Leo Kwanga. Dieser warf sich mit seiner kleinen Schar auf die feindlichen Eingeborenen, hielt sie trotz eines Hagels von vergifteten Pfeilen mehrere Stunden hindurch in Schach und ermöglichte so der seinem Schutze anvertrauten Karawane, sich durch den Unwaid hindurch bis zum Gebiete eines befreundeten Stammes durchzuschlagen, ohne auch nur einen Mann zu verlieren. Die Reisenden gelangten bereits Ende Juli glücklich an die Ostküste Afrikas.

In Sansibar fand Mgr. Livinhac ein Telegramm des Kardinals Lavigne vor, der ihn aufforderte, die treuen Bagandakrieger mit nach Europa zu bringen. Se. Eminenz beabsichtigte, die jungen Schwarzten auf der Antislavereibersammlung zu Paris vorzustellen. So geschah es.

— Stift Neuburg bei Heidelberg.

Wer in Heidelberg seine Schritte von der Heilig Geiststraße nach der alten Brücke lenkt und ein halbes Stündchen nördwärts wandert, erblickt zur Linken auf kleiner Anhöhe, dem anmutigen Höhenzuge des Odenwaldes vorgelagert, ein klosterähnliches Gebäude mit eisenumrangter Kapelle, Stift Neuburg, heute im Besitz der aus Frankfurt a. M. stammenden freiherrlichen Familie v. Bernus. Ueber einen Besuch in diesem Stifte erzählt ein Leser in der „Köln. Volksztg.“ folgendes: Wir steigen den von der Landstraße abzweigenden Fahrweg empor und gelangen bald zum altertümlichen Gostor, über dem noch das Wappen des ehemaligen Klosters Neuburg prangt. Zur Rechten des Tores steht ein alter Befestigungsturm, der uns daran erinnert, daß im Mittelalter der stille Klosterfriede oft durch fehdelustige Herren grausam gestört wurde. Hinter dem mit prächtigen Bäumen bespangten Hofe liegt das heutige Herrenhaus, das äußerlich ganz den Charakter des alten Klosters gewahrt hat. In liebenswürdigster Weise ist der derzeitige Besitzer von Stift Neuburg, Alexander Frhr. v. Bernus bereit, uns als Mentor bei Besichtigung der Kunstschatze, die sein Schloß birgt, zu geleiten. Hierbei erfahren wir auch einiges aus der Vergangenheit von Stift Neuburg. Als Benediktinerpropst von der berühmten Abtei Lorsch an der Bergstraße im Jahre 1184 gegründet, wurde das Männerkloster nach etwa 60jährigem Bestand in ein Frauenkloster verwandelt. Unter dem Einfluß der benachbarten Abtei Schönau nahmen die Ordensfrauen ums Jahr 1310 die Zisterzienserregel an, welche aber im Jahre 1469 nochmals der Benediktinerregel weichen mußte. Auch noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bestand das Kloster fort, wengleich die neue Lehre in den Mauern desselben schon Eingang gefunden hatte. Erst 1698 hob Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz Kloster Neuburg auf und überwies dessen Einkünfte seiner Gemahlin. So bestand es als kurfürstliche Domäne weiter, wurde 1644 niedergebrannt, erhob sich jedoch bald wieder aus der Asche, um seit 1671 als hochadeliges protestantisches Prämonstratensienkloster zu dienen. 1709 stellte Kurfürst Johann Wilhelm in der dem hl. Bartholomäus geweihten Kirche den katholischen Kult wieder her und überließ die Gebäulichkeiten den Jesuiten. Nach Aufhebung des Jesuitenordens zogen 1781 die Lazaristen in Stift Neuburg ein, die es bis zur Aufhebung bei der Säkularisation (1803) innehatten. Aber damit sollte katholisches Leben auf Stift Neuburg nicht erlöschen sein. 1826 erwarb der Frankfurter Rat Frhr. Schloffer die Besitzung und ließ das Chor der alten Kirche im ersten Stockwerk wiederum als Kapelle einrichten, während das Schiff als Heimstätte für hervorragende Kunstwerke bestimmt wurde, welcher auch die späteren Besitzer des Schlosses liebevolle Pflege angedeihen ließen. Rat Schloffer kehrte mit seiner geistreichen Gemahlin Sophie und seinem Bruder Christian nebst so manchen geistig hervorragenden Männern jener Zeit in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Und das Schloffer'sche Haus war fortan der Sammelplatz für die geistigen Kapazitäten des katholischen Deutschlands. Johannes v. Geißel, der nachmalige Erzbischof von Köln, als er noch in Speyer weilte, der Fürstbischof von Breslau Melchior von Diepenbrock, die Bischöfe Weiß von Speyer und Röh von Strahburg, der Mainzer Domkapitular Mousang, der Frankfurter Pfarrer P. Beda Weber, O. S. B., der Historiker Johannes Janssen waren hier gern gesehene Gäste. Hier weilte des öfteren Dr. Ernst Lieber während seiner Heidelberger Universitätsstudien, und hier trat der jugendliche Student der Rechte und spätere Konvertit und Jesuitenpater Ludwig Frhr. v. Hammerstein mit einem Kreise hochgebildeter Katholiken zum ersten Male in Berührung. Während der Hausherr uns so von Stift Neuburg und seinem Oronkel Schloffer erzählt, durchwandeln wir einen langen „Kloster“-gang und treten nun in die Räume der Bibliothek und Gemälsesammlung ein. Der Geist der Romantik umweht uns. Zeichnungen und Aquarellmalereien von Cornelius, Overbeck und Steinle, von Josef Koch, Schwindt und Fries zieren die Wände. Stand ja doch Rat Schloffer mit all diesen Künstlern in regem, freundschaftlichem Verkehr. Im eigentlichen Bibliothekzimmer zieht ein Bild sofort unsere Aufmerksamkeit an sich: Goethe, ein Porträt von Kuglgen, das der große Dichter persönlich dem Rat Schloffer, dem Neffen seines Schwagers, zum Geschenk machte. Ein reger Briefwechsel verband Goethe mit Schloffer, und diese Originalbriefe werden in einer schwarzen Kasette mit der silbernen Aufschrift „Goetheana“ in jenem Saale aufbewahrt, der heutzutage in das Schiff der heutigen alten Kirche eingebaut ist und mannigfache Kunstschatze, meist antike Ausgrabungen aus Italien und Griechenland, birgt. Die gotische Kapelle,

hergestellt aus dem Chor der ehemaligen Kirche, enthält neben schönen alten Glasgemälden hinter dem Altare ein neues, Die Verkündigung Maria, nach einem Entwurf von Steinle. Die Kapelle dient auch jetzt noch unter der evangelischen Gutsbesitzerfamilie dem katholischen Gottesdienste, und alljährlich werden daselbst zwei gestiftete heilige Messen für die Familie Schlosser gelesen.

* Ein delikater Braten.

von Adolf Thiele.

„Nein, so kann das nicht weitergehen,“ sagte der Brauereibesitzer Langhof zu seinem Buchhalter, „die Hasen draußen in meiner gepackten Jagd krepieren einer nach dem andern; wer soll denn da noch etwas schießen?“

„Woran mag das nur liegen?“ fragte der Buchhalter, indem er auf seinem Drehschemel herumfuhr.

„Ich denke mir, die Bauern haben Gift gelegt gegen die Mäuse, und da müssen denn die Hasen dran glauben.“

„Na, wie wäre es denn, Herr Langhof,“ sagte der Buchhalter, „wenn Sie mal einen zum Tierarzt schicken, einen Hasen meine ich, daß der ihn untersucht?“

„Oh, das wollen wir machen.“

Ein paar Tage darauf ging der Hausknecht, der alte Heinz, zum Postamt, das der Brauerei zunächst lag. Seine schweren, eisenbeschlagenen Stiefel trappeten ganz gehörig, als er eintrat. Der alte Mann gab ein Paket ab, und zwar enthielt dieses einen an den Tierarzt Müffelmann im benachbarten Städtchen abgesandten Hasen. Mit der Abgabe des Pakets war die geistige Tätigkeit des alten Mannes für heute beendet, und mit dem Wohlgefühl, daß er nun heute an nichts Außergewöhnliches zu denken brauchte, trappete der alte Heinz wieder davon.

Weitere paar Tage darauf — es war an einem Montag — sehen wir den alten Heinz in seine Tasche fassen. Was knistert denn da? Er holt einen Brief heraus. Du lieber Himmel — so dämmert es ihm allmählich auf — der Brief, den er zugleich mit dem eingemähten Hasen an den Tierarzt abgeben sollte. Na, das war ein Schreck, wenn das Herr Langhof erführe, das gäbe ein Donnerwetter!

Den Brief in der Hand und Schreckensworte murmelnd, eilte der Alte zum Briefkasten und brachte dort den Brief mit Sorgfalt unter.

Wie der Diener, so der Herr, hieß es aber hier, denn zu gleicher Zeit, wo der alte Heinz erschrocken, unterlag auch der Brauereibesitzer dieser Gemütsbewegung. Trotz seiner Leibesfülle lief er in seinem Privatkontor auf und ab, mit einem Brief in der Hand, den er soeben vom Tierarzt Müffelmann erhalten hatte.

„Wie geht denn dies zu?“ murmelte er. „Ich denke, er schickt mir einen Sektionsbefund und gibt mir die Ursache des Hasentodes an, und statt dessen dankt er mir für den delikaten Braten. Da muß doch mein Brief verloren gegangen sein! Davon hängt ein Menschenleben ab, vielleicht sogar mehrere — ja natürlich, der Mann hat ja Familie. Was mochte ich da nur?“

Endlich kam er zu dem Entschluß, den Tierarzt sofort selbst aufzusuchen; er ließ daher den Einspänner fertig machen und kutschierte in's Städtchen.

„Wenn es nur nicht schon zu spät ist,“ murmelte er vor sich hin. „Gestern war Sonntag, wenn sie ihn da nur nicht gegessen haben!“ Und während er auf sein Köhlein einhieb, sah er im Geiste den Tierarzt nebst Familie in ferngerader Stellung entseelt als Leichen um den Mittagstisch herumliegen. —

Drei Tage vor diesem Unglücksmontage machte sich der Tierarzt Müffelmann im Vorgarten seines Hauses zu schaffen, als er von der Straße her begrüßt wurde. Es war der Rektor Trümper von der höheren Mädterschule, der gerade einen Spaziergang machte und dem Kollegen von der anderen Fakultät seinen Gruß bot. „Ach, guten Tag Herr Rektor!“ rief Müffelmann freundlich, „wollen Sie nicht einen Augenblick eintreten?“

Der Rektor folgte der Einladung; er bewunderte die Notizen, die der Herbst bisher noch verschont hatte, und erkundigte sich nach dem Befinden der Familie.

„Ach beneide Sie immer,“ sagte der behäbige Rektor, „wenn ich Sie, Herr Doktor, mit Ihrem Brauen auf die Dörfer hinausfahren sehe in die frische Landluft.“

„Ja, so ein Tierarzt hat es gut,“ sagte Müffelmann ei-

was ironisch. „Ist sein Pferd gut gefüttert, sagen die Leute: Er hat nichts zu tun; ist es mager, dann ist er ein Geizhals, der dem Pferde keinen Hafer gibt. Fährt er schnell, dann will er den Leuten vorspiegeln, er hätte viel zu tun, fährt er langsam, dann hat er keine Praxis. Verschreibt er wenig, dann ist er bummelig, schreibt er viel, dann steht er mit dem Apotheker unter einer Decke. Wird der Patient, also der betreffende Herr Ochse oder das Pferd, gesund, so liegt das an der guten Pflanzung des Besitzers, stirbt der Ochse, dann ist der Doktor selber einer!“

Der Rektor schloß ob dieser Auffassung. „Na, einen Vorteil haben Sie jedenfalls,“ sagte er, „vor den anderen Ärzten voraus: Ihre Herren Patienten machen Ihnen keine endlosen Beschreibungen und keine Vorwürfe!“

Beide lachten. Gleich darauf sah der Rektor drei Hasen an der Wand des Hauses im Hofe hängen.

„Essen Sie die alle?“ fragte er. „Sonst hätte ich Ihnen einen abgekauft!“

„Können Sie haben, Herr Rektor!“ sagte Müffelmann höflich. „Bitte, suchen Sie sich einen aus!“

Der Rektor wählte einen Hasen, und zwar gerade denjenigen, den der Brauereibesitzer Langhof gesandt hatte.

Die beiden Herrn wurden über den Preis bald einig, und kurz darauf sandte der Tierarzt den Hasen nach dem Hause des Rektors. —

Am dem genannten Montag sah der Tierarzt gerade über einer Trichinenuntersuchung und freute sich über die schöne Einrichtung der Trichinose, die ihm einen so hübschen Verdienst verschaffte. Da fuhr ein Wäglein vor, und gleich darauf trat der Brauereibesitzer Langhof so schnell als es ihm das Produkt seines Produktes, sein stattlicher Leibesumfang, erlaubte, ins Zimmer.

„Gott sei Dank!“ rief Langhof zum Gruße. „Wie geht's Ihnen, Herr Doktor?“

„Nicht besser und nicht schlechter wie gewöhnlich,“ erwiderte der Tierarzt. „Aber was gibt es denn so Eiliges, Herr Langhof?“

„Also es geht Ihnen und ihrer Familie noch gut?“ fragte der Bauer weiter.

„Dis auf eine Tracht Prügel,“ versetzte der Tierarzt, „die ich heute meinem Jungen appliziert habe, bleibt nichts zu wünschen übrig. Aber sagen Sie mir —“

Der Bauer setzte nun dem Tierarzt den Zweck seines Kommens auseinander: doch je mehr sich seine Züge aufheiterten, desto düsterner wurden die des Hausherrn.

„Das ist eine dumme Geschichte,“ sagte dieser endlich. „Ich habe nämlich Ihren Hasen weiter verkauft, weil ich noch zwei andere hatte.“

„Zieht ersäral der Brauer. „Weiterverkauft?“ stammelte er. „Und an wen?“

„An den Rektor!“

Wieder sah der Brauer vor seinem geistigen Auge eine Familie sich um den einladenden Mittagstisch herum versammeln.

Beide Männer berieten.

„Ich will gleich einmal zum Rektor hingehen,“ entschied der Tierarzt.

„Und ich komme gleich mit und warte draußen,“ stimmte Langhof zu.

„Das Mäusegift bleibt nämlich unser Geheimnis,“ flüsterte Müffelmann. „Ich sage dem Rektor, ich hätte noch einen feisteren Hasen, ob er den nicht haben und den anderen zurückgeben wollte.“ Der Brauer nickte verständnisvoll.

Der Rektor war nicht zu Hause; seine Gattin, deren gesundes Aussehen den Tierarzt sehr beruhigte, teilte mit, er sei in den „Löwen“ gegangen. Beide Männer atmeten auf und traten in das Gasthaus ein, wo sie den Gesuchten im Herrenstübchen fanden.

„Noch einen feisteren Hasen haben Sie?“ fragte der Rektor auf Müffelmanns Anerbieten. „Na, der, den wir gestern gegessen haben, war wirklich sehr gut genährt, wirklich, ein delikater Sonntagsbraten!“

Zwei Seufzer der Erleichterung erklangen im selben Augenblick, so daß der Rektor etwas verwundert aufblickte. Als er verschiedene Stunden später nicht ganz so ferngerade wie in der Phantasie des Brauers heimkehrte sagte sich der Rektor: „Es gibt wirklich noch gute Menschen! Wie die Weiden sich so teilnahmsvoll nach mir und meiner Familie erkundigt haben! Hoppla, das ist ja eine Treppenstufe!“

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 33.

Düsseldorf, den 19. August.

1906.

Inhalt: Evangelium zum Feste Mariä Himmelfahrt. — Zum Feste der Himmelfahrt Mariä. — Die Auffassungzeit der Evangelien. — Der hl. Bernhard. — Ein Schützengel in den Alpen. — Allerlei.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum feste Mariä Himmelfahrt.

Evangelium nach dem heiligen Lukas X, 38—42.
„In jener Zeit kam Jesus in einem Flecken (Bethania) und ein Weib, mit Namen Martha, nahm ihn in ihr Haus auf. Und sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Diese setzte sich zu den Füßen des Herrn und hörte sein Wort. Martha aber machte sich viel zu schaffen, um ihn reichlich zu bedienen, trat hinzu und sprach: Herr, kümmerst es dich nicht, daß meine Schwester mich allein dienen läßt? Sag ihr doch, daß sie mir helfe! Und der Herr antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha! Du machst Dir Sorge und bekümmerst dich um sehr viele Dinge! Eines nur ist notwendig. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden.“

Zum feste der Himmelfahrt Mariä.

„Heute fuhr die Jungfrau Maria zum Himmel auf; freuet euch! Denn sie herrscht nun ewiglich mit Christus!“ Mit diesen Worten des Antiphon-Gefanges zum „Magnificat“ beschließt die Kirche Gottes die Preisgefänge des heutigen Festtages. — ein düstiger Gesang, in dem noch einmal das Geheimnis des Tages kurz und prägnant zum Ausdruck gebracht wird.

Die hl. Schrift berichtet uns im 3. Buche der Könige von der ehrenvollen Aufnahme, die der König Salomon einst seiner Mutter Bethsabee bereitere: „Als Bethsabee zum König Salomon kam, stand der König auf, ging ihr entgegen, verneigte sich vor ihr und setzte sich auf seinen Thron; dann stellte man einen Thron für die Mutter des Königs hin, und sie saß nun zu seiner Rechten“ (3. Kön. 10). In dieser Ehrung Bethsabees durch ihren königlichen Sohn, lieber Leser, sehen die heiligen Väter und Lehrer der Kirche ein Vorbild jener Ehrung, die der jungfräulichen Gottesmutter am heutigen Tage zu Teil ward durch ihren göttlichen Sohn: Ihr Thron (sagen sie) ist errichtet zur Seite des Thrones der Herrlichkeit, den Er Selber einnimmt seit dem Tage Seiner glorreichen Himmelfahrt.

Mit großer Weisheit hat die Kirche das Evangelium zum heutigen Festtage ausgewählt; denn obgleich es von der allerfertigsten Jungfrau selbst nichts erzählt, so erkennen wir doch leicht, lieber Leser, wie schön und sinnig die jungfräuliche Gottesmutter im Bilde jener beiden Schwestern Martha und Maria von Bethanien dargestellt ist.

Während ihrer irdischen Pilgerschaft verband die seligste Jungfrau in wunderbarer harmonischer Weise die Tugenden der einen wie der anderen Schwester mit einander. Wie war sie eine geschäftige, sorgsame Martha, um unsern Herrn in den Tagen Seiner zarten Kindheit mit allem Nötigen zu versehen! Wie war sie besorgt, um das Kind vor drohenden Gefahren, zumal vor dem tödlichen Herodes, in Sicherheit zu bringen! — Aber ebenso wunderbar glich sie der Maria, der Schwester Marthas,

die zu den Füßen Jesu saß und Seinen Worten lauschte, ohne selbst ein Wort zu sagen. Betrachten wir nur einmal, lieber Leser, die jungfräuliche Mutter in Bethlehem: Sie bemüht sich, eine Herberge ausfindig zu machen; da sie keine findet, sagt sie kein Wort, beklagt sich nicht, sondern geht — ganz gottesgegeben — in den armeligen Stall, in dem sie ihren göttlichen Sohn zur Welt bringt und Ihn dann in der Krippe birgt. Später kommen die königlichen Weisen aus dem Morgenlande, um dem göttlichen Kinde zu huldigen, und wir können uns denken, lieber Leser, wie sie dieser Huldigung in lobpreisenden Worten für Mutter und Kind Ausdruck gegeben haben; allein wir lesen darüber nichts, — es wird jedenfalls auch hier jene bekannte Bemerkung des hl. Evangelisten Lukas am Plage sein: „Maria behielt alle diese Worte in ihrem Herzen und sann darüber nach (Luk. 2). Sie trägt dann ihr Kind nach dem fernen Aegypten und von da wieder zurück, ohne ihren Schmerz zu äußern, daß sie mit Ihn flüchten muß, — ohne ihre Freude zu äußern, daß sie ihren Sohn wieder in die Heimat zurücktragen darf. — Noch bewundernswerter, lieber Leser, steht sie dann zuletzt auf dem Kalvarienberge unter dem Kreuze ihres für das Heil der Welt sterbenden Sohnes: auch hier klagt sie nicht, auch hier vernehmen wir aus ihrem Munde kein Wort; sie steht bei den bluttriefenden Füßen ihres sterbenden Sohnes, sie hört Seine letzten Worte, die Er vom Kreuze herab spricht: das allein ist ihr Verlangen, — alles Uebrige kümmert sie nicht! Komme, was da wolle, aber mich (sagt sich die hl. Jungfrau), sei es Freude, sei es Schmerz, — wenn ich nur bei Ihm sein kann, wenn ich Ihn nur habe, dann bin ich zufrieden; ich suche nichts, ich verlange nichts, außer Ihn! Wie herrlich paßt darum auf sie das Wort des Herrn im heutigen Evangelium: Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden!“

Der Heiland tabelte die Martha von Bethanien auch nicht etwa deshalb, weil sie besorgt war, sondern vielmehr weil sie allzu ängstlich besorgt war. Auch die seligste Jungfrau war während ihrer irdischen Pilgerschaft nicht frei von großer Sorge, — aber diese Sorge war ohne Kümmernis und Verwirrung. Hätte Martha keine andere Sorge gehabt, als einzig das Wohlgefallen des Heilandes zu finden, hätte sie nur dieses im Auge gehabt: würde sie sich wohl so ängstlich abgemüht haben? Ganz gewiß nicht! Denn ein einzelnes, bescheidenes Gericht würde Ihm als Mahlzeit zweifellos genügt haben, — da Er ja weit größeres Wohlgefallen daran bekundete, daß man Ihn zuhörte, wie die Schwester Maria es tat. Allein Martha war offenbar von einer gewissen Eigenliebe oder Eitelkeit nicht frei, die sie antrieb, den Herrn, der ihr die hohe Ehre eines Besuches schenkte, möglichst reichlich zu bewirten; und so beschränkte sie sich ganz und gar auf das Außerliche, in der Meinung, besser zu tun als die „mäkka“ daßende Schwester.

Wie wird sie überrascht gewesen sein, lieber Leser, als sie die ebenso liebevolle wie entschiedene Zurechtweisung des hochverehrten Gastes zu hören bekam!

„Nur Eines ist notwendig,“ — nämlich Gott und Sein Wohlgefallen sollen wir suchen! Bei allem, was wir tun, auch auf dem religiösen Gebiete, schleicht sich gar zu leicht und unbemerkt die Eitelkeit ein, so daß wir uns selbst mehr suchen, als Gott und Sein Wohlgefallen. Wenn ich nichts anderes suche, als Ihn, was liegt denn daran, ob ich Vorgesetzter oder Untergebener bin, ob ich diese oder jene Arbeit zu verrichten habe, ob ich dienen muß oder bedient werde! „Eines nur ist notwendig“: das Wohlgefallen Gottes!

Die jungfräuliche Mutter hat also, lieber Leser, die Vorzüge und Tugenden jener beiden Schwestern wunderbar in sich verbunden und darum das Wohlgefallen Gottes im höchsten Maße gefunden: Sie hat „den besten Teil erwählt“ in ihrem irdischen Leben, — heute aber hat sie den besten Teil empfangen, da der Herr sie in Seine Herrlichkeit aufnahm. Möge ihre mächtige Fürsprache auch uns, lieber Leser, die Gnade ersehen, daß wir „das eine Notwendige“ nie aus den Augen verlieren, vielmehr auch — ihrem erhabenen Tugendbeispiele nacheifernd — „den besten Teil“ erwählen. S.

Die Abfassungszeit der Evangelien.

Ist ebendem eine viel umstrittene Position gewesen. Vor 10 Jahren zeichnete Harnack die Situation in der Vorrede zum 1. Bande des zweiten Teiles seiner „Mittelchristlichen Literaturgeschichte“ dahin, daß die Kritik der Quellen des ältesten Christentums in einer rückläufigen Bewegung auf die Tradition zu sei. In dieser damaligen Charakteristik der Situation liefert Harnacks neuestes Buch „Lukas der Arzt, der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte“, einen neuen, recht interessanten Beitrag.

Im Vorwort schreibt Harnack:

„Die echten Briefe des Paulus, die Schriften des Lukas und Eusebs Kirchengeschichte sind die Pfeiler für die Geschichte des ältesten Christentums. In Bezug auf die lukanischen Schriften ist das noch nicht genügend anerkannt. Das liegt zum Teil daran, daß die Kritik diese Schriften dem Lukas entziehen zu müssen glaubt. Selbst wenn sie damit recht hätte, bliebe die Bedeutung der Apostelgeschichte noch immer eine fundamentale. Ich hoffe aber auf den folgenden Bogen gezeigt zu haben, daß die Kritik in die Irre gegangen ist und die Tradition recht hat. In dem Momente aber erhalten die lukanischen Schriften einen ganz eigenartigen Wert zurück, denn sie sind von einem Griechen geschrieben, der ein Mitarbeiter des Paulus war und mit Paulus, Silas, Philippus und Jakobus, dem Bruder des Herrn, verkehrt hat.“

Zwar will Harnack nicht zugeben, daß auch die Sachkritik in eine rückläufige Bahn auf die Tradition zu einmünden müsse. „In der Sachkritik erscheinen viele überlieferte Positionen immer unhaltbarer und müssen überraschenden Erkenntnissen Platz machen.“ Aber er fährt sofort weiter:

„Einiges wird allerdings dadurch zurückgewonnen, daß wir den Boden und die Zeit der ältesten, grundlegenden Traditionsbildung genauer zu umschreiben vermögen; nicht wenige wilde Hypothesen werden dadurch ausgeschlossen. In den Jahren 30 bis 70 — u. zwar in Palästina, näher in Jerusalem — ist eigentlich alles geworden und geschehen, was sich nachher entfaltet hat. Nur das jüdisch stark durchsetzte Phrygien und Asien hat daneben noch eine wichtige Rolle gespielt. Diese Erkenntnis wird immer deutlicher und setzt sich an die Stelle der früheren „kritischen“ Meinung, die grundlegende Entwicklung habe sich über einen Zeitraum von etwa 100 Jahren erstreckt und für sie komme fast die ganze Diaspora ebenso in Betracht, wie das heilige Land und die Urgemeinden selbst. In Bezug auf den chronologischen Rahmen, die Reihenfolge der leitenden Personen, die genannt werden, und den Boden ist die alte Ueberlieferung wesentlich im Recht, aber darüber weit hinaus, d. h. im Verständnis der Sache sind wir auf unser eigenes laienhaftes Urteil angewiesen.“ (S. IV.)

Die Tragweite dieses Eingeständnisses erkennt man erst dann, wenn man sich des Streitiges um die Abfassungszeit der Evangelien erinnert, wie er zuerst durch die Tübingere

Rauer'sche Schule und D. F. Strauß aufgerollt worden war, und wie jene „wilden Hypothesen“ heute noch nachwirken, nicht bloß bei den sozialdemokratischen Theologen à la Mehring, sondern auch bei den Modernisten der Modernen, vom Schlage des jüngst verstorbenen Kalthoff. Kurz alle jene, welche die Person Christi selbst und deren übernatürlichen Charakter aus der Geschichte weg eskamotieren wollten, hatten und haben das lebhafteste Interesse daran, in den Evangelien keine Berichte von Zeitgenossen, sondern spätere Gebilde der dichtenden, wenn auch „absichtslos dichtenden“ Sage zu sehen.

Daher die Verlegung der Entstehungszeit der Evangelien in die Mitte oder gar ans Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. In dieser langen Zwischenzeit sollen dann jene Erzählungen in das Leben Jesu hinein verwoben worden sein, welche die Herren gerne gestrichen sehen.

Man verziehe jetzt, wie diese wilden Hypothesen, die zum eisernen Inventar, unter anderem auch der sozialdemokratischen Bibelkritik gehören, durch derartige Feststellungen, wie Harnack sie gibt, in der Anerkennung der Ueberlieferung zu Tode getroffen werden.

Und noch auf ein anderes möchten wir Nachdruck legen, eben mit Rücksicht auf die sozialdemokratische „Wissenschaft“.

Diese, in dem Bestreben, die materialistische Geschichtsauffassung zu retten, die an der Person Christi unrettbar in die Präludien gehen muß, ist gezwungen, die „Entstehung“ des Christentums von Palästina nach Rom zu verlegen in das Proletariat der Hauptstadt und nicht in das Kleinbauernland Palästina. Dori aus der Gedanken- und Gemütswelt, dem Leiden und Hoffen des hauptstädtischen Proletariats heraus, soll das Christentum geboren worden sein.

Eine Phantasie, nichts mehr! Jetzt muß Harnack betonen: „In den Jahren 30 bis 70 — und zwar in Palästina näher in Jerusalem — ist alles geworden und geschehen, was sich nachher entfaltet hat.“

Man könnte versucht sein, an dieses Zugeständnis noch weitere Betrachtungen anzuknüpfen; doch wir wollen es hier nur nehmen, unter dem Gesichtspunkt seiner Spitze gegen diese wilde Hypothese einer „Entstehung“ des Christentums außerhalb Palästinas.

Die sozialdemokratische Tendenzwissenschaft hat sich verbissen auf die Entstehung des Christentums in — Rom; sie hat diese wilde Hypothese zum Glaubenssatz gemacht und die Zurückweisung, die Göhre von Mehring hat erfahren müssen, wegen seiner Behauptung, die sozialdemokratische „Wissenschaft“ sei in diesem Punkte rückständig, hat gezeigt, daß sie diesen Glaubenssatz gar nicht daran geben kann, ohne ihre materialistische Geschichtsauffassung preisgeben zu müssen.

Der hl. Bernhard.

Es war im Jahre 1091. Da ward auf dem Schlosse Fontaines im östlichen Frankreich ein Knäblein geboren, das einst zu einer überaus hohen Bedeutung in der Kirche Gottes werden sollte. Dieses vornehme Knäblein war der hl. St. Bernhard, dessen Namenstag wir am 20. August feiern. Seine erste Erziehung erhielt das Kind von seiner frommen Mutter Aloisia; zu seiner weiteren Ausbildung ward der Knabe später den Kanonikern in der nahen Stadt Chatillon übergeben. Der kleine Bernhard zeichnete sich schon frühe durch große Sittsamkeit und heiße Liebe zur Gottesmutter aus; daneben offenbarte der Knabe eine staunenswerte geistige Begabung. 23 Jahre alt begab sich der fromme und gelehrte Jüngling nach dem erst wenige Jahre vorher gegründeten Cisterzienser-Kloster Cîteaux und bat um Aufnahme in den neuen Orden. Seine Bitte ward ihm gewährt. Bernhard war ein Muster für alle seine Mitbrüder. Alle schätzten und liebten ihn. Am meisten aber bewunderten sie an ihm seine ungewöhnliche Abtötung. Welch hohen Grad er in dieser Tugend erlangte, mag daraus ersehen werden, daß er einstmals, wie berichtigt wird, Del statt Wasser trank, ohne es zu merken.

Der neue Orden der Cisterzienser war damals sehr tätig in der Erbauung neuer Klöster. Auch in dem nahen der französischen Stadt Langres gelegenen sogenannten Vermistaf, einer wilden, von Räubern bewohnten Gegend, wurde ein neues Kloster gegründet, und Bernhard ward zum Abte desselben ernannt. So zog er denn, nachdem er erst drei Jahre in Cîteaux zugebracht, mit 12 Genossen ab, und bald war aus der unfruchtbaren Einöde ein fruchtbares, freundliches, liches Tal geworden, dem man der Name Clairvaux gegeben wurde. Das Kloster Clairvaux, dem Bernhard bis zu seinem Tode

als Abt vorstand, entwickelte sich in der Folge zu einem Musterkloster, und immer größer ward die Menge derer, die kamen, sich der Leitung des Heiligen anzuvertrauen. Ihre Zahl stieg auf 700, die dem hl. Abte auf den leisesten Wink, wie einem Engel des Himmels, gehorchten. Auch viele andere Klöster verdankten dem seltenen Manne ihr Entstehen. Noch bei Bernhards Lebzeiten stieg ihre Zahl auf 160; 200 Jahre nach seinem Tode zählte der Orden schon mehr als 700 Abteien, und so können wir mit Recht behaupten, daß St. Bernhard es vor allem war, der dem Cisterzienserorden zu seiner hohen Blüte verholfen hat.

Auch auf anderen Gebieten war der heilige Abt in segensreichster Weise tätig. Er war der einflussreichste Ratgeber der Fürsten, Friedensstifter und Vermittler, das „Orakel seiner Zeit.“ Hochgestellte geistliche und weltliche Personen, Könige und Päpste baten ihn um Rat; seine Stimme galt bei allen wichtigen Unternehmungen am meisten, sein Wort war von entscheidender Bedeutung. Als vom Morgenlande her die traurige Nachricht kam, daß Edeffa gefallen sei und das hl. Land in großer Gefahr stehe, von den Muhamedanern erobert zu werden, da war es der Abt von Clairvaux, dem der Papst den ehrenvollen Auftrag erteilte, einen zweiten Kreuzzug zu predigen. Und er entledigte sich dieses Auftrages in glänzendster Weise. Zunächst begab er sich zum französischen König Ludwig VI., den er schnell für die hl. Sache gewann. Größeren Schwierigkeiten begegnete er in Deutschland. In Frankfurt traf er mit dem Kaiser Konrad III. zusammen. Seine Bemühungen, den mächtigen Herrscher zur Teilnahme an dem Zuge ins Morgenland zu bestimmen, hatten keinen Erfolg, und unverrichteter Sache kehrte er wieder zurück. Bernhard aber verlor nicht die Hoffnung. Nochmals kam er mit Konrad in Speier zusammen, und hier siegte er über den Widerstand des Fürsten, der nun ebenfalls das Kreuz nahm, um an der Befreiung des hl. Landes teilzunehmen.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß St. Bernhard auch ein inniger Marienverehrer war. Wenn er von der Schönheit und Lieblichkeit der Gottesmutter predigte, dann flossen die Worte wie Honig von seinen Lippen, und mit Recht wird er noch heute mit Vorliebe „der honigfließende Lehrer“ genannt.

Es war am 20. August des Jahres 1153, als der große Abt und Kirchenlehrer, 62 Jahre alt, einging in die ewigen Freuden. Seine Leiche fand ihre Ruhestätte vor dem Muttergottesaltare in Clairvaux. Schon 12 Jahre nach seinem Tode ward er vom Papste feierlich unter die Zahl der Heiligen verehrt.

— Ein Schutzengel fest in den Alpen.

Von A. Berkall.

An den Bergen lagerten schwarze Wollen; tiefer und tiefer sanken sie ins Thal. Der Sturm erhob seine machtvollen Schwingen, pfeifende und heulende Stimmen mit dem von dem Felsen zurückgeschleuderten Getöse des rollenden Donners vermischend. Schwere Tropfen klatschten hernieder; ich beeilte daher meine Schritte, umher spähend nach einer menschlichen Wohnung, die mir Schutz gäbe für die entfesselten Naturgewalten. Da entdeckte ich beim grellen Schein auflodernder Blitze abseits vom Wege ein Dach, dessen Unterbau durch eine höherliegende Wiese verdeckt war.

Rasch durchschritt ich den schmalen hinführenden Pfad und stand bald vor einem umfangreichen Gebäude.

Das Wollen der Gunde hatte mein Rahen verkündet; ein Mann trat vor die Tür und rief mir zu: „Kommt herein, das Wetter ist recht böse!“

Gerne folgte ich der ernst aber nicht unfreundlich gegebenen Einladung, trat in eine kühle Diele, legte den schweren Rucksack ab und sah bald, wohlgeborgen vor dem tobenden Wetter, auf der Bank neben dem Herd, dessen Feuer des Gewitters wegen gelöscht worden war.

Das Dienstvolk hatte sich dort versammelt; eine Magd sprach die uralten Gebete gegen die Gefahren des Gewitters und die Vitanei zu allen Heiligen; die übrigen respondierten.

Der Bauer beteiligte sich nicht an der Andacht. Regungslos starrte er vor sich hin, keine Miene zuckte in seinem Gesicht, mochte der Sturm an dem Hause rütteln, der rollende Donner das Gebet der Magd überhören, die Wille durch die geschlossenen Fensterläden leuchten.

Der Mann erregte mein Interesse. Ueber breiten, buschigen Augenbraunen wölbte sich eine hohe, von tiefen Furchen durchzogene Stirn; aus dem blassen Gesicht leuchteten scharf bli-

lende Augen. Die breite Schulter, die muskulösen Arme verstrahlten seltene Kraft.

Als sich die Natur beruhigt hatte, nannte ich ihm Namen und Stand und erzählte, wie ich hierher gekommen.

„Es ist ein jäherer Weg, den Ihr gemacht habt,“ war die Antwort. „Ich bin ihn öfter gegangen, um jenseits Vieh zu kaufen, Ihr könnt froh sein, daß das Wetter nicht da oben über Euch gekommen ist.“

Ich fragte nach dem nächstliegenden Gasthof, aber der Bauer sagte: „Ich kann Euch nicht raten, geht den schlechten Weg zum Dorfe hinabzusteigen. Bleibet hier, der Niedhof wird Euch gerne beherbergen.“

Ich nahm die Einladung um so freudiger an, da ich müde geworden war, und folgte meinem Wirt in ein großes, dunkles, getäfeltes Zimmer, wo für uns beide der Tisch gedeckt wurde; das Dienstvolk speiste auf der Diele.

Die Anstrengung hatte mich hungrig gemacht, und so sprach ich tüchtig dem knusperigen Samubraten, dem stark geschmalzten Schmarren und dem herben Rotwein zu. Mein Wirt aß, trank und sprach wenig, lauschte aber aufmerksam meinen Erzählungen von der Industrie und der Landwirtschaft am Rhein.

Als die große Steuhr die zehnte Stunde verkündete, stand der Bauer auf: „Ihr werdet müde sein, erlaubt, daß ich Euch in Euer Schlafzimmer führe.“

Es war Sonnabend und so fragte ich am folgenden Tage Gelegenheit geboten sei, einer hl. Messe beizuwohnen zu können.

Der Bauer öffnete die Tür und rief: „Creszenz!“ Ein Mädchen in Tirolertracht, die Haushälterin des unverheirateten Bauers trat in das Zimmer.

„Creszenz, der Herr will wissen, wann er morgen der Messe beizuwohnen kann.“

Das Mädchen belehrte mich, daß am nächsten Tage das Engelfest oben auf der Steinmatt gefeiert werde; um 7 Uhr zöge die Prozession dort hin; sie käme an Niedhof vorbei.

Ich beschloß, mich der Prozession anzuschließen, hoffte ich doch, bei dieser Gelegenheit ein mir bis dahin noch unbekanntes Stück Alpenleben kennen zu lernen.

In dem in echt Tiroler Weise mit großem Kreuzfirz-Weißwasserfessel, Statue der Mutter Gottes und einigen Heiligenbildern sowie mit geeignetem Buchs ausgestatteten Schlafzimmer fand ich bald im weichen Federbette erquickende Ruhe. Das laute Gekacker des Federviehes weckte mich am frühen Morgen. Rasch kleidete ich mich an und trat auf die lange hölzerne Veranda, die rings um das Haus lief.

Die hehre Alpenwelt erschien wie geschmückt zu dem Feste, tief unten sah ich Häuser und Häuschen, gruppiert um einen spizen Kirchturm, der in der Morgensonne grünlich schimmerte; gerade vor mir frisch glänzende Matten; hoch darüber winkten blendend weiße Ferner.

Der Weg, den ich gestern gekommen, führte weiter um das stattliche Antefen herum zu einer Einsattelung hinansteigend, hinter welche sich wieder mächtige Höhen erhoben.

Bewundernd hasteten meine Blicke an der großartig aufgetürmten Gebirgswelt. Da trat Creszenz zu mir und sagte: „Wenn es dem Herrn gefällig ist, so kommt zum Frühstück. Die Prozession wird bald ausziehen.“

Ich folgte dem freundlichen Mädchen und fand den Tisch reich bedeckt mit Brot und Eiern.

Ich fragte nach dem Bauer, worauf mir bemerkt wurde, daß er noch schlafe.

Dann ertönte vom Dörfchen her Glodenklang, Musik und Gesang; Fahnen und Fähnchen flatterten in der bewegten Morgenluft und gleich einer langen bunten Schlange wand sich die Prozession die Höhe herauf, einen eigenartigen Schmuck in die Landschaft bringend.

Das bei Tiroler kirchlichen Festen niemals fehlende Schützenkorps eröffnete den Zug. Eine Dorfkapelle, weiterfeste Musikanten, begleitete mit einfachen kräftigen Akkorden das uralte Wallfahrtslied „In Gottes Namen fahren wir.“ Kinder, alle Blumenkränze in der Hand, Männer und Frauen in der malerischen heimischen Tracht, lehtere den hohen Spitz mit der Goldtrödel auf dem Haupte, schritten gemessenen Schrittes dahin, belend und singend.

Mit dem Hofgesinde schloß ich mich an, und langsam ging es Läger; eine kurze Zeit durch eine finstere Enge, in welcher die Stimmen der Betenden und Singenden vielfach widerhallten. Nachdem der Zug noch eine über einen rauschenden Bach hinüberführende Brücke, dann eine scharf ansteigende steinige Rampe überschritten hatte, kamen wir auf einen weiten mit Felsentrümmern überstreuten Platz, in dessen Mitte sich die

Kapelle erhob, ein Holzbau mit kleinem Türmchen und einem silberhellen Glöckchen.

Das Kirchlein war zur Feier des Tages mit frischem Grün geschmückt, eine Dasei in der Wildnis der Berge. Vor dem Eingange hatten sich eine lange Reihe Senner und Sennerinnen aufgestellt, die hinabgestiegen waren, um dem eigens für sie eingerichteten Gottesdienste beizuwohnen.

Da die Kapelle nicht alle fassen konnte, war die Türe ausgehoben. Die im Innern nicht Platz fanden, stellten sich vor dem Kirchlein auf, viele setzten sich auf den Boden.

Nach dem Credo vereinigten sich die in der Kirche Versammelten mit den außen Weilenden; der Priester bestieg eine durch Naturgewalten geschaffene Kanzel, einen mächtigen Felsblock, und verkündigte die Worte des Glaubens.

Er schilderte den Schutz der hl. Engel in leiblichen und geistigen Gefahren, und mahnte die Hörer, nie zu vergessen, daß ein Engel sie begleite, auf diesen zu bauen und ihn als Tröster und Hüter anzurufen in der Vergeinlichkeit, im Leben und im Tod.

Inmitten der gewaltigen Szenerie, unter dem Gezelt eines tiefblauen Himmels wirkte das von dumpfem, fernem Getöse fallender Lawinen begleitete Rahmwort des Kuraten mächtig auf die Herzen der Hörer.

Nach Beendigung des Gottesdienstes bewegte sich die Prozession wieder dem Tale zu. Viele aber blieben oben, wo sich jetzt ein munteres Treiben entwickelte. Die aufgeschlagenen Buden waren bald umlagert von solchen, denen es nach Englan und Wein, nach Mäthli und Kräftli gelüftete und sich so für den nachmittägigen Reigentanz stärkten.

Es tat mir leid, daß ich diesen nicht abwarten konnte, da ich nicht länger die Gastfreundschaft des Niedhofes in Anspruch nehmen wollte, und so stieg ich hinab.

Auf dem Dose fand ich nur den Hausherrn und Creszenz. Ersterer jagt vor der Tür.

Ich bot ihm den Morgengruß und sagte, ich wollte meinen Rucksack holen und weiter ziehen.

Er erwiderte: „Bleibt noch, es wäre mir eine Freude. Wenn es Euch dann gefiele, würde ich morgen mit Euch den Weg über das Sonnenjoch machen. Jenseits habe ich Geschäfte.“

Da ich den Tag des Herrn gerne in Ruhe verlebte, so war mir die Einladung sehr willkommen, und so verbrachte ich den Nachmittag still in der Gesellschaft des Bauern, der mir sein Vieh, seine reichen Wiesen und seine spärlichen Aecker zeigte.

Erst bei eintretender Dämmerung fanden sich die Dienstleute wieder ein.

Am nächsten Morgen, als die Frühglode ihre silberhellen Töne über das enge Tal sendete, stieg ich, von dem Bauer begleitet, aufwärts der Gletscherwelt zu, die in der Ferne leuchtete. Wir schritten rüstig voran. Bald lagen Wiesen und Wälder hinter uns, die Gegend wurde einsamer und wilder, wir waren an der Grenze des Krummholzes gekommen, wo nur noch die niedrige stiellose Silene, das Hungerblümchen und das Berggymnastium wachsen.

Das Sonnenjoch war bald überschritten, wir ruhten eine Weile aus, aßen ein lüchtiges Stück Brot und Fleisch und tranken dazu den unvermeidlichen Englan.

Wein sonst schweigender Gefährte war etwas aufgetaut und warf hin und wieder ein Wort in die Unterhaltung.

Ich erzählte ihm von dem gestrigen Feste und der schönen Predigt des Herrn Kuraten und fügte bei: „Auch für den Wanderer in der Einsamkeit des Hochgebirges ist es ein Trost, daß er sich zur Seite den schubenden Engel weiß.“

Der Bauer schaute still vor sich hin, dann aber sagte er herbe und bitter: „Das, was Ihr da sagt, klingt ganz schön —; aber wo bleibt der Schubengel, wenn Gefahr droht? Ich glaube nicht an Euren Schubengel.“

Erstaunt schaute ich auf den Sprechenden.

„Aber Niedbauer, wie könnt Ihr so sprechen? Alle Gottesgelehrten sind doch der Meinung, daß jeder Mensch einen Schubengel hat.“

„Ich weiß nichts von ihm,“ grollte der Bauer, „und die studierten Herren haben auch noch keinen Schubengel leibhaftig gesehen.“

Dann deutete er mit dem Finger nach oben: „Wildheuer!“

„In der fast senkrecht über uns sich erhebenden Felswand fliegen ein Mann und ein Knabe, beide ein Bündel Heu auf dem Rücken tragend, langsam hinab.“

Vorsichtig tastete der voranschreitende Knabe an dem weglosen harten Gestein vorbei, immer spähend und prüfend, wo ihn er seinen Fuß setzen sollte.

Angstlich folgten meine Blicke den Schritten der armen Leute, die um das bißchen Heu ihr Leben wagten und auf Klip-

pen wanderten, wo der Pfad die Furcht verschlingt, wohtn verzweifelt nur die Gense springt.“

Jetzt bog der Knabe um einen Felsenvorsprung, ich wagte kaum zu atmen, der ältere folgte langsam.

Dann ging es in gerader Richtung hinab durch eine enge Nille, wo die Heubündel rechts und links an der Felsenwand anstießen.

„Ein toaderer Junge,“ bemerkte mein Gefährte.

Ich hörte kaum auf die Worte, gespannt folgten meine Blicke den Bewegungen der Leute.

Da stieß der Knabe mit seinem Bündel hart an eine Felskante, er glitt aus und — in rasender Schnelligkeit fuhr es die Nille hinab der Tiefe zu. —

(Schluß folgt.)

Allerlei.

— „Der Aberglaube in der Wissenschaft der Jesuiten.“ Mit dieser Ueberschrift bringt die „Magdeburger Zeitung“ einen Leitartikel, der beginnt wie folgt: „Zu den besonderen Eigentümlichkeiten des Jesuitenordens gehört bekanntlich die Pflege des abergläubischen Wanders, Heiligen- und Reliquienlaubens. Wie der Jesuit Spee zu seinen Lebzeiten die Entdeckung des Hexenwahn's sorgfältig vor seinen Ordensoberen verbergen mußte, um nicht selbst als Ketzer verbrannt zu werden, so wurde vor einigen Jahren noch der Jesuit Grisar von den Ordensoberen zu einem halben Widerruf gezwungen, als er auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft zu München die Echtheit des lange in Genua als Reliquie verehrten Schwanzes jenes Esels bestritten hatte, auf dem Christus seinen Einzug in Jerusalem hielt.“ Anscheinend ist der Artikel wieder einer jener Dekorationsstücke entnommen, deren Erzeugnisse das Magdeburger Blatt mit einer selbst in der deutschen Kulturkampfpresse nicht ganz gewöhnlichen Kritiklosigkeit — und das will viel sagen — abdrucken pflegt. Im vorliegenden Falle ist sie noch biederer als sonst, denn der Kalauer von Grisar's „halbem Widerruf“ wegen des Eselschwanzes von Genua ist doch selbst für die stärksten Männer des Evangelischen Bundes etwas stark. Spee anlangend — unter der „Entdeckung des Hexenwahn's“ ist jedenfalls Spee's Cautio criminalis zu verstehen — wird vielleicht die Erinnerung interessieren, daß Spee bei Lebzeiten als Verfasser bekannt wurde und wegen des anonym erfolgten Druckes der Cautio vorübergehend in Ungelegenheiten geriet; er wurde aber nicht verbrannt, sondern starb in allen Ehren als Mitglied der Gesellschaft. Der Jesuitengeneral in höchst eigener Person hat ihm weitere Scherereien wegen seines tapferen Hexenbuches erpart. Das Genauere mag man im Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft (Jahrgang 1900) nachlesen.

Die Hungersnot im Ramaqualand schildert recht deutlich folgender Brief des Herrn Bischofs Simon von den Oblaten des heiligen Franz von Sales, apostolischer Vikar am Oranjesflusse (Ramaqualand), an den Pater J. Lebeau, Provinzial und Kirchendirektor in Wien: „Lieber Pater! Ich nehme wieder einmal meine Zuflucht zu Ihnen, zu Ihrer Anhänglichkeit und Hingebung! Kommen Sie uns zu Hilfe, machen Sie Wohlthäter ausfindig, von denen wir rasche Hilfe erwarten können! — Meine Mission ist von einer Hungersnot bedroht! Rufen Sie das in meinem Namen allen grohmütigen und teilnahmsvollen Menschen zu. Seit achtzehn Monaten ist hier kein Tropfen Regen gefallen, alles ist ausgedorrt. Schon gingen unsere Vorräte zu Ende, da erhielt ich zum Glück einige Säcke Getreide. Der Transport durch die Wüste ist schwierig geworden und verursacht fast unerschwingliche Kosten, weil die Zugtiere oft vor Durst unterwegs zugrunde gehen. Und was das Schrecklichste ist, selbst wenn es regnen und Gras und Futter wachsen sollte, würden die Heuschrecken, die in vielen Millionen den Boden bedecken, alles wieder abreißen. Unsere Christen haben Bella verlassen müssen und sind in die Ferne gezogen; nur Kinder, Greise und Kranke, die nicht fortziehen konnten, sind zurückgeblieben und sie alle fallen nun mir zur Last — haben Sie also Erbarmen mit uns!“ — Spenden zur Vinderung dieser Not sind direkt oder durch jede Zeitungsadministration an Pater J. Lebeau, Provinzial, Kirchendirektor und Herausgeber des „Licht“, Wien, I. Annagasse 3B, zu senden. In Deutschland werden dieselben in der Kanzlei des Blattes „Das Licht“, München, Rottmannstraße 15/., entgegen genommen.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 34.

Düsseldorf, den 26. August.

1906.

Inhalt: Evangelium zum zwölften Sonntag nach Pfingsten. — Parabel vom barmherzigen Samaritan. — Karrikatur-Regenden. — Die Deserteure. — Ein Schutengelst in den Alpen. (Schluß.)
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zwölften Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas X, 23—37.

„In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet! denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen: und hören, was ihr höret, und haben es nicht gehört. Und siehe, ein Gesetzeslehrer trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erwerben? Er aber sprach zu ihm: Was steht geschrieben im Gesetze? Wie liestest du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben! Jener aber wollte sich als gerecht zeigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund, und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da stieg es sich, daß ein Priester denselben Weg hinauszog; und er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit: er kam an den Ort, sah ihn, und ging vorüber. Ein reisender Samaritaner aber kam zu ihm, sah ihn, und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, verband seine Wunden und goß Öl und Wein darin; dann hob er ihn auf sein Lasttier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des andern Tages zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirte, und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm getan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Gehe hin und tue desgleichen!“

Die Parabel vom barmherzigen Samaritaner.

Um die frohe Botschaft vom Reiche Gottes zunächst zu hören und dann der heilsbegierigen Menschheit zu verkündigen, wurden nicht etwa Gelehrte und Weltweise vom göttlichen Erlöser berufen, sondern es waren arme, ungebildete Leute, die Er Seines gnadenvollen Unganges würdigte und zu Seinen Aposteln erhob, die Sein Evangelium aller Welt predigen sollten. Da verstehen wir, lieber Leser, wie der Herr im heutigen Evangelium diesen zwölf Erwählten die ganze Größe ihrer Auszeichnung in den majestätischen Worten vorhält: „Selig die Augen, die sehen, was ihr sehet!“ Und indem Er sie mit den zahlreichen Propheten und den frommen Königen des Alten Bundes vergleicht, fühlen die begnadigten Jünger sich zweifellos gemahnt an die Verantwortung, die sie mit ihrem Apostelamte übernommen haben.

Ein „Gesetzeslehrer“ tritt nun auf; dieser ahnt selbstredend nicht, daß er, den Herrn „versuchend“, „Seinen Absichten entgegenkommt; im Verlaufe der Unterredung

werden die Jünger leicht sich überzeugen, daß ihr Meister „nicht gekommen sei, um das Gesetz aufzuheben, sondern um es zur Vollendung zu bringen“ (Matth. 5). Auf die Frage des Gesetzeslehrers: „Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erwerben?“ — antwortet deshalb der Herr mit einer Verweisung auf das israelitische Gesetz: „Was steht im Gesetze geschrieben? Was liestest du da?“ — Der Gesetzeslehrer muß es selbst aussprechen, trifft es auch ganz richtig und erhält die Mahnung, nach diesem Gesetze zu leben: „dann werde er das ewige Leben erwerben.“

Es ist das uralte Gebot, das auch im Messianischen Reiche seine volle Bedeutung behalten soll: „Liebe Gott über Alles und Deinen Nächsten wie dich selbst!“ Da will der Gesetzeslehrer sich „rechtfertigen“; er hat das richtige Gefühl, daß er sich mit seiner Frage eine Blöße gegeben, weil er um etwas fragte, was er längst schon wußte und als Gesetzeslehrer wissen mußte. Freilich hatte er die Absicht gehabt, durch seine Frage den Herrn irgendwie zum Gesetze in Gegensatz zu bringen; dieser Versuch ist mißlungen und, nur um seinen Rückzug zu decken stellt er die weitere Frage: „Wer ist denn mein Nächster?“ Diese Frage war wohl am Plage, denn sie galt einer Schwierigkeit, die jedem gewissenhaften Israeliten zu schaffen machte: namentlich ob es in der Tat genüge — wie das Gesetz verstanden wurde — einfach in den Stammesgenossen, in den Angehörigen des ausgewählten Volkes, seine „Nächsten“ zu erkennen, so daß also der Samaritaner wie der Heide davon ausgeschlossen wäre. Und der Herr geht auf die Frage ein, obwohl auch sie nicht in redlicher Absicht gestellt ist; die Beantwortung enthält darum eine scharfe Zurechtweisung für den Gesetzeslehrer: er soll inne werden, wie wenig Israel für das Gesetz, und speziell für die Pflicht der Nächstenliebe, Verständnis habe.

Jesus antwortet durch die lehrreiche, rührende Parabel „vom barmherzigen Samaritaner“; denn so war es Seine Gewohnheit, auf Fragen, die einen „versuchenden“ Charakter hatten, keine direkte Antwort zu geben. Schon darin zeigte Er sich als den Herzenskenner! Allein hier kam noch ein besonderer Umstand hinzu: die Frage selbst war von einer Art, daß sie nur durch ein „Beispiel“ ganz beantwortet werden konnte, um den Widerspruch darzutun, in dem der tote Buchstabe des Gesetzes mit der lebendigen Wirklichkeit geraten war.

Der Wanderer, der von Jerusalem aufbricht, ist zweifelsohne ein Jude, doch fehlt jede anderweitige Angabe seines Standes und Charakters; vielleicht war's ein Zöllner, da Jericho ein Hauptzollamt hatte. Und wenn dieser nun auf dem Wege von Räubern ausgeplündert, mit Wunden bedeckt, als halbtot zurückgelassen wird, — dann

Aber weder von dem vorübergehenden Priester noch von dem vorübergehenden Leviten, sondern von einem reisenden Samariter die Hilfe findet, wie sie in rührender Weise geschildert wird, so ist der nächste Sinn der bildlichen Erzählung klar genug. Darum muß auch der Geseheslehrer selbst gestehen, daß derjenige von den Dreien, der sich des Halbtoten mitteilidig angenommen, sich als dessen „Nächst er“ bewährt habe, indem er durch die Tat bewies, daß er „seinen Nächsten liebt, wie sich selbst.“

Der „Samariter“ aber ist, wie der Geseheslehrer recht gut weiß, nicht nur kein Israelit, sondern (als solcher) ein geborener Widersacher Israels, der instinktmäßig jeden Juden haßt, wie er umgekehrt sich von jedem Juden gehaßt und gemieden weiß. Und hier kommen wir, lieber Leser, auf den wahren Sinn der Parabel. Indem nämlich der Samariter „sich selbst verleugnet“, seiner „Natur“ Schweigen gebietet und sich des Israeliten — des Feindes — erbarmt, zeigt er die Pflicht der Nächstenliebe in einem Lichte, wie sie der Herr von denen fordert, die sich als Seine Jünger bekennen und als solche sich Hoffnung machen, „das ewige Leben zu erlangen.“

Mit den Vätern und Lehrern unserer hl. Kirche müssen wir hier aber, lieber Leser, noch eine besondere Seite der herrlichen Gleichnisrede ins Auge fassen: Die Väter erkennen einstimmig in dem Samariter den Heiland Selbst, der Sein eigenes Erbarmen mit Israel in diese rührende Parabel kleide und damit Sich Selbst als Vorbild aufstelle dafür, wie die Nächstenliebe von uns allen zu üben sei. Mit der Menschwerdung des Sohnes Gottes ist von Seite Gottes tatsächlich die alte Feindschaft überwunden, die seit dem Falle unserer Stammväter Gott und Menschen auseinanderhielt. Und das ganze Leben des Gottmenschen — wenn Er unter den Israeliten als ihr Mitbruder, als ihr „Nächster“ wandelt — ist nur die fortlaufende Betätigung jener „Feindesliebe“, die mit Seiner Menschwerdung als neue, ungeahnte Wahrheit auf die Erde herniedergefallen ist. Die erhabene Pflicht der Nächstenliebe — und speziell der Feindesliebe — findet so, in dem Beispiel Jesu, ihre tiefste Begründung, die auch mit Seiner Mahnung zusammenfällt: „Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist!“ (Matth. 5)

S.

* Karrikatur-Legenden.

Legenden sind keine Geschichtswerke. Legenden der Heiligen sind also auch keine geschichtlichen Lebensbeschreibungen. Manche haben einen geschichtlichen Kern, vor allem eine geschichtliche Persönlichkeit zum Mittelpunkt. Aber nicht alles, was an ihr behauptet wird, ist geschichtliche Wahrheit. Eben deshalb nennen wir diese Werke Legenden und nicht Lebensgeschichten der Heiligen. Besonders ist das von dem vielen Wunderbaren zu sagen, was in den Legenden zumal älterer Heiliger erzählt wird. Es gibt sogar Heiligenlegenden, in denen nicht einmal die Persönlichkeit, deren Leben beschrieben wird, historisch ist. Wie diese Legenden entstanden sind, wie nach und nach der geschichtliche Kern durch Zutaten aus der Phantasie der Legendenreiber oder aus dem Leben anderer Heiliger geschöpfter Details, oder durch Wiedergabe von ähnlichen im Volksmunde umlaufenden Erzählungen ausgeschmückt und wie oft wahre Begebenheiten, die rein geistiger Natur waren, materialisiert, also z. B. geistige Erleuchtungen in himmlische Erscheinungen umgewandelt wurden, wie z. B. die standhafte Geduld der Märtyrer oft dargestellt wird als Unversehrtheit des Leibes in Feuerqualen usw., kurz wie so manches Wahre übertrieben und umgeformt wurde — das haben, so schreibt das vorzügliche Magazin für vollständige Holografik, in letzter Zeit zwei bedeutende Werke gründlich nachgewiesen: nämlich das Werk des gelehrten Hollandisten Vater Hippolyt Dela haye S. J. (Brüssel 1906): „Les légendes hagiographiques“ und die bei N. B. Bachem in Köln erschienene vorzügliche Schrift des Würzinger Universitätsprofessors Dr. G. Günther: „Legendenstudien.“ Die Christenheit der ersten Jahrhunderte und namentlich die des Mittelalters war so unbesonnen und naiv gläubig, daß sie auch die Legenden willig ansahen, sich daran erbaute, selbst wieder Legenden schuf und darin etae

fülle oft von Poesie, oft aber auch von bitterer Roheit, unserm Geschmack nicht mehr zusagend, niedergelegt hat. Die Legende hat aber, schon sie nicht Geschichtswert ist, dennoch ihren hohen geschichtlichen, kulturellen, literarischen Wert. Schlichte, gläubige Gemüter werden sich auch heute noch an vielen tief innerlich erbauen, auch wenn der kritische Verstand ihnen sagt: Es ist nicht alles wahr, was darin enthalten ist. Aber unsere Zeit ist nun einmal eine kritische, und so würden sicher die Heiligen-Legenden besser wirken, wenn aus dem Leben der Heiligen, soweit diese selbst historische Persönlichkeiten sind, alles ausgeschlossen würde, was erweislich unhistorisch ist oder die Merkmale der Erfindung und Ausschmückung deutlich an der Stirne trägt. Historische Lebensbilder der Heiligen — das ist es, was unsere Lesewelt verlangt und beanspruchen kann. Wer in der Legende Erbauung und poetische Erhebung sucht, wird sie darin immer noch finden und finden können, wer aber aus der Lektüre der Heiligenleben wirklich geistigen und seelischen Nutzen ziehen und Argumente für die Wahrheit unseres Glaubens und die Heiligkeit unserer Kirche schöpfen will, wird zu historischen Heiligenlebensbeschreibungen greifen müssen. Diese können, wenn der Inhalt historisch ist, um so anziehender geschrieben sein und die Heiligkeit selbst ist ja etwas so Poetisches und Erhebendes, daß sie schmüdender Zutaten nicht bedarf. Mühte die apokryphe Literatur uns recht viel historische Lebensbeschreibungen der historischen Heiligen bringen!

Da wir Katholiken von heute dieses innig wünschen und offen fordern, können wir um so entschiedener protestieren gegen die im „Wiener Alldeutschen Tageblatt“ seit Wochen und Monaten unternommenen Verzerrungen und Verhöhnungen so mancher Legenden, die in den Schmutz gezogen werden, damit der Schmutz aufspritze gegen die Kirche und unsern Glauben, damit das Blatt und seine Nachbeter darauf den Ruf erheben können: Seht, wie dumm die Katholiken sind, daß sie an so etwas glauben, seht, wie die Kirche auf die Dummheit der Masse spekuliert und darum die Massen verdummt, damit sie nachher die Dummheit ausbeuten könne! Die Kirche hat nie dem Volke gesagt, daß Legenden historische Wahrheit sei, aber sie hat die Legenden gebildet, weil das schlichte Volk von damals sich daran erbaute, daran seine Freude fand, ohne lang zu grübeln, ob alles oder nur einzelnes oder auch gar nichts daran historisch sei. Das Volk selbst hat ja viele Legenden geschaffen und aus dem Volksglauben schöpfen wieder die Legendenreiber. Gerade in den Zeiten, wo historische Heilige besonders zahlreich lebten, hatte die Legendenbildung ihren Höhepunkt, wie Günther nachweist, nämlich in der Zeit, wo Franziskus und Dominikus, der hl. Ludwig und die hl. Elisabeth von Thüringen lebten. „Dem Mittelalter fiel es leichter“, sagt Günther so schön, „ein Heiligenleben zu leben, als es zu beschreiben.“ Um das heilige Leben nach unserm Glauben und unserer Kirche zu verhöhnern, führt das alldeutsche Organ und seine Abschreiber nicht das historische Leben historischer Heiliger den Lesern vor Augen, sondern zerrt die Legenden an die Öffentlichkeit, ja es verzerrt und fälscht dieselben noch. Die falschen gehässigen Darstellungen dieser Karrikatur-Legenden im Einzelnen richtig zu stellen, das lobte nicht der Arbeit, daß man zu solchen Karrikaturen greift und daraus Schlüsse zieht, ist der beste Beweis, wie faul die Sache ist, die mit solchen Mitteln vertreten werden muß.

○ Die Deserteure.

Erzählung von Herbert Windt.

Hans von Sendenburg war Postexpedient in einem preussischen Infanterie-Regiment gewesen. Da aber seine noblen Passionen im umgekehrten Verhältnis zu seinem, oder besser zum Geldbeutel seines Herrn Vaters, eines pensionierten Majors, standen, hatte er den bunten Rock schon wieder ausziehen müssen, ehe noch die glänzenden Epaulettes des Leutnants seine jugendlichen Schultern zierten. In bescheidenem Zivil war er im Vaterhause eingetroffen und hatte dem stöhnenden Donnerwetter des alten Herrn mit edler Festigkeit, wenn auch mit bescheidenem gesenktem Haupt, standgehalten. „Was soll nun mit Dir werden?“ hatte der Major am Ende seiner Strafpredigt ausgerufen. Ja, wenn er es nicht wußte, Hans wußte es ganz sicher nicht. Wenn es nach seinem Sinn gegangen wäre, hätte er die Laufbahn als Weltreisender gewählt. Schon seit frühesten Jugend war es sein heißer Wunsch gewesen, ferne Länder und Völker kennen zu lernen, aber der Ueberfluß im Geldmangel in der väterlichen Kasse verbot das ganze von selbst. Einige erfahrene Tanten, die zum Familientat versammelt wurden,

überlegen eifrig mit, was zu tun sei; da kam der Major auf eine Idee, er erinnerte sich dunkel seines jagenhaften Vaters, der als junger Offizier entgleist und in die niederländische Kolonialarmee eingetreten war, wo er es bis zum Kapitan gebracht hatte. Später hatte er eine immens reiche Pflanzergüter geerbt und sah jetzt vielleicht auf irgend einer Plantage in Hinterindien. Von sich hatte er nichts wieder hören lassen. „Bist Du in die holländisch-indische Armee eingetreten?“ fragte der Major seinen Sohn. „Zum Soldaten bist Du nun einmal erzogen und bei guter Führung kannst Du Karriere machen.“ Hans bedachte sich nicht lange. Sein Wunsch, überseeische Länder zu sehen, würde erfüllt werden, und da er nicht geringes Selbstgefühl besaß, sah er sich schon als General, mit Ehren überhäuft, zurückkehren. Er wurde also von den guten Lanten sorgsam ausgestattet, der alte Major gab ihm soviel Geld, als er irgend entbehren konnte mit und so reiste Hans von Sendenburg mit frohem Herzen nach Harderwijk, der kleinen Werbestadt am Zuydersee. Wenn Hans geglaubt hatte in seiner früheren, oder einer diesen entsprechenden Charge eingestellt zu werden, so sollte er bitter enttäuscht werden. Zwar nahm man den kräftigen jungen Mann mit offenen Armen auf, aber als Gemeiner sollte er eintreten. Wohl wurde ihm baldiges Advancement in Aussicht gestellt, aber immerhin kostete es ihm einige Ueberwindung, den für 6 Jahre bindenden Kontrakt zu unterzeichnen. Endlich entschloß er sich, weil er nicht unberrichteter Sache zurückkehren wollte.

Da stand er nun, mit Drillhosen und blauer Jacke bekleidet inmitten einer Schar angehender indischer Krieger auf dem großen Kasernenhofe und schälte Kartoffeln. Es war im März und noch empfindlich kalt, sodaß ihm bei der ungewohnten Arbeit die Hände blau und steif wurden. „Kui Deibel, das habe ich mir anders vorgestellt,“ dachte er laut. „Ganz meine Ansicht,“ stimmte ihm ein anderer Kartoffelschäler zu. Dieser, ebenfalls ein junger Deutscher, namens Wehmüller, seines Zeichens verfloßener Korpsstudent, näherte sich Hans nach vollbrachter Arbeit und die beiden wurden bald vertraut. In einigen Wochen folgte die Abreise nach Batavia und die beiden Freunde wurden zu ihrer Veranlassung zusammen in einem im Inneren Javas, in M. garnisonierenden Bataillon zugeteilt.

Beide taten nur den notwendigsten Dienst und als Hans sah, daß es ihm als Ausländer unmöglich sein werde, jemals den Offiziersrang zu erreichen, verzichtete er freiwillig auf die Würde eines Unteroffiziers. Wehmüller tat dasselbe. Jede freie Minute benutzten sie zu Streifereien in den Eingeborenenhöfen und den Niederlassungen der Chinesen. Wehmüller, der ein entschiedenem Sprachengenie war, beherrschte nach wenigen Monaten nicht nur die malaiische Umgangssprache, sondern auch den sonderbaren gutturalen Dialekt der Javanen vollkommen. So verging ein Jahr. Da trat ein unerwartetes freudiges Ereignis ein. Wehmüller beerbte eine alte Tante und eines Tages zahlte ihm der Sergeant-Major der Kompanie 12 000 Gulden bar aus. Sofort brachte der vorstichtige, reiche Mann 11 000 Gulden zu einem ihm befreundeten chinesischen Bankier, während er 1000 Gulden in Gemeinschaft seines Freundes Hans, der direkt vorgehenden Unteroffiziere und anderer deutschen Kameraden mit verblüffender Schnelligkeit an den Mann brachte.

Die zu Vergnügungszwecken bestimmte Summe war beinahe verbraucht, als Hans und Wehmüller eines Tages in einer ambonesischen Palastweinschenke besonnen saßen. „Gefällt es Dir hier noch?“ fragte Wehmüller. „Nicht besonders,“ lautete die Antwort, „aber was hilft's? Wir sind ja fast noch auf 5 Jahre fest.“ „Wenn wir wollen,“ meinte Wehmüller, „ich bin jetzt ja ein reicher Mann und für viel Geld kann man Kirchtücher essen.“ „Wie ist dies Rätselwort gemeint?“ Hans erhob sich aus seiner nachlässigen Stellung und sah den Freund gespannt an. „Nun, denke ein Klimawechsel könnte uns nichts schaden, was meinst Du zu einem Ausflug ins Land der gelben Reitjaden?“ „Desertieren? Wehchen, wenn wir geschnappt würden, wäre und ein längerer Aufenthalt zu Radjol, der heiligen Sumpfbüste, sicher.“ „Ein kluger Mann läßt sich eben nicht schnappen; überleg Dir's, ich habe bereits Unterhandlungen mit jenem würdigen Greise angeknüpft. Er wies auf die Tür, in welcher soeben ein alter, verschmitzt aussehender Chinese erschien. Mit höflicher Verbeugung nahm er neben den beiden Freunden Platz und bald war eine eifrige Unterredung im Gange. Das Resultat mußte für alle Teile befriedigend sein, denn mit freundlichem Händeschütteln trennte man sich.

Am anderen Morgen meldeten sich Sendenburg und Wehmüller krank. Beide hatten hochgradiges Fieber, daß sie einem kleinen Fläschchen, das ihnen der höfliche alte Chinese

eingehändig, bedankten. Das hatten sie gerade gewollt. Diese militärische Heilanstalt bestand aus Bambusbaracken, die inmitten eines großen prächtigen Gartens lagen. Den Tag über lagen sie, fest in ihre Betten gehüllt, mit roten Köpfen auf dem Schmerzenslager und schlüpfen geduldig die ihnen dargereichten Chininpillen. Erst gegen Mitternacht, nachdem der wachhabende Sanitätsunteroffizier seine Runde gemacht, erhoben sie sich vorsichtig und schlüpfen in den Garten hinaus. Nichts regte sich. Nur die Fledermäuse schossen lautlos hin und her und machten Jagd auf handgroße Nachtfalter. Sie stiegen über den niedrigen Drahtzaun und Wehmüller ließ einen scharfen Pfiff ertönen. Bald darauf sah man die Helmschalen der beiden Krieger nicht mehr, wohl aber zwei chinesische Kulis, die einen riesigen Bambuskorb hinwegtrugen. Daß im Bauche dieses Korbes ein preussischer Fähnrich a. D. und ein ehemaliger Chargierter des Korps Allemannia Platz genommen, hätte wohl niemand geahnt.

Die Kulis setzten ihre seltsame Fracht im Hause des Bankiers Liang-ho, denselben, bei dem Wehmüller die 11 000 deponiert hatte, nieder. Der dicke Sohn des himmlischen Reiches hielt sich den umfangreichen Bauch vor Lachen, als unsere Gelder dem Korbe entstiegen. Doch es war keine Zeit zu verlieren. Am Morgen mußte ihr Gehen im Lazaret bemerkt werden und sie längst über alle Berge sein. Sie verschwand in einem Geheimzimmer des weitläufigen Hauses und eine Stunde später jagte ein Dog-Car in vollem Galopp auf dem Wege nach S., der nächsten Hafenstadt, dahin. Im Inneren des Wagens konnte man zwei bebrillte Chinesen, anscheinend dem Gelehrtenstande angehörend, sitzen sehen. Merkwürdig war es nun, daß die beiden Postträger sich in fehlerfreiem Deutsch unterhielten und sich mit den in China nicht sehr gebräuchlichen Namen Hans und Karl anredeten. Beim Morgenrauschen langten sie in S. an und stiegen vor einem chinesischen Gasthof ab, dessen Inhaber sie schon erwartert haben mußte, denn er empfing sie mit vertrauter Höflichkeit. Nachdem sie sich mit Speise und Trank gestärkt, unternahmen sie, riesige Sonnenschirme tragend, einen Rundgang durch die Stadt. Auffällig war die große Zahl der durch die Straßen ziehenden Militärpatrouillen und einer der Chinesen, es war der freche Wehmüller, fragte einen Sergeanten in malaiischer Sprache und mit ausgeführter Höflichkeit, was das zu bedeuten habe. „In Magelang sind zwei verdammte Rassen (Spotname für Deutsche) ausgerückt, antwortete der Unteroffizier. Jedensfalls werden sie versuchen, auf dem Wasser zu entkommen. Aber sie verrechnen sich, wir fangen sie sicher und bringen sie nach Tondjol, wo sie hingehören, das kannst du glauben Baba!“ (Anrede für Chinesen). Der falsche Baba versicherte eifrig, daß er, falls er verdächtige Leute sähe, sofort der Militärbehörde Anzeige erstatten wolle. Der Sergeant nickte dankend und zog mit seiner Patrouille weiter. „Die Nürnberger fangen keinen, sie hätten ihn denn,“ raunte Wehmüller seinem über die Freiheit des Kameraden starrten Freunde zu. Sie kehrten in ihren Gasthof zurück und am Nachmittag bestiegen sie eine chinesische Dschunke, die nach Shanghai in Segel gehen sollte. Kurz vor der Abfahrt kam noch eine Patrouille an Bord, die das Fahrzeug von oben bis unten nach den Flüchtigen durchsuchte, natürlich resultatlos. Die beiden ehrwürdigen Chinesen, die auf dem Verdeck sorglos ihre Pfeifen rauchten, wurden von Niemand verdächtig.

Glücklich langten Sendenburg und Wehmüller in Shanghai an und meldeten in einem humorvollen Brief an ihren ehemaligen Sergeant-Major in Magelang ihre Ankunft. Mit Wehmüllers Geld gründeten sie ein kleines Schiffsausrüstungsgeschäft, das vorzüglich florierte.

— Ein Schutzengelfest in den Alpen.

Von A. Bexhall.

(Schluß.)

Ich schrie auf, meine Knie zitterten. Der Niedbauer aber sprach ohne ein Wort an die Felswand, stemmte seine Knie dagegen, gerade unter dem fallenden Anaben, und so gelang es ihm, diesen in den ausgebreiteten Armen aufzufangen; der Anprall war furchtbar, beide stürzten zu Boden.

Der Bauer erhob sich schnell wieder, der Anabe blieb benommen liegen.

Sofort befreite ich ihn von seiner Bürde, während mein Gefährte ihm etwas Erntian einflöhte, auch seine Stirne damit anfeuchtete. Ich riß rasch seine Kleider auf, um zu sehen, ob er Verletzungen davongetragen.

Glücklicherweise hatte aber das Seubündel die Anstöße an das Gestein gemildert, nur die Haut war an einigen Stellen

blutrünstig unterlaufen. Um den Hals des Knaben auf bloßem Leibe gewahrt ich eine eigentümlich gestaltete Medaille. Auch der Bauer hatte sie bemerkt, griff hastig danach und ich sah zu meiner höchsten Verwunderung, wie er danach, erregt seine Augen in die Fuge des Gestürzten bohrte.

„Seraphin! — Seraphin!“ — — murmelte er. Plötzlich zog er den Knaben an seine schwer atmende Brust und strich ihm liebevoll über das Haupt.

Inzwischen hatte sich der ältere Bildhauer hastig herunter gearbeitet.

„Lebt er?“ rief er schon von weitem. Als er den Knaben unterlegt sah, sprach er, die Hände faltend und einen dankbaren Blick zum Himmel sendend: „Gott Dank! Sein Schutengel hat ihn behütet.“

Ich erzählte ihm, wie der Knabe gerettet wurde. Da ergriff er die Hände des Bauern: „Dank, Dank!“ sagte er innig. „Ist er Euer Sohn?“ fragte der Bauer.

„Das gerade nicht, aber Alfons ist uns so lieb wie uns nur ein eigener Sohn sein könnte.“

„Wie kommt Ihr an den Jungen?“

„Woher wir den Jungen haben? — Das will ich Euch erzählen. Vor nunmehr zwölf Jahren half ich meinem erkrankten Bruder, der jenseits weit hinter dem Horn wohnt, beim Heuen. Eines Tages, als ich oben auf der Schredmatte arbeitete, bemerkte ich unter mir auf dem steil ansteigenden Pfade einen Mann, der ein Bündel auf den Armen tragend, hin- und hertaumelte. Auf einmal sah ich ihn straucheln und fallen. Das Bündel entglitt seinen Händen und blieb nahe am Abgrund liegen, er selbst in einiger Entfernung; doch lag er nicht regungslos, er rutschte vielmehr hinab dem Abstieg zu. Ich rief ihm warnend zu und eilte, so rasch ich konnte, hinunter, um ein Unglück zu verhüten. Ich kam zu spät. Tief unten in der Schlucht des Bühlbaches lag der regungslose Körper des Unglücklichen; eine zurückgebliebene, fast geleerte Branntweinflasche erklärte mir den Vorgang. Als ich rasch überlegte, ob Rettung noch möglich sei, wurde ich durch ein Gewimmer aufgeschreckt, das aus dem Bündel zu kommen schien. Zu meinem Erstaunen fand ich darin ein Knäbchen. Ich fühlte herzliches Mitleid mit dem armen verlassenen Kleinen und so nahm ich es mit mir in die Hütte meines Bruders. Als ich dann heimkehrte, brachte ich es meiner Frau, die sich freute, ein Kind zur Pflege zu erhalten, da wir selbst kinderlos sind. Wir haben es Aloys genannt. Es hat unsere Liebe reichlich gelohnt. Der Junge ist groß und stark geworden und hilft gerne bei der Arbeit. Es muß ihm heute nicht gut gewesen sein, sein Fuß ist sonst sicher und fest.“

„Habt Ihr denn nicht nach den Eltern geforscht?“ fragte der Niedbauer gespannt.

„Wohl, wohl! Der Herr Kurat hat oftmals auf der Kanzel verkündigt, daß ich das Kind gefunden, aber niemand meldete sich. Ob der Gestürzte der Vater war, weiß ich nicht. Aloys ist aber nicht armer Leute Kind, er war sicher sein gekleidet und hatte am Hals eine goldene Medaille mit dem Bildnis der schmerzhaften Mutter hängen. Seht hier ist sie. Doch jetzt ist für mich Zeit, heimzukehren.“

Er nahm den vom Schred noch bleichen, wieder aufgewachten Knaben bei der Hand: „Komm, Aloys, wir wollen zu Mutter. Sie wird Dir ein Schmalzsuppl kochen. Jetzt sag dem Herrn schön Dank.“

Aloys reichte dem Bauer und mir die Hand.

„Wenn die Herren später bei mir rasten wollten, es würde mir eine Ehre sein. Ich wohne dort um den Felsen herum an dem kleinen Wasser. Grüß Gott!“

Den Knaben liebevoll fühlend, entfernte er sich langsam.

Der Niedbauer blickte den beiden unterwandt nach, bis sie hinter dem Felsen verschwunden waren; dann ließ er sich wie ermattet auf einen Stein nieder.

Auf meine Ansprache gab er keine Antwort. Den Kopf auf die Hand gestützt, sah er in tiefem Sinnen verloren.

„Fast wäre mir der Mann unheimlich geworden.“

„Fehlt Euch etwas, Niedbauer?“ fragte ich endlich.

Da hub er langsam an: „Ihr seid ein studierter Herr und, wie ich beobachtet habe, brav, rechtschaffen. Da möchte ich Euch in einer für mich und einen anderen wichtigen Angelegenheit um Rat und Beistand bitten.“

„Nebet, Bauer, raten und helfen ist Christenpflicht.“

Der Bauer schwieg eine Weile. Dann begann er zögernd, oft einhaltend, dann wieder die Worte angestrengt hervorstoßend, die Erzählung seiner Lebensgeschichte.

Er war in Ober-Weiskirchen, einem Orte in einer unfruchtbaren Gegend geboren. Seine Eltern hatten dort ein kleines Besitztum, dessen Ertrag aber nicht hinreichte, die Familie zu ernähren. Als schwere Arbeit und harte Entbehrung ihnen einen frühen Tod brachte, fanden die beiden Kinder, der 15jährige Andra und die wenige Jahre jüngere Martina bei einem entfernten Verwandten, dem Niedhofbauer, Aufnahme, der sie

wohl zu angestrebter Arbeit anhielt, aber freundlich behandelte. Der lebenslustige Junggeselle ging fast nur seinem Vergnügen nach und wälzte allmählich die schwere Last der Arbeit auf die jungen Schulkameraden, dem er unbedingt vertraute. Da lernte der in der Bitterkeit der Armut aufgewachsene junge Mensch den Wert und die Annehmlichkeiten des Reichthums schätzen, und bald legte sein Herz nur noch nach Geld und Gut.

Martina war unterdessen zur stattlichen Jungfrau herangewachsen, sie besorgte das Hauswesen und heiratete später den Bauern; nach seinem baldigen Tode war sie alleinständige Herrin des Niedhofes. Wenige Monate später aber brachte sie ein Kind zur Welt und folgte ihrem Gatten nach. Andra würde nun Hofbesitzer geworden sein, wäre nicht das Kind, der Seraphin gewesen. Die vereitelte Hoffnung, die wachsende Gier nach Reichthum machten ihn verdrossen und trieben ihn in das Wirtshaus, in die Gesellschaft lustiger Kameraden, die gern auf seine Kosten zechten. Der Hagenpeter, ein Spätmacher und Trunkenbold, war sein steter Gefährte. Einst pries er den Andra wegen seines Ueberflusses an Geld.

„Ja, wenn der Seraphin nicht da wäre,“ antwortete Andra bitter, „dann könnte ich ein reicher Mann sein. Aber jetzt gehört alles dem Kleinen.“

„Nah, was gibst und ich werde sorgen, daß Dir der Kleine nicht schadet.“

Andra dachte in seinem Kausche nicht weiter über die Bedeutung dieser Worte nach; er griff in die Tasche und warf ihm eine Handvoll Geld hin.

Am nächsten Tage war das Kind verschwunden. —

Da fiel es Andra wie ein Stein auf die Seele. Jetzt erst wurde es ihm klar, was Hagenpeter mit seinen Worten gemeint hatte. Eine namenlose Angst erfaßte ihn, und seine schreckliche Ahnung wurde fast zur Gewißheit, als er erfuhr, daß auch der Hagenpeter verschwunden sei. Im drückendsten Schuldbewußtsein stellte er überall Nachforschungen an; er konnte aber weiter nichts herausbringen, als daß der Hagenpeter, ein Bündel im Arm, den Weg nach dem Joch eingeschlagen hatte. Andra streute das Geld mit vollen Händen aus, ließ die Wege, Winkel, Schluchten und Höfen des Berges nach den Entschwundenen absuchen, versprach dem, der ihm Kunde bringen werde, eine hohe Belohnung; alles vergebens.

Nun versuchte er, dem Geschick zu trösten, und sich des reichen Besitzes, in dem er jetzt selbständig schaltete, zu erfreuen, — doch riesengroß, als sein Tun vergärend, stand immerfort vor ihm die Schuld.

Da erfaßte ihn Verzweiflung, er suchte Gott und der Welt, floh die Kirche, ging nicht mehr zu den hl. Sakramenten und verschloß sich auf seinem Hofe, den er nur verließ, um einsam in der Wildnis des Hochgebirges umher zu streifen. Er sah es als Gottes Jüging an, daß ich bei ihm einkehrte. Hatte er nicht dadurch den Verlorenen wiedergefunden? Den Aloys erkannte er bestimmt als den verschwundenen Seraphin, Erzeugnis hatte einst der toten Mutter die Medaille vom Hals gelöst und sie dem Kinde umgehängt.

Mit großer Anteilnahme war ich der schlichten und doch ergreifenden Erzählung gefolgt. Als der Bauer geendet, sagte ich seine Hand und sagte:

„Niedbauer, Ihr habt den Schutengel gelehnet, erkennt Ihr nicht jetzt deutlich sein Waken? Zweimal hat er den Seraphin in Todesgefahr gerettet. Er hat ihn braven Leuten zugeführt, die ihn christlich erzogen und gut hielten, und endlich hat er ihn Euch in die Arme getrieben, um Euch Gelegenheit zu geben, Eure Schuld zu sühnen.“

Der starke Mann schluchzte laut auf.

„Ja, ja, ich glaube. Ich will meine Schuld tilgen und öffentlich bekennen, damit Aloys zu seinem Rechte kommt.“

„Nein, Niedbauer, so dürft Ihr nicht tun, nicht den Niedhof und den Namen Seraphins in das Gerede der Leute bringen. Nehmt den Knaben und seine armen Pflegeeltern auf Euren Hof; loht diesen dann, was sie an dem Kinde getan, seht den Aloys in seine Rechte ein und verwalte treu für ihn, was ihm gehört.“

Der Bauer nickte zustimmend. „Ja, Euer Rat ist gut; er soll getreu erfüllt werden. Ich danke Euch!“

Das nächste Schutengelstief fand mich wieder auf dem Niedhofe, über dessen niedriger Tür, geschützt unter einem Dächlein, eine buntemalene Schutengelstatue prangte.

Und wieder zog ich mit der Prozession. Zu meiner Freude hatte sich auch Andra angeschlossen; ich sah ihn inbrünstig beten und aufmerksam der Predigt lauschen.

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, G. m. b. H., vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt. Verantwortlicher Redakteur: Hermann Datz, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 35.

Düsseldorf, den 2. September.

1905.

Inhalt: Evangelium zum dreizehnten Sonntag nach Pfingsten (Schutzengelfest). — Zum Schutzengelfeste. — Die katholische Moral eine — Klostermoral? — Warum ist Schell indiziert worden. — Der Fortschritt und das Alte. — Ein schneller Wechsel. — Bitterartiges.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum dreizehnten Sonntag nach Pfingsten (Schutzengelfest).

Evangelium nach dem hl. Matthäus XVIII, 1—10.
„In jener Zeit traten die Jünger zu Jesus und sprachen: Wen hältst du für den Größten im Himmelreiche? Da rief Jesus ein Kind herbei, stellte es mitten unter sie und sprach: Wahrlich, sag' ich euch, wenn ihr euch nicht bekehret und wie die Kinder werdet, so werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen. Wer sich also demütigt, wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich. Und wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf. Wer aber eines aus diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er in die Tiefe des Meeres versenket würde. Wehe der Welt um der Aergernisse willen! Denn es müssen zwar Aergernisse kommen, wehe aber dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt. Wenn aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haw' sie ab, und wirf sie von dir: es ist besser, daß du verstümmelt oder hinfend in das Leben eingehest, als daß du zwei Hände oder zwei Füße habest, und in das ewige Feuer geworfen werdest. Und wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus, und wirf es von dir: es ist dir besser, daß du mit Einem Auge in das Leben eingehest, als daß du zwei Augen habest, und in das höllische Feuer geworfen werdest. Sehet zu, daß ihr keines aus diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch: ihre Engel im Himmel schauen immerfort das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist.“

Zum Schutzengelfeste.

Auf den ersten Blättern der heiligen Schrift erzählt Moses uns zwar die ganze Schöpfungsgeschichte; aber — aus einem uns unbefannten Grunde — meldet er die Erscheinung der Engel nicht mit ausdrücklichen Worten. Das darf uns nicht beirren, lieber Leser, denn dieser heilige Geschichtsschreiber redet nur von den sichtbaren Dingen, die der allmächtige Gott ins Dasein rief, — nicht aber von der unsichtbaren Welt. Das Wort Jesu im heutigen Festtagsevangelium überzeugt uns schon von dem Dasein der heiligen Engel; denn Er sagt mit unverkennbarem Nachdruck bezüglich der Kinder und ihrer Wertschätzung von Seite Gottes: „Ihre Engel schauen immerfort das Angesicht Meines himmlischen Vaters.“ Sehen wir also auch nicht die Engel mit unsern leiblichen Augen: was verschlägt das? Gott Selbst sehen wir ja auch nicht, und doch zweifelt niemand von uns, daß es einen allmächtigen Herrn und Gott gibt.

Wie groß ist doch die Güte unseres Gottes, daß Er uns für wert gehalten, einen Seiner himmlischen Vertrauten, die allezeit Sein Antlitz schauen dürfen, als unsichtbaren Begleiter auf der irdischen Pilgerreise uns zur Seite zu stellen, auf daß er „uns behüte auf allen unsern Wegen“ (Psalm 90, 11) und uns führe zum

himmlischen Vaterhause, wo wir selber teilnehmen sollen an jener nie endenden Herrlichkeit und Glückseligkeit.

Das wissen wir nun zwar alle, lieber Leser, und zwar seit den glücklichen Tagen unserer Kindheit, wo wir auf dem Schoße unserer frommen Mutter irgend eines der sinnigen Gebetlein zum hl. Schutzengel zuerst lernten, — aber wie selten denken wir ernstlich daran! Und darum wie selten erweisen wir uns dankbar für eine so große Gnade! Und wie bewährt sich hier wieder unsere heilige Kirche als die weise, sorgende Mutter, wenn sie alljährlich uns das Schutzengelfest feiern läßt, auf daß wir unserer größten Wohltäter nicht ganz vergessen!

Was nun die Natur der Engel betrifft, so sind sie reine, körperlose Geister. Sie werden in der hl. Schrift einfachhin Geister genannt, und zwar im Gegensatz zum Menschen, der niemals nur als Geist bezeichnet wird. Freilich, bei wichtigen Veranlassungen sowohl im Alten wie im Neuen Bunde hat Gottes Allmacht diese „Boten“ in sichtbarer (menschlicher) Gestalt auf Erden erscheinen lassen; ich erinnere nur an die Erscheinung des Erzengels Gabriel im Hause der seligsten Jungfrau zu Nazareth. Unser schwaches Auge vermag ja nicht einmal den Glanz der Sonne zu ertragen, — wie viel weniger den aberirdischen Lichtglanz und die himmlische Herrlichkeit, womit der Herr diese seligen Geister ausgestattet hat! Die in Menschengestalt erschienenen Engel sollen uns aber auch erinnern an die Würde unserer menschlichen Natur, die der königliche Prophet David mit den Worten preist: „Herr unser Gott! Was ist denn der Mensch, daß du seiner gedenkst und dich seiner so annimmst? Du hast ihn um ein wenig unter die Engel erniedrigt und mit Herrlichkeit gekrönt; Du hast ihn zum Herrn der Schöpfung gemacht“ (Psalm 8.).

Die christliche Kunst stellt die Engel meistens dar als schöne Jünglinge im blühendsten Alter. In solcher Gestalt erschien, wie die hl. Schrift ausdrücklich hervorhebt, ein Engel den frommen Frauen, die am Aufbruchstage des Herrn zum Grabe gingen. Ebenso wurde der junge Tobias von dem Erzengel Raphael, der in Gestalt eines Jünglings erschien, auf der ganzen Reise begleitet, die er im Auftrage seines Vaters unternahm. — Wie nun der Jüngling Kummer und Sorgen meist nur dem Namen nach kennt und, strotzend von Gesundheit und Kraft, jeden neu anbrechenden Tag nur als eine Fortsetzung seiner Lebenslust und Lebensfreude ansieht, — so genießen die Engel des Himmels tatsächlich eine ewige, unaussprechliche Freude und Seligkeit; ihre Schönheit und Glorie altert auch nicht, weil sie eben unsterblich ist, wie sie selbst. — Nun, lieber Leser, die Zeit soll auch für uns kommen, da unser gütiger in Seinem Vaterhause „die Tränen von unsern Augen abwischen wird“ (Offenb. 21), wo es kein siechendes Alter mehr geben wird, und keine Krankheit und keinen Tod!

Die christliche Kunst stellt ferner die Engel mit Vorliebe dar in weißen Kleidern. Von jenem Engel, der am Auferstehungsmorgen zum Grabe des Herrn herniederstieg, heißt es ja ausdrücklich: „Sein Angesicht leuchtete wie der Blitz, und sein Gewand war weiß wie der Schnee“ (Matth. 28). Das schöne weiße Gewand deutet unverkennbar hin auf den Ehrenvortug der heiligmachenden Gnade, welche die ganze Wesenheit dieser himmlischen Geister durchleuchtet gleich einer strahlenden Sonne. — Auch Deine Seele, lieber Leser, hat in der Taufe dieses „weiße Kleid“ empfangen, aber zugleich mit der ernstlichen Mahnung, es rein und unbefleckt bereinzeln vor den göttlichen Richter zu bringen.

Endlich, mit Flügeln ausgestattet, werden die Engel von unsern christlichen Künstlern dargestellt. Nicht ohne Grund; denn nach der hl. Schrift hatten Flügel die Seraphim, die der Prophet Jesaias den Lobgesang singen hörte: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott der Heerschaaren!“ Und einer aus ihnen flog zum Propheten hin und berührte seine Lippen mit einer glühenden Kohle, die er mit einer Zange vom Altare genommen (Jesaias, 6). Die Flügel erinnern uns an die wunderbare Schnelligkeit, mit der die himmlischen Boten die Befehle des Allerhöchsten ausführen, — im Gegensatz zu unserer Trägheit und Langsamkeit im Dienste Gottes. Deshalb ist die dritte Bitte des „Vater unser“ wahrlich am Plage: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!“

Das heutige Schutengelfest aber möge uns wieder mahnen, lieber Leser, daß wir uns täglich im Gebete dem hohen himmlischen Begleiter empfehlen, den Gottes Vaterhuld uns für die irdische Pilgerreise an die Seite gab.

* Die katholische Moral eine — Klostermoral?

Für Katholiken hat es etwas Komisches, wenn gelehrte Herren mit allem Eigensinn des Gelehrten die merkwürdige Behauptung verfechten, das katholische Lebensideal liege im Ordensleben. Wenn die Herren nicht wie der Famulus Wagner die Welt bloß durch ein Fernrohr und nur von weitem betrachten würden, würden sie eine sehr, sehr große Anzahl, ja die größere Anzahl der Katholiken im Weltleben tätig finden und bei diesen das feste Bewußtsein, dadurch keineswegs minderwertige Katholiken zu sein. Und diese haben recht. Das katholische Lebensideal ist die Nachfolge Christi auf dem Weg der Beobachtung der 10 Gebote Gottes, und daß dies nach der Auffassung und Lehre der katholischen Kirche kein Privilegium des Ordensstandes ist, das sollten die Herren erkennen aus der näheren Betrachtung derjenigen Menschen, welchen die Kirche die Ehre der Altäre durch ihre Heiligensprechung erwiesen hat. Wäre der Ordensstand das katholische Lebensideal, so könnte die katholische Kirche ja nur Ordensleute heilig sprechen; aber wer weiß nicht, daß unter diesen Heiligen sich Vertreter aller Verufe finden: Hirten und Handwerker, Männer der Feder und des Spatens, wie Frauen, Mütter und Wittwen. Das sollte doch schon davon abhalten, das grundlose Märlein in die Welt hinauszuschreiben, daß der Katholizismus Ehe und Weib verachte und als Vollchriften nur Angehörige des Ordensstandes betrachte.

Wie wenig diese Auffassung den Anschauungen der Ordensleute selbst entspricht, zeigt jene Erzählung, mit welcher die Einsiedler der ägyptischen Wüste sich selbst zur Demut ermahnten: Da hat einmal, so erzählt diese alte Mönchslegende, ein alter Einsiedler, der lange, lange Jahre ein Leben der Entfagung und Abtötung geführt, den lieben Gott gebeten, ihm zu sagen, welche von seinen Mitmenschen ihm am Vollkommenheit gleichkämen und seine Tisagenossen beim himmlischen Hochzeitsmahl wären. Da zeigt ihm der Hebe Gott einen Mäntler, der sein Viehlein sang. Der Eremit begann von neuem seine Kasteiungen, und als er zum zweitenmal fragte, wurde ihm der Bürgermeister des nahen Städtchens als gleichwertig gezeigt; das drittemal ein fettes Weibes ziehender Handelsmann. Handgreiflicher als diese Mönchslegende es tut, kann man doch wohl nicht die Anschauung verfechten, daß man Gott in allen Verufen dienen

kann und der Ordensstand keineswegs das Privilegium des christlichen Lebensideals hat.

Man verweist gerne auf das in der katholischen Welt weitverbreitete Büchlein des seligen Thomas von Kempis „Die Nachfolge Christi“, worin doch ganz unzweideutig das katholische Lebensideal in den Ordensstand verlegt werde. Gewiß, der Verfasser der „Nachfolge Christi“ ist in seinen Schilderungen des verborgenen Lebens nicht ganz frei von einer mönchischen Auffassung des Lebens; aber wenn man vom katholischen Lebensideal reden will, halte man daneben ein anderes Büchlein eines Heiligen, den die Kirche unter ihre Kirchenlehrer aufgenommen hat. Wir meinen die „Philosophie“ des heiligen Franz von Sales, die man mit Recht eine weltgeschichtliche Tat genannt hat, weil Franz hier die in den letzten Jahren so viel erörterte „Versöhnung zwischen Welt und Kirche“ zu stande gebracht und die christliche Moral aus der sublimen Höhe der Klostermoral in das christliche Haus eingebürgert habe. (Vergl. Einsenmann, Lehrbuch der Moralthologie, 1878, Seite 28). Wenn hier im dritten Kapitel des ersten Teiles gesagt wird:

Wenn Eheleute auf allen Erwerb verzichteten, wie Mönche: wenn der Handwerker den ganzen Tag in der Kirche zubrächte, wie der Ordensmann: wäre eine solche Frömmigkeit nicht unordentlich, lächerlich und unerträglich? Die Frömmigkeit verdirbt nichts, aber sie vervollkommnet alles; und wenn sie dem pflichtmäßigen Verufe schadet, so ist dies ein Beweis, daß sie unecht ist. Die Biene sammelt Honig von den Blumen, ohne sie zu verletzen oder ihre Früchte zu vermindern; die Frömmigkeit aber tut noch mehr; denn weit entfernt, die Berufsgeschäfte zu stören, veredelt und verschönert sie dieselbe, so ist es doch klar und deutlich ausgedrückt, daß man nach katholischer Lehre in allen Ständen und Verufen das katholische, christliche Lebensideal verwirklichen kann. Von einem katholischen Heiligen und Kirchenlehrer darf man aber wohl annehmen, daß er die katholische Lehre doch mindestens ebenso gut kennt, wie die nichtkatholischen Schriftsteller unserer Tage, welche ihr Lesepublikum mit der Fabel von der Weltflucht und Kulturfeindlichkeit der katholischen Kirche und der von dieser gelehrten Geringschätzung der irdischen Berufsarbeit, der Ehe, des Weibes und des Familienlebens traktieren.

* Warum ist Schell indiziert worden?

So viel Staub die Indizierung Schell aufgeworfen hat, so wenig kennt man die genaueren Gründe für dieselbe. Um so interessanter ist daher, was ein theologischer Mitarbeiter des „Sachland“ im Augustheft dieser Zeitschrift ausführte. Universitätsprofessor Dr. F. K. Kiehl von Würzburg schreibt daselbst: In Zeiten wissenschaftlicher Umwälzungen und Uebergänge, wo neue Methoden, neue Probleme, neue Resultate wie Pilze aus der Erde schießen, in jenen geistigen Krisen, wo die Kirche ihren ewig unveränderlichen Glaubensschatz in neue Gefäße gießen soll, um ihn in neue Kulturbereiche zu tragen, ist es heiligste Pflicht der Kirche, zu wachen, daß mit der wechselnden wissenschaftlichen Verteidigungsweise nicht auch das heilige und unverletzliche Depositum der göttlichen Offenbarung selbst alteriert werde. Als Origenes der Kirche die Bräuden zum Hellenismus schlug und eine gewaltige Pionierarbeit dem Christentum leistete, mußte die Kirche, welche dem Genie des diamantenen Denkers zu ewigem Dank verpflichtet ist, außerordentlich viel an ihm korrigieren. Auch Schell konnte die Arbeit der inneren Zwangung des modernen Geistes durch die christliche Idee nicht allein und definitiv leisten. Wie gewaltige Zylindermauern sind in seinen Werken die modernen Probleme aufgeschichtet; aus allen Winkeln und Ecken seiner Werke starren die Stacheln des modernen Zweifels, jene Stacheln, welche an seinem eigenen, ehernen Geistespanzer sich brachen, die aber manches nicht in gleicher Schule gestählte Gemüt verwunden können. Nicht überall, wo seine titanische Kraft im ersten Sturmloch die Hochburgen der ungläubigen Wissenschaft zu nehmen glaubte, ist der Sturm definitiv gelungen. Der große glänzende Rahmen, welchen Schell aus neuem Wissensmaterial der alten Wahrheit geschaffen, bedarf noch vielfach der Ergänzung, Verbesserung. Das sind selbstverständliche Dinge. Dazu kommt eine Eigenart Schells. Oft läßt er seitenlang den Gegner sprechen, ohne daß der mit seiner Methode nicht Veritaute gewahrt wird, daß in diesen Ausführungen nur der Gegner gründlich zu Worte kommen soll, um dann gründlich widerlegt zu werden. So ist es selbst der gelehrten Kritik, welche nach Schlagwörtern des Inhaltsverzeichnis urteilt, ohne die

ganzen Werke zu lesen, passiert, daß sie Schell Gedanken zuschrieb, welche er ausdrücklich als unbedingte gegnerische Einwände anführte und im betreffenden Werke eingehend widerlegte. Bei Schells Tod brachte die Presse den letzten Satz seines Kollegialitäts als Schells Meinung; aber alsbald meldete sich ein Schüler mit der Konstatierung, daß dieser Satz ein Einwand sei, den Schell in der nächsten Stunde widerlegen wollte. Man spricht suffizient von Schells Unklarheit. Allein Schells Grundsatz, den er im Wortwort seiner Dogmatik ausspricht, war, auf möglichst wenig Papier möglichst viel Ideen zu bieten. Wer die moderne Problemstellung nicht kennt, versteht Schell überhaupt nicht. Wer nur das Einmaleins kennt, wird die Höhen der sphärischen Trigonometrie sehr unklar finden. Viel klarer wird der Theologe sein können, der auf keine tiefere, moderne Frage eingeht und nur in den Gleisen der Schablone wandelt. Aber Meyenberg sagt mit Recht, auf der Landstraße des Repetitionierens geschehen keine Alpenfahrten des Denkens. Daß so die höchste kirchliche Behörde auf den Gedanken kommen konnte, die in der Denunziation ausgesprochene Behauptung, daß Schells Werke Verwirrung anrichten, erforderliche zur Zeit ein Verbot dieser Schriften, ist durchaus begreiflich.

X Der Fortschritt und das Alte.

Ein amerikanischer Professor hat die „Entdeckung“ gemacht, daß der Mensch gut daran tut, wöchentlich mindestens einen Tag zu fasten, damit der Körper „seine Nächststände ausschleiden und die Organe etwas ruhen können“. Er hat schon zahlreiche Adepten, und wenn die Sache nicht gar zu viele Ansprüche an die Willenskraft unserer genüßsüchtigen modernen Menschheit machte, könnte sie noch eine Mode werden, die jeder, der etwas auf sich hält, mitmachen muß. So fährt denn der „Fortschritt“ im Kreise zurück und man steht wieder bei der Weisheit der katholischen Kirche, nur daß diese Weisheit etwas älter ist und daß die Kirche Gott zu Ehren das vorschreibt, wozu sich die Hygiene-Fanatiker nur durch ihren Egoismus verstehen wollen.

Eine ähnliche unfreiwillige Verbergung vor der Weisheit der katholischen Kirche haben jetzt die französischen Bloßmänner gemacht. Diese 400 kleinen Tyrannen des „freien“ Volkes haben die Sonntagsruhe wieder eingeführt, allerdings gezwungen von der heranbrechenden Flut revolutionärer Arbeitermassen, während die Kirche die Ruhe dem arbeitenden Volke den wöchentlichen Ruhetag zu einer Zeit verschaffte, wo dieses noch rechtlos und machtlos den Herren preisgegeben war.

Die französische Revolution hatte die Sonntagsheiligung zugleich mit dem christlichen Kalender als „veraltet“ abgeschafft. Das Gesetz vom 3. 1814 stellte sie wieder her. Unter der dritten Republik wurde aber dieses Gesetz nicht gehandhabt, und die Besucher Frankreichs sahen oft zu ihrem Vergnügen die höchsten Festtage und selbst die Poesse des Weihnachtstages durch die Arbeiten der Maurer, der Pfisterer und der Fabriken entweiht. Nun aber ist der repos hebdomadaire wieder da. Die Sozialisten haben ihn am 14. Juli erzwungen und im Oktober soll das Gesetz in Kraft treten.

Nun wird jetzt mit sozialistischen Phrasen als neueste Erzungenschaft ausgespaunt, was die Kirche seit Jahrhunderten geboten hat. Nur besorgt jetzt die Polizei, der Gensdarm, der Exekutor und der Denunziant, was der Katholik im Vertrauen auf die Weisheit seiner Kirche freiwillig hat. Freilich geht das Gesetz, wie so Vieles, was den menschlichen Egoismus ohne die Mittel der Religion bekämpfen will, brutal und käppisch vor. Und so ist denn die Erregung über die neueste Leistung der Geseßfabrikanten im Palais Bourbon groß. Die Geschäftsleute stehen vor der Wahl, die ihnen der Bloß gelassen hat, an einem Tage der Woche entweder zu schliefen oder Ausschlußpersonal herbeizuziehen. Man denke Paris ohne Restaurants, Cafés und Theater! Und man denke, ein Geschäft arbeitet an einem Tage mit lauter fremdem Personal! Die Pariser Kellner, Bäcker usw. haben in einer Versammlung am Sonntag sich weiblich lustig gemacht über die Weisheit, die in dem Worte „Ausschlußpersonal“ steckt und die darauf hinauskommt, daß die Angestellten Sonntags einfach wechseln, wie beim chasserois in der Quadrille. Ein gewisser Lévy, Direktor eines großen Speisehauses, hat unter dem besonderen Weisfall der Versammlung seine Entrüstung darüber ausgesprochen, daß man vor jedem kleinen Sitabendbruch ein Kolloquium mit den Interessenten an Ort und Stelle anstellt, in dieser „wetttragenden, in die Gewohnheiten des ganzen Volkes so tief eingreifenden Frage“ aber ohne Anhörung der Interessenten vom immergrünen Bloßtisch aus dekretiert hat. Das

war geschickt und daselbe hätte, nebenbei gesagt, Herr Lévy auch den weisen bloards sagen können, die Kultusgemeinschaften normiert haben, ohne die „Interessenten“ anzuhören.

Nun brodelt es im Pariser Regenfass, und man wird das Gesetz vielleicht ändern, ehe es noch in Kraft tritt. So werden von der Herde, die da heißt Deputiertenkammer, angeblich im Namen des souveränen Volkes Gesetze fabriziert.

Aber um wieder auf den Fortschritt im Kreise zurückzukommen: Vor 10 Jahren galt den liberalen französischen bourgeois die Sonntagsruhe noch als veraltetes Ueberbleibsel des Aberglaubens. Kostbar ist es geradezu, jetzt die Weisheit über die Sonntagsruhe zu lesen, die der französische „Brochhaus“, das liberale „Grand Dictionnaire universel“ von Larousse zum Besten gibt. Da liest man:

„Wer sollte es glauben? Dieses christliche Gesetz von 1814 ist noch nicht abgeschafft! Alle Regierungen seit 1814 sind vor der Aussicht auf eine Entfremdung des Alerus zurückgewichen. Aber die öffentliche Meinung hat sich der Anwendung dieses Gesetzes einer früheren Epoche entgegen gestellt. Und sollte ein Richter, der nur den Buchstaben sieht, sich erlauben, das zu strafen, was der gesunde Menschenverstand erlaubt, so würde er in der Bächerlichkeit die gerechte Strafe für seine Intoleranz finden!“

Ja, ja, der böse Alerus und der gesunde Menschenverstand! Und die Bächerlichkeit einer Zwangsruhe — auf die man 10 Jahre später selbst wieder „zurückkommt“. Und die Intoleranz, ein Gesetz anzuwenden! Ein toleranter Richter wendet nur die Gesetze an, die dem liberalen Bürger passen. Aber wehe, wer sich gegen die Majestät der Bloßgesetze verständigigt! Da muß die „Majestät des Gesetzes“ erhalten, wenn sie sich auch im Munde von Leuten, die seit Generationen von einer Revolte zur anderen geschritten sind, sonderbar ausnimmt.

Die ganze von der Religion losgelöste Ethik spottet ihres selbst und weiß nicht wie!

X Ein schneller Wechsel.

Von R. Hirschfeld.

Am Sonntag Vormittag von acht bis zehn wurde bei dem Rechtsanwalt Sommer noch gearbeitet.

Die Türe des Advokaten öffnete sich und dieser trat in eigener Person heraus, einen Aktbogen in der Hand.

„Wer hat diesen Wisch geschrieben?“ fragte er den Bureauvorsteher mit grollender Stimme.

Dieser blickte zuerst auf das Geschriebene, dann auf die Reihe der hinter ihm sitzenden Schreiber, und mit einem verächtlichen Achselzucken wies er auf eine lange hagere Gestalt.

„Leonhard!“ sagte er in einem Tone, als wolle er um Entschuldigung bitten, daß dieser Mensch im allgemeinen, und in der Schreiberstube im besonderen existiere.

Der Rechtsanwalt jamm ein wenig nach und sagte dann:

„Aha, der! natürlich, immer der! so ein Mensch ist eine Schande für den ganzen Schreiberstand. Ich verlange nicht, daß meine Schreiber besonders gebildete Menschen sein sollen, aber solche haarsträubende Fehler, wie sie hier in dieser Abschrift vorhanden sind, lasse ich mir nicht bieten. Sie scheinen ja nicht die geringste Schulbildung zu haben,“ wandte er sich an Leonhard, der sich sogleich bei der Nennung seines Namens erhoben hatte und nun wirklich wie ein abgelesener Schuljunge da stand, obwohl er seine dreißig Jahre zählen mochte. „Vom nächsten Ersten sehen Sie sich nach einer anderen Stelle um, und wenn ich Ihnen raten soll, werden Sie Hausknecht,“ schloß er unter dem Gefäch der übrigen Schreiber.

Als das Bureau um zehn Uhr geschlossen wurde, ging Fritz Leonhard heim und krieg die fünf Treppen bis zu seinem Dachstuhl empor. Dort machte er sich über das Frühstück her, welches ihm seine Wirtin, Frau Pelz, hingestellt hatte. Es bestand aus einem Stück Brot und einem winzigen Stückchen Würst.

Als er den ersten Bissen von der Würstschneibe heruntergeschluckt hatte, klopfte es an die Türe des Nebenzimmers und Frau Pelz erschien.

„Verzeihen Sie gütigst,“ sagte Leonhard in bescheidenem Tone, „die Würst hat einen Beigeschmack.“

In der Tat hatte die Würst nicht nur einen Beigeschmack, sondern sie wäre auch für zivilisierte Menschen ungenießbar gewesen. Die dicke Wirtin schien aber anderer Meinung zu sein. Ihr Gesicht rötete sich vor Zorn, sie stemmte die Arme in die Seiten und rief enttäuscht:

„Seht mir doch einmal dies Zammergestell von einem Schreiber an! Die Bürst ist ihm nicht gut genug. Was will er denn eigentlich für seine paar Pfennige haben! Sie verstehen überhaupt nicht, was schmeckt oder nicht schmeckt, und was ein Beigeschmack ist, davon haben Sie gar keine Ahnung, verstehen Sie wohl?“

Leonhard murmelte, er werde sich wohl geirrt haben, worauf Frau Pelz noch längere Zeit über die Verderbtheit der Einrichtung redete, daß ein Schreiber überhaupt einen Geschmack habe.

Als sie sich endlich entfernt hatte, legte Leonhard seinen Sontagsanzug an und ging spazieren. Er schritt zum Tore der Stadt hinaus und gelangte in die Villenkolonie. Es gab dort Villen, welche schon Paläste zu nennen waren, und der Anblick derselben war unentgeltlich, wenn es überhaupt möglich war. Denn viele große Villen standen inmitten großer Gärten von Bäumen und dichten Laubwerk umgeben.

Vor der Gittertür, welche den Garten einer Villa umgab, blieb Fritz Leonhard stehen und starrte nach der Veranda hinauf, auf deren Treppe eine junge Dame, Aurelie, die Tochter der Baronin Hochberg, stand.

„Es ist schrecklich,“ sagte die Baroness ihrer Mutter, „daß es dem Pöbel erlaubt ist, so ohne Weiteres die Villenstraße zu betreten und gar noch vor dem Gitter stehen zu bleiben. Da gafft nun wieder ein Mensch hierher, dessen bloßer Anblick mir schon unangenehm ist. Wenn er nicht bald fortgeht, rufe ich den Diener, damit er den Hund auf den Menschen hegt.“

Sie trat in das Haus hinein, und als Leonhard die blendende Schönheit, die er bewundert hatte, nicht mehr erblickte, entfernte er sich keufzend.

Der zur nächsten Villa gehörige Garten war von einer Mauer umschlossen, über welche ein Zweig mit saftigen Kirschchen herabhing. Der Schreiber überlegte, ob er die Hand nach dem durststillenden Obst ausstrecken solle. Sein Blick fiel auf ein kleines Schild, das unter dem Blodnzuge angebracht war.

„Leonhard“, las er darauf. Nun konnte er sich also einbilden, daß der Garten ihm gehöre, und rasch bog er den Ast mit den Kirschchen herunter und begann zu essen.

Eine nervige Faust, die ihn am Stragen packte, störte ihn in diesem Vergnügen. Es war ein Gendarm, der sich dringend die Adresse des Kirschträubers ausbat, und Fritz Leonhard, zu schüchtern, um zu lügen, nannte seinen Namen und seine Wohnung.

Es war heute ein trüber Tag für ihn gewesen. Ihm stand der Verlust seiner Stellung und die Bestrafung wegen Kirschendiebstahls bevor, und dennoch war der Schreiber nicht gar zu sehr niedergeschlagen, wie immer. Das Leben hatte ihm bisher nur Entbehrungen geboten, er war stets von allen Seiten gehudelt worden, und er erwartete auch nichts Besseres.

Im Uebrigen stand er allein, und er wußte, daß er sich schon irgendwie durchschlagen werde.

Als Leonhard den folgenden Morgen das Bureau betrat, ließ der Rechtsanwalt ihn sogleich in sein Kabinett rufen.

„Na, er will mich sofort wegschicken,“ dachte der Schreiber.

„Sie heißen?“

„Fritz Leonhard,“ lautete die Antwort, ohne daß der Befragte sich über diese Frage wunderte. Dazu war er zu abgestumpft.

„Wie alt sind Sie? Wo und wann sind Sie geboren? Wie heißt Ihr Vater usw.“

Nach jeder Antwort, welche der Schreiber gab, erhellte sich das Gesicht des Rechtsanwalts mehr und mehr. Nach der zweiten Frage zwang er ihn sich ihm gegenüber zu setzen. Nach der letzten umarmte er ihn.

Leonhard sprang entsetzt auf, da er glaubte, sein Prinzipal wäre wahnsinnig geworden, aber dieser drückte ihn auf den Stuhl nieder, und sagte:

„Ich bitte Sie, Hochwohlgeboren sitzen zu bleiben und anzuhören, was ich Ihnen mitzuteilen habe. Ihr Onkel, der Rentier Leonhard, ist plötzlich gestorben und hat kein Testament hinterlassen. Infolgedessen sind Sie Universalerbe, d. h. Besitzer einer Villa und von zwei Millionen bar. Ist Ihnen das recht?“

„Ja wohl, ja wohl!“ erwiderte Leonhard beläuft.

Der Verbliebene hat noch kurz vor seinem Tode erwähnt, welche Legate er machen wolle, so z. B. hunderttausend Mark

für den „Verein zur Erforschung des Nordpols.“ Sie werden die Kleinigkeit doch aus Pietät bezahlen?“

„Ja wohl, ja wohl!“

Drei Tage später gab der frühere Schreiber und jetzige Rentier Leonhard seinen Freunden und Bekannten, von deren Existenz er bisher keine Ahnung gehabt hatte, ein großes Diner. Er selbst saß auf dem Ehrensitz an der Spitze der Tafel zwischen seinem ehemaligen Prinzipal, dem Rechtsanwalt Sommer und der Baroness Aurelie von Hochberg.

Nach dem ersten Gang erhob sich der Rechtsanwalt und brachte einen Toast auf den Gastgeber aus, indem er ihn als eine „Leuchte der Wissenschaft“ (er hatte dem Nordpolverein hunderttausend Mark vermacht) feierte und ihn wiederholt „unser gelehrter Freund“ nannte.

Aber diese Rede schmeichelte dem neuen Millionär nicht so sehr, als die Aeußerungen der Baroness Aurelie, welche ihrem Nachbar auf der anderen Seite, jedoch so laut, daß Fritz es hören konnte, zuflüsterte: „Dieser Herr Leonhard ist wirklich ein bewundernswerter Mann. Wie interessant er nur aussieht! Er ist der liebenswürdigste Gesellschaftler, den ich je gekannt habe.“

Dabei hatte er ihre Fragen bisher nur mit ja oder nein beantwortet.

Jedoch nicht nur im Salon, sondern auch in der Küche war man nur des Lobes voll über den neuen Herrn. Eine besonders geachtete Stellung in der Küche nahm Frau Pelz ein, die frühere Wirtin Leonhards, welche jetzt zur Wirtschaftlerin avanciert war. Sie brüstete sich beständig damit, daß sie Herrn Leonhard „von früher her“ kenne, pries seinen vorzüglichen Geschmack und überschüttete die servierenden Diener mit ängstlichen Fragen, wie dem Herrn der Rads oder die Nebhühner gemundet hätten.

Einige Tage später hatte Fritz Leonhard bereits vergessen, daß er einst ein armer Schreiber gewesen sei. Er saß vor seinem kostbaren Schreibtische und ließ sich von seinem Verwalter Vortrag halten, wie irgend ein großer Herr.

„Da hat noch ein Gendarm,“ schloß der Verwalter seinen Bericht, „einen Menschen ertappt, der an einem unserer Bäume Kirschchen gestohlen hat. Soll der Dieb verfolgt werden?“

„Unbedingt!“ erwiderte Leonhard.

Als ihm später klar wurde, daß er selbst den Auftrag zu seiner eigenen Verfolgung gegeben hatte, lachte er herzlich.

Literarisches.

„Die christliche Frau,“ Zeitschrift für höhere weibliche Bildung und christliche Frauentätigkeit in Familie und Gesellschaft. Zugleich Organ des katholischen Frauenbundes. Jährlich 12 Hefte zum Preise von 4 Mark (bei direkter Zusendung 4,60 Mark). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten sowie von der Geschäftsstelle des Charitasverbandes in Freiburg i. B.

In der Augustnummer der „Christlichen Frau“ behandelt Fräulein Hedwig Dransfeld im einleitenden Artikel: „Der gegenwärtige Stand der Frauenstimmrechtsfrage“ einen in der letzten Zeit die Tagespresse und Frauenzeitschriften viel beschäftigenden Gegenstand. Eine Plauderei von W. Herbert erteilt gute Ratsschläge „Ueber die Anlegung einer Frauenbibliothek.“ In der folgenden Abhandlung beendet Dr. Luzian Pfleger seine Biographie über Rembrandt. Sehr interessant schildert Dr. Werner „Die Kunst im Leben der Japaner“, und Aug. Hackmann spricht im nächsten Artikel über „Die Ausdrucksformen des deutschen Gefühllebens seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters.“ An diese Arbeit reiht sich ein kleiner Aufsatz von Vera Birx an, in dem sie sich mit der „Konsequenz der Erziehung“ beschäftigt. Eine größere Abhandlung „Zur Antialkoholbewegung“ beschließt die Reihe der belehrenden Aufsätze. Sehr reichhaltig ist auch die Rubrik „Aus Frauenkreisen.“ Die Mitteilungen aus dem katholischen Frauenbunde bringen eine Einladung zur „Generalversammlung des kath. Frauenbundes in München“ und einen kleinen „Bericht über die Sitzung der drei Studienkommissionen des Gesamtbundes“ in Köln.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 36.

Düsseldorf, den 9. September.

1906.

Inhalt: Evangelium zum vierzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Zum Feste der Geburt Mariä. — Allerlei Katholisches aus protestantischem Lande. — Sozialdemokratische Himmelskunde. — Witze über das Jenseits. — Gesundheitspflege.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24—33.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den Einen hassen und den Andern lieben, oder er wird sich dem Einen unterwerfen, und den Andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Betrachtet die Vögel des Himmels! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernähret sie. Seid ihr nicht vielmehr als sie? Wer unter euch, kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle zusetzen? Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sag' ich euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist, wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Sorget also nicht ängstlich, und saget nicht: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns kleiden? Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürft. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; so wird euch dieses Alles zugegeben werden.

Zum Feste der Geburt Mariä.

Das Evangelium des heutigen Festtages mag auf den ersten, flüchtigen Blick unser Interesse nur in sehr geringem Grade erregen, — aber, lieber Leser, es bringt uns gewissermaßen den Adelsbrief der jungfräulichen Gottesmutter. Denn wenn auch zunächst die Ahnen ihres heiligen Gemahls Josef vor uns auftreten, so ist doch zu beachten, daß die Abkommen des einen Stammes nicht mit den Abkommen eines anderen Stammes sich vermählen durften, — weshalb es auch bei den Juden nicht Sitte war, bei Aufstellung eines sog. Stammbaumes die Abkommen von Seite der Frau mit Namen aufzuführen. Wenn daher der Evangelist Matthäus sagt, daß Josef der Vermählte Marias war, so beweist der aufgestellte Stammbaum auch, daß Maria, die Mutter Jesu, aus dem Stamme Juda und aus dem Hause und Geschlechte des Königs David war.

Maria ist, lieber Leser, die herrlich strahlende „Morgenröte“ am Himmel der Erlösung und Gnade, aus deren Schöße sich — freilich tausendfach sie überstrahlend — die „Sonne der Gerechtigkeit“ (Christus) sich erhebt. Sie geht (als Morgenröte) der Sonne vorher; empfängt auch von ihr alles Licht, alle Herrlichkeit und Schönheit. Wie aber die Morgenröte der zauberisch schöne Widerschein der Sonne ist, so ist die allerseeligste Jungfrau und Gottesmutter der treueste, vollkommenste geschaffene Spiegel

Gottes. Vor ihrem hellstrahlenden Lichte verbleichen alle die Heiligen des Alten und des Neuen Bundes wie die Sterne am Firmament vor der Morgenröte.

Aus der hl. Schrift wissen wir, lieber Leser, daß eine dreifache Sünde den Menschen zu Grunde gerichtet hat: Habsucht, Stolz und Sinnlichkeit. — Habsucht, nämlich das unmäßige Verlangen nach dem Besitze irdischer Güter, — Stolz, nämlich das übermäßige Verlangen, sich über andere gestellt zu sehen, — endlich Sinnlichkeit, das unmäßige Verlangen nach den sinnlichen Lusten dieser Erdenwelt. Der hl. Johannes sagt das kurz mit den Worten: „Alles was in der Welt ist, das ist Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens“ (Joh. 1,2). Und weil nun die Menschheit durch diese dreifache Sünde den Himmel verloren hat, so muß, wenn wir selig werden sollen, der Himmel auf dem umgekehrten Wege gesucht werden: an die Stelle der Habsucht muß die Armut im Geiste treten, — an die Stelle des Stolzes die Demut des Herzens, — an die Stelle der Sinnlichkeit die Abtötung und Selbstverleugnung. Ohne diese dreifache Tugend ist es unmöglich, daß der Mensch selig werde.

Als nun der Sohn Gottes in diese Welt herniederstieg, um den tief gefallenen Menschen zum Himmelsreiche zurückzuführen, da ging Er zunächst Selbst den dreifachen Weg der Armut, um für unsere Habsucht genug zu tun, — den Weg der Demut, um für unseren Stolz zu sühnen, — den Weg der Abtötung und des Leidens, um die menschliche Sinnenlust zu besiegen. Darum kam Er arm in diese Welt, lag hilflos als neugeborenes Kind in der Krippe zu Bethlehem, hatte während Seines ganzes irdischen Lebens nicht so viel, wohin Er Sein Haupt hätte hinlegen können, und starb endlich nackt und von allem entblößt am Kreuze.

Da nun der Sohn Gottes in diese Welt gekommen ist, um in Armut, Demut und Selbstverleugnung die gefallene Menschheit zu erlösen, so verstehen wir leicht, lieber Leser, warum Er Sich keine Mutter wählte, die reich an Gütern dieser Erde war, Krone und Diadem trug und die Luste und Herrlichkeiten dieser Welt genoss. Jetzt verstehen wir, warum der Herr an den Palästen der Großen vorüberging, um in dem armen Hause zu Nazareth Sich eine Mutter zu erwählen. Die Mutter, die Er suchte, mußte Ihm in allem möglichst ähnlich sein: sie sollte, wie Er, in Armut, in Demut und in Selbstabtötung leben! Wer aber, lieber Leser, war hierin unserm göttlichen Erlöser ähnlicher, als die erhabene Jungfrau, deren Geburtsfest wir heute begehen? Obwohl aus königlichem Geschlechte stammend, lebte sie doch in Armut und Dürftigkeit und nährte sich im Verein mit ihrem irdischen Gemahl von der Arbeit ihrer Hände. Dabei war ihr Herz frei von allem Verlangen nach Erdengut; sie verlangte nur, reich in Gott zu sein, um einst in Ihm, ewig selig zu werden. Und nachdem sie zur Mutter des Sohnes Gottes erwählt worden, blieb sie doch — nächst

Christus, ihrem göttlichen Sohne, — die demütigste Seele, die je auf Erden wandelte, und in dieser Demut konnte sie sagen: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn!“ Zur Königin des Himmelreichs von Gott Selbst auserkoren, lebte sie in heiliger Strenge gegen sich selbst; jedes unheilige Begehren schwieg in ihr; sie trug in sich nur ein Verlangen: in Reinheit des Herzens ihrem Herrn und Gott in allem zu gefallen. Kurz, Maria war arm, demütig und abgetötet, — mehr als alle Adamskinder; darum ward sie auserwählt, die Mutter des armen, demütigen, gekreuzigten Welterlösers zu werden.

Welch' große, wichtige Lehre liegt für uns, lieber Leser, in dieser Wahl der heiligen Jungfrau zur Mutter des Sohnes Gottes! „Eines nur macht wahrhaft groß: Tugend und Heiligkeit; und nur so viel sind wir wert, als wir wert sind in den Augen Gottes!“ Alles übrige, was vor Gott nicht gilt, ist eitel nichts; ist wie der Flugsand, den der nächste Wind verweht, und wären es auch Königreiche dieser Welt! Maria wird Mutter Gottes, nicht, weil sie aus königlichem Geschlechte hervorgegangen ist; nicht, weil sie körperliche Vorzüge aufzuweisen hat; nicht, weil sie reich an Erdengütern ist, — sondern Maria wird Mutter Gottes, weil sie groß in Demut und Liebe, groß in Tugend und Heiligkeit ist!

Wäge denn, lieber Leser, am heutigen Festtage der seligsten Gottesmutter die Wahrheit unser Inneres recht erfassen, die der Leitstern ihres Lebens war: daß wir nur soviel wert sind, als wir wert sind vor Gott!

* Allerlei Katholisches aus einem protestantischen Lande.

In der empfehlenswerten „Allgemeinen Rundschau“ (Herausgeber Dr. Armin Hansen, Ründen) plaudert Johannes Mahrhöfer über seine Erfahrungen in Dänemark. Seinen interessanten Ausführungen entnehmen wir:

Vor reichlich einem halben Jahrhundert war es wohl gerade kein Vergnügen, als Katholik in das liebe Dänemark verschlagen zu werden. „At blive katolsk, katolsk werden“ war ein euphemistischer Ausdruck für „verrückt werden“, und die Gesetzgebung dufte noch bedenklich nach Blut und Scheiterhaufen. Das soll nicht etwa ein schlechter Witz sein. Unter Christian V. (1670–99) wurde katholischen Priestern der Aufenthalt im Lande unter Todesstrafe verboten. Allerdings stand eine solche Kraftgesetzgebung der alten Staatsraison glücklicherweise nur noch auf dem Papier, aber es war doch nicht eben behaglich, von derartigen Gesetzesgespenstern einer vergangenen Zeit auch nur bedroht zu werden. Und sonst waren die Verhältnisse ja auch nicht sehr rosig.

Das Grundloos hat in vieler Beziehung reine Bahn geschaffen, Gott sei Dank! Wir wollen vor Christians VII. Bildnis den Hut abnehmen, wenn uns ein gütiges Schicksal mal wieder nach dem lieben Kopenhagen führt.

Jetzt arbeitet die dänische Mission mit einem großen Apparat. Während sie Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Diözese Hildesheim unterstellt wurde, später Osnabrück, dann Paderborn, seit 1841 unter dem Bischof resp. Weihbischof von Osnabrück als Provinzial stand, wurde 1868 eine eigene apostolische Präfektur errichtet, die 1892 zum Apostolischen Vikariat erhoben wurde. An der Spitze steht der hochwürdigste Herr Johannes von Euch, Titularbischof von Anastasiopolis, der in Kopenhagen bei St. Ansgar residiert.

Wenn man Gelegenheit hat, bei Sr. Bischöflichen Gnaden persönlich vorzusprechen und die dunkle Treppe zu seinen Gemächern hinaufsteigt, und wenn man bei dieser Gelegenheit sieht, wie viele Personen sonst noch in diesem „Bischöflichen Palais“ wohnen müssen, bis herab zu dem wackeren Künstler von St. Ansgar nebst Familie, und wenn dann der Bischof, diese von Alter und Arbeit immer noch ungebeugte Herrschergestalt, mit dem unterwürfigen Optimismus und Gottvertrauen in den edlen Zügen, einem in der bescheidenen kleinen Wohnung entgegentritt, da fühlt man sich zurückversetzt in die strenge Einfachheit der apostolischen Zeit, man sieht die Kirche arm an Erdengut, aber reich an Idealismus und wahrer Größe und reich im Besitz ihrer Wahrheit, ihrer Gnade und ihres hohen Rufes, und wenn man nachher, bevor man das Haus verläßt, nebenan im Oratorium des Bischofs niederkniet, und hinabblinzt in das geheimnisvolle Dun-

kel des Chores, wo das rote Licht der Kerzen seinen Schein auf den Tabernakel und über die ernsten Heiligengestalten droben in der Apsis hingittern läßt, da sieht man, wo der würdige Missionsbischof seine Kraft und seinen Mut erneuert, wenn das Kreuz der Arbeit und des Ungefolges ihm zu hart in die Schultern schneiden will.

Es ist viel für die Katholiken geschehen. Etwa sechzig Priester arbeiten auf mehr als zwanzig Stationen. Dreißig Kirchen und Kapellen und ebenso viele Schulen sorgen für die religiösen Bedürfnisse des Volkes und die Erziehung der Jugend. Orden und Kongregationen in buntester Mannigfaltigkeit wirken einmütig mit dem Weltklerus für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Unter anderem ist die Kleinigkeit von mehr als zweihundert Josefschwestern (von Chamber) tätig, und sogar die bösen Jesuiten fehlen nicht; trotzdem ist Dänemark bis auf den heutigen Tag nicht zu Grunde gegangen, und niemand zittert vor Tyrannenmord und Probabilismus, womit man in anderen Kulturstaaten, wie es heißt, noch heute — die Kinder bange machen kann.

Einige der Kirchen sind auch als Bauwerke sehenswert; Erwähnung verdienen besonders die Kirche von Aarhus (Jütland) und die Jesu Hjerte Kirche (Herz-Jesu-Kirche) in der Stenosgade zu Kopenhagen. Diese letztere hat kürzlich auch den lange ersehnten, echt künstlerisch ausgeführten Hochaltar erhalten, den würdigsten Schmuck dieses herrlichen göttlichen Gotteshauses.

Die Aufgabe der Priester ist teilweise eine recht schwierige. Es gilt, die paar Tausend Katholiken, die so zerstreut rings umher im Lande wohnen und manchmal nur geringe Gemeinden bilden, gut zusammen zu halten und gegen die tausend und abertausend Gefahren, welche von allen Seiten drohen, zu waffnen und zu stärken. Manche Katholiken muß man überhaupt erst „entdecken“, nämlich solche, die etwa nach einem mehr oder minder oberflächlichen Mittun, ohne daß ihnen das kirchliche Leben recht in Fleisch und Blut übergegangen, in den Strudel der Hauptstadt geraten mit seinem Geklimm und seinen Vergnügungen, und die dann in andersgläubiger Umgebung bald kein „akutes religiöses Bedürfnis“ mehr verspüren und tun, als ob sie sich mit unserm Herrgott höchstens noch in „gewissen Beziehungen“ halten müßten, so ungefähr, wie jener bekannte Edelmann in Columbus Lappalien“.

Wie stellen sich nun die Protestanten unserer heiligen Kirche gegenüber? In Dänemark herrscht durchgehends nicht dieser rohe und blinde Fanatismus, wie er anderswo bisweilen von sich reden macht. Es gibt freilich auch hier Leute, die z. B. an den alljährlich im Sommer ins Land kommenden Polen ihre Proselytenmacherei zu betätigen und mit ihren Traktätchen katholischen Mitbürgern das Licht des wahren Evangeliums anzuzünden bestrebt sind. Aber im allgemeinen kann man nicht klagen. Ich habe noch nicht gehört, daß man in Dänemark die Kirchenfenster eingeworfen, wie sich das der süße Rob in meiner Vaterstadt Hamburg geleistet. Es ist auch noch nicht vorgekommen, daß man den reichen Schmuck an Girlanden, Blumen und Fahnen, wie er alljährlich für die Fronleichnamsprozession in Charlottenlund aufgeboten, zu verwüsten oder die Prozession selbst, die im Freien gehalten wird, zu stören versucht hätte.

Ja, diese Prozession! Viermal bin ich dabei gewesen. Es gehört zu meinen liebsten dänischen Erinnerungen. Der feierliche Zug bewegt sich unter Gebet, Gesang und festlicher Musik durch die schön gezielten Alleen des Carstens und über den Spielplatz des St. Andreas-Kollegs zu der großen feineren Pensionaltreppe, wo ein ergreifendes Gebet gesprochen wird und dann das Tantum ergo mit dem sakramentalen Segen folgt, worauf die Prozession auf demselben Wege in die Kirche zurückkehrt. Wie oft gehen da selbst Protestanten, innerlich bewegt, mit und knien andächtig nieder, von der Gegenwart ihres Heilandes getroffen und ergriffen. Aber keiner, der sich Ungezogenheiten herausnimmt! Natürlich fehlt es auch nicht an Photographen, welche die Prozession mit Vorliebe auch den Augenblick des Segens, auf ihrer Mathe festbannen. Und am folgenden Tage kann man eventuell im „Illustreret Familie-Journal“ ein Bild des Festes mit entsprechendem Artikel finden, ohne jede geschäftige Spitze.

Einmal war ich bei einer Theatervorstellung im Andreas-Kolleg zu der sich auch der berühmte Komiker Schröder eingefunden. Wenn Schröder in Kopenhagen auftritt, so bekommt er eine der letzten Nummern des Programms, denn sein Direktor weiß, daß die Leute ihn absolut hören wollen und wenigstens so lange bleiben, bis er gesungen hat. Heute sang er aus freien Stücken im Zwischenakt ein paar

seiner selbstgemachten Complex und erniete stürmischen Wesfall. Der Grund seines Auftretens? Er wollte jedenfalls den Katholiken das Best verschönern, denn er war im Konvertiten-Unterricht.

Eines seiner Lieder schloß immer mit dem Refrain:

„Det er affurat det samme
Paa en anden Melodi.“
„Das ist ganz genau dasselbe
Nach 'ner andern Melodie.“

Am folgenden Tage stand in einer der großen Zeitungen der Hauptstadt eine sehr anerkennende Kritik der Theatervorstellung nebst einer allgemeineren Belobigung der pädagogischen Erfolge des Kollegs. Dann wurde Herr Schröder rühmend erwähnt, und hier konnte sich der Korrespondent natürlich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, freundlich zu witzeln: „Na, Schröder wird wohl mit seinem Katholizismus auch bald zu der Erkenntnis kommen:

„Det er affurat det samme
Paa en anden Melodi.“

Aber darum weiter keine Feindschaft nicht! Schröder und sein Publikum blieben gute Freunde.

Manche Konvertiten müssen große Opfer bringen, was ihre Stellung und ihre Einkünfte betrifft. Wenn z. B. so ein protestantischer Pastor zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt und dann die Konsequenz zieht und den großen Schritt tut, da kann eine bedenkliche Ebbe in seinem Geldsäckel eintreten, und vielleicht muß er tüchtig arbeiten, um sich und die Seinen anständig durchs Leben zu bringen, vielleicht sogar von der Nützlichkeit anderer Gebrauch machen. Aber Respekt vor denen, die dann doch sagen: „Magis amica veritas!“

Man hat wohl bedauert, daß die vielen Priester in Dänemark ihre Kräfte aufbrauchen, ohne große sichtbare Erfolge. Man geht dabei von dem Gedanken aus, daß doch mehr Protestanten, welche sich für religiöse Fragen interessieren und tiefes religiöses Bedürfnis zu haben scheinen, den Weg der Wahrheit finden müßten. Dieser Gedanke bedarf indes der Nichtigstellung. Die dortigen Geistlichen sehen ihre Aufgabe mit Recht darin, für die ansässigen Katholiken zu sorgen. Wenn Andersgläubige dabei auch die Kirche näher kennen lernen und sich ihr anschließen, so ist das ja ein angenehmer Nebenerfolg, aber nicht der Hauptzweck ihrer Tätigkeit.

Hebrigens finden manche den Weg zur Kirche. Jedes Jahr kehrt eine Anzahl zur alten Kirche zurück, von der einst ihre Vorellern mit Gewalt und List losgerissen. Und wenn auch nicht dieser Zug nach Rom sich zeigt, wie er sich zeitweise in England geltend macht, auch eine einzige Seele ist kostbar in Gottes Augen. Und wer weiß, ob der Herr nicht in Zukunft einst, wenn der Protestantismus auch hier an seinem inneren Mangel an Einheit, Klarheit und Festigkeit zugrunde geht, die besseren Elemente — und wie viele sind hier nicht der edlen, vortrefflichen Menschen, wirklich bona fide! — den Weg zur lange verkannten Kirche finden läßt!

§ Sozialdemokratische Himmelskunde.

„Das wichtigste an der Astronomie (Himmelskunde) ist, daß sie uns den Abgrund unserer Unwissenheit aufdeckt,“ hat einmal Kant, der deutsche Philosoph, gesagt.

Das Wort, in einem ganz anderen Sinne jedoch, fiel uns ein, als wir „Aufsätze zur Himmelskunde“ in der sozialdemokratischen „Mein. Ztg.“ (Nr. 18 vom 21. Januar 1906) zu Gesicht bekamen. Mit der ernstesten Miene wird da gelehrt:

„Der Augenblick, als Galilei sein einige Monate vorher selbst verfertigtes Fernrohr im Januar des Jahres 1610 auf den Jupiter richtete und dessen vier Monde . . . entdeckte, war einer der größten in der Weltgeschichte. Mit einem Schlage war das ganze aristotelische Dogmengebäude über den Bau der Welt, das sich die allmächtige römische Kirche zu eigen gemacht und das alle Geister in lähmender jeden großen Gedankenkeim erlösender Starre hielt, über den Haufen geworfen und die große reformerische Aera, deren Martyrer außer vielen anderen auch der große Galilei wurde, brach an. So wurde die Erfindung des Fernrohrs und seine Benutzung durch Galilei nicht nur für die Himmelskunde, sondern für die ganze Kulturgeschichte der Menschheit eine Tat von ungeheurer revolutionärer Bedeutung.“

Was soll denn das alles heißen? Niemand zweifelt daran, daß die alten Anschauungen über den Bau der Welt, welche die ganze vor kopernikanische Zeit geteilt hatte, durch die neueren Entdeckungen mit Hilfe des Fernrohrs über den Haufen geworfen wurden.“ Das ist für die religiöse Betrach-

fung ebenso belanglos, als die Umänderung der Anschauungen über die Größe der Erde, welche bewirkt wurden durch die großen Seefahrten der Portugiesen um Afrika herum und nicht zuletzt durch die lähne Fahrt des Columbus.

Wollte der Artikelschreiber das sagen, so nennt er offenbar Lügen ein. Das ist jedoch keineswegs der eigentliche Sinn seiner Ausführungen. Deren Schwerpunkt liegt vielmehr in den Worten von dem alten Dogmengebäude über den Bau der Welt: das sich die allmächtige römische Kirche zu eigen gemacht.“ Damit soll der Eindruck hervorgerufen werden, als ob die kirchlichen Dogmen so mit dem Weltbild verquickt seien, daß sie unrettbar mit in dessen Zusammenbruch verwickelt werden müßten.

Sonst gibt die sozialdemokratische Astronomie diesem Gedanken Ausdruck mit dem zu Tode gerittenen Vierbankwag von Schopenhauer und Strauß, daß das Fernrohr den Kristallhimmel zerschlagen und den alten Gott in Wohnungsnot gebracht habe, weil da oben am Himmel eben kein festes Gewölbe mehr existiere, sondern, wie wir jetzt wissen, der unendliche Weltensraum sich ausdehnt. Da sei nun kein Platz mehr für das Dogma eines Jenseits und auch keiner Himmelfahrt Christi und was dergleichen Torheiten noch mehr sind.

Wahrlich, Kant hat recht: Diese Astronomie deckt einen Abgrund der Unwissenheit auf und zwar der Unwissenheit sowohl in geschichtlichen wie in astronomischen Dingen.

Eine lähmende Starre, die jeden großen Gedankenkeim erstöte, lag bis zum Auftreten Galileis unter der Menschheit. Das jedoch dürfte dem sozialdemokratischen Sternengucker doch nicht unbekannt sein, daß man von einem kopernikanischen Weltssystem redet und nicht etwa von einem galileischen.

Das geschieht mit Recht deshalb, weil eben dieser wirklich große Gedankenkeim von Kopernikus stammt und länger als ein halbes Jahrhundert vor Galilei ausgesprochen wurde in einem Buche, das an seiner Spitze eine Widmung trägt an einen Papst der „allmächtigen römischen Kirche.“ Weder der Entdecker noch der Papst, noch später selbst Galilei hatten auch nur die allergeringste Furcht, als ob durch die neue Entdeckung das „Dogmengebäude“, d. h. die kirchlichen Lehren, über den Haufen geworfen würde. Von dieser Befürchtung waren sie alle deshalb frei, weil sie viel besser als der sozialdemokratische Astronom wußten, daß das religiöse Dogmengebäude mit dem ganzen Himmelsgebäude im Sinne der Astronomie auch nicht das Mindeste zu schaffen habe. Denn ob der Jupiter Monde hat, ob die Sonne feststeht und die Erde sich um sie dreht, das alles berührt kein einziges religiöses Dogma. Was über den Haufen geworfen wurde mit der Entdeckung des neuen Weltsystems, das waren die alten Anschauungen über die Gestalt und Stellung der Erde und die vermeintliche Bahn der Sonne.

Einen Zusammensturz des Dogmengebäudes, eine Enttörmung Gottes, wie man törichterweise oft hören kann würde das Fernrohr für denjenigen bedeuten, der sich Gott eben vorstellt als einen alten Mann, der auf einen goldenen Thron sitzt, ganz so wie die kleinen Kinder einen König sich vorstellen, daß er stets eine goldene Krone auf dem Kopfe und einzepter in der Hand habe. Wenn das die Gottesvorstellungen der sozialdemokratischen Himmelsforscher sind, so ist wahrlich Bibel und Katechismus unschuldig daran. Denn diese beiden lehren, daß Gott ein — Geist ist, somit die Redensarten von seinem Thron s h m b o l i s c h zu verstehen sind. Das weiß jedes Kind, das seinen Katechismus kennt; aber freilich, das kennt seinen Katechismus und die sozialdemokratischen Himmelsstürmer kennen ihn nicht oder nicht mehr und darum reden sie auch so seltsame Dinge über Religion zusammen.

Der Dichter der Psalmen, der das Fernrohr nicht gekannt, hat einst das Wort gesprochen: „Die Himmel verkünden den Ruhm des Schöpfers“, und begeistert ruft er aus: „Rühmet den Herrn vom Himmel her! Rühmet ihn in den Himmelshöhen . . . Rühmet ihn Sonne und Mond, rühmet ihn alle leuchtenden Sterne . . . Denn er stellte sie hin auf immer und ewig; er gab ein Gesetz, das überschreiten sie nicht.“ (Ps. 148).

Die Entdeckung des Fernrohrs und die Durchforschung der weiten Himmelsräume, wie sie in ungeahntem Umfang die Gegenwart erst erlebt, haben den alttestamentlichen Sängern nicht Lügen gestraft, sondern seine Auffassung glänzend bestätigt: „Er gab ein Gesetz, das überschreiten sie nicht.“ Wo immer das Fernrohr den forschenden Menschengeist eintauchen läßt in die Tiefen des Sternenhimmels — allüberall findet er das Gesetz, das sie nicht überschreiten, das Gesetz als die Spur und den Nachweis der Schöpfermacht und Schöpferweisheit Gottes.

* Witze über das Jenseits

zu machen, ist ein billiges Vergnügen. Nur vergessen diejenigen, welche mit solchen Waffen gegen das Jenseits ankämpfen, daß sie sich das denkbar größte Armutzeugnis ausstellen. Denn bei allen diesen wüthig sein wollenden Draufgängern kann man beobachten, daß sie nicht einmal die aller-elementarsten Kenntnisse haben von den Dingen, über welche sie fade Witzelein ausgießen.

Der eine findet es unerträglich, ewig „Gott anschauen“ zu fallen. Natürlich, wenn man sich Gott vorstellt als ein Bild, das der Mensch ewig betrachten soll, so ist das allerdings unerträglich. Denn auch das schönste Bild ermüdet zuletzt, man sieht sich daran früher oder später satt. Das ist also ganz richtig. Freilich weiß jedes Schulkind, daß Gott kein Bild ist, sondern ein — Geist.

Gott also ein Geist! Ja, dann kann doch nicht das Anschauen Gottes verstanden werden, als ein wirkliches Anschauen? Ja natürlich nicht, dann kann dieses Wort „Anschauung“ Gottes nur ein sinnbildlicher Ausdruck sein für das Hineinschauen in die Werke der Weisheit und Güte Gottes, also geistige Erkenntnis.

Und da ist kein Ende je zu erreichen. Mag einer noch so tief eingedrungen sein in das Gebiet des Wissens und der Erkenntnis, er muß doch schließlich mit dem alten Sokrates sagen: „Ich weiß, daß ich nichts weiß.“ Und hier tritt niemals Ueberfüllung und Langeweile ein, denn die menschliche Seele ist ja eben für die Erkenntnis der Wahrheit angelegt und das Streben nach Befriedigung dieser ihrer Naturanlage befehligt sie. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, das aus dem Munde Gottes kommt.“ Damit ist die weitere Vorstellung von der Langweiligkeit des Jenseits bereits abgetan, denn dieses ist dann kein träges Ruhen, keine geistige Erharrung, sondern geistiges Arbeiten und Leben.

Ein anderer (Feuerbach) witzelt über die Vorstellung, als sei das Jenseits eine ewige Kirchweih.

Sechs Werktage sind hier, darauf folgt ein einziger Sonntag, Jenseits aber da ist ewige Kirchweih! Jubel!

Die Herren haben ganz recht, wenn sie über diese Vorstellungen spotten, aber sie vergessen dabei die Kleinigkeit, daß sie sich nur selbst verspotten, denn sie sind es, die diese Vorstellungen haben und nicht die christliche Religion, nicht die Kirche, welche alle grobsinnlichen Vorstellungen vom Jenseits zurückweist; eben weil ja die Seele des Menschen nicht sinnlicher, stofflicher, sondern geistiger Natur ist. Weil sie das immer vergessen und außer acht lassen, daher ihre törichten Vorstellungen.

Den Gipfel der Naivität ersteigt ohne Zweifel Häckel, wenn er seinem Lesepublikum vordemonstriert:

„Den besten und am meisten berechtigten Grund für den Nihilismus (aul Unsterblichkeit) gibt die Hoffnung, im „ewigen Leben“ die teureren Angehörigen und Freunde wieder zu sehen, von denen uns hier auf Erden ein grausames Schicksal früh getrennt hat. Aber auch dieses vermeintliche Glück erweist sich bei näherer Betrachtung als Illusion, und jedenfalls wurde es stark durch die Aussicht getrübt, dort auch allen den weniger angenehmen Bekannten und den widerwärtigen Feinden zu begegnen, die hier unser Dasein geküßt haben.“ (Welträtzel S. 240).

Das schreibt derselbe Mann, der in den höchsten Tönen wettert gegen den „Anthropismus“, d. h. die Uebertragung menschlicher Vorstellungen auf Gott und Jenseits. Was ist denn das alles anders als eine rein handwerksmäßige Uebertragung menschlicher Verhältnisse in das jenseitige Leben? So dumm ist kein Schulkind, daß es nicht weiß, daß das Jenseits der Platz innerster Bestimmungänderung ist, des Strebens nach sittlicher Vollkommenheit und Heiligkeit. — „Sie werden sein wie die Engel“ — daß also diese menschlichen Unvollkommenheiten abfallen wie müder Zunder und abgelegt werden wie ein schmutziges Gewand.

Wenn also Häckel, wie schon mal gesagt, graulich machen will mit der „besseren“ Hälfte und der ewig leidenden Schwiegermutter, so kann er beruhigt sein, diese „besseren“ Hälfte werden wirklich bessere sein, „wie die Engel“, wie poetischer Liebesüberschwang sie während der Verlobungszeit zu nennen beliebt, und auch für die Schwiegermütter werden die Gründe des Reisens über schlechte Schwiegeröhne wegfallen, da auch diese besser und andere geworden sind. Da Häckel anscheinend in diesem Punkte etwas ängstlicher Natur ist, kann er völlig beruhigt sein.

Am widerwärtigsten sind jene Gesellen, welche auch dem Christentum vorwerfen wollen, daß es eine Art mohammedanischer Paradieses mit Vielweiberei für das Jenseits verheißt. Geradezu verabscheuungswürdig ist der Versuch, eine solche Anklage noch rechtfertigen zu wollen mit dem Hinweis auf das Wort Christi: „Wer immer sein Haus oder seine

Brüder und Schwestern oder Vater und Mutter oder Weib oder Kinder oder Aeder um meines Namens willen verläßt, der wird Hundertfältiges dafür erhalten und das ewige Leben besitzen. Da hören diese Zyniker nur die Worte „Weib“ und „hundertfältig.“

Daß derselbe Mann, der jene Verheißung gegeben hat, auch gesagt hat: „In der Auferstehung werden sie weder heiraten noch geheiratet werden, sondern sie werden sein wie die Engel Gottes im Himmel“ — das wissen solche Leute natürlich auch nicht.

Im übrigen tragen einen Teil der Schuld an diesen Angriffen auf christliche Lehren jene, welche in verb-sinnlichen, dem diesseits entnommenen Farben des Jenseits und die ewige Glückseligkeit auszumalen in gutem, aber nicht immer von richtigen Gesichtspunkten geleiteten Eifer für gut finden. Diese sollen nicht das Wort vergessen: „Mein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört und in keines Menschen Herz ist es hinabgestiegen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben;“ ebensowenig sollten sie vergessen, daß es sich um ein Reich von Geistern und nicht von körperlichen Wesen handelt.

Selbstredend sollen damit jene falschen, oft zynischen Einstellungen des Jenseits, die an solche „Enigleisungen“ anknüpfen, nicht entschuldigt sein. Wer über kirchliche Lehren reden und schreiben will, hat sich an die lehrantlichen Darstellungen zu halten. Wer das nicht tut, hat sich den Vorwurf einer unehelichen Kampfweise gefallen zu lassen.

Gesundheitspflege.

© Schlechte „Stimmung“ — „verstimmter“ Magen.

Von Dr. Otto Gottschalk.

Immer klarer erkennt und beweist die Wissenschaft die schon längst gefühlte Abhängigkeit des körperlichen Befindens vom geistigen Wohl und Wehe. Besonders der Nervenapparat des Magens, also der ganze Verdauungsvorgang, unterliegt in hohem Maße der Einwirkung von Gemütsbewegungen von Affekten jeder Art.

Wer trocken Brot mit Lust genießt,

Dem wird es gut bekommen;

Wer Sorgen hat und Braten ist,

Dem wird das Mahl nicht frommen.

Oft wird ganz plötzlich die Lust zum Essen, der Appetit, durch psychische Einflüsse geändert. Es gibt Menschen, die sich mit gutem Appetit zu Tisch setzen, ihn aber sofort verlieren, wenn sie sich über irgend etwas ärgern und dann auch wirklich nichts mehr essen können. Es gibt Menschen, die „vor Aerger“ oder „vor Wut“ keinen Bissen hinunterbringen“ können, und es gibt solche, die heftige Magenbeschwerden bekommen, wenn sie sich beim Essen aufregen. Es gibt aber auch Leute, die „vor Jorn“ einen förmlichen Heißhunger bekommen, nur hält diese Sättigung in der Regel nicht lange vor.

Dieser merkwürdige Einfluß von Affekten auf Appetit und Verdauung ist neuerdings an Tieren genauer studiert worden. Versetzte man einen angebundenen Hund durch Vorkalten einer Klage in Aerger und Wut und gab ihm hierauf sein Futter, dann wurde so wenig Magenjaft abgesondert, daß eine ganz unvollständige Verdauung stattfand. Durch die eingetretene „schlechte Stimmung“ wurden also auch die Magenerven so nachdrücklich „verstimmt“, daß sie zur normalen Saftbildung untauglich waren.

Nicht nur vor, sondern auch nach dem Essen und während desselben wirken Aerger, Jorn und dergl. verdauungswidrig, wie Professor Pawlow experimentell bewiesen hat. Daher: „Zur Essenszeit Scheuä Sorg und Leid!“ Die genossene Speise allein regt nur eine mangelhafte Saftbildung an, bewirkt nur geringe Verdauungsarbeit. Dagegen besitzt der durch psychische Reize hervorgebrachte Magenjaft eine überaus große Verdauungskraft. Das ist natürlich für die Verdauung von höchster Bedeutung. Früher bereiteten Spasmacher und Hofnarren den Tafelnden allerhand Kurzweil, um die „Taselfreuden“ zu vermehren. Es war dies eine instinktive Maßregel zur Erhöhung der Bekömmlichkeit des Mahles. Deshalb soll Jeder im gesundheitlichen Interesse seiner Tafelgenossen und seiner selbst vom gemeinsamen Mahle allen Jank und Streit, alle unangenehmen Auseinandersetzungen über häusliche oder berufliche Angelegenheiten verbannen und eines anregenden Plauderns sich befleißigen. Auch von des Magens Verdauungsarbeit gilt das Schillerwort: „Wo gute Reden sie begleiten, da fliehet die Arbeit munter fort.“

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 37.

Düsseldorf, den 16. September.

1906.

Inhalt: Evangelium zum fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Die Wundertaten Jesu. — Moderne Wunderleugnung und die Wunder Christi. — Abgeführt. — Der letzte Sommerfrischler.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas VII, 11—16.
„In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Naim hieß; und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Wittwe war; und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie gerührt, und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu, und er rührte die Bahre an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.“

Die Wundertaten Jesu.

I.

Die Evangelien berichten nur über drei Totenerweckungen; deshalb liegt die Frage sehr nahe, lieber Leser, ob der Herr während Seiner öffentlichen Wirksamkeit in Palästina nicht mehrere Tote wieder zum Leben erweckt habe. Die heiligen Väter und Lehrer der Kirche sind allerdings dieser Ansicht und berufen sich dabei auf die bekannte Bemerkung des hl. Evangelisten Johannes, wonach Jesus „noch viele andere Wunder vor den Augen Seiner Jünger gewirkt hat, die nicht in diesem Buche (des hl. Johannes) geschrieben sind“ (Joh. 20). Speziell der hl. Kirchenlehrer Augustinus sagt hierzu: „Die heiligen Evangelisten haben nur einige von den Wundertaten Jesu ausgewählt und nur soviel davon erzählt, als zur Belehrung der Gläubigen ausreicht. Es ist daher als gewiß anzusehen, daß der menschgewordene Sohn Gottes während Seines Wandels auf Erden viele Verstorbene zum Leben erweckte, und daß es nicht ohne geheimnisvolle Bedeutung ist, daß wir von diesen Auferweckungen nur drei im Evangelium verzeichnet finden. Diese drei Auferweckungen aber (fährt der hl. Kirchenlehrer fort) sind uns überliefert worden, weil sie, wegen der verschiedenen Dauer des Todes und wegen der verschiedenen Umstände der Auferweckung allein schon hinreichen, um die drei verschiedenen Klassen aller sündigen Menschen darzustellen.“

Der hl. Papst Gregor I. fährt diesen Gedanken des hl. Augustinus weiter aus, indem er sagt: 1. Die Tochter des Jairus, die innerhalb des väterlichen Hauses tot dalag, deutete hin auf die Klasse der heimlichen, verborgenen Sünder, von denen niemand, oder höchstens die Hausgenossen wissen oder vermuten, daß sie für die Gnade Gottes tot sind. — 2. Der Jüngling zu Naim, von dem geschrieben steht, daß er schon außerhalb der Stadt war, zeigt die Klasse der öffentlichen Sünder an, die alle Schen und Scham

ablegen und die Welt durch den Anblick ihrer Missetaten ärgern. — 3. Lazarus endlich, der schon vier Tage im Grabe lag und bereits in Verwesung übergegangen war, weist deutlich hin auf die Klasse der in ihren Sünden verhärteten Gewohnheitsfünder, die, ein Abscheu der Welt und sich selbst zuwider, gar nicht mehr an ihre Erhebung zu denken wagen und sich unter der Last ihrer strafbaren Gewohnheiten gleichsam erdrückt fühlen. — Und weil nun (setzt der hl. Gregor hinzu) der sündige Mensch zu einer von diesen drei Klassen gehört, so geben die drei im Evangelium erwähnten Tote ein getreues Bild aller sündigen Menschen je nach ihrer verschiedenen Lebensweise und der Dauer ihres sündhaften Zustandes.

Aber auch die verschiedene Art und Weise, wie jene drei Tote vom Herrn ins Leben zurückgerufen werden, ist in Betracht zu ziehen, lieber Leser, denn sie belehrt uns über die verschiedene Weise, wie die drei verschiedenen Klassen der Sünder wieder zur Gnade auferstehen können.

1. Als der Herr in das Haus des Jairus trat und den Leichnam seiner Tochter von einer lärmenden Volksmenge umgeben fand, die den Tod des jungen Mädchens beklagte, sprach Er fast lächelnd und zu nicht geringer Bewunderung der Umstehenden: „Wozu diese ganze Trauerveranstaltung, da das Mädchen nicht tot ist, sondern nur schläft!“ Und dann nahm er die Verstorbene bei der Hand und gebot ihr aufzustehen. Warum — so fragt hier der hl. Augustin — bewirkte der Herr diese Auferweckung so einfach und leicht, daß es, möchte ich fast sagen, mehr ein Spiel Seiner Güte, als ein Werk Seiner Allmacht zu sein schien? Etwa darum, weil das Mädchen kurz vorher erst gestorben, und ihr jugendlicher Körper die Lebenswärme noch nicht eingebüßt hatte? Gewiß nicht; denn dem Sohne Gottes ist es ja ebenso leicht — wie es dem Menschen gleich unmöglich ist — den Toten einer Stunde wie den Toten eines Jahres aufzuwecken. Hier stehen wir vor einem Lehrreichen Geheimnisse: obwohl sündigen so viel ist als sterben, so ist doch ein Unterschied zwischen sündigen und sich an die Sünde gewöhnen und mit ihr sich vertraut machen. Das unlängst verstorbene Mädchen nun, dessen Leiche noch im Hause ist, bedeutet den Sünder, der seine Sünde noch nicht zur Gewohnheit hat werden lassen und noch nicht „aus dem Hause“ seines Herzens gegangen ist, um seinen geistlichen Tod öffentlich zur Schau zu tragen. Indem also — fährt der hl. Kirchenlehrer fort — der Heiland dieses große Wunder so schnell wirkte, wollte Er uns zu verstehen geben, daß der Sünder, welcher eben erst in die Sünde geraten ist, also noch nicht begommen hat, im Grabe einer sündhaften Gewohnheit zu faulen, leicht wieder aufstehen kann.

2. Der Leichnam des Jünglings zu Naim, der schon aus der Stadt hinausgetragen wurde, so daß ein ganzes Volk ihn sehen und beklagen konnte: dieser Leich-

nam — sagt der ehrwürdige Beda — bezeichnet den Sünder, der im tiefen Todeschlaf seiner Vergehungen den Tod seiner Seele nicht mehr unter dem häuslichen Dache oder ganz geheim in seinem Herzen verbirgt, sondern durch die Unverschämtheit in seinen Reden und durch die Frechheit in seinen Handlungen alle Welt davon in Kenntnis setzt. Er bedeutet den öffentlichen und deshalb Vergernis gebenden Sünder, von dem der Prophet Isaias gesagt hat, daß er seine Sünde nicht mehr verheimlicht, sondern sie allen mitteilt und sich ihrer rühmt, wie einst die Einwohner von Sodomä getan (Isaias 3).

Wie aber jede tugendhafte Handlung, wenn sie bekannt wird, eine Ermunterung, ein Antrieb zur Tugend wird, so ist andererseits jede schwere Verfehlung, wenn sie offenkundig wird, eine Ermunterung, ein Stachel zur Sünde. Daher bedeutet das nur der christlichen Sprache eigentümliche Wort Erbauung hauptsächlich ein gutes Beispiel, weil dadurch das Tugendleben der wahren Christen befestigt und erhoben wird, so daß gleichsam ein Gebäude von Tugenden mit Hilfe der göttlichen, nie fehlenden Gnade sich bildet.

S.

7 Moderne Wunderleugnung und die Wunder Christi.

Schwer, sehr schwer empfindet die moderne Leugnung des Wunders die Wunder Christi. Denn was wollen auch alle Deklamationen, daß das Wunder unmöglich sei, besagen, wenn es Tatsache ist, daß Christus selbst Wunder gewirkt hat? Da befindet man sich ja in der Lage des Mannes, der von seiner Studierstube aus der Natur, der Welt der Tatsachen, Vorschriften machen will, über das, was alles in der Natur sein darf und was nicht. Heute noch laßt die Welt über den Philosophen Hegel, der die Zahl der Planeten von seiner Studierstube aus festsetzte, während die bis dahin unbekanntenen kleinen Planeten die große Bosheit hatten, sich um dieselbe Zeit, da jener Mann ihnen die Existenz absprach, entdecken zu lassen.

Was schert sich die Welt der Tatsachen um solche anmaßende Sprüche! Ist etwas Tatsache, so ist es eben eine Tatsache, die kein Mensch aus der Welt schaffen kann, sondern mit denen er sich abfinden muß.

Wer mit vorgefaßter Meinung die Möglichkeit des Wunders als solches leugnet, wer von diesem Standpunkt aus alles, was von Wundern aus späterer Zeit bis in die Gegenwart berichtet wird, in Wusch und Wogen verwirft, der muß sich zu allererst mit den Wundern Christi abfinden.

In rührender Offenherzigkeit gesteht das ein moderner, recht rabiater Gegner des Wunders ein, wenn er schreibt:

„Die Masse der fingierten Heilwunder, welche in Lourdes und anderen Gnadenorten (sic!) neben den wirklich gelungenen Heilungen bestimmter Krankheitserscheinungen unter den Gläubigen ausgebreitet wird, ist wie eine lehrnäische Hydra, bei welcher jeder abgeschlagene Kopf doppelt nachwächst. Fällig getroffen kann diese Brut des Aberglaubens nur dann, wenn ihr die Lebensluft und Lebenswärme des biblischen Wunderglaubens abgeschnitten wird. Hat Jesus objektive Wunder getan: nun dann ist ja die Wunderfrage prinzipiell entschieden; dann kommt nicht viel darauf an, ob später noch einige Duzend Wunder mehr oder weniger geschehen sind. Dann müßten die Ärzte in die Narrenhäuser und die Kranken in die Kirchen.“ (Soltan, Hat Jesus Wunder getan? 1903, S. 16.)

Der letztere unlogische Seitensprung läßt nicht gerade große Erwartungen auf eine sachliche Beweisführung rege werden. Wer wird nur gleich so hitzig übertreiben? Wer wird übersehen, daß das Wunder doch etwas außerordentliches ist und dem ärztlichen Berufe daher keine Konkurrenz machen kann? Wie will nun die moderne Wunderleugnung mit den Wundern Christi fertig werden?

Der alte Versuch, die Echtheit der Berichte anzuzweifeln, ist als erfolglos preisgegeben. Niemand, der auf Sachkenntnis Anspruch erhebt, kann die Evangelien denjenigen absprechen, deren Namen sie tragen.

So bleibt nur der eine Ausweg: die Wunder Jesu möglichst einzuschränken und den Rest, der nach dieser Subtraktion noch übrig bleibt, auf natürliche Wege zu erklären oder doch in seiner Bedeutung herabzubringen.

Mag man wegen angeblich schlechter Uebersetzung noch so viel subtrahieren, es bleibt immer noch ein großer, ein sehr großer Rest. Auch Soltan in seinem oben erwähnten Buche muß eine recht ansehnliche Zahl als gut beglaubigt stehen lassen.

Das ist sehr bezeichnend und sehr bedeutsam. Es ist das Eingeständnis, daß die Wunderleugnung das Wunder nicht, wie einst D. J. Strauß gemeint hat, aus der Bibel hinauswerfen kann.

So werden also diese nicht zu leugnenden Heilungswunder natürlich erklärt, und zwar mit Zuhilfenahme der beliebigen Suggestion. Sie ist die hochgespannte seelische Aufregung, welche die im Nervensystem vorhandenen nervösen Störungen etwa Lähmung der Glieder usw. ausgleicht und so eine Heilung oder doch einen Stillstand der Krankheit bewirkt der Nicht-Eingeweihten als „Wunder“ erscheint.

Das ist alles recht nett gesagt. Aber die Sache hat einige Gaten. Einmal bietet das Wort Suggestion gar keine Erklärung dafür, wie solche Heilungen sich vollziehen. Das Wort ist ein bloßer Fachausdruck für einen recht komplizierten seelischen Vorgang. Und dann wird dieses Gerede vorgetragen mit gänzlicher Außerachtlassung der Wirklichkeit. Weder die Heilung von Epileptikern, noch die von Ausfähigen usw. vollzieht sich auch bei raffiniertester Anwendung des suggestiven Verfahrens mit dieser Geschwindigkeit wie die Heilwunder Christi. Erst jüngst hat eine Untersuchung der Heilwunder Jesu vom medizinischen Fachmannsstandpunkt aus es festgestellt, daß alle solche Erklärungen für die Heilwunder Jesu gar nicht ausreichen.

Also die Tatsachen können nicht umgestoßen werden. Vielleicht aber könnte man dann ihre Tragweite abschwächen?

Zu besagtem Zweck werden jene Aussprüche von Jesu zitiert, in denen er das Verlangen der Juden nach Wundern tadelt. Gewiß, das hat Christus getan. Er hat die Juden ob dieses ihres äußerlichen Glaubens, der immer äußere Wunderthaten verlangt, ohne aus dem innern Wahrheitsgehalt seiner Lehre seine göttliche Sendung zu erkennen, getadelt. Aber derselbe Christus hat trotz alledem Wunder gewirkt: derselbe Christus hat den Juden gesagt: „Wenn ihr meinen Worten nicht glaubet, so glaubet den Werken, die ich tue.“ Derselbe Christus hat den Sendboten des Johannes gesagt: „Saget dem Johannes, was ihr sehet und höret: Blinde sehen, Lahme gehen, Ausfähige werden rein.“

Lächerlich ist es, angesichts dieser Tatsachen zu behaupten: die Wunder Jesu seien nur als nebensächliche Folgen des verwirklichten Gottesreiches zu betrachten, als ob damit nur gesagt sein solle: „Mit dem Eintritt des Reiches Gottes auf Erden werden Elend und Kummer, die Krankheiten und die Herrschaft der Dämonen ein Ende haben“ (Soltan a. a. O. S. 59).

Lächerlich ist endlich die Ausrede, Jesus habe über seine eigenen Wunderthaten anders gedacht, als die Zuschauer. Man lese mal den Satz: „Die wunderbaren Heilungen, welche im Sinne aller Zuschauer objektive (wirkliche) Wunderthaten Jesu waren, waren nach Jesu eigener Ansicht nicht als solche anzusehen“ (a. a. O. 50). Dann denke man darüber nach, welchen Charakter diese Schilderung Jesu zuschreibt. Ei, wenn die Zuschauer diese Heilungen für wirkliche Wunder hielten, sie dies aber nach Jesu eigener Ansicht gar nicht waren, war er denn da nicht verpflichtet, jene über ihren Verstum aufzuklären, um so mehr, als er sah, daß er dadurch solch ein Unheil anrichtete, daß noch spätere Geschlechter ob dieser Wunder in die Irre gingen? Da war Aufklärung der Zuschauer allererste Pflicht Christi! Er hat diese unterlassen; er hat die Leute auf ihrem Glauben gelassen. Was soll man dazu sagen? Nun, als Charakter ist der Mann unhaltbar geworden. Man braucht diese Folgerungen nur anzudeuten, um sofort zu erkennen, in welche Sadgassen diese Ausflüchte führen.

Und wenn man die weitere Ausflucht versucht, nicht Christus selbst habe diese Wunder getan, sondern nach seinen eigenen Aussagen: Gott durch ihn, so solle man doch auch nicht vergessen, daß er gesagt hat: „Ich und der Vater sind eins“ und daß er diese Wunder als seine Werke bezeichnet.

Es ist vergebliche Mühe, die Bedeutung der Wunder Jesu abzuschwächen, nachdem man gezwungen ist, ihre Geschicklichkeit anzuerkennen. Mit lauwarmen Umschreibungs-künsten, wie diese Leugner des Wunders sie praktizieren, werden keine Tatsachen aus der Welt geschafft, wohl aber die Bodenlosigkeit und Haltlosigkeit solcher Aufstellungen jedem, der sehen kann, enthüllt.

△ Abgeführt.

Von Johann Tenge, Düsseldorf.

In einem Sonntag vormittag sahen in einer allbekannten Düsseldorf-Wirtschaft mehrere Herren, die anscheinend dem Handwerkerstande angehörten, beim Frühstück. Man unterhielt sich von der Landwirtschaft im allgemeinen und von der Fleischnutzung im besonderen. Der Metzgermeister Felt, von dem man mit dem besten Willen nichts von Fleisch-

not wahrnehmen konnte, hatte gerade etwas erzählt, worüber sich alle sehr amüsierten. Zwei junge Herren kamen herein und nahmen am Tische Platz. Sie hatten so etwas besonderes an sich, das die am Tische Sitzenden gerade nicht für sie einnahm. Aber höflich wie der Dörfchen nun einmal ist, machten sie keine Einwendungen und rückten ein wenig zusammen. Wohlthätig wandte sich der eine, der mit der Manschette um den Hals, an sie und sprach: „Erlauben die Herren, daß ich Ihnen 'mal eine wahre Begebenheit erzähle?“

Alle merkten sofort, daß die jungen Leute, von noch nicht 20 Jahren, sie anrufen wollten, aber man konnte ja 'mal sehen. „Na, dann fangt an!“ meinte Fetz in tiefer Bahlage. „Es war einmal —“

„No hat äwer op“ rief einer dazwischen, „Märschens hammer schon für fuffzig Jahre geböt!“

„Aber, erlauben Sie 'mal, Märschen!“ Der junge Mann zog die Augenbrauen hoch, „eine wahre Geschichte will ich zu Ihrem Ruh und Frommen hier vorbringen. Glauben Sie mir, so etwas haben Sie noch nie gehört!“

„Na, denn los. Mal stell, Pitter, loß dm 'mol verzälle.“ „Also, meine Herren, ich war letzens in Gamm,“ dem Dörfchen hier in der Nähe, das kennen Sie doch, nicht? Da war gerade ein Bauer mit dem Einern seines Sauerkrauts beschäftigt. —

„Ich denkt dat es Kappes,“ meinte einer. Der junge Herr machte ein erstauntes Gesicht. Mit überlegenem Lächeln fuhr er fort. „Da habe ich einen Sauerkrautkopf gesehen, der hatte einen solch' gewaltigen Umfang, daß die Leute ihn nicht durch's Hoftor bekommen konnten.“ „Au!“ — „Au!“ riefen alle.

Der junge Mann sah sie alle der Reihe nach triumphierend an. Schnell stieß er mit seinem Freunde an und sagte so laut, daß es die Anderen noch hören konnten: „Denen kann man schon etwas erzählen!“

Fetz blinzelte seine Bekannten an und sagte, indem er hochdeutsch reden wollte: „Ja, meine Herren, dat war sehr schön. Da muß ich auch noch schnell wat zum beste jebe. Neulich besuchte ich in Essen einen Freund, der da bei Krupp angestellt is. Der nahm mir 'mal mit in die Fabrik. Ja, meine Herren, da hab' ich auch wat jesehe, wat man so leicht nit alle Tag' sehe kann.“

Interessiert blickten die beiden jungen Leute auf. Die anderen machten auch ganz ernste Gesichter. Sie ahnten schon etwas.

„Da waren sie gerade an eine Kessel am baue,“ fuhr Fetz fort, „der war so groß, daß 10 000 Mann daran beschäftigt werde mußte. Wenn die an der eine Seit hämmerte, dann hörte die auf die andere Seit nit dabon.“ — „So, jetzt muß ich aber jese“, meinte Fetz und erhob sich vom Stuhle.

Der Erzähler von vornhin lächelte: „Sagen Sie 'mal,“ so wandte er sich zu Fetz hin, „was wollten denn die — mit dem großen Kessel machen?“

„Da wolle die Ihre Kappes drin kochel kam es prompt zurück.“

Die beiden jungen Herren hatten's auf einmal sehr eilig. Der Kellner holte sie noch an der Tür ein, sonst hätten sie noch vergessen, zu bezahlen.

— Der letzte Sommerfrischler.

Eine lustige Sommergeschichte von Herb. Boll.

Der Flecken Hintershausen war seit einigen Jahren Luftkurort. Ein junger Doktor ohne Praxis hatte ihn „entdeckt“. Dieser Jünger Restulaps, der aus sehr stichhaltigen Gründen als Ruhtourist durch das Thüringer Land gezogen war, hatte, angenehm überrascht von den mehr als bescheidenen Preisen des hintershausener Oshenwirts und angezogen von der wirklich schönen Umgebung des Ortes, einen ganzen Sommer hier verlebt. In seinen Wohnort zurückgekehrt, hatte er dann aus Dankbarkeit eine begeisterte Broschüre verfaßt, in der er die Vorzüge Hintershausens als Luftkurort in den höchsten Tönen pries. Seine Praxis ließ ihm ja Zeit dazu und so hatte er auf die Broschüre — er erhielt dafür kein Honorar aus Hintershausen, wie neidische Konkurrenzblätter später behaupteten — große Sorgfalt verwendet und den Ozonegehalt der Hintershausener Luft usw. in streng wissenschaftlicher Weise mit gelehrten klingenden Formeln ausgedrückt. Müd muß man haben. Das Werkchen hatte es und im nächsten Sommer sah Hintershausen eine stattliche Schar Kurgäste in seinen Mauern. In den darauf folgenden Jahren wuchs die Zahl der Besucher beständig und jetzt dürfte sich der einst in den weitesten Kreisen unbekanntes Flecken bereits zu den Modebädern rechnen. Die Hintershausener waren ein dankbares Geschlecht

und so erfreute sich der Entdecker des Bades, Dr. Müller, schon seit einer Reihe von Jahren einer behaglichen Existenz als Badearzt in Hintershausen. Aber über billige Preise konnte man sich nicht mehr freuen. Längst waren der „blaue Oshen“ und sein Konkurrent der „grüne Jgel“ zu Hotels avanciert und hatten ihrem neuen Range entsprechende Preise eingeführt. Auch die Bürger des Fleckens, die ihre Staatsstuben an Sommerfrischler vermieteten, wußten den Wert des Geldes zu schätzen und forderten Mieten, deren man sich auf Nordsee oder Suhl nicht zu schämen gehabt hätte.

Es war in der ersten Hälfte des Septembers und die Saison näherte sich mit raschen Schritten dem Ende. Die Klänge der Kurkavalle, die sonst im Wirtswaldchen zu konzertierten pflegte, waren verhallt und die Mimen des „Sommertheaters“ — diesen kolalen Namen führte jetzt eine ehemalige Schöne des „blauen Oshen“, die man umgebaut und mit billiger Eleganz ausgestattet hatte — waren davongezogen. Nur noch wenige Kurgäste waren anwesend. Ein asthmatischer Kanalarzt aus Berlin mit Frau und zwei Töchtern, Amanda und Pauline, ein Apotheker aus Hannover, ein älterer galliger Junggeselle und ein Rentier aus Strich waren die letzten, und auch sie wollten nach einigen Tagen abreisen. Da kam noch ein neuer Gast. Er trat mit dem Mittagszuge ein, gab dem Hausdiener des blauen Oshen ein nicht sehr umfangreiches Handtäschchen zur Beforgung und begab sich dann in die Wohnung des Badearztes, der ihn nach etwa einer halben Stunde in eigener Person bis ans Hotel geleitete, wo er sich mit höflicher Verbeugung verabschiedete, um seine täglichen Visiten bei den anderen Kurgästen zu erledigen. Der frühere Oshenwirt, jetze Hotelier, Herr Schiefmayer, empfing den Ankömmling mit herablassender Freundlichkeit, wozu er sich durch das geringe Gepäc des Gastes berechtigt glaubte. Bald aber verwandelte sich die Herablassung in eitel Hochachtung und fast demütige Höflichkeit. Hatte doch der Fremde in das ihm vorgelegte Fremdenbuch eingetragen: Stanislaus Graf und Edler Herr von Oshowsky und Kawa. Wirklich, ein echter Graf, den ersten, den Herr Schiefmayer in seiner Praxis zu verzeichnen hatte, denn bisher hatten sich die Besucher Hintershausens nur aus Angehörigen des wohlhabenden Mittelstandes rekrutiert. Die Brust Schiefmayers hob sich in stolzer Freude, der „grüne Jgel“, der noch vor kurzem mit einem Bankdirektor so unausstehlich renommierter hatte, war um zehn Pferdellängen geschlagen. Respektvoll trat der Hotelier näher, als der Graf ihn zu sich bat. „Wissen's,“ sagte der vornehme Herr mit leicht österreichischem Tonfall, „ich gedenkt mich etwa 14 Tage hier aufzuhalten, deshalb mein weniges Gepäc. Will mich hier für die Strapazen der Jagd stärken, zu der ich auf Ende dieses Monats vom Fürsten Dolsinski in Galizien eingeladen bin. Haben's ein paar gute Zimmer für mich?“ Schiefmayer beeilte sich, zu versichern, daß ein schöner Salon nebst Schlafzimmer, mit Aussicht auf den nahen Wald, sofort für den Herrn Grafen hergerichtet werden sollten. „Schön,“ sagte der Graf und erhob sich, um einen Rundgang durch den Ort zu machen. Graf Oshowsky war eine hohe, hagere Erscheinung. Sein scharfschnittenes Gesicht, aus dem ein paar Haubvogelaugen blühten, erhob sich durch einen riesigen blonden Schnurrebart ein strenges, militärisches Aussehen; das Haupthaar trug es kurz geschoren. Er mochte etwa 40 Jahre alt sein. Er trug einen hellgrauen, großkarrierten Anzug und elegante gelbe Schuhe; ein langer gelber Heberzieher, der ihm fast bis auf den Hals reichte, vollendete seine Ausrüstung. Bedächtig zündete er sich eine Virginia, die er einem Zigarettenetui von überaus menschlicher Größe entnahm, an, klemmte ein Raucher ins Auge und trat auf die Straße. Natürlich erregte der häßliche Sommerfrischler überall Aufsehen und nicht nur die Eingeborenen, sondern auch die wenigen letzten Kurgäste standen neugierig am Fenster und sahen der langsam dahinschreitenden hohen Gestalt nach. Als er am Hause des Tischlers Biegenbein vorüber kam, bei dem der Kanalarzt Staubmann mit Familie wohnte, lehnten Amanda und Pauline in malerischer Pose am Fenster. Der Graf sah hinauf und zog mit höflicher Verbeugung seinen grauen Zylinder. Die „junges“ Damen erwiderten erötend keinen ehrerbietigen Gruß. So kam er zum „grünen Jgel.“ Er trat in das Restaurant, bestellte sich ein Glas Portwein und ließ sich an einem Tisch nieder, wo bereits der Stricker Rentier Platz genommen hatte. Als Mann von Welt stellte sich der Graf seinem Tischnachbar vor, der dem vornehmen Herrn gleich drei Verbeugungen statt einer machte. Herr Schmalzbaß nannte sich gewöhnlich einen überzeugten Demokraten, aber mit einem wirklichen Grafen an einem Tisch zu sitzen, übte keine Etikette doch recht angenehm. Durch seine Leutseligkeit gewann Oshowsky im Sturm die Zuneigung des biederen Rentiers. Geduldig hörte er dessen Leidensgeschichte an,

Schmalzbach litt an einem eingeklebten Leberleiden und gab gern, sobald er nur willige Zuhörer fand, eine detaillierte Beschreibung seines Uebels. „Sehr bedauerlich“, sagte der Graf, als der Rentier geendet hatte, „aber geben's die Hoffnung noch nicht auf, 's wird halt alles noch gut werden.“ Mit festem Händedruck verabschiedete er sich von seinem neuen Bekannten und begab sich in sein Hotel, wo er mit großem Appetit zu Mittag speiste und zwei Flaschen von Schiefmachers bestem Madesheimer zu sich nahm. Der Hotelier war ganz begeistert von dem noblen Gast und setzte Hochachtung trieb noch bedeutend, als im Laufe des Nachmittags der Briefträger erschien und dem Grafen einen dicken, fünfsach versiegelten Brief eingehändigt, der die zauberische Inschrift „Eingeliegt 1000 Mark“ trug. „Aha“, sagte Gyltowsky und schob den Brief nachlässig in die Brusttasche, „von meinem Verwalter, der Mann ist pünktlich wie immer, werde ihm Zulage geben.“ Der Briefträger bekam einen Taler Trinkgeld und zog starr, ob solcher Freigebigkeit, zur Tür hinaus. Daß auch er das Lob des „letzten Sommerfrischlers“, diesen Namen hatte die geistreiche Kanzleirats Pauline dem interessantesten Fremdling im Kreise der ihren beigelegt, in den höchsten Tönen im ganzen Fleden sang, ist selbstverständlich.

Am Abend war Reunion im Saale des „blauen Oxfen“, zu der sich sämtliche noch wohnenden Kurgäste eingefunden hatten. Dem „letzten Sommerfrischler“ zu Ehren waren die Kanzleirats in jugendlichem Rosa erschienen, obwohl beide schon aus dem Schneider waren, Amanda sogar ziemlich stark. Man sah bereits eine ganze Weile beisammen und der Ersehnte ließ sich noch nicht blicken. „Werden dem adeligen Bindbeutel wohl nicht vornehm genug sein,“ murkte der hannoversche Apotheker. „Der Herr Graf ist durchaus nicht adelstolz,“ erwiderte Dr. Müller, der Badearzt; er ankerte mir gegenüber sogar, daß er sich auf die ruhige Gesellschaft hinterhaus freue.“ „Es ist ein Mann, der in die Welt paßt, der sage ich,“ stimmte der Rentier aus Kyriah bei; „ich bin sonst gerade nicht so sehr fors aristokratische,“ aber der Graf Gyltowsky, allerhand Achtung, ganz wie unferens.“ Da tat sich die Tür auf und der Vielbesprochene trat in den Saal. Er trug einen vorzüglich sitzenden Gehrock, tadellose, belle Weinkleider und über den aristokratisch schmalen Händen verlarvte Glacés. Das unvermeidliche Monokel hatte er einaeslemt. Er begrüßte den Badearzt und Herrn Schmalzbach mit lordialem Handschlag und bat den ersteren, ihn mit der übrigen Gesellschaft bekannt zu machen. Das war schnell geschehen und bald war der Graf der Mittelpunkt einer fröhlichen und angeregten Unterhaltung. Für jeden hatte er ein freundliches Wort, jeden wußte er bei seiner schwachen Seite zu fassen. Dem Kanzleirat versicherte er, daß man ihm sofort den alten Diplomaten ansehe und seine Gattin blühte in stolzer Freude, als ihr Gyltowsky sagte, sie erinnere ihn lebhaft an seine vererbete Tante, die Fürstin Gallizin. Den Rentier hatte er schon am Morgen böllig gewonnen und selbst dem sauerköpfigen Apotheker entlockte er ein Lächeln, als er die an dessen Uhrkette befestigte Tigerkralle bewunderte und in allen Ernstes fragte, ob er das Raubtier selbst erlegt habe.“ „Wissen's, mein Freund, der Prinz Konstantin Deloff, der beim Vizekönig von Indien zur Tigerjagd war, hat eine ähnliche, sie ist aber nicht so groß und schön wie diese.“ Der geschmeichelte Apotheker spielte den ganzen Abend über mit der gelobten Kralle. Als gelanter Kavallerie widmete sich der Graf ganz besonders aber den Kanzleiratsdöttern. Mit Amanda schwärmte er für Heidenmission und fand es überaus hochherzig und dabei praktisch, daß sie wollene Socken und Fausthandschuhe für die Neuerländer stricke. Amanda strahlte und nun wandte er sich ihrer Schwester Pauline zu, die ihn alsbald in ein Gespräch über Ihrische Dichtung verwickelte. „Ach, wie liebe ich sie, unsere großen Dichter“, hauchte sie schwärmerisch. „Können Sie sich etwas Poetischeres denken, Herr Graf, als das seelenvolle „Du bist wie eine Blume?“ Sie verdrehte die Vergißmeinnichtblumen-Auglein und starrte ihn an wie ein herbender Schellfisch. „Ganz Ihrer Meinung, meine Gnädigste, auch ich liebe unsern großen Wlad über alles.“ „Aber das ist ja doch von Heine, bester Graf,“ sagte Pauline mit sanftem Romourf. „Aber natürlich, natürlich, da sehen Sie, gnädiges Fräulein, wie es geht, wenn man so vielbeschäftigt ist wie ich. Heute in Berlin zum Rennen, morgen in Weimar zum Schriftstellertag, eine Woche später in Ruhland auf der Wolfsjagd und dann wieder ein eifriger Landwirt auf meinen Gütern in Galizien. Da kann es passieren, wie ja eben leider, daß man die Namen der berühmtesten Sängere verwechselt.“ Pauline sah den vielbeschäftigten Mann bewundernd an und verzick ihm von Herzen, daß er Heine und Wlad verwechselte, was sie zuerst allerdings etwas freppiert hatte. Als man sich ziemlich spät trennte, erbat er von jeder der Schwestern eine Rose aus ihrem

Gürtel, als Andenken an die unbergelich schönen Stunden, den hoffentlich noch manche folgen würden, bevor er, ein ruhelofer Wanderer, das trauliche Hintershäusen verlassen müsse.

Unter den Badegästen herrschte nur eine Stimmung über den Grafen. Der „letzte Sommerfrischler“ war ein prächtiger Mann, den man beim ersten Sehen lieb gewinnen müsse; daß er Graf und offenbar sehr reich war erhöhte das angenehme seiner Bekanntheit noch erklecklich. Alle bedauerten, daß er so spät erst gekommen und man nur noch kurze Zeit beisammen sein könne. Ja, der griesgrämige Apotheker, der eigentlich schon am nächsten Tage hatte abreißen wollen, bezüßte, Hintershäusen noch eine Woche länger mit seiner Anwesenheit zu beglücken. Herr Schiefmayer rief sich die Hände, er hatte dem Grafen ein gutes Geschäft zu verdanken, denn der Kyriaher Rentier hatte bei der Reunion in geborener Stimmung die ganze Gesellschaft mit Champagner, die Flasche zu 10 Mark, bewirtet. Am nächsten Morgen kattete der Graf bei Kanzleirats eine Visite ab. Er gab sich so liebenswürdig, daß die ganze Familie, sogar der ungeknöpfte Kanzleirat, begeistert von ihm war. Bevor er sich verabschiedete, bat er Amanda im Namen des Komitees um ein Schärlein für die Heidenmission, er ließ dabei durchblicken, daß auf seine und der Baronin Himmeldorf Verwahrung, der edlen Spenderin leicht das silberne Frauenverdienstkreuz des Fürstentums Vödenstein zum Teil werden könne. Mit jugendlich raschen Bewegungen eilte Amanda ins Nebenzimmer und reichte ihm gleich darauf einen funkelneugeneuen Hundertmarkschein, den Stolz ihrer Sparbüchse. Der Graf steckte ihn mit verbindlichem Dank ein. Er plauderte noch ein Weilchen, dann ging er.

Der zukünftige Schwiegersohn des Kanzleirats begab sich inzwischen in den „grünen Fgel“ zu seinem Freunde Schmalzbach. Mit jener schönen Offenheit, die den Ehrenmann auszeichnet, vertraute er dem Rentier an, daß er heute nach der Kreisstadt wolle, um ein dort zu Kauf stehendes Vollblutpferd zu kaufen. Leider fehlten ihm an der Kaufsumme 500 Mark. Fatal, ganz fatal, eine so schöne Gelegenheit fehre selten wieder und nun fehle es an lächerlichen 500 Mark. Er lächelte ärgerlich auf. Herr Schmalzbach, der sonst so vorsichtige, bot seinem gräßlichen Freunde sofort das Geld an. Dieser verweigerte es zuerst entschieden, nahm es aber auf freundliches Drängen des Rentiers endlich an, „bis übermorgen.“ Dann entfernte er sich mit herzlichen Dankesworten. Auf der Promenade traf er den Apotheker. Auch diesem vertraute er seine Verlegenheit an. „Zu dumm, daß der so selten vorteilhafte Kauf an lumpigen 500 Mark scheitern muß.“ Er hieb unmutig mit dem Spazierstock durch die Luft. „Nun, nun, Herr Graf, gegen einen Schuldschein will ich Ihnen die Summe gern vorstrecken,“ meinte der Besitzer der Tigerkralle. Sie gingen in die Privatwohnung des Apothekers, die der Graf eine Viertelstunde später mit fünf Hundertmarkscheinen reicher verließ. Nun begab er sich ins Hotel und teilte Herrn Schiefmayer mit, daß er auf einen Tag nach der Kreisstadt müsse, um ein Pferd zu kaufen. „Vermutlich treffe ich Bekannte, brauche also Gesellschaftsvoilette. Senden Sie doch meinen Koffer zur Bahn, ich reise mit dem nächsten Zuge. Soll ich jetzt meine Rechnung begleichen oder bei meiner endgültigen Abreise?“ Er zog seine Brieftasche und spielte mit den Banknoten. „Aber, Herr Graf, Sie wollen mich doch nicht beleidigen? Meine Gäste zahlen stets nach der endgültigen Abreise, morgen sind der Herr Graf ja wieder hier.“ „Aberdings, na, dann auf Wiedersehen,“ nickte Gyltowsky dem sich tief verbeugenden Wirt herablassend zu und verließ das Hotel. Mit dem nächsten Zuge fuhr er ab. Am andern Tage kam er nicht, das nahm niemand Wunder, er konnte ja aufgehalten sein. Als aber auch der zweite und dritte Tag verging, ohne den Grafen wiederzubringen, wurde man stuhig. Der Pump beim Rentier und Apotheker wurde offenbar, Amanda schwieg allerdings von ihrem Hundertmarkschein. Sollte der seine Graf wirklich ein Schwindler gewesen sein? Aller Zweifel schwand, als am fünften Tage ein Berliner Blatt folgende Notiz brachte: „Einen guten Fang machte die hiesige Kriminalpolizei heute Morgen in der Person des gefährlichen Hochstaplers Karl Obermaier, der nach Verbüßung einer längeren Freiheitsstrafe wieder sein Untwesen trieb, diesmal unter dem Namen eines Grafen Gyltowsky. Hoffentlich ist der Schwindler jetzt für lange Zeit unschädlich gemacht.“

Kein Zweifel mehr, der Schwindler war identisch mit dem „letzten Sommerfrischler“ von Hintershäusen.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 58.

Düsseldorf, den 25. September.

1906.

Inhalt: Evangelium zum sechzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Die Wundertaten Jesu. II. — Papst Pius X. und das Bibelstudium. — Ethik und Christentum. — Pünktlichkeit. — Herbst-Anfang. — Gesundheitspflege.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum sechzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIV, 1—11.

„In jener Zeit, als Jesus in das Haus eines Obersten von den Pharisäern am Sabbath ging, um da zu speisen, beobachteten auch sie ihn genau. Und siehe, ein wasserflüchtiger Mensch war vor ihm. Und Jesus nahm das Wort, und sprach zu den Gesetzgelehrten und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbath zu heilen? Sie aber schwiegen. Da fasste er ihn an, heilte ihn und ließ ihn gehen. Und er redete sie an und sprach zu ihnen: Wer von euch, dessen Esel oder Ochs in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage des Sabbathes? Und sie konnten ihm darauf nicht antworten. Er sagte aber auch zu den Geladenen ein Gleichnis, als er bemerkte, wie sie sich die ersten Plätze auswählten und sprach zu ihnen: Wenn du zu einem Gastmahl geladen wirst, so setze dich nicht auf den ersten Platz, damit, wenn etwa ein Bornehmerer als du, von ihm geladen wäre, derjenige, welcher dich und ihn geladen hat, nicht komme und zu dir sage: Mache diesen Platz! und du alsdann mit Schande unten sitzen müßest; sondern wenn du geladen bist, so gehe hin und setze dich auf den letzten Platz damit, wenn der, welcher dich geladen hat, kommt, er zu dir spreche: Freund, rücke weiter hinauf! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tische sitzen. Denn ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt; und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.“

Die Wundertaten Jesu.

II.

Von den drei Totenerweckungen, über die uns von den Evangelisten berichtet wird, haben wir noch, lieber Leser, in Kürze die letzte zu betrachten. Wir folgen wieder den Ausführungen des großen hl. Kirchenlehrers Augustinus, einem zuverlässigen Gewährsmanne.

3. Wenn die Sünden (sagt er) in Wahrheit unglückliche Menschen sind, so sind die, welche schon an das Böse gewöhnt sind, also die Gewohnheitsfünder, zweifellos die unglücklichsten Sünder: sie sind in dem verstorbenen und schon begrabenen Lazarus getreu abgebildet. Vom Leichnam des Lazarus heißt es befanntlich im Evangelium, daß er schon vier Tage im Grabe lag, daß er deshalb bereits in Verwesung überzugehen anfing und einen unerträglichen Geruch von sich gab. Gerade so — sagt der hl. Kirchenlehrer — verhält es sich mit den Sündern, die schon längere Zeit im Abgrund ihrer Laster begraben und durch ihren schlimmen Ruf als zügellose und verderbte Menschen den häßlichen Geruch des Teufels von sich geben, wie andererseits die guten Christen, nach einem Aussprüche des hl. Apostels Paulus, den angenehmen und süßlichen Geruch Jesu Christi verbreiten. Und wenn von dem Leichnam des Lazarus weiter gesagt wird, daß er in einer Höhle begraben lag, worüber ein großer Stein sich befand, — so liegt auch der Sünder, dem das Böse zur Gewohnheit geworden ist, in der düsteren „Höhle“ seiner Verstocktheit, in die nur schwer ein Strahl

des göttlichen Gnadenlichtes dringt, begraben: unter dem schweren „Steine“ der bösen Gewohnheit, wovon die Seele fast erdrückt wird, so daß sie weder mehr zu atmen noch sich zu erholen vermag.

Wehe daher, — sagt der hl. Kirchenlehrer Bernhard — wehe dem, der sich mit der schweren Sünde vertraut macht! Was ihm anfangs noch einen gewissen Abscheu einflößte, wird ihm mit der Zeit eine gleichgültige Gewohnheit; es wird ihm zur zweiten Natur: eine verderbliche Natur, welche die Sünde zur Notwendigkeit macht, so daß — wie die tugendhaften Seelen nicht leben können, ohne Gutes zu tun — die Gewohnheitsfünder nicht leben können, ohne zu sündigen. Aus dieser furchtbaren Notwendigkeit zu sündigen entwickelt sich aber leicht die Verzweiflung an einer Besserung des Lebens und damit die Verzweiflung an der einstigen Seligkeit.

Das sind fürwahr ernste Worte, lieber Leser! Wie verhängnisvoll ist darum aber die Selbsttäuschung jener Christen, die sich selbst einreden: „Es ist einerlei, ob man hundert schwere Sünden zu beichten hat, oder eine einzige, — ob man sich nach zehn Jahren oder nach einem Jahre von einem schlechten Leben befehrt!“ Nein, das ist absolut nicht der Fall! Denn es ist durchaus nicht so leicht, von einer seit vielen Jahren anhaltenden Krankheit, wie von einer, wenn auch schmerzhaften, Unpäßlichkeit wieder zu genesen. Je länger der Mensch in der Sünde verharrt, desto schwächer wird der Wille, desto mehr gewinnen die Leidenschaften an Kraft; desto mehr entfernt sich Gott, wird das Herz verhärtet, — wird unempfindlich gegen die drohende Verwerfung und geht ihr schließlich kalt entgegen, wie ein überführter Verbrecher dem irdischen Gerichte, dem zu entinnen nicht in seiner Macht steht.

Der Sohn Gottes leitete einst das Wunder der Auferweckung des Lazarus mit den Worten ein: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an Mich glaubt, der wird leben, wenn er auch gestorben ist!“ (Joh. 11.). Und dann wandte Er sich zu Martha und fügte hinzu: „Glaubst du diese Wahrheit, o Martha?“ — Was anders wollte der Herr uns damit zu erkennen geben, als die erste Bedingung: daß der in seine Laster verunkelte Sünder sich wieder zur Gnade erheben kann, — nämlich, daß er seinen matten und fast erloschenen Glauben wieder belebe und fest glaube, Jesus Christus könne und wolle dieses Wunder tun.

Glaube also, o Sünder, — sagt wieder der hl. Augustin — an die Wahrheit des Wortes Jesu, an die Macht Seiner Gnade, an die Größe Seiner Liebe! Denn wie der verstorbene Lazarus vom Ihm geliebt ward, so seid auch ihr, verhärtete Sünder, noch immer der Gegenstand der erbarmungsvollen Liebe des erlösenden Gottes. Ach, liebte Er die Sünder nicht, so wäre dieser gütige Gott ja nicht vom Himmel auf die Erde herabgekommen, um sie zu erlösen!

Jesus (fährt er dann fort) hatte dieses Wunder der Gnade auch schon in der Kamme des Lazarus gewirkt: eine Seele, die schon viele Jahre von der Last sündhafter Gewohnheiten erdrückt war, hatte Er zu einem heiligen und vollkommenen Leben wieder erweckt, — ein noch viel größeres Wunder hatte Er damit an Magdalena gewirkt, als an ihrem Bruder Lazarus, den Er zum leiblichen Leben wieder auferweckt. Dasselbe tut nun die göttliche Barmherzigkeit noch immer, wenn auch nicht an allen, so doch an vielen Sündern, damit einerseits Niemand übermütig werde, andererseits aber auch Niemand verzweifle. Ja, wir sehen, wie manche im Lasterleben schon verhärtete Sünder ihre alte sündhafte Gewohnheit ablegen und sich nicht bloß bekehren, sondern, wie Magdalena und der Zöllner im Evangelium, ein besseres und heiligeres Leben begonnen, als ihre Tadler, die Pharisäer, die mit ihrer Scheintugend prunkten.

Lazarus wird aber erst auferweckt vom Herrn, nachdem auf Seinen Befehl der schwere Stein von dem Grabe entfernt worden ist. So ist (sagt der hl. Kirchenlehrer) auch vor der geistigen Auferstehung vor allem der „Stein“ der nächsten Gelegenheit hinwegzuräumen. „Hebe den Stein weg!“ — so sagt also auch zu dem Sünder der göttliche Erblöser: Mache dich von diesen Freunden los, brich mit jener Person, meide jenes Haus, entferne diese Bücher, — nimm, mit einem Worte, entschlossenen Mutes alle „Steine“ hinweg, die für dich ein Vergerniß und Anstoß sind, an denen deine Vorsätze, deine Tugend und vielleicht auch dein Glaube schon so oft Schiffbruch gelitten haben!

Nun zum Schlusse noch ein Wort über die Wunderthaten Jesu, überhaupt lieber Leser! Es ist wiederum vom hl. Augustin: Man darf sich (sagt er) nicht damit begnügen, die Wunder Jesu bloß anzustauen, sondern man muß sie auch befragen, was sie uns lehren; denn sie sind — recht betrachtet — ebenso viele Lehren, die mit einer ihnen ganz eigenen Sprache zu uns reden zu unserer Belehrung und Erbauung. S.

□ Papst Pius X. und das Bibelstudium

behandelt die neue Schrift von Professor Dr. Peters (Waderborn) im Verlag Schönings-Paderborn. Die Schrift überseht und erläutert in Fußnoten die verschiedenen von Pius X. und unter seiner Regierung bisher erlassenen Urkunden über das Studium der heiligen Schrift.

Es sind besprochen: Das Apostolische Schreiben Quoniam in re biblica vom 27. März 1903 über die Ordnung der Studien der hl. Schrift in den Seminarien, das Apostolische Schreiben Scripturae Sanctae über die Verleihung der akademischen Grade in der hl. Schrift durch die Bibelformation, der Befehl des Papstes an Bischof De Camus von La Rochelle vom 11. Januar 1906, die Entscheidung über die stillschweigenden Ziturungen (in der Bibel) vom 13. Februar 1905, die Entscheidung über die nur scheinbar historischen Erzählungen vom 23. Juni 1905 und noch die allerjüngsten Entscheidungen über die Behandlung der Pentateuch (5 Bücher Moses) Frage.

Da die Bibel heute im Brennpunkt einer Legion von Angriffen steht, die aus den Heerlagern der Orientforschung, der Archäologie, der Geschichte, der Naturwissenschaft ihre Vorstöße unternehmen, ist es die dringlichste Aufgabe der katholischen Bibelwissenschaft, nicht minder aber auch des katechetischen Volksunterrichts, sich mit dem Geist des gesunden Fortschritts, der die genannten Entscheidungen des Papstes durchweht, zu erfüllen und zu durchdringen. Es täuscht sich sehr leider nicht bloß zu seinem, sondern auch der Kirche Nachteil, wer glaubt, die kritische Erregung gegen die Bibel, welche die Neuzeit durchzittert, ignorieren zu dürfen, als eine Belästigung einiger Gelehrten oder als eine Studierstuben-Bewegung.

Diese kritische Erregung gegen die Bibel hat längst — die Mächtigkeit des Unglaubens mit seiner Agitation hat dafür gesorgt! — die weitesten Volkskreise ergriffen. Also es ist keine Zeit mehr zu verlieren! Jetzt, nachdem für eine gedeihliche Entwicklung der Bibelforschung, des biblischen Studiums und des biblischen Unterrichts durch den Papst die Richtlinien festgelegt sind:

Jetzt ist es die Aufgabe jedes katholischen Mannes, auf seinem Posten, sei er hoch oder niedrig, nach Kräften mitzuwirken, daß die erhabenen Absichten und weit aus-

schauenden Pläne dessen, der das Steuerruder des Schiffes Jesu Christi mit starker Hand lenkt, recht bald in ihrem ganzen Umfange erreicht werden. . . . Von der hl. Theresia stammt bekanntlich das Wort: „Alles Unglück in der Kirche kommt daher, daß die heilige Schrift nicht genug studiert wird. Diese blutende Wunde an Christi mystischem Leib wird sich immer mehr schließen, wenn das Studium der Bibel von unserem ganzen Alerus in Zukunft so gepflegt wird, wie Pius X. es will“ (Peters a. a. O. 82—83).

* Ethik und Christentum.

Prof. Dr. Förster (Zürich), der Verfasser der bekannten Jugendlehre, wurde schon wiederholt von freidenkerischer Seite angegriffen, weil er, trotzdem er in seinem System das Natürliche in den Vordergrund stellt — was bei der Tendenz seines Buches leicht zu verstehen ist —, dennoch den Ruf fand, auch den Einfluß der Religion für die Erziehung des Menschen anzuerkennen. In Nr. 21 des „Eidgenosse“ äußert sich der Züricher Pädagoge unter obiger Uberschrift in beachtenswerter Weise gegen Dr. Arnold über dasselbe Thema. Wir lesen da:

„Ohne unbescheiden zu sein, darf ich wohl sagen, daß meine Wirksamkeit seit zehn Jahren darauf gerichtet ist und dazu geholfen hat, die Anfänge selbständiger sittlicher Erziehung, welche Schweizer Eltern und Lehrer ins Werk zu setzen begannen, zu ermutigen und fortzubilden. . . . Und nun bin ich mit einemmal der Unterdrücker und Zerstörer. Und weshalb? Weil die eigenste Konsequenz meiner moralpädagogischen Methodik und jahrelanges konzentriertes Studium gerade auf diesem Gebiete der Psychologie mich dazu zwingt, die Religion als eine unerfahrene Ergänzung und Erfüllung aller rein ethischen Anregung zu erklären! Muß denn die Begeisterung des Lehrers für die ethische Einwirkung auf seine Zöglinge durchaus verschwinden, wenn man darüber ins Klare kommt, daß mit der bloßen Ethik zwar viele hochwichtige und fruchtbare Anregungen und Aufklärungen gegeben werden können, daß es aber für die letzte Befestigung und Verinnerlichung des Charakters doch noch der Mitwirkung religiöser Ideale und Gewissheiten bedarf? Aus meiner Erfahrung mit jungen Pädagogen kann ich bezeugen, daß ich bei vielen beobachtet habe, wie für sie der energische Hinweis auf die moralpädagogische Unerfahrenheit und Unvergleichlichkeit des Christentums eine wahre Ermutigung und eine neue Inspiration geworden ist, nachdem sie jahrelang durch die dürre Oede der sogenannten aufgeklärten Literatur gegangen und sich selber nicht zu gestehen wagten, daß sie nur Steine statt Brot gefunden. Und wenn in pädagogischen Kreisen gerade meine Methoden der ethischen Anregung so viel Zustimmung erregt und so viel neuen Eifer auf diesem Gebiete geweckt, so verdanke ich das nicht mir, sondern eben gerade der pädagogischen Aufklärung, die mir durch die christliche Religion geworden ist: Das Christentum ist auch das größte Ereignis in der Pädagogik, indem es die „Reinheit“ des Gesetzes gebrochen und den Menschen wahrhaft von innen gefaßt und uns gelehrt hat, wie man eine äußere Forderung mit dem innersten Kern der Persönlichkeit verschmelzen kann. Die moderne Moralpädagogik französischer Herkunft und mit ihr Herr Dr. Arnold steht aber noch ganz in der „Anechtenschaft des Gesetzes“; sie kommandieren: „Lebe für andere, lebe fürs Ganze“, sie verstehen aber nicht das menschliche Herz, wie es das Christentum versteht — das menschliche Herz, das nach Leben dürstet und das Gebot des Opfers nicht wahrhaft in sein Innerstes aufzunehmen vermag, wenn dieses Opfer nicht in die Sprache jenes Verlangens nach persönlichem Leben überseht wird? . . . Herr Dr. Arnold fragt mich, ob ich nicht wüßte, daß bei den meisten Naturvölkern die bloße Sitte ohne religiöse Begründung das Handeln bestimmt. Er könnte mich ebensogut fragen, ob ich nicht wüßte, daß die Ameisen und Bienen ohne Religion sozial handeln und sich ohne Vererbung in die Persönlichkeit Christi für die Gesamtheit aufopfern und ihre Pflicht erfüllen. Es ist doch kein Zufall und liegt im Wesen menschlicher Kulturentwicklung begründet, daß die religiöse Begründung gerade auf höherer Kulturstufe mit immer größerer Intensität eintritt, eben weil allmählich die bloßen Herdeninstinkte in ihrer Wirksamkeit nachlassen, je mehr das Individuum sich geistig entwickelt und von der dumpfen Gebundenheit befreit. . . .“

Daß in der gegenwärtigen Epoche viele Menschen ohne Religion unantastbar leben, das beruht nur auf der Nachwirkung ihrer religiösen Erziehung. Was

zweitausend Jahre mit flammenden Heiligungen in die Gewissen gebrannt wurde und unsere ganze Literatur durchglüht hat, das verliert nicht im Laufe eines Menschenalters seine suggestive Gewalt über die Seelen. Es geht ganz allmählich. In der ersten Generation fällt das religiöse Dogma, das moralische aber bleibt unbezweifelt stehen. In der zweiten wird das moralische Dogma kritisiert und gleichgültiger betrachtet, in der dritten Generation kommt das offene Hohngelächter und die Auslebetheorie auf die Tagesordnung. Und dann zeigt sich, wie gänzlich unzureichend die bloß natürlichen Anlagen des Menschen zum Guten sind, wenn sie nicht durch übermenschliche Ideale befruchtet, gereinigt, gestärkt und geheiligt werden. „Gott ist tot!“ so hat einmal Nietzsche ausgerufen, aber ihr Menschen wißt noch gar nicht, was alles damit fällt, wie innig der Glaube an das Recht des Geistigen in dieser Welt verbunden war mit dem Glauben an die überfinnliche Idee Gottes war! Es sollte doch zu denken geben, daß es seit Beginn der Weltgeschichte noch keine einzigen großen Pädagogen und Seelenkennner gegeben hat, der daran geglaubt hätte, ohne Religion Charaktere bilden zu können. In Bezug auf die Unentbehrlichkeit und Unersehlbarkeit des Evangeliums für die Charakterbildung konnte ich Herrn Dr. Anold mit recht fatalen Kenntnissen von Göthe und Schiller dienen. Besonders Göthe wußte, was Ehrfurcht für die Charakterbildung bedeutet, und daß diese Ehrfurcht durch nichts wahrhaft begründet werden kann, als durch das, was „über uns“ ist. Und was die „winkende Demut“ des Christentums betrifft, so antwortet Göthe darauf: „Es ist unwidersprechlich, daß keine Lehre uns von Vorurteilen reinigt, als die, welche unsern Stolz zu erniedrigen weiß, und welche Lehre ist's, die auf Demut baut, als die aus der Höhe? . . .“

Zum Schluß noch ein Wort über Dr. Anolds Beurteilung der Kirche und der „Priester“ . . . Wer kann denn bestreiten, daß die Kirche in Wahrheit die Mutter unserer ganzen Kultur ist? Und wenn Dr. Anold die Renaissance und das Wiedererwachen der Anale preist, so frage ich: War es nicht die Kirche, welche die ungeheueren Massen der gänzlich ungebildeten Barbarenvölker in wenig mehr als tausend Jahren so weit gebracht hat, daß eine reiche künstlerische, wissenschaftliche und wirtschaftliche Kultur in ihnen erblühte? War es nicht gerade die christliche Bildung, welche die Menschen wieder dazu erzog, den Feingehalt der Antike zu verstehen, nachdem in den Stürmen der Völkerwanderung die alte Kultur versunken war? Und ist die Renaissance mit ihren herrlichen Seelenblüten nicht gerade im Mittelpunkt der kirchlichen Kultur erwachsen, als letztes Ergebnis jahrhundertlangender Verinnerlichung des Menschen?

Es ist wahrlich eine billige Argumentation, wenn man einfach all die Robeheit, über welche die Kirche doch nicht mit einem Schläge Herr werden konnte, nur den „Priestern“ zur Last legt statt eben der Sprödigkeit des Menschenmaterials! Ich möchte wohl wissen, ob die Herren Freidenker mit der natürlichen Ethik und dem Monismus jene ungezähmten Stämme jenseits der Alpen, in Spanien und in Britannien so schnell zivilisiert und humanisiert hätten. Was da die Mönche in Urwäldern und Einöden hervorgebracht haben, das ist geradezu übermenschlich! Aber kritizieren ist immer leichter als besser machen, besonders wenn man sich die Kirche immer als eine Institution vorstellt, die in der Luft schwebt und die nicht, trotz all ihrer höheren Kräfte, stets angewiesen ist auf das Menschenmaterial der gleichen Rassen und Kulturstufen, die sie in die Höhe bringen soll. Sind diese degeneriert oder schwach oder doch barbarisch oder durch übermächtige wirtschaftliche Entwicklung korrumpiert, so werden sie ihre Mängel auch in die betreffenden Institutionen hineinbringen, deren Kräfte lähmen und zu Mißbräuchen verführen, ohne daß man dies auf das Konto der Kirche als solcher setzen darf. Es kommt im Leben nicht bloß auf den Sauerteig, sondern auch auf das Mehl an.

Wir werden uns in diesen Punkten zweifellos nicht verständigen; es kam mir nur darauf an, noch einmal recht deutlich hervorzuhellen, daß mein Eintreten für die christliche Religion nicht aus einer bloßen Liebhaberei oder Schwärmerei, sondern aus dem Kern meiner moralpädagogischen Theorie und Praxis erwachsen ist und darum wohl auch verdient, daß man nicht so einfach darüber zur Tagesordnung übergeht. Und noch eins: Wissenschaftliche Ethik statt christlicher Religion — das heißt doch: Stubengelehrte statt Jesus Christus, abstrakte Theorie statt jenes lebendigen Lebens, das durch Hohn und Spott, durch Kreuz und

Bunden hindurchging, und tiefste Menschenkenntnis mit höchstem Erbarmen verband und darum auch immer die höchste Führung und Inspiration bleiben wird für den, der in den Fragen des Menschenlebens den wahren Weg wissen will, für seine eigene Erziehung oder die der anderen. Darum sollte auch für den ethischen Lehrer die Persönlichkeit Christi stets das grundlegende „Seminar“ sein, in welchem er die eigentliche Bildung und die festen Ziele für seine ganze Tätigkeit gewinnt. Aliud fundamentum non est, nisi quod est positum, quod est J.esus Christus“.

⋮ Pünktlichkeit.

Von Hermine Fischer.

Kein besserer Lehrmeister als die Pünktlichkeit! Je mehr man über diese Worte nachdenkt, desto mehr muß man ihre Richtigkeit anerkennen. Wie viele unnötige Worte, viel Ärger erspart sich der Mensch, der dafür sorgt, daß seine Befehle pünktlich ausgeführt werden! Und wie unangenehm wirkt solche Pünktlichkeit auf unsere Umgebung! Da, wo alles mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks verrichtet wird, fügt sich das eine Glied am leichtesten in die anderen. Der Erzieher, der es sich zur Hauptregel gemacht hat, die Kinder an Pünktlichkeit zu gewöhnen, wird bald erfahren, wie viel er dabei gewonnen hat. Schon das kleine Kind, das bei der Nahrungsaufnahme Pünktlichkeit lernen muß, gedeiht körperlich und geistig besser. Viele Antugenden und schlechte Gewohnheiten, die nur altem Schlendrian ihren Ursprung verdanken, werden sich bei ihm gar nicht zeigen; es entwickelt sich normaler, ruhiger und selbständiger. Selbst für das lebhafteste Temperament zeigt sich Pünktlichkeit als der beste Lehrmeister. Je früher das Kind gewöhnt wird, auf Befehle acht zu geben, je bestimmter man die Erfüllung seiner Pflichten verlangt, um so mehr erleichtert man es ihm, sich den allgemeinen Vorschriften unterzuordnen, was leider Vielen so schwer wird.

Wie in einem wohlgeordneten Staat alles nach gewissen feststehenden Gesetzen und Regeln geschieht, so sollte es auch zu Hause sein. Welch guten Eindruck macht es nicht, wenn man sieht, daß in einer Familie alles wie nach der Schur geht! Der Geist der Ordnung und des Friedens, der über dem ganzen Hause ruht, macht einen sicheren angenehmen Eindruck. Man verspürt den Einfluß dieses Geistes sowohl bei den Kindern, als bei Dienstboten. Keines steht dem andern im Weg, alles geschieht zur bestimmten Zeit, jedes Ding hat seinen bestimmten Platz. Die Kinder früh an diese Disziplin gewöhnt ordnen sich wie selbst diesem Geist unter und machen eine Schule durch die Bedeutung für das ganze Leben hart. Sie treten gewöhnlich mit weit mehr Sicherheit und Festigkeit auf als Kinder, die nicht an Pünktlichkeit und Ordnung gewöhnt sind. Was sie von sich selbst fordern, verlangen sie auch von andern. Tatkraft und sicheres Auftreten sind Eigenschaften, die nur in der Pünktlichkeit wurzeln. Pünktlichkeit im Handeln, beansprucht auch solche im Denken, dadurch aber wird eine scharfe Auffassung der Begriffe gefördert und zugleich Festigkeit und Klarheit in der Entscheidung. Man lernt sich klar werden über das, was man zu tun hat. Und wie die Gedanken sich klären und läutern, so auch der Wille und Charakter. Wäre es möglich zaubernd oder unwahr zu sein, wenn die Pünktlichkeit es ist, welche die Tätigkeit leitet? Ebenso unwahrscheinlich ist es, daß ein an strenge Pünktlichkeit gewohnter Mensch sollte ein Verschwendender sein können. Wer mit dem ihm anvertrauten Gut gewissenhaft umgehen gelernt hat, der wird auch ein genauer Rechnungsführer sein. Pünktlichkeit im Bezahlen ist eine goldene Lebensregel. Und wie viel Zeit, Mühe und Ärger wird dadurch nicht erspart. Zeit ist noch mehr als Geld. „Zeit gewonnen, alles gewonnen“, sagt ein altes Sprichwort. Mit gleichem Rechte könnte man sagen: „Zeit verloren, alles verloren“, ein „zu spät“, und es wäre auch nur eine einzige Sekunde, kann das höchste Glück zerstören und das Unglück viel herbeiführen. Eine verlorene Minute bringt keine Ewigkeit zurück. Wie viele zaubernde wankelmütige Menschen gibt es nicht, die den rechten Augenblick versäumen, bloß deshalb weil sie in ihrer Jugend den rechten Zukunftsmeister, „die Pünktlichkeit“ entbehren mußten. Sie haben den besten Willen und doch verspäten sie sich überall und ernsten nur Andeutung und Tadel. So wie ihnen die Festigkeit fehlt, den mancherlei Versuchungen zu widerstehen, wie sie zaubernd hin- und herschwanken und dabei Zeit verlieren, so geht es ihnen auch in ihrem Verhältnis zu Untergebenen und ihren Kindern. Unendlich viel Zeit wird mit Schelten und Ermahnungen verloren. Was sie einmal befohlen haben, wieder zu

fen sie im nächsten Augenblick wieder; Versprechen und Halten sind für sie zwei verschiedene Dinge, weil Pünktlichkeit in Worten ihnen nicht umföhlliches Gebot ist. Wo aber das Vertrauen einmal ins Schwanken geraten ist, da wird es schwer, die Macht und die Liebe zu bewahren!

Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit gehen Hand in Hand mit einander; ja, die eine ist unentbehrlich ohne die andere. Sie sind die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft; wo sie wanken, da fällt alles aus Rand und Band.

= Herbst-Anfang.

Von Dr. Peter Söll.

Die schon: Zeit des Sommers ist nun endgültig vorüber. Kürzer werden die Tage, grauer blüht der Himmel, weiß und gelb werden Palm und Blatt. Das große Sterben in der Natur beginnt. Und fast glauben wir zu sehen, wie die Sonne von Tag zu Tag blässer vom Himmel leuchtet, wie eine stille Wehmut sich über allem Sein ausbreitet. Der Herbst beginnt. . .

Und werden wir es uns bewusst, wie rasch doch die Zeit läuft! Wie lange ist es her, daß den Frühling der erste Lachenjubel begrüßte? Und nun sind alle die frohen Säger nach dem Süden gezogen und haben uns verlassen, weil Mauth und Ungastlichkeit sich heimisch und breit in unseren Gegenden zu machen beginnen.

Warum sind aber auch unsere jubelnden Lippen so still geworden? Warum schleichen sich verstoßene Seufzer in unsere Brust? Warum glänzen unsere Augen nicht mehr so freundlich wie ehemals? Ist es nicht auch uns, als ob wir etwas Liebes zu Grabe tragen müßten, als ob wir Abschied nehmen müßten auf Nimmerwiedersehen von etwas, dem wir unser ganzes Herz geschenkt. Und doch gab uns der entschwindene Sommer alles, was er uns geben konnte. Er schenkte uns Sonne und Wärme, Licht und Glanz, Blüten und Blumen und die schwellende Mächtigkeit reisender Früchte. Und nicht jählings brach er seine Sonnigkeit ab. Langsam und allmählich leitete er uns an Freundeshand hinüber zum Herbst, in den wir nunmehr eingetreten sind. Und reich an Schönheit und Farben und Freude ist auch diese Jahreszeit, die schon so manches Dichterherz begeistert hat.

„Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Dah steht du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unversehrt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.“

So singt der schwäbische Dichter Mörike. Anders der Melancholiker Renau:

Trübe Wolken, Herbstluft,
Einsam wandl' ich meine Straßen.
Wohles Laub, kein Vogel ruft —
Ach still! Wie verlassen!
Lobestühl der Winter nacht,
Wo sind, Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Gold'ne Wellen sind verronnen.
Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wief: weidet,
Durch die ähen Haine weht
Heimweh; — alles flieht und scheidet!

So klingt der Herbst verschieden in den Seelen verschieden gearteter Menschen wieder. Jedem aber bringt er eine reiche Fülle eigenartiger Poesie und hoher Schönheit.

Unsere altdeutschen Vorfahren nannten den Herbst herpist, und bezeichneten damit wohl nur die eigentliche Erntezeit. Wir verstehen heute unter dem Herbst jene Uebergangszeit zwischen Sommer und Winter, die — astronomisch betrachtet — anfängt, wenn die Sonne bei ihrem Absteigen von Norden nach Süden in den Aequator tritt und endigt, wenn die Sonne ihre größte, südliche Deklination erreicht hat. Der erstere Termin findet für uns, auf der nördlichen Halbkugel, am 22./23. September, der letztere am 21./22. Dezember statt; den ersten Termin bezeichnen wir auch als Herbstbeginn oder herbstliche Tag- und Nacht-Gleiche, den letzteren als Winteranfang oder Sommer wende. Demnach sind die Monate September, Oktober, November die eigentlichen Herbstmonate. Sie zeichnen sich im Anfang durch eine brisante und klare, gegen Ende aber auch durch eine veränderliche, rauhe und feuchte Witterung aus.

Sobiel vom Meteorologischen. Uns ist der Herbst an dieser Stelle mehr Naturerscheinung. Er ist uns die Jahreszeit, die uns die letzten Zeichen der Vegetation bringt. Doch dominiert die grüne Farbe im Kleide der Natur — die Farbe

des Lebens. Des Herbstes Hauch aber ist kalt. Er wird das Grün verwandeln in schwefliges Gelb, in ein brennendes Rot oder in ein stumpfes, mattes Braun. Und kein Leben wird mehr in diesen Farben sein. Weiß und krank werden diese Blätter an ihren Zweigen hängen, bis sie ein Windstoß mit ledigen Fingern greifen und auf den fruchten Erdboden streuen wird. In klagenden Raschellauten werden sie dann ihr letztes Leben verröcheln, werden den Boden bedecken gleich einem weichen Teppich und niemand mehr wird daran denken, daß auch sie einst frühlingsjung und lichtgrün dem Lenz entgegenzitterten. Und niemand mehr wird sich dessen erinnern, daß Blüte und Frucht zwischen ihnen funkelte und daß sich jubelnde Vögel sicher fühlten im Schutze ihres grünen Daches. . . Und das alte Wort vom „Werden und Vergehen“ wird sich von neuem erfüllen, — denn der Sommer ist tot und der Herbst beginnt!

Wir aber schreiten ungebrüht der rauhen Jahreszeit entgegen, denn wir wissen, daß nach jedem Herbst und Winter wieder Frühling und Sommer kommen!

Gesundheitspflege.

* Zuder und Salz als Förderer der Arbeitskraft.

Von Dr. Paul Winter.

Der Zuder ist ein Nahrungsmittel, welches geeignet ist, die durch Ermüdung erschöpfte Muskelenergie wieder zu heben, die Arbeitsleistung des Menschen zu vermehren. Der französische Forscher Ch. Féré hat nun aber durch zahlreiche Versuche festgestellt, daß der Zuder ebenso wie andere Reizmittel (Alkohol, Cola), nach der Steigerung der Arbeitskraft eine um so schneller eintretende Ermüdung bewirkt. Schon beim Genuß von 30 Gramm (ungefähr 6—7 Stück Würfelzuder) war dieser Erfolg deutlich nachweisbar. Je größer die genossene Zudermenge war, um so mehr erhöhte sich zwar die Leistungsfähigkeit, um so rascher jedoch trat auch eine Abnahme derselben, eine Erschlaffung der Kräfte ein. Daher ist die Anwendung des Zuders nur bei kurz dauernder Arbeit oder Muskelanstrengung zu empfehlen, bei längerer aber beschleunigt er die Ermüdung. Günstig wirkt der nervenanregende Einfluß des Zuders beim üblichen Genuß von süßen Speisen am Schlusse der Mahlzeiten, wodurch die Verdauungsnerven angeregt, die Verdauung begünstigt und das mit derselben verbundene Ermüdungsgefühl verschleiert wird. Auch regt der Zuder direkt die Absonderung des Magensaftes an und unterstützt dadurch, daß er sich teilweise in Verdauungsapparate in Milch- und Butterfäure verwandelt, die Verdauung der eiweißartigen, der eisen- und kalkhaltigen Nahrungsmittel. Aber zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit, z. B. auf Märchen und beim Bergsteigen, möge man ihn nur dann anwenden, wenn man die schwindenden Kräfte noch einmal zu einer kurzen Mehrarbeit anspornen will.

Merkwürdigerweise übt das Salz einen ähnlichen Einfluß aus, was ebenfalls Dr. Féré durch zahlreiche Versuche bewiesen hat. Das Kochsalz ist ein für den Lebensprozeß unentbehrliches Element und findet sich in allen Geweben unseres Körpers in einer Gesamtmenge von etwa ein halb Pfund vor. Da unsere Nahrungsmittel schon Salz enthalten, muß man mit dem weiteren Hinzufügen vorsichtig sein; viel Salz ist ganz entschieden schädlich. Wohl übt es anregenden Einfluß auf die Arbeitsleistung aus, bewirkt aber dann eine schnellere vorzeitige Ermüdung. Also Zuder und Salz vermögen ebenso wenig wie Alkohol und alle anderen Reizmittel die nach Arbeit sich einstellende Ermüdung zu beseitigen. Arbeit ohne Ermüdung ist ein noch ungelöstes Rätsel. Sie treiben die ermattenden Kräfte zwar zu einer letzten kurzen Mehrleistung an, wie die Peitsche das Zugtier, dann aber muß Ruhe und Erholung folgen. Die Natur läßt sich durch kein Mittel meistern.

□ Vorbeugung gegen Frostbeulen. Prof. C. Binz sagt in einer wissenschaftlichen Abhandlung über Frostentzündungen, daß sich diese leicht verhüten lassen, wenn die zu Erfrierungen neigenden Personen in der warmen Jahreszeit täglich kalte Fußbäder nehmen, und sie in der kalten Jahreszeit fortsetzen. Diese ausgezeichnete vorbeugende Maßregel muß aber mit strengster Regelmäßigkeit durchgeführt werden. Vermehren kann man die günstige Wirkung noch durch häufiges Besorgen der Füße; man hält die bloßen Füße in die durch geöffnete Fenster scheinenden Sonnenstrahlen und kann dabei ganz gemütlich lesen. Das wirkt Wunder bei allen Fußleiden.

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagshaus,
G. m. b. H., vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt.
Berantwortlicher Redakteur: Herm. Drth, Düsseldorf.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 39.

Düsseldorf, den 30. September.

1906.

Inhalt: Evangelium zum siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Die Wundertaten Jesu. III. — Ein Brief. — Worte, Worte! keine Taten. — Literarisches. — Allerlei. — Herbst-Gerzigen zu Steyl.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 34—46.

„In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetz? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das größte und das erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus und sprach: Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie nennet ihn aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn? Und Niemand konnte ihm ein Wort antworten, und Niemand wagte es von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.“

Die Wundertaten Jesu.

III.

Der weitaus größere Teil der jüdischen Nation hat einst Jesus von Nazareth nicht als den verheißenen Messias anerkannt. Das war aber von den Propheten des Alten Bundes klar und deutlich vorhergesagt worden, lieber Leser, und diese Blindheit des auserwählten Volkes erklärt sich im allgemeinen aus der damals im jüdischen Volke und speziell in Jerusalem herrschenden sittlichen Verkommenheit, — insbesondere aber aus dem unheilvollen Einflusse der Pharisäer und Schriftgelehrten. Diesen Seinen Todfeinden legt der Herr heute eine Frage vor, die sie in große Verlegenheit bringt: „Was dünket euch vom Messias? Wessen Sohn ist Er?“ Freilich antworten sie, daß der Messias der Sohn Davids sein müsse, — sie haben dabei offenbar den Hintergedanken, daß der fragende „Nazarener“ dieser „Sohn Davids“ nicht sein könne, weil Er den ganz irdisch gestimmten Messias Hoffnungen des jüdischen Volkes in keiner Weise entsprach. Nun aber fragt der Herr weiter: wie denn der königliche Prophet David in jener herrlichen Weissagung des 109. Psalmes den Messias nennen könne „seinen Herrn, der zur Rechten Gottes sitzen werde?“ Dieser deutliche Hinweis auf die göttliche Natur des von ihnen erwarteten „Sohnes Davids“ macht, wie gesagt, diese Todfeinde Jesu verstummen.

Seine himmlische Sendung und Seine göttliche Natur hat Jesus einst bewiesen durch zahllose Wundertaten, die Ihn als Herrn und Gebieter aller Kreatur — der Natur, der Menschen und der Geisterwelt — erkennen lassen. Der hl. Johannes erklärt daher auch gegen Schluß seines Evangeliums es geradezu für unmöglich, die Wundertaten Jesu alle einzeln auszu-

zeichnen (Joh. 21, 25). Wenn daher die Evangelisten eine Auswahl treffen, so haben sie dabei unsere Belehrung und Erbauung im Auge, lieber Leser, wie wir dies vor kurzem an den drei Totenerweckungen gezeigt haben: Die Lehren und die Wundertaten Jesu stehen in einem innigen, geheimnisvollen Zusammenhange. Sehen wir also weiter zu!

Jesus verspricht uns Licht für unsern Geist, wenn wir Seinen Lehren Glauben schenken: „Ich bin das Licht der Welt“, sagt Er (Joh. 8). Die Leuchte Seines Wortes soll uns überall das Dunkel aufhellen, wo unser Geist nach den überirdischen Dingen fragt. Daß Jesus in der Tat ein Recht dazu hat, Sich „Das Licht der Welt“ zu nennen, beweist Er durch die wunderbare Heilung des Blindgeborenen, dem Er das mangelnde Augenlicht verleiht (Joh. 9). Wenn er nämlich über eine solche Macht verfügt, daß Er dieses Eine vermag: wie könnten wir zweifeln, daß Er für uns Alle auch das Andere vermag! Christus gab in Seiner Allmacht jenem Unglücklichen Blinden das, was die Natur ihm versagt hatte, — wir alle aber, lieber Leser, stehen vor dem Dunkel der Ewigkeit in weit schlimmerer geistiger Blindheit da. Von Natur sind unserm Geiste nicht die Mittel verliehen, in jene ewigen Regionen hineinzuschauen, in denen allein seine edle Wissbegierde vollkommene Befriedigung finden kann. Unter den zahllosen Geisterhaaren, die — glücklicher als wir — der Anschauung Gottes und des Einblickes in die ewigen Geheimnisse der Gottheit sich erfreuen, steht das kleine gefallene Menschengeschlecht in ähnlicher Weise da, — wie jener Blindgeborene unter den Schaaren der Sehenden — beraubt jener Fähigkeit, von der das wahre Glück unsterblicher Geister bedingt ist. Der betrübende Mangel ist hier allerdings nicht auf Rechnung der Natur zu setzen, sondern Sündenfall und Sündenschuld haben ihn herbeigeführt. Aber nun genügen auch alle Mächte und Kräfte der Natur nicht, die Hilfe zu bringen: Selten konnte hier nur Der, der mächtiger ist, als die Natur.

Hat Jesus aber an jenem Blindgeborenen Seine Macht über die Natur erwiesen, so haben wir Christen mit vollem Rechte auch Vertrauen auf Sein Versprechen, daß Er auch die Macht habe, uns das rechte Licht des Geistes wiederzugeben. Hoffnungsvoll gehen wir auf Seine Weisung zum „Teiche Silo“, wo das von Christus berührte Auge des Geistes sicher geordnet wird für die richtige Anschauung der himmlischen Wahrheiten.

Von jenem Blindgeborenen berichtet uns nämlich der hl. Evangelist Johannes, er sei vom Herrn zu dem in der Nähe des jüdischen Tempels befindlichen Teiche Silo gesandt worden, um dort die Augen zu waschen: „Er ging hin und wusch sich und kam sehend zurück“ (Joh. 9). Wer aus uns, lieber Leser, erkennt nicht sofort, daß der Teich Silo, durch dessen Wasser — nach dem allmächtigen Willen des Sohnes Gottes — der Blindgeborene sehend wurde, ein Vor-

bild vom Brunnquell der hl. Taufe war, durch welches Sakrament die Menschheit, die infolge der Erbsünde von Natur aus geistig blind ist, das Licht des Glaubens, d. i. die geistige Sehkraft, erhält!

Was wäre, lieber Leser, ohne das irdische Licht die ganze Welt? Nichts anderes als ein Kerker, worin die Menschen und die Tiere ein wahrhaft bejammerenswertes Dasein fristen würden, — ein Leben, das nicht wert wäre, gelebt zu werden! Umsonst (sagt der hl. Ambrosius) hätte Gott sie geschaffen, wenn Er ihnen nicht die Möglichkeit gegeben hätte, zu sehen: daher hat Er die erstaunlichen Wunder der Schöpfung eben mit dem Lichte begonnen. Aber mit diesem körperlichen Lichte, das Gott im Anfange der Schöpfung anzündete, wollte Er — wie der hl. Apostel Paulus sagt — jenes kostbare geistige Licht der Wissenschaft Gottes vorbilden, das Er im Anfange unserer Erlösung erglänzen lassen würde: jenes göttliche Licht, lieber Leser, das uns leuchtet, seitdem im Brunnquell der Taufe unsere Blindheit Heilung fand. S.

□ Ein Brief.

Am westlichen Ende des Dorfes K. auf der schwäbischen Alp steht ein hübsches, im Schweizerstile erbautes Haus mit einem Hirschegeiß auf dem Giebel: es ist die Dienstwohnung des Försters.

Ein kalter, stürmischer Tag hat sich zum Abend geneigt. Im Wohnzimmer des Försters verbreitet der Ofen eine behagliche Wärme. Des Försters Söhnchen, ein hübscher Vorkind von 5-6 Jahren, ist allein im Zimmer, er ist von der Bank auf das breite Fenstergeßims geklettert und schaut hinaus in die untergehende Sonne, zu den schnell vorüberziehenden Wolken und den Raben, die krächzend auf den schwankenden Wipfeln der Tannen sich wiegen. Den Kopf in die linke Hand gestützt, die rechte auf dem Gesimse ruhend, ist der Kleine eine getreue Abbild des Engels auf Raphaels „Sirtinischer Madonna.“ Das graue Jäckchen des Knaben zeigt am Karmel ein aufgenähtes schwarzes Band; ach, sie haben ja vor wenigen Wochen sein liebes Mütterchen, das bald nach der Geburt des kleinen Schwesterchens gestorben ist, mit diesem ins Grab gelegt, und die alte Franziska, die Nachbarin, die seitdem das kleine Hauswesen des Försters besorgt, kann eben mit dem besten Willen die Mutter nicht ersetzen.

Eben trat sie mit dem Lichte ins Zimmer und will den Kleinen bewegen, mit ihr in die Küche zu gehen, bis Papa heimkomme. Aber Karl sagt: „Laß mich lieber da; ich fürchte mich nicht!“ Er steigt vom Fenster herab und setzt sich zu „Feldmann“, dem großen, braunen Jagdhund, an den Ofen. Nicht lange darauf kommt der Förster — ein junger, schöner Mann — heim. Er wundert sich, daß weder sein Söhnchen noch der Hund ihn wie gewöhnlich empfangen. Als ihm aber Franziska ins Zimmer leuchtet, da zeigt sich ihm ein gar anmutiges Bild: Karl liegt schlafend auf dem Boden, sein Kermden um den Hals des Hundes, und der schöne Lodenlopf ruht auf dem breiten Rücken des treuen Tieres. Feldmann aber rührt sich nicht; seine Augen Augen sind auf seinen Herrn gerichtet und sein keifses Winseln möchte wohl sagen: Unter solch bewandten Umständen kann ich Dich nicht begrüßen! Da bückt sich der zärtliche Vater nieder, saßte behutsam den Knaben und nimmt ihn auf den Arm. „Karl, wach auf, Papa ist da!“ — Und wie der Kleine die Stimme hört, da schlägt er die Augen auf, umfaßt den Hals des lieben Papas und herzt und küßt ihn. Ach, daß zu diesem Glück die Mutter fehlen mußte!

Wie sie nun gleich darauf beim Abendessen sitzen, sagte der Kleine: „Papa, weißt Du auch, was ich heute getan habe?“ — „Rein, erzähle mir!“ — „Ich habe einen Brief geschrieben.“ — „Et der Taufens; laß einmal sehen!“ — „Ich habe ihn nicht mehr, ich habe ihn fortgeschickt.“ — „Was! wem hast Du ihn gegeben?“ — „Dem Boten; aber den erräthst Du nicht.“ — „Nun, so sag mir's!“ — „Ich habe ihn zum Fenster hinaus dem Winde gegeben.“ — „So, dann wird er wohl drunten im Garten liegen?“ — „Rein, ich hab's gesehen, der Wind hat ihn mitgenommen.“ — „Aber, jetzt sage mir auch, an wen hast Du denn geschrieben?“ — „An Mama!“ — „Et! Und was hast Du ihr denn geschrieben?“ — „O, ich habe ihr gesagt, daß ich sie lieb habe, und daß es so langweilig und gar nicht mehr schön ist, seit sie nicht mehr da ist! Heute hat der Herr Pfarrer, als ich ihn auf der Gasse die Hand gab, gesagt: „Karl, Du mußt ein Pfarrer werden, das wird Deine Mama freuen!“ Ja, Papa, ich

werde ein Pfarrer, ich hab's der Mama schon geschrieben.“

Dem Förster wurde das Herz weich. Als sie bald darauf sich zur Ruhe gelegt hatten, da kletterte Karl aus seinem Kleinen Bettchen nochmals zum Vater herauf und sagte: „Papa, ich kann noch nicht schlafen. Siehst Du den schönen Stern dort?“ — „Gelt, da wohnt die Mutter und sieht uns, und weiß jetzt schon, daß ich ein Pfarrer werde.“ — Und so ging's noch ein Weilchen fort, bis das kleine Plappermäulchen verstummte und die Augenlider sich schlossen. Der Förster legte den Kleinen Schläfer in sein Bett zurück.

Einige Tage nachher ist das schöne Fest Allerheiligen. — Unauschiebbare Amtsgeschäfte gestatten dem Förster nicht, dem Nachmittagsgottesdienste beizuwohnen. Erst nach demselben kann er abkommen und macht sich nun auf, mit dem Kleinen Karl den Gottesacker, der auf der anderen Seite des Dorfes liegt, zu besuchen. Die meisten Beter haben sich dort schon entfernt, und als der Kleine Karl am Grabe seiner lieben Mutter steht, da nimmt er ein Fläschchen mit dem Weihwasser, das er mitgebracht hat, beugt sich vor, und will das Grab besprengen. Plötzlich tut er einen Freudenschrei, zieht ein zusammengelegtes Papier zwischen den blühenden Herbstastern auf dem Grab hervor: „Papa mein Brief! Mein Brief! Gelt, die Mutter hat ihn doch bekommen!“

Erstaunt nimmt der Förster das dargereichte Papier und entfaltet es. Kein Zweifel! Es ist einer seiner Briefbogen mit dem Getriemel einer Kinderhand, und auch das Wappen seines Siegels läßt sich deutlich erkennen. Wunderbar! Wo hat der Wind den Brief über das ganze Dorf getragen und gerade hierher gelegt.

Jahre sind seitdem vergangen. Der Kleine Karl hat wirklich das vorgezeichnete Ziel erreicht; er ist ein treuer, frommer, allgemein beliebter Priester geworden. Der Förster hat nach dem Entschlusse jener bedeutsamen Nacht nicht mehr geheiratet, hat sich ganz seinem Berufe und der Erziehung seines Sohnes gewidmet und die letzten Lebensjahre bei diesem zugebracht. Der brave Pfarrer ist jetzt heimgegangen zu Papa und Mama. Der Erzähler hat ihn gut gekannt, und als er mit dem Ordnen der hinterlassenen Schriften des teuren Verstorbenen vertraut wurde, da fand er ein versiegeltes Paket, das er jetzt als teures Andenken aufbewahrt. Es enthielt Aufzeichnungen von der Hand des alten Försters, nach welcher obige Erzählung niedergeschrieben wurde, und dabei lag: „Der Brief an Mutter!“

* Worte, Worte! keine Taten! . . . *

Von H. Korienbied.

Hunderttausend Abonnenten, vielleicht das Dreifache an Lesern, — welche Fülle von Macht und Einfluß bedeuten diese runden Ziffern, welches Maß von Verantwortung legen sie auf die Schultern jenes Mannes, dessen Papierballen die öffentliche Meinung für einen so weiten Kreis widerspiegeln.

Mein Gegenüber, ein von mir hochgeschätzter, alter Herr, den ich zufällig auf dem Bahnsteig traf, hatte eines der Blätter aufgehoben, die von den Reisenden achtlos im Coupé zurückgelassen waren. Eine Kopfnutig besagte in großen Lettern, daß die Auflage des Blattes — Generalanzeiger bekannter Sorte — gerade das erste Hunderttausend überschritten habe, und dieser Hinweis hatte unser Thema veranlaßt.

Dabei ist die ungeheure Macht, welche die Presse verleiht, noch unerbildlich oft in den Händen von Personen, die sehr weit davon entfernt sind, sich ihrer großen Verantwortung bewußt zu sein. Manchem Verleger ist es völlig gleich, ob er Millionen der Moral und Gesellschaft schädlicher Miasmen in die Welt setzt, wenn sie nur den Säckel füllen. Viele Redakteure wollen vor allen Dingen ihren Lesern gefallen. Anstatt daher das Publikum zu einem höheren Standpunkte heranzubilden, steigen sie zu ihm herab und sind bemüht, ihm nach dem Munde zu reden. Da nun aber im Durchschnittsmenschen die schlechten Neigungen die guten überwiegen, mag eine Presse, die nichts anders sein will, als der Ausdruck der Meinungen ihrer Leser, notwendig eine schlechte sein.

*) Obiger Artikel ist der von Dr. Armin Kaufen in München herausgegebenen „Allgemeinen Rundschau“ entnommen, die als vornehme katholische Revue jede Erscheinung des kulturellen und politischen Lebens in orientierenden Artikeln aus den besten Federn der katholischen Geisteswelt beleuchten läßt. In keiner katholischen Familie, die sich den geringen Abonnementspreis von 2/40 Mark pro Quartal gestatten kann, sollte diese reichhaltige Wochenschrift als Ergänzung der Tagespresse fehlen. Probenummern werden durch jede Buchhandlung sowie durch den Verlag, München, Tattenbachstraße 1a, gern übersandt.

Meinem berechneten Freunde schien das Gesprächsthema zu gefallen, er gieret ordentlich in Feuer.

Habent sua fata libelli, „auch die Bücher haben ihren Schicksalslauf,“ sagten schon die Alten. Das Buch stellt ein Stück der Lebensarbeit, des Denkens und Fühlens eines Menschen, oft ein Bild der ganzen Persönlichkeit dar. Doch aus einem Buche spricht immer nur der Geist eines Menschen zu uns, und auch der hochbegabteste Menscheng Geist ist immer nur ein subjektiver Reflektor der mannigfach bewegten Lebensbilder seiner Zeit. Wieviel mehr gilt jenes Wort aber von den heutigen Zeitungen mit ihren Riesenaufgaben, deren Blätter uns ein Bild geben nicht eines Menschenlebens und Denkens, sondern des Ringens und Strebens ganzer Generationen. Sie verbindet unser kleines, winziges „Ich“ alltäglich mit der großen Millionenmacht draußen, sie formt die glatte Fläche des Alltags zum Relief, verknüpft unsere Interessen tausendfach mit denen des Nächsten. Alle großen Ereignisse der Zeit finden in ihr rollenden Widerhall und all jene tausend kleinen Fragen und Interessen des öffentlichen Lebens, welche wie schimmernde Vibellen über dem großen Ströme der Zeit schweben, ziehen, von ihr glossiert, voll atmen den Lebens an uns vorüber. Wie das gesprochene Wort sich gleichzeitig Hunderten von Zuhörern mitteilt und im selben Momente die Ideen des Redners in allen Köpfen widerhallen läßt, so zündet der gedruckte Gedanke gleichzeitig und nachwirkend in den Köpfen vieler Millionen. Die Presse ist ein zweifelhafte Schwert; sie kann unermesslich Gutes stiften, aber auch viel Böses anrichten; sie kann Lehrer und Erzieher, aber auch Verführer und Verderber des Volkes sein. Lobnt es sich da nicht des Fleisches der Edelsten, ist es nicht Pflicht jedes denkenden Menschen, diesen geistigen Strom in die richtige Bahn zu lenken zum Segen der Menschheit?

Wavif, erwiderte ich, wir haben auch Gott sei Dank in Deutschland ein: große Anzahl von Männern, welche die hohe Bedeutung, die eine tüchtige Presse für unser Volk haben muß, klar erkennen und die heutige Entartung eines großen Teiles derselben aufs tiefste beklagen. Besonders in unserm katholischen Lager widmet man der Presse rege Beachtung. Auf allen Katholikentagen wird zu ihrer Unterstützung aufgefordert, wo immer ein paar anständige Männer zusammenkommen, wird über ihre Auswüchse gesprochen, werden die guten Blätter gelobt.

Ja wohl, „gelobt“ — mein Freund lächelte bitter — und doch macht man es der guten Presse so schwer, hoch zu kommen. Können Sie mir in unserm ganzen lieben Vaterlande auch nur eine katholische Zeitung nennen, die es bezüglich der Höhe der Auflage mit diesen farb- und charakterlosen Witschen, die sich „Generalanzeiger“ nennen, aufnehmen kann? Ja, loben mögen die Katholiken ihre Presse und sie freuen sich von Herzen, daß es auch noch solche Organe gibt, die den Götzen des Tages mannhafte Widerstand leisten — aber abonnieren wollen sie lieber die anderen Blätter, die offen oder versteckt täglich ihr Heiligstes mit Rot bewerfen. Sie sind ja so amüfiant und geschickt redigiert, bringen so viel fürs Geld. Und doch sind unsere Blätter mindestens ebensogut geleitet und unsere Verleger lassen es an Anstrengung nicht fehlen. Allerdings müssen sie auf die Zugmittel verzichten, denen ihre Gegner die größten Erfolge verdanken, auf alles Sensationelle, Pikante und wie sonst die Fachausdrücke für Lüge, Verleumdung und Fäulnis lauten. Ich verlange nicht, daß man auf ein Blatt abonniert, nur weil es gesinnungstüchtig ist, aber ich behaupte, daß es Ehre und Pflicht eines jeden anständigen Mannes ist, diejenigen Zeitungen und Zeitschriften, die er lobt, auch durch ein Abonnement zu unterstützen. So wenig es genügt, daß wir sie loben, so wenig genügt es, daß wir sie im Klub oder in der Aneipe lesen. Damit sie auf die Dauer gelesen werden können, müssen sie bestehen, muß auf sie abonniert werden. Nicht jedem gestattet seine finanzielle Lage, auf unsere führenden Zeitungen und Zeitschriften zu abonnieren, aber wer es kann und tut es nicht der trägt das Sein: bei, die schlechte Presse zu unterstützen, auch wenn er auf diese Blätter ebenfalls nicht abonniert. „Der Adel verpflichtet“ — das gilt auch vom Adel der Gesinnung. Wer in der schlechten Presse ein Unglück sieht und sie durch eine gute ersetzt haben will, der muß die letztere auch unterstützen. Unterstützt wird aber eine Zeitung oder Zeitschrift weder sonderlich dadurch, daß man sie lobt, noch dadurch, daß man sie liebt, sondern dadurch, daß man auf sie abonniert. Besonders auch unsere Lokalpresse verdient Unterstützung. Sie, die gegen die Konkurrenz der großstädtischen Wochenblätter so schwer ankämpfen muß, hat schon wichtige Pionierarbeit geleistet und leistet sie noch täglich.

Ja wohl, fiel ich ein, — bemüht, nicht ganz den stimmten Zuhörer zu spielen und auch meinen Teil zur Erörterung

beitragen — und gerade unsere Lokalpresse ist es, der gegenüber jedermann Rechte, aber niemand Pflichten zu haben glaubt. Auch an diese Blätter stellt man die höchsten Anforderungen und gerät in Entrüstung, wenn sie denselben nicht in allen genügen; den gegnerischen Blättern jedoch trägt man die Anzeigen ins Haus. An eine Unterstützung der eigenen Presse durch Inserate und lokale Mitarbeit wird viel zu wenig gedacht. Der katholische Verleger und Schriftsteller soll sich nach der Anschauung eines weiten Leserpublikums an der Freude genügen lassen, für die „gute Sache“ sich zu bemühen. Seines Parteiblattes erinnert man sich erst, wenn man es für den Verein oder sonstwie zu eigenen guten Zwecken nötig hat; dann wird die „eigene Sache“ plötzlich die „gute Sache“ und der Redakteur „ist vor Gott und seinem Gewissen“, „im Interesse der Partei“ verpflichtet, die Reflektoren! zu rühren. Also mehr Unterstützung, weniger Kritik!

Der alte Herr hatte meinen heftigen Anklagen ruhig zugehört, stieß noch einige schwere Dampfswollen vor sich hin und fuhr fort.

Der Mensch hat ja nun einmal die Neigung, an allem, was klüger sein will, als er selbst, also besonders an Regierung, Magistrat und Presse, seinen Tadel zu üben. Ich halte diese menschliche Schwachheit für weniger gefährlich, jedenfalls ist Kritik bedeutend besser als jene Gleichgültigkeit und Nichtbeachtung, die bei den Verlegern und Redakteuren Mitlosigkeit und dumpfe Resignation erweckt. Ein anderer von ihnen gestreifter Punkt verdient dagegen erhöhte Beachtung; ich meine die Unterstützung von Anzeigen. Nicht allein Geschäftsleuten bietet sich hier Gelegenheit zur tatkräftigen Unterstützung ihres Organs, auch der Private kann in dieser Hinsicht manches tun. Bei freudigen oder traurigen Familienverhältnissen, bei kleinen Gesuchen und Angelegenheiten leisten auch diesen die Spalten der Zeitung gute Dienste. Was aber auch alle können, das ist, die Inserenten des eigenen Organs bevorzugt und sich jederzeit auf die Inserate beziehen. Jede Anfrage, jede Bestellung kommt dann der betreffenden Zeitung indirekt zugute, indem sie zur Weiteraufgabe des Inserates führt. Besonders unseren Hausfrauen steht hier ein weites Feld zur Betätigung offen.

Niemand kann wissen, wo und wie ein Wort, das in einer Zeitung steht, als Samentorn in eines Menschen Herz fallen und emporkeimen wird zum Segen oder zum Fluch. Daher die ungeheure, unheimliche Macht der Presse, daher aber auch das hohe Verdienst, das sich jemand durch die Unterstützung der guten Presse erwirbt. Gelingt es durch unsere Unterstützung, den guten Blättern einen großen Leserkreis zuzuführen, so werden die Inserenten nicht ausbleiben. Wir erschließen damit unseren Organen eine Einnahmequelle, die zur reichhaltigeren Ausgestaltung und qualitativen Hebung des redaktionellen Teils verwendet werden kann zum Nutzen jedes Lesers und zum Wohle von Religion und Vaterland.

Literarisches.

Eine Propagandanummer der „Allgemeinen Rundschau“ (Wochenschrift für Politik und Kultur, Herausgeber und Verleger Dr. Armin Krausen in München) ist soeben in hoher Auflage erschienen. Diese Nr. 38 wird vom genannten Verlage auf Wunsch an jedermann gratis versandt. Von ihrer Reichhaltigkeit und ihrem hochinteressanten, gediegenen Inhalt gibt schon eine kurze Skizzierung der Titelüberschriften ein annäherndes Bild: Dr. Hubert Trimbom: Zur Generalversammlung der Görresgesellschaft in Bonn; Franz Eckardt, Ulm: Des österreichischen Reichsrates zwölfte Stunde; Fritz Kemper: Die braunschweigische Frage; Der nationalliberale Familienzwist; die Entwicklung in Rußland; Pfarrer F. W. Varnidel: Organisation des Alerus I.; Wilhelm Fromm, Paris: Pariser Chronik; Schuh der Jugend vor dem Schmutz (Eine bemerkenswerte Verfügung der Münchener Schulbehörde.); Dr. W. van Gulik, Rom: Eine neue Pappbiographie; Pet. Busch: Vom Weltmeer zum Weltmeere (Zur Heimkehr Amundsens); G. Kortendied: Worte, Worte! keine Latent (Zur Empfehlung der katholischen Presse, namentlich auch der Lokalpresse); M. Herbert: Herbstgruß (Gedicht); Emil Ritter: Aus meiner italienischen Skizzenmappe: Firenze la bella; Johannes Mayrhofer: Nordische Erinnerungen. VI.; Im Esrom-Mofter; Professor H. Paur: Auf die Vogelsburg; Lorenz Kropp: Herbst (Gedicht); Architekt Franz Jacob Schmitt: Die Rodernen in der Kirchenbaukunst; Bühnen- und Musikrundschau von L. G. Oberleander. Wir machen auf die zielbewußte Mannigfaltigkeit im politischen und kulturellen Teile ganz besonders aufmerksam. So werden uns u. a. am Schlusse der diesjährigen Reisesaison in vier Auffäßen aus den Sidregionen, aus Dänemark, aus Italien und aus dem

Herzen Deutschlands Bilder geboten, von denen jedes in seiner Art ein Kabinettstück ist. Charakteristisch ist auch die Abonnementseinladung in ihrem Verzicht auf eigene Anpreisung. Unter der Ueberschrift: „Wie urteilt die Presse über die „Allgemeine Rundschau“? marschieren eine lange stattliche Reihe neuer in- und ausländischer Pressstimmen auf. Wir erwähnen nur die drei ersten: „Dieses reichhaltige Magazin für alle Artikel, die den geistigen Weltmarkt beherrschen“. „Pädagogische Blätter“ Nr. 18 vom 15. September 1906. „Dr. Armin Kaasen's high-class and always interesting weekly review, the „Allgemeine Rundschau“. „New York Freeman's Journal“, Nr. 3717 vom 11. August 1906. „Wir freuen uns, daß die gediegene Zeitschrift sich so gut eingebürgert hat und so viel Beachtung findet.“ „Vollständige Apologetik“, Nr. 4 vom 24. Juli 1906. Als vornehme politische und kulturelle Revue bildet die „Allgemeine Rundschau“ eine Ergänzung der Tagespresse und sollte in keinem besseren kath. Hause fehlen.

— Der „Stadtverordnete“, Verlag von Richard Kühne Nachf., Oberhausen (Nhd.), (vierteljährlich 2 M., nur durch die Post.) Mit der uns vorliegenden Nr. 6 beschließt die Zeitschrift das erste Quartal. Die Nummer bringt eine Reihe lesenswerter Artikel, u. a. über Purauftritte und Landbürgermeister, Vereinfachung der Arbeiterversicherungs-Gesetze, zur Rechtfertigung der Zuwachssteuer usw. Das Blatt kann allen für das kommunale Leben sich interessierenden Bürgern, in erster Linie den ehrenamtlichen Mitgliedern der Gemeindekollegien empfohlen werden. Wie uns der Verlag mitteilt, stehen Probenummern jederzeit gratis zur Verfügung.

Allerlei.

— Leuchtfeuer. Für Seereisende ist es besonders interessant, die verschiedenen Arten der Leuchtfeuer kennen zu lernen. Leuchttürme und Leuchtschiffe, auf welchen die Leuchtfeuer unterhalten werden, kann man am Tage, wenn man in nicht zu weiter Entfernung an ihnen vorüberfährt, leicht erkennen. Die Leuchtfeuer, deren Schein während der Nacht den Schiffen den Weg weist, zeigen untereinander scharfe, charakteristische Unterschiede und lassen sich in acht Arten einteilen: 1. Festes Feuer: zeigt einfarbiges Licht von gleicher Stärke. 2. Festes Feuer mit Blinken: festes Feuer, das in gleichmäßigen Zeitabständen von wenigstens 5 Sekunden Dauer lichtstärkere Winke zeigt. 3. Blinkfeuer: weiche oder farbige Feuer, die durch gleich lange Dunkelpausen verschiedene Winke von allmählich zu- und abnehmender Stärke ausstrahlen. 4. Funkelfeuer: Blinkfeuer, dessen Winke von kurzer Dauer in sehr kurzen Pausen oder ohne Verdunkelung aufeinander folgen. 5. Gruppen-Blinkfeuer: zeigen zwei oder mehrere durch kurze Pausen voneinander geschiedene, allmählich zu- oder abnehmende Winke, denen eine längere Dunkelpause folgt. 6. Blitzfeuer: zeigen entweder durch gleichmäßig kurze Pausen geschiedene, plötzlich auftauchende Winke von gleichmäßiger Stärke, oder mehrere schnell aufeinander folgende Lichtblitze, denen eine längere Dunkelpause folgt. 7. Ununterbrochenes Feuer: festes Feuer, das in gleichen, längeren Zeitabständen durch eine oder mehrere kurze Verdunkelungen unterbrochen wird. 8. Wechselfeuer: festes Feuer von annähernd gleicher Stärke, das abwechselnd verschiedene Farben zeigt.

— Eine neue „Krankheit“. In der „Germ.“ lesen wir: Der Diebstahl wird wohl bald straffrei werden, wenn es nach dem Willen gewisser Gelehrten geht. Bekanntlich hat man vor Jahren eine neue Modetransportentdeckung, nämlich die Kleptomantie, das heißt: einen krankhaften Hang zum Stehlen. In früheren Zeiten hat man von dieser „Krankheit“ nichts gewußt, die bessere Beobachtung des siebennten Gebotes scheint ein recht gutes Vorbeugungsmittel gegen diese tückische „Krankheit“ gewesen zu sein. Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß die Diebstahlsucht krankhaft sein kann, aber merkwürdig ist, daß die „Kleptomantie“ in der neueren Zeit fast epidemisch wird, und noch merkwürdiger, daß gerade in den sogenannten besseren Kreisen so viele von dieser schrecklichen „Krankheit“ befallen werden. Die Gerichte haben bisher an die Kleptomantie nicht recht geglaubt und sind infolgedessen nur in ganz wenigen Fällen zu einem Freispruch gekommen. Nun liegt seitens der bekannten „unfehlbaren“ Wissenschaft eine neue epochenmachende Entdeckung vor. Der Münchener Psychiater Dr. Gudden hat nach einem Vortrag auf dem Naturforschertage in Stuttgart herausgefunden, daß die massenhaften Diebstähle in den beiden großen Warenhäusern Münchens fast ganz auf einen krankhaften Zustand der Diebe zurückzuführen seien, und daher zumeist Unzurechnungsfähigkeit vorliege. Durch die Pracht und den Glanz in den Waren-

häusern — meint der gelehrte Herr — werden in vielen Besuchern „Begehrungs- vorstellungen entfacht“, ein „märchenhaftes Gefühl“ wachgerufen. Die armen Leute können sich dann gar nimmer helfen und stehlen, was zu erwischen ist. Diese kuriose Theorie rennt aber Dr. Gudden selbst über den Haufen, indem er feststellt, daß die ländliche Bevölkerung an den Diebstählen gar nicht beteiligt ist und 99 Proz. der Diebe dem weiblichen Geschlecht angehören. Die Landleute werden also von dem ganz ungewohnten Glanz der Warenhäuser garnicht geblendet, während die Stadtdamen dem „märchenhaften Gefühl“ so schnell erliegen, obwohl sie den „Glanz“ der Warenhäuser längst gewöhnt sein könnten. Daß fast nur die halbe Weiblichkeit stiehlt, erklärt Dr. Gudden mit einer unter dem Einfluß der Sinnenreize in den Warenhäusern sich entwickelnden „Alteration der Vorstellungs-, Willens- und Gemütsphäre“, so daß die bedauernswerten Damen in unzurechnungsmäßigem Zustande alles mitgehen lassen, was nicht nielt- und nagelfest ist. Bei den ländlichen Frauen scheinen diese „Alterationen“ nicht vorzukommen. Das ist offenbar darauf zurückzuführen, daß die weibliche Eitelkeit und Puhjucht auf dem Lande noch nicht so arg grassiert, wie in der Stadt. Darin liegt, wie schon zahlreiche Gerichtsverhandlungen ergeben haben, eine Hauptursache so vieler Warenhausdiebstähle seitens des „schöneren Geschlechts“, und nicht in psychologischen Zuständen, wie sie Dr. Gudden entdeckt haben will. Die Sache hat aber auch eine sehr ernste Seite. Dr. Gudden ist Vorstand der psychiatrischen Poliklinik. Als solcher kommt er in die Lage, gerichtliche Gutachten zu erstatten. Wie in derlei Fällen ein solches Gutachten ausfallen würde, kann nach seinen Stuttgarter Ausführungen jeder Leser selbst beurteilen. Eine heillose Verwirrung der Rechtsbegriffe wäre die Folge, wenn solchen „Sachverständigen“-Gutachten ein höherer Wert beigelegt würde, als jener der — Kuriosität.

Herbst-Exerzitien zu Steyl.

An den nachstehend benannten Tagen finden zu Steyl Exerzitien oder heilige Übungen statt, und zwar ist der Beginn derselben jedesmal an dem zuerst genannten Tage um 6^{1/2} Uhr abends deutsche Eisenbahnzeit (weshalb die geehrten Exerzitanten und Exerzitantinnen erst des Nachmittags, nicht des Vormittags, hier eintreffen mögen, keinesfalls aber schon tags vor dem Anfang); der Schluß ist an dem zuletzt genannten Tage um 9—10 Uhr vormittags. Am vorletzten Tage wird gebeichtet, am letzten Tage ist gemeinschaftliche heilige Kommunion. Die Exerzitanten und Exerzitantinnen erhalten gegen geringe Vergütung Kost und Wohnung im Missionshause resp. im Hause der Missions-schwester.

Im Missionshause:

Für Lehrer: 1.—5. Oktober (Montag—Freitag).

Die Anmeldungen sind zu richten: An das „Missionshaus zu Steyl, Post Kaldentkirchen (Nhd.).“

Im Kloster der Missions-schwester:

Für Lehrerinnen: 2.—6. Oktober (Dienstag—Samstag).

Die Anmeldungen sind zu richten: An das „Kloster der Missions-schwester zu Steyl, Post Kaldentkirchen (Nhd.).“

Anfang jedesmal am Abend des erstgenannten Datums 6^{1/2} Uhr.

Die beiden genannten Häuser liegen 1^{1/2} Stunde von Kaldentkirchen, dem deutschen Bahnhof auf den Strecken Kempen-Benlo und M.-Nabbach-Benlo; 1^{1/4} Stunde vom holländischen Bahnhof Benlo; 1/4 Stunde vom holländischen Bahnhof Tegelen, auf der Strecke Benlo-Roermond. In Benlo (Bahnhof) findet man Pferdebahn, die bis zum Missionshause geht und sechsmal am Tage fährt (8,45, 10,35, 12,45, 2,35, 4,50, 7,50. Preis 40 Pfg.) Um 5 Uhr (deutsche Zeit) geht ein Zug von Benlo nach Tegelen (Billet 30 Pfg.) Diejenigen, welche den Schnellzug Neuh-Kempen vermeiden wollen, fahren am besten: Neuh ab 3,5, Biersen an 3,48; Biersen ab 3,54, Benlo an 4,36. Zurück: Benlo ab 12,7, Biersen an 1,5; Biersen ab 1,9, Neuh an 1,57. (Die deutschen Rückfahrkarten gelten 45 Tage.)

Für diejenigen Teilnehmer, welche die holländische Strecke Sittard-Roermond-Tegelen benutzen, ist die Angabe des Fahrplanes: Sittard ab 3,14, Roermond ab 3,58, Ankunft in Tegelen 4,29. Zurück: Tegelen ab 9,57. (Die Rückfahrkarten der holländischen Eisenbahnen gelten einen Monat lang.)

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 40.

Düsseldorf, den 7. Oktober.

1906.

Inhalt: Evangelium zum achtzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Die Wundertaten Jesu. IV. — Im Monat d. s. heiligen Rosenkranzes. — Mutter! — Allerlei. — Die katholische Kirche in Deutschland. — Ein Haushalt im Innern Chinas.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum achtzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IX, 1—8.

„In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr über und kam in seine Stadt. Und siehe, sie brachten zu ihm einen Gichtbrüchigen, der auf einem Bette lag. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Und siehe, Einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott. Und da Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Worum denket ihr Arges in euerm Herzen? Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle umher? Damit ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Steh' auf, nimm dein Bett und geh' in dein Haus. Und er stand auf und ging in sein Haus. Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich, und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“

Die Wundertaten Jesu.

IV.

Wer an eine göttliche Vergeltung im Jenseits glaubt, der kann, so oft er ernstlich an die Ewigkeit denkt, keine andere Frage für so wichtig und so dringend halten, als diese: Kann ich über die Verzeihung der von mir begangenen Sünden Gewißheit haben? Wir alle wissen recht gut, lieber Leser, daß wir oft gesündigt haben. Wollte auch ein Mensch bei sehr „freier“ religiöser Anschauung noch lange nicht alles für Sünde gelten lassen, was das Christentum für Sünde erklärt, jedenfalls wird er doch zugeben müssen, daß er manches getan hat, was — auch im Lichte seiner eigenen Grundsätze betrachtet — ihm von seinem eigenen Gewissen entschieden als Sünde vorgehalten wird. Wo ist denn für ihn Hilfe zu finden, nachdem er die begangenen Sünden nun einmal nicht mehr ungeschehen machen kann? Sein eigenes Gewissen sagt ihm, daß er sich verantworten muß, und Gott wird ihn mit allwissender Gerechtigkeit richten und keinen Fehltritt übergehen! Was könnte uns, lieber Leser, alle Aufklärung über die Größe und Erhabenheit Gottes und alle Ueberzeugung von unserer Unsterblichkeit helfen, wenn wir über die Vergebung unserer Sünden keine Gewißheit hätten! Nur nach dem vernommenen trostvollen Worte: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben“, hat alle weitere Offenbarung Gottes für uns ihren Wert. Der menschgewordene Sohn Gottes ist es, lieber Leser, der uns armen Menschen diesen tröstenden Ausspruch gebracht hat.

„Und siehe! — heißt es im Evangelium — sie brachten zu Ihm einen Gichtbrüchigen, der auf seinem Bette lag.“ Die Evangelisten Markus und Lukas berichten über den Vorgang noch ausführlicher, als Matthäus. Jesus war in

Napharnaum nicht sobald in ein Haus eingetreten, als der Zudrang derer, die bei Ihm Hilfe suchten, sehr groß wurde. Unter ihnen waren auch vier Männer, die einen Kranken auf einem Tragbette zu Jesus bringen wollten, aber auf dem gewöhnlichen Wege durch die Menge hindurch in den inneren Hofraum, wo der Herr sich befand, nicht gelangen konnten. Deshalb hoben sie den Kranken in seinem Bette auf das glatte Dach des Hauses und ließen durch eine Oeffnung desselben das Tragbett hinunter. So mühsam die Träger diesen Zugang sich öffneten, so glaubensvoll unterwarf der arme Kranke sich dieser beschwerlichen Zurüstung. Eine solche Probe frommen, gläubigen Vertrauens konnte nicht unbelohnt bleiben: „Da Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!“ Daß der Kranke ein Sünder war, und daß sein leibliches Elend eine Folge früherer Ausschweifungen war, geht aus diesen Worten des Herrn deutlich hervor. Auch scheint der Kranke den versammelten Schriftgelehrten und Pharisäern als solcher bekannt gewesen zu sein; denn sie ärgern sich über den Ausspruch Jesu: hier (meinen sie etwa) wäre eine Bußpredigt besser am Platze, als eine Zusage, die Gott nur geben kann, und die sie im Munde Jesu nicht nur für eine Annahmung, sondern für einen Frevel hielten. „Dieser lästert Gott“, sagen sie, wenn auch nicht eben laut, so doch unter sich. Aber zur Bestätigung des göttlichen Ausspruches: „Deine Sünden sind dir vergeben“, heilt der Herr — nachdem er die Seele geheilt — nun auch den zerrütteten Körper des Unglücklichen: „Auf daß ihr sehet, daß der Menschensohn die Macht hat, die Sünden zu vergeben: stehe auf, nimm dein Bett und wandle!“

Ist also unser felsenfestes Vertrauen auf dieses machtvolle Wort der Sündenvergebung nicht durchaus berechtigt, lieber Leser, wenn es im Auftrage Jesu durch alle Zeiten und an allen Orten in seiner Kirche wiederholt wird? Wer dieses Vertrauen uns nehmen wollte, der müßte vorher die Macht seines Wortes beweisen, wie Jesus es getan, als er jenen Gichtbrüchigen von seiner schweren leiblichen Krankheit durch ein bloßes Wort heilte. Nun aber glauben und vertrauen wir Ihm. „der gekommen war, zu retten und selig zu machen, was verloren war“ (Luk. 19), und der seiner Kirche diese wahrhaft göttliche Macht der Sündenvergebung anvertraut hat mit den Worten: „denen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und denen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten“ (Joh. 20.).

Wir bemerkten bereits, daß jener Gichtbrüchige nicht ohne schwere Verschuldung war, — aber auch nicht ohne bußfertigen Sinn. Jahrelang hat er gelitten, und diese Leiden haben seinen Blick in sein Inneres gewendet und ihn sein wahres Verhältnis zu Gott

erkennen lassen. Sicherlich hatte er schon allenthalben Hilfe gesucht, war dann aber zu der Ueberzeugung gekommen: „In keinem Andern ist Heil und in keinem Andern ist Rettung, als in Christo Jesu.“ Und wie seine Ueberzeugung fest, so war sein Wille stark geworden, alle Hindernisse zu überwinden, um zu seinem Heiland zu gelangen und durch Ihn in Ihm Erlösung zu finden. Hier ist also Erkenntnis, hier ist Reue, hier ist Sehnsucht nach dem Heiland, und Glaube an seine Macht und Barmherzigkeit, und Wille, ernster, fester Wille, sie zu gewinnen. Hier ist also der Anfang der Rechtfertigung, und da der Herr „diesen Glauben sieht, spricht er das Wort: Sei getrost, mein Sohn, Deine Sünden sind Dir ergeben!“ — Der dieses Wort spricht, ist das „Gotteslamme, das die Sünden der Welt hinwegnimmt“ (Joh. 1.). Und dieses Wort der erbarmenden Liebe eröffnet und einen überaus trostvollen Ausblick: „Kein Sünder der Buße tut, ist verloren, — und hätte der Abgrund sich bereits vor ihm aufgetan, um ihn zu verschlingen, — bei Christus ist Gnade und Rettung!“

Was empfinden wir, lieber Leser, wenn wir das wunderbare Walten und Wirken Jesu, wie es uns im heutigen Evangelium geschildert wird, aufmerksam verfolgen? drängt sich uns nicht mit Macht die trostvolle Wahrheit auf: „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe!“ Darum hat er seinen Sohn in diese Welt gesandt, uns zum Heil und zur Erlösung! Und wie der Retter einst vom Himmel gekommen ist, so kommt er noch täglich in Seine Kirche und ruft durch sie uns zu: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erwidern!“ Und im hl. Sakramente der Buße hört der reuige Sünder immer noch das gnadenvolle Wort: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben!“

* Im Monat des heiligen Rosenkranzes.

Ueber das Rosenkranzbeten wird sowohl von irrgläubiger, wie auch besonders von ungläubiger Seite sehr viel gespottet und gelacht. Bei den Einen liegt das wohl meist an der großen Unwissenheit, die in ihren Kreisen über katholische Dinge herrscht, — gibt es doch selbst solche unter ihnen, die die lächerliche Behauptung aufstellen, daß wir unseren Rosenkranz anbeteten — und wird uns deshalb der Gedanke: „Sie schmähen, was sie nicht kennen!“ vornehm darüber hinweggehen lassen. Bei den andern aber handelt es sich um den Glauben, den eben der Unglaube gegen jedes positive Christentum und natürlich am meisten gegen dessen ersten und unüberwindlichen Vertreter, die katholische Kirche, hat, deren Einrückungen und Gebräuche darum die vornehmlichsten Zielscheiben ihres Spottes abgeben müssen. Ihnen gegenüber nützt auch jeder Aufklärungsversuch nicht das Mindeste, weshalb wir nichts Besseres tun können, als ihr Schmähen durch um so größere Verehrung und durch um so eifrigere Pflege dieses herrlichen Gebetes wirkungslos zu machen.

Traurig aber ist es, wenn es selbst in katholischen, oder sagen wir lieber, in katholisch sein wollenden Kreisen, noch immer Leute gibt, die von Vorurteilen gegen das heilige Rosenkranzgebet befangen sind und meinen, das selbe sei nur für die „Dummen“ da und passe nicht für gebildete Leute. Die Beweise, die man dafür vorbringt, können nur bei einem gedankenlosen Menschen ihre Wirkung haben, denn wer einigermaßen nachdenkt, der wird bald finden, wie haltlos sie sind. Da sagt man, um ein Beispiel anzuführen, wozu denn das endlose Wiederholen des „Gegrüßet seist du, Maria!“ eigentlich dienen sollte. Es sei das doch so geisttötend, daß man wohl schwerlich andächtig dabei bleiben könne, und vor allem sei es lächerlich, jemanden mehr als fünfzigmal immer mit ein und denselben Worten hintereinander zu begrüßen. Es müsse der Lieben Gottesmutter Maria doch geradezu lästig sein, wenn ihr jemand immer wieder denselben Gruß vorjage. Oder würden wir nicht einen Menschen für nicht recht geachtet halten, wenn er uns auf der Straße oder bei irgend einer Begegnung etwa ebenso oft, wie wir beim Rosenkranz das „Ave Maria“ beten, einen „Guten Tag“ oder „Guten Abend“ hintereinander zurufen würde.

Das Letztere müssen wir wohl zugestehen, daß es uns nämlich unerträglich sein würde, wenn uns einer so und so oft mit denselben Worten begrüßen wollte. Aber wenn das für die irdischen Verhältnisse paßt, wenn einem Erdenkönig das endlose Hoch- und Hurraufen der Ihn zujuchenden Menge auf die Dauer wohl lästig und er dessen recht überdrüssig werden kann, so ist das für den Himmel darum doch recht lange nicht der Fall. Wir müssen da einen ganz anderen Maßstab anlegen, als hienieden. Das lehrt uns schon das Beispiel unseres göttlichen Heilandes, der nie ermüdete, die zahllosen Bitten des ihm folgenden Volkes anzuhören. Ja, aus der hl. Schrift geht unzweifelhaft hervor, daß er dann am liebsten — nicht etwa aus Ungeduld — die Bitten der Armen und Kranken erfüllte, wenn er sie am hartnäckigsten und ausdauerndsten bitten sah. Geradezu aber steht in der geheimen Offenbarung des hl. Johannes zu lesen, daß die himmlischen Heerschaaren Gottes Lob ohne Unterlaß mit denselben Worten singen: Heilig, heilig, heilig. . . . Es ist wohl ganz selbstverständlich, daß, wenn dem lieben Gott dieser durch alle Ewigkeit fortgesetzte Lobgesang angenehm ist, der hohen Himmelkönigin das öftere Wiederholen des schönen Grußes, mit dem nur je ein Menschenkind begrüßt wurde, nicht lästig und unangenehm sein kann.

Etwas anderes liegt die Sache leider mit der Andacht bei dem Rosenkranzgebete. Es mag da sehr viele geben, die ihre Ave Marias nur so mit den Lippen herunterjagen, die mit dem Herzen gar nicht beim Gebete sind und deren Gedanken sich vielleicht mit ganz anderen Dingen beschäftigen. Auch muß wohl eingestanden werden, daß wenigstens für den Anfang das andächtige Verrichten der Gebete recht schwer ist und daß einige Energie dazu gehört, aber daß Andachtssein beim Rosenkranzgebete unmöglich sei, daß muß doch entschieden bestritten werden. Wer immer sich Mühe gibt in der rechten Art und Weise zu beten, wer sich vorstellt, mit welchem erhabenem Wesen er zu sprechen im Begriffe steht, und der sich dabei die Allgegenwart Gottes einmal recht ins Gedächtnis ruft, der wird bei einiger Beharrlichkeit wohl bald die Zerstretheit schwinden sehen. Freilich, so ganz vollkommen zu beten, das ist eine ganz besondere Gnade, die der liebe Gott nur wenigen Menschen zu teil werden läßt. So werden wir immer mit fremden Gedanken beim Beten zu kämpfen haben, weil wir eben schwache und armeneliche Geschöpfe sind; doch der liebe Gott sieht ja mehr auf den guten Willen, wenn es an der Tat mangelt. Wie man speziell die hl. Geheimnisse des hl. Rosenkranzes nutzbringend erwägt, soll an den nächsten Sonntagen an dieser Stelle besprochen werden.

Wenn nun aber des Weiteren manche Katholiken behaupten wollen, daß das Rosenkranzgebet nur für ungebildete Leute passend sei, so zählen wir sie nur gleich zu recht schlechten Katholiken, denn sie wollen damit nur ihr schwaches Glaubensleben mit einem Mäntelchen bedecken. Gewiß taugt der Rosenkranz auch für Gebildete, ja ich behaupte, daß ein wahrhaft gebildeter Katholik ebenso gern seinen Rosenkranz betet, wie ein armer Arbeitsmann. In der Tat haben auch sowohl in der weiteren wie näheren Vergangenheit bis auf die Gegenwart viele berühmte Männer sich dieses Gebetes nicht geschämt. Dabei brauchen wir nicht an Kurfürsten zu denken, sondern auch unter den großen Katholiken, die mitten in der Welt standen und stehen, gibt es solche. Man denke nur an Prinz Eugen, den großen Feldherrn, oder an unsere großen Windthorst, Mallinrodt usw., die uns mit so gutem Beispiel vorangegangen.

Wie auch könnte eine Gebetsform nur für Ungebildete sein, die sich zusammensetzt einerseits aus den hauptsächlichsten Glaubenswahrheiten und andererseits aus den erhabensten Gebeten, die wir besitzen: aus dem Vaterunser, das uns doch Christus selbst beten gelehrt, und dann aus dem himmlischen Gruße, den Gott durch seinen Erzengel der allerheiligsten Jungfrau in dem Augenblick sandte, als sie seinen eingeborenen Sohn vom hl. Geiste empfing! Wenn die für Gebildete nicht passen, dann weiß ich nicht, ob überhaupt unsere ganze heilige göttliche Religion noch für solche paßt. Nein! Für einen guten Katholiken, weß Standes auch immer er sei, muß der hl. Rosenkranz nicht nur ein gutes, liebwertes, sondern selbst ein bevorzugtes Gebet sein. Mag die Welt darüber spotten, uns soll das nicht wandern machen. Es gibt nichts Gutes, dessen sich nicht die Bosheit bemächtigt, um es herabzusehen; eben deshalb müssen wir es dann um so eifriger pflegen, denn was der Teufel am meisten haßt und verfolgt, das ist stets das, was dem lieben Gott am wohlgefälligsten ist. Wer auf den Titel eines guten Katholiken Anspruch erhebt, der betet darum auch seinen Rosenkranz.

△ Mutter!

Novellistische Skizze von E. Dietrich.

Tiefe, feierliche Nachmittagsstille wehte im Walde. Durch die Wipfel der Tannen fielen schräge die Sonnenstrahlen und warfen schwanke, goldene Flecken auf den hoch mit braunen Nadeln bedeckten Boden. Die Wildtauben gurrten und leise tönte das Klappen des Spechts, sonst Stille, tiefe Stille!

Die alte Dame warf einen vorsichtigen Blick auf den neben ihr unter einer breitlästigen Tanne stehenden Rollstuhl, die Kranke darin schien zu schlummern, so lehnte sie sich behaglich auf ihrer Bank zurück und versank in tiefe Träumerei.

Die leidvolle Gegenwart verschwand und alle vergangene Tage standen auf. Der Waldeszauber umspann sie, wie er sie umspannen hatte in seinen schönen, seligen Tagen. Und sie war wieder jung, und jenes ferne Kinderjauchzen, das zuweilen leise herübertönte, war das Jauchzen ihrer eigenen Kleinen, frohen Schar, die mit der Mutter sich hier im Waldesfrieden der lang ersehnten Ferien freuten. Ach, welche Sonne war es damals gewesen, nach den langen Jahren, in der großen lärmvollen Stadt verbracht, einmal hinaus zu kommen in die freie Natur, dahinzuwandeln unter grünenden Bäumen, über schwelendes Moos, durch blumiges Gras, frei zu sein, frei von allem lästigen Zwange, tage-, ja wochenlang! — Jenen kurzen, sonnigen Zeiten waren trübe, ernste gefolgt. Damals hatte noch keine Sorge ihren Sinn geküßt, aber dann bald war ihr Mann erkrankt, lange, lange war er hingestreckt und endlich gestorben, da war sie eine Wittve und ihre Kinder väterlose Waisen und so goldene Tage wie damals hier im Walde hatten sie dann niemals wieder erlebt. Darum war auch die Erinnerung in ihrem Herzen ewig frisch geblieben und immer wieder durchlebte sie jene selige Zeit.

„Mutter,“ leise wie ein Hauch schlug es an das Ohr der Träumerin. Die schöne Vergangenheit versank und die leidvolle Gegenwart stand wieder vor ihr. „Mein Kind,“ mit einem gezwungen sorglosen Lächeln wandte sie sich der Kranken zu. „Ach, ich dachte, Du schläfst! Was möchtest Du? einen Schluck Wein, Deine Tropfen?“ Die Kranke schüttelte den Kopf. Aus dem blassen, spitzen Gesicht blickten die tief liegenden Augen, groß und fieberheiß, „Mutter,“ sie sagte mit der kraftlosen Rechten nach der Hand der alten Frau, „nicht wahr, Du bleibst bei meinen Kindern?“

Die alte Frau erschrak, sie verstand wohl, was die Tochter meinte, doch sie verbar es. „Aber Kind, selbstverständlich, das weißt Du ja, daß ich für's erste bei euch bleiben will.“ „Nein, ich meine, Du bleibst doch bei meinen Kindern, wenn“; ihre Stimme bebte nun doch, „wenn ich tot bin.“

„Tot! Aber Kind, wie unrecht, solchen Gedanken nachzuhängen! Du mußt doch wieder gesund werden, und es geht Dir doch auch besser.“

„Besser? wo ich alle Tage schwächer werde! Nein, Mutter, nein, sei still, sage nichts mehr darüber. Wenn ich wieder gesund werde, dann ist es ja gut. Aber sonst, nicht wahr, Du bleibst bei meinen Kindern. Du verläßt sie nicht? Arme Kinder, daß sie nicht ganz ohne liebevolle Obhut aufwachsen und ohne zu wissen, wie Mutterhände tun.“

Die alte Frau wand sich angstvoll hin und her. Dieses Bersprechen, wie konnte sie es geben! Welche Last, welche Verantwortung dann später, es zu halten! Sie war fast sechzig Jahre alt und ein schweres, sorgenvolles Leben lag hinter ihr. Wie hatte sie sich darauf gefreut, ihre letzten Jahre in Frieden verbringen zu können und nun? Immer hatte sie sich gedulden müssen, immer Opfer bringen, immer verzichten, erst im Elternhause, dann in der Sorge für den kranken Mann und später für die Kinder und nun, wo alles geordnet und gut schien, sollte sie von vorn wieder anfangen! Unruhig hob sie den Kopf und sah dabei gerade in das Gesicht der Kranken. Welche Angst lag darin, welches Flehen und wieviel Kummer. Der Kummer einer Mutter, die für ihre Kinder die letzten Anstrengungen macht! Nein, sie konnte nicht widerstehen! Ihre andern Kinder waren wohl versorgt, die brauchten sie nicht, aber dieses Kind brauchte sie, im Leben und im Tode, sollte sie sich nicht finden lassen? Ihr Widerstand war dahin. Sanft streichelte sie die abgekehrten Hände. „Ja, ja, mein Kind, hier verspreche ich es Dir, feierlich verspreche ich es Dir, ich bleibe bei Deinen Kindern, ich will sie nicht verlassen, so lange ich lebe!“

Die Kranke atmete auf, wie von schwerer Last befreit. „Oh, das ist gut, das ist gut.“ Sie sah zärtlich auf die Mutter, „Du warst immer eine so gute Mutter, so froh, so ruhig! Du liebst uns den Vater nicht entbehren, wir merken nichts von Not und Sorge, unsere Kindheit war hell! Ach, und das tut so viel, frohe Kinder werden gute Menschen. Gut und stark!“ — Sie seufzte. — „Ich bin es nicht geworden. Ich wollte

immer zu viel, ich wollte! Nie mochte ich meinen Willen beugen, dem Willen anderer nicht, der Vernunft nicht und nicht einmal dem Geschick! Du wolltest nicht, daß ich Ernst heiratete. Er sei zu alt für mich, zu ernst und nicht kraftvoll genug sagtest Du. Ich glaubte Dir nicht, aber ich habe die Wahrheit erfahren! — Franz, mein ältester, war ein schwaches Kind, er schien nicht für's Leben bestimmt. Ich habe ihn dem Tode abgetrotzt, doch seine Lebensflamme hat meine verzehrt. Dann kam diese Krankheit, ich wollte nicht, ich wollte nicht! — Ich spottete ihrer, ich wollte sie verachten und dann schlich sie doch heran und nun liege ich dahin gestreckt und sie triumphiert!“

Die Mutter nahm ängstlich ihr Taschentuch und fuhr damit über das erschützte Gesicht der Tochter. „Aber Kind, wie Du Dich aufregst und wieviel Du sprichst! Sich geben, mein Herz, sich geben, das ist auch eine Kunst und eine schwere. Nicht immer wollen, nicht immer in Wasser gehen, nicht immer gegen den Strom schwimmen, sich auch einmal geben, sich einmal dahintragen lassen. Was sind wir denn, wir armen, kleinen Menschen! Ein einzig schwaches Wellchen im großen Strom, ein Tropfen im Meer, ein Körnchen auf dem weiten Ackerfeld des Lebens. Wir wollen, wir wollen. Und der Strom fließt dahin und trägt uns fort, ob das Wellchen nun hinauf- oder hinunterfließen möchte, die Sonne steht über dem Meer, saugt das Tröpfchen auf, der Wind verweht das Samenkörnchen, ob sie wollen oder nicht, sie müssen, sie müssen!“

Die Kranke hatte mit brennender Aufmerksamkeit an den Lippen der Sprecherin gehangen, über ihr abgekehrtes, unruhig volles Gesicht hatte sich dabei langsam ein Ausdruck von Frieden gebreitet. „Ja, ja,“ flüsterte sie nun. „Sich geben, sich geben. Nicht immer wollen, nicht immer gegen den Strom schwimmen. Er ist doch stärker als wir, er trägt uns ja doch mit fort, wohin er will, nicht wohin wir wollen.“

Sie faltete die schmalen Hände und horchte auf das leise Rauschen in den Bäumen, das Surren der Tauben, das Summen der Käfer und Wüden und ihre müden Augen folgten dem Spiel der Sonnenflecken auf dem Boden. Eine übermächtige Müdigkeit überfiel sie. Ach schlafen, schlafen, nichts mehr sehen und hören!

Sie sahte nach der Hand der Mutter.

„Ich möchte nach Hause“, sagte sie.

Bald lag sie in ihrem hübschen, kühlen Zimmer, wohl gebettet auf dem weichen Ruhebett. Die Mutter schob ihre sorgsam die Kissen zurecht. „Möchtest Du die Kinder erst noch sehen?“ fragte sie.

Doch die Kranke schüttelte den Kopf. Sonst hatte sie immer das Verlangen, die Kinder zu sehen, sie um sich zu haben und mit ihnen zu sprechen, nun war es ihr plötzlich, als gehörten sie ihr nicht länger an. „Nein, nein, nur schlafen,“ murmelte sie müde.

Die alte Frau saß dann im Nebenzimmer, die Hände lässig im Schoß. Das Fenster ging nach dem Walde hinaus, sie sah in das schimmernde Grün und wieder stiegen die alten Zeiten vor ihr empor. Rasche Schritte störten sie endlich auf. Es war der Doktor, der kam, um nach der Kranken zu sehen. „Nun?“ fragte er freundlich, „wie geht es unserer Kranken heute?“

Die alte Frau hatte sich erhoben. „Oh, ganz wohl,“ meinte sie. Der Arzt nickte teilnehmend. „Ganz wohl,“ dachte er dabei, „arme Frau, Dir kann es ja nie mehr wohl gehen.“

Sie traten zusammen ins Nebenzimmer. Ruhig lag die Kranke da und ein freundliches Lächeln spielte um ihren blassen Mund, die Hände lagen gefaltete auf der Decke, so still war alles, so friedlich!

„Wie sanft sie schläft,“ sagte die Mutter und blieb am Fußende des Bettes stehen, der Arzt aber näherte sich hastig der stillen Gestalt. Prüfend neigte er sich über sie, horchte mit Herz und Mund und hielt eine der blassen Hände in den seinen, dann trat er zurück, sagte sorgsam den Arm der alten Dame und führte sie ins Nebenzimmer nach einem Sessel. „Ja, Sie haben recht,“ sagte er dabei, „Ihrer armen Tochter ist wohl, so wohl, wie Menschenkunst es ihr nicht mehr machen konnte.“

Und als die Frau, ihn nur zu gut verstehend, Schmerzbewegungen zusammenjank, fügte er sanft hinzu: „Sie ist hinüber gegangen in jenes Land, wo es keine Schmerzen und Sorgen, keinen Kummer und keine Krankheit mehr gibt.“

Allerlei.

ca. Zur Kirchennot in Berlin schreibt die „Wartburg“, das bekannte Heforgan: Die größte katholische Gemeinde Berlins, die von St. Pius, zählt 34 000 Seelen bei 4 Geistlichen; die evangelischen Gemeinden Heiligengeist und Gellertsemane hatten im Jahre 1904 dagegen 120 000 bzw. 115 000

Seelen bei nur 6 bzw. 5 Geistlichen." Dann heißt es weiter, es seien 451 Ordensschwestern und 34 Ordensbrüder in Berlin. Dazu lesen wir in der „Apologetischen Rundschau“: Ohne die Zahlenangabe der „Wartburg“ über die Ordensschwestern nachzuprüfen, ist zu bemerken, daß die Seelsorge durch Geistliche, nicht aber durch Schwestern, die beiläufig gesagt, für die großen Anforderungen der Großstadt auf charitativem Gebiete nicht ausreichen, ausgeübt wird. 4 Geistliche für 31 000 Seelen wird kein unbefangener Urteilender für ausreichend halten. Wenn evangelische Gemeinden von 120 000 bzw. 115 000 Seelen von 6 bzw. 5 Geistlichen pastoriert werden, so muß in 2500 Gemeinden entweder die schreiendste Seelsorgelücke herrschen, oder aber 120 000 bzw. 115 000 Protestanten müssen zum größten Teil keine oder nur ganz geringe Anforderungen an ihre Seelsorger stellen. Um die Katholiken von Groß-Berlin kirchlich zu versorgen wird mit der Gründung von Kirchen und neuen Gemeinden fortgefahren werden, unbekümmert darum, daß die „Wartburg“ die Bedürfnisfrage verneint. Der „Wartburg“ aber möchten wir einmal die Kompetenz, dann aber auch, nach ihren Auslassungen, die Befähigung zu einem unbefangenen Urteile in dieser Sache absprechen.

* Die katholische Kirche in Deutschland.

Die Zahl der Katholiken des deutschen Reiches ist auf 20 Millionen angewachsen. Die Gesamtbevölkerung des Reiches beträgt an 60 Millionen. Das katholische Volk bildet also in Deutschland einen Volksteil, der nicht zu unterschätzen ist. Deutschland zählt 25 Bistümer, 2 apostolische Vikariate und 2 apostolische Präfekturen. In Preußen gibt es 12 Diözesen, in Bayern 8. Folgen die Diözesen Freiburg (Baden), Rottenburg (Württemberg), Mainz (Sachsen), Straßburg und Metz (Elsass-Lothringen).

Wir geben hier nach einer Statistik des „Eiffener“ eine Tabelle der Diözesen mit Angabe der katholischen Bevölkerung, der Zahl der Pfarreien und Priester von jeder Diözese.

Diözese	Katholiken	Pfarreien	Welt-Priester	Ordens-Priester	
Preußen.					
Köln (Erzbistum)	2 692 000	917	1875	175	
Trier	1 216 000	749	1028	99	
Münster	1 154 000	390	1366	81	
Paderborn	1 397 000	519	1274	67	
Osnabrück-Bielefeld	(Bielefeld)	929 000	346	530	—
	(Osnabrück)	433 000	206	263	—
Culm	774 000	274	478	—	
Dreslau (Fürstbistum)	2 658 000	860	1395	80	
Ermland	321 000	165	305	—	
Hildesheim	1 500 000	121	225	12	
Osnabrück	188 000	101	269	14	
Fulda	186 000	143	228	45	
Hildesheim	890 000	170	346	47	
Schleswig-Holstein (apost. Präfektur)	30 000	10	33	—	
Bayern.					
München-Freising (Erzbistum)	1 000 000	411	1100	190	
Augsburg	797 000	908	1253	91	
Passau	343 000	216	518	57	
Regensburg	833 000	471	1080	150	
Bamberg (Erzbistum)	408 000	193	413	27	
Würzburg	556 000	443	768	111	
Eichstätt	179 000	206	361	34	
Speyer	396 000	231	328	6	
Oberrheinische Kirchenprovinz.					
Freiburg (Erzbistum) (Baden)	1 123 000	869	1373	61	
Rottenburg (i. Wittbg.)	650 000	708	1146	—	
Mainz (Sachsen)	341 000	168	318	13	
Elsass-Lothringen.					
Straßburg	821 000	701	1253	—	
Metz	488 000	637	800	18	
Sachsen.					
Apostolisches Vikariat Sachsen	155 000	—	63	—	
Apostolische Präfektur Meissen-Lausitz	41 000	—	39	8	
Nordische Missionen					
Apostolisches Vikariat	52 000	17	und 16 Missionsstellen.		

* Ein Haushalt im Innern Chinas.

In der „Deutschen Kolonialzeitung“ finden wir interessante Aufzeichnungen einer Frau Eugenie Bach über das Leben im Innern Schantungs. Wir entnehmen ihnen die folgenden Abschnitte:

„Die Verbeisung der Nahrungsmittel war nicht so schwierig, sofern man sich, wie wir es mit Vorliebe taten, der chinesischen Erzeugnisse bedient. Alle fünf Tage war in unserem Dorfe Markt, der mit noch vier im Umkreise liegenden Ortschaften abwechselte. Da gab es Hühner — äußerst wohlschmeckend — und Schweinefleisch, unsere Hauptnahrung. Der Chinese darf, wenn er sich zum Buddhismus bekennt, kein Rindfleisch essen; ist er Mohamedaner, so darf er dieses und kein Schweinefleisch genießen. Waren nun an einem Orte mehrere Mohamedaner, so wurde öfter ein Ochse geschlachtet und man ließ Fleisch holen, gleichviel, ob der Kauf 4 bis 5 Stunden dahin reiten mußte. Auch in Gegenden, wo diese selbst nicht lebten, aber mehrere deutsche Bahnbeamte wohnten, konnte sich ein buddhistischer Schlachter beim nächsten Namen die Erlaubnis erlangen, für die Fremden einen Ochsen zu schlachten. Oder einer der Herren zog sich ein Kalb und schlachtete es, worin sich die näherwohnenden Deutschen teilten. Ein Kalb kostete fünf tian = 6,30 M.; zwei lebende Schafe 4 tian = 5 M. Dies gab dann schöne Abwechslung für den Tisch. Im Verkauf kostete 1 gin = 1/2 Pfund Fleisch 20 Pfennig, ein Huhn 20 bis 30 Pfennig, eine Ochsenzunge 50 Pfennig, Hasen, die zwar klein, aber ebenso wohlschmeckend wie die unfrigen, 20 Pfennig pro Stück, Gänse 60 bis 80 Pfg., Enten 50 Pfennig. Von Gemüse gab es gute Kohlrabi, so groß, daß ein Kopf zu einer Mahlzeit für zwei Personen reicht und nur einen Pfennig kostet. Ferner Mohrrüben, Spinat, Bohnen, Kohl, sehr gute Gurken. Dagegen waren die chinesischen süßen Kartoffeln nicht für unsern Geschmack genießbar; Schoten, Blumenkohl, überhaupt die ganz feinen Gemüse, gab es nicht. Im Obst ist die Auswahl auch beschränkt. Die Kirschchen sind ganz klein und daher unbrauchbar, Birnen nur zum Kochen, Äpfel auch minderwertig; hingegen waren Pfirsiche, Aprikosen, Weintrauben und Kisse herrlich und reichlich vorhanden. In diesen Genüssen konnte man dann aber, bei den niedrigsten Preisen schwelgen. Große Pfirsiche kosteten das Stück einen Pfennig, Aprikosen einen viertel Pfennig, für 25 Pfennig erhielt man also 100 Stück. Diese bildeten auch in der heißen Jahreszeit eine Hauptnahrung. Im Sommer kosteten 10 Eier 7 Pfennig, im Winter stiegen sie aber bis auf 15 Pfennig. Wenn ich nun meinem Koch 2 tian = 2,50 M. gab zum Einkauf für einige Tage, brachte er mir immer noch ein ganzes Teil zurück. Zucker, Mehl, Hirse, Reis war täglich zu haben, letzterer verhältnismäßig billig, da in unserer Gegend ganz ausserlesen guter Reis wuchs und an den kaiserlichen Hof geliefert wurde; 1 gin = 1/2 Pfund kostete 10 bis 12 Pfennig. Für eine Hausfrau ist demnach wohl China das Dorado des Wirtschaftens.

Freilich muß man sich auch manche Entbehrung auferlegen; so gewöhnten wir uns Milch und Butter ganz ab und ersetzten letztere durch sehr gutes Schweineeschmalz. Der Chinese kennt nicht das Melken der Kühe, hat also keine Milch und daher auch keine Butter. Man konnte diese jedoch in Büchsen aus dem nächsten Hasenort beziehen; mir schien es aber, als hätten die Sachen den Wohlgeschmack in den Zinnbüchsen verloren. Verschiedene Missionen haben auch Kühe zum Melken, wir konnten sie aber nicht erreichen.

Ebenso wenig ist das chinesische Brot für europäischen Geschmack genießbar; meine Kenntnis im Brotbacken war aber leider sehr mangelhaft; mit Hilfe meines geschickten Kochs kam aber dann mit der Zeit genießbares Brot zustande, hingegen versäumte er nie, einen guten Kuchen zum Kaffeegastischen. Und bei der Opulenz stellten sich die Ausgaben für alles das, was wir an chinesischen Erzeugnissen kauften, täglich für zwei Personen, wobei ich durchschnittlich eine Mandel Eier verbrauchte — auf eine Mark. — Kein Wunder, daß der vorerwähnte verwöhnte Koch bei meiner Ankunft Reis haushalt nahm.

Die Dienerschaft beschäftigt sich im Innern, wie auch in Tsingtau und im ganzen Osten, selbst; der Mann braucht bei gutem Leben und inklusive Friseur, der seinen Kopf und Zopf wöchentlich zweimal bearbeitet — 20 bis 30 Pfennig! — Das Essen lassen sich die Leute aus einem chinesischen Gasthause kommen; ich sah oft die Schüsseln, die so leger ausstehen, daß ich gern mitgegessen hätte.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 41.

Düsseldorf, den 14. Oktober.

1906.

Inhalt: Evangelium zum neunzehnten Sonntag nach Pfingsten. — Die Wundertaten Jesu. V. — Das Christentum, eine „Duchreitigung?“ — Sei treu deinen Schwüren, so lang es dir paßt. — Etwas über den Wohnungswechsel. — (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum neunzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 1—14.
In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnißrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit, kommet zur Hochzeit! Sie aber achteten es nicht, und gingen ihre Wege; Einer auf seinen Weierhof, der Andere zu seinem Gewerbe. Die Uebrigen aber ergriffen seine Knechte, taten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus, und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Geht also auf die offenen Straßen, und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen, und brachten Alle zusammen, Gut- und Böse: und die Hochzeit ward mit Gästen besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen, und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Und er sprach zu ihm: Freund! wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid an hast? Er aber verstimmt. Da sprach der König zu seinen Dienern: Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis: da wird heulen und Zähnelnirschen sein. Denn Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt.

Die Wundertaten Jesu.

V.

Das Gleichniß des heutigen Evangeliums haben wir im vorigen Jahrgange ausführlicher erläutert; darum für heute nur einige kurze Bemerkungen. Nach der Auslegung der hl. Väter der Kirche ist unter dem Königssohne der menschgewordene Sohn Gottes zu verstehen; die Braut ist die Kirche, die Gott aus Juden und Heiden sammelt und Jesu zuführt. Die Zeit der Hochzeit ist gekommen, aber noch nicht abgeschlossen: die Braut wird Gemahlin am Ende der Zeiten. Der König kommt, „um die Gäste zu beschauen“, beim letzten Gerichte; das hochzeitliche Kleid bedeutet die Gnadenausstattung, die wir in der hl. Taufe erhalten. Das Hochzeitsmahl endlich, mit dem die Feier der Vermählung ihren Abschluß findet, ist die ewige Seligkeit im Himmel.

Aber auch schon hier auf Erden ist uns Kindern der Kirche ein wunderbares Hochzeitsmahl vom himmlischen Könige bereitet: in der hl. Kommunion nämlich, diesem Wunder göttlicher Allmacht, Weisheit und Liebe. Und wir wissen es ja, daß die öftere würdige Teilnahme an diesem Mahle der Liebe auf Erden

unsichert die einstige Teilnahme an dem ewigen Hochzeitsmahle im Himmel: „Wer von diesem Brote isst, wird leben in Ewigkeit“ (Joh. 6.).

Mit welcher Weisheit aber hat der Herr Seine Wundermacht wiederum in Anwendung gebracht, um Seine göttliche Lehre über dieses verheißene Himmelsbrot gewissermaßen zu bestätigen und zu begründen! Er, der nichts ohne weise Absicht tat, führte zunächst das Volk in die Wüste, wie Moses es einst getan hatte, und gab ihm dort auf wunderbare Weise zu essen: fünftausend Menschen — Weiber und Kinder nicht gerechnet — wurden mit fünf Broten und zwei Fischen vollständig gesättigt, und noch war der Vorrat nicht erschöpft; zwölf Körbe voll Brot blieben übrig, und diese würden ohne Zweifel ebenso, wie die ursprünglichen fünf Brote genügt haben, um noch einmal eine solche Menschenmenge zu sättigen. Das Volk erkannte sehr wohl die Ähnlichkeit zwischen dieser Speisung und jener Speisung mit Manna in der Wüste, und dadurch wurde es vom Herrn empfänglich gemacht für Seine nun folgenden himmlischen Reden über das hl. Abendmahl, das uns in der Wüste dieses irdischen Lebens nähren und erquickend soll.

Beachten wir wohl, daß der Heiland dort in der Wüste nichts weiter tat, als daß Er durch Seinen göttlichen Segen die wunderbare Vermehrung der vorhandenen Brote bewirkte: die Verteilung des Wunderbrotes aber überließ Er Seinen Aposteln. Diese ordneten die große Volksmenge in Reihen, trugen die Speisen herum, gaben Jedem seinen Teil, sättigten Alle und lasen schließlich die Ueberreste auf. Und siehe! Wunder über Wunder! Es bleibt ihnen soviel übrig, als sie anfangs hatten, — die auf göttlichen Befehl sich selbst ergänzende Speise ist für die gelagerten Reihen der vieltausendköpfigen Volksmenge bereit: kämen aber noch Tausende hinzu, so würde die Speise auch genügen!

Dieses Wunder der Brotvermehrung begegnet somit einem der gewöhnlichsten Einwärfe gegen unsere katholische Lehre: daß nämlich in dem hl. Altarssakramente Viele zu gleicher Zeit an der gleichen Speise teilnehmen — während diese Himmelspeise unverzehrt bleibt („nec sumptus consumitur“). Denn der hl. Evangelist Johannes sagt in seinem Berichte nicht, daß unser Herr zu den vorhandenen fünf Broten eine für die versammelten Volkesscharen genügende Menge neuen Brotes geschaffen habe, oder das Vorhandene, so zuzagen, ausgedehnt habe. Nein, vom Anfange an bis zum Ende der Speisung waren es die nämlichen fünf Brote und zwei Fische, die von dem hungrigen Volke gegessen wurden, und das, was übrig blieb, bestand aus den nämlichen Broten und Fischen. Jede andere Auslegung ändert den Charakter des Wunders: es würde nicht mehr das Wunder sein, daß unser Herr fünftausend Personen mit fünf Broten speiste, sondern vielmehr, daß Er — während bloß fünf Brote vorhanden waren — noch weitere (etwa) 4995 Brote schuf, um Jedem

eines zu geben. In diesem Falle hätten aber offenbar jene fünf Brote, die anfänglich da waren, nichts mit dem Wunder zu schaffen, denn das Wunder bestände dann in dem Hervorbringen der anderen Brote. Ferner waren es nach dem Berichte des Evangeliums mehr als fünftausend Personen, welche die nämliche Speise aßen, und Jeder hatte genug und gleichwohl blieb noch übrig! Aber wie war das denn? Die Antwort, welche die Kirche Jesu in Seinem Namen darauf gibt, ist ebenso treffend, als einfach und klar: es geschah auf die nämliche Weise, wie es jeden Tag in unserm hl. Abendmahle geschieht! Das eine Wunder ist das Gegenstück des anderen geheimnisvollen Wunders der göttlichen Allmacht.

Welch himmlische Worte aber waren es, die unser Herr nun am Tage nach jener wunderbaren Brotvermehrung veränderte: „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist; wer von diesem Brote isst, der wird leben in Ewigkeit! Und das Brot, das Ich geben werde, ist Mein Fleisch für das Leben der Welt“ (Joh. 6). Offenbar spricht Jesus in diesen Worten Seine Gottheit aus, die vom Himmel gekommen war zur Erlösung der gesunkenen Menschheit; aber auch, daß Er ihr mehr bieten werde, als das Brot des Geistes (das Brot der Wahrheit in Seiner Lehre); daß Er ihr bieten werde das Brot des Lebens, nämlich Sein eigenes Fleisch und Blut, — darum setzt Er bekräftigend hinzu: „Mein Blut ist wahrhaft eine Speise, und Mein Blut ist wahrhaft ein Trank“ (Joh. 6).

Seine Verheißung aber hat Er erfüllt am Vorabend Seines Leidens und Opfertodes: Da geschah die Einsetzung dieses verheißenen Denkmals Seiner unendlichen Liebe, die Stiftung des reinen Speiseopfers, das, wie es prophetisch ein halbes Jahrtausend vorher angekündigt worden war, vom Anfange der Sonne bis zu ihrem Niedergange den Namen des Herrn unter den Völkern der Erde verherrlichen sollte“ (Malach.).

Dieses hochheilige Sakrament ist das Heiligtum unserer Tempel, der geheimnisvolle Schatz unserer Altäre! Es ist das „Hochzeitsmahl“, das die Gemeinschaft des durch das Blut des Sohnes Gottes wiedererkauften Menschengeschlechtes mit seinem Schöpfer und Herrn bewirkt. Diese Gemeinschaft aber ist das höchste Ziel unseres Daseins! So wie nun der eingeborene Sohn Gottes durch Seine Menschwerdung das gesamte Geschlecht mit Gott vereinigte, — so vereinigt Er das einzelne Glied des Geschlechtes mit Sich, indem Er uns den Genuß Seines Leibes und Blutes gewährt. Darum ist das heilige Abendmahl das größte Werk göttlicher Liebe und Erbarmung; es ist der Höhepunkt dessen, was wir auf Erden erreichen können, denn es ist der Anfang jener Gemeinschaft, deren Vollendung die Teilnahme am himmlischen „Hochzeitsmahl“ sein wird. S.

II Das Christentum, eine „Buchreligion?“

In den Kreisen derer, welche für eine Weiterentwicklung der Religion schwärmen, erfreut sich das Wort „Das Christentum ist von Anfang an Buchreligion“ (Zitiert in der Einleitung ins Neue Testament) einer ganz besonderen Beliebtheit.

Doch was heißt denn „Buchreligion?“ Als Buchreligion bezeichnet man jene Religionen, welche zu ihrer Legitimation ein heiliges, vom Himmel aus diktiertes Buch vorzeigen wie der Islam den Koran, die persische Religion den Avesta, die indische die Vedea.

Und eine solche Buchreligion soll das Christentum sein? Zu welchem Zweck und in welcher Absicht trägt man diesen recht seltsamen Gedanken vor? Nun eben zum Nachweis der Reformbedürftigkeit und der Notwendigkeit einer Weiterbildung des Christentums.

Der Beweis für diese letztere ist dann sehr einfach: Man verweist auf das Wort und die alte Erfahrung: „Der Buchstabe tötet.“ Das Anklammern an den Buchstaben des Religionsbundes des Christentums, die Bibel, sei denn auch schließlich zu einer Säkularisierung geworden, in welcher eben der Geist geädert worden sei. Bei der Bibel zeige sich das besonders in dem Gegensatz zwischen Biblischglauben und moderner Weltkenntnis in den „die Religion kompromittierenden Konflikt-

ten zwischen einem heiligen Buchstaben und dem unerbittlichen Drang des denkenden und forschenden und darüber auch neuer sittlicher Ansprüche bewußt werdenden Geistes einer stets reifenden Menschheit. „Buchreligionen sind an sich reformable Religionen; und so haben wir ihren unschätzbaren Vorteil ja erlebt, als unsere Reformation sich auf die Bibel berief und uns mit diesem Rückgriff von manchem unerträglich gewordenen Ballast der Vergangenheit befreite“ (Holtmann, Die Entstehung des Neuen Testaments, Halle 1904 S. 7).

Damit ist offen ausgesprochen, daß eben die Betrachtung des Christentums als einer „Buchreligion“ die Reformierung des Christentums im Sinne aller möglichen heute für notwendig erachteten Absätze rechtfertigen soll. Dem einen paßt dies nicht, dem anderen ist jenes nicht mehr modernen Anschauungen entsprechend; also wird es gestrichen als „unerträgliches Ballast.“ Was soll auch ein um 1900 Jahre zurückliegendes Buch für einen Geltungswert haben für die Gegenwart? Der Standpunkt ist sehr bequem. Aber es ist kein fester Standpunkt. Er hängt ganz und gar in der Luft, denn das Christentum ist eben keine „Buchreligion.“ Zu einer solchen Betrachtung kann nur jener kommen, der durch eine voreingenommene Beurteilungswiese sich selbst den Weg zur richtigen Erkenntnis verlegt hat. Um es deutlicher zu sagen: Es ist das Dogma des Protestantismus, daß die heilige Schrift die einzige Glaubensquelle sei, welches auf diesem Irrweg verführt hat. Gerade weil der Buchstabe tötet, ist eine Autorität notwendig, welche über dem Buchstaben steht und die richtige Auslegung des Buchstabens gewährleistet. Wer das außer Acht läßt, wird zum Sklaven des Buchstabens und wird, da diese Sklaverei sehr bald als unerträgliches Joch empfunden werden muß, früher oder später darnach trachten, dieses Joch abzuschütteln.

Um dieses Abwerfen des Bibelbuchstabens und mit ihm zugleich seines Inhalts zu rechtfertigen, redet man von einer „Buchreligion“ auch beim Christen, obwohl diese Betrachtung des Christentums sich beim ersten Blick auf die Tatsachen als grundfalsch erweist. Denn, wo hat Christus seine Offenbarung auf ein Buch gegründet? Nicht auf ein Buch, sondern auf die lebendige Autorität des Lehramts der Kirche hat Christus die neue Religion gegründet. Nirgends hat er ein Buch geschrieben und dieser der Menschheit als den Inbegriff seiner Offenbarung übergeben. Und nicht zu schreiben, nein zu lehren hat er seine Apostel beauftragt. Diese selbst haben denn auch nie geglaubt, schreiben zu müssen, um die Lehre Jesu allseitig, vollständig und vollinhaltlich in ihren Schriften darzulegen. Nein, ihre Schriften sind Gelegenheitschriften, bald aus diesem, bald aus jenem Anlaß abgefaßt, immer nur augenblicklichen Bedürfnissen angepaßt und Rechnung tragend, niemals und nirgends aber in der Absicht geschrieben, um eine Art Lehrbuch des Christentums zu schaffen. Deshalb eben steht das protestantische Schriftprinzip, daß die hl. Schrift die einzige alleingeltende Quelle der Glaubenslehre sei, in Widerspruch mit der Schrift selbst. Erhebt doch diese niemals in Anspruch auf eine solche Wertung und Beurteilung, ganz im Gegenteil wird ausdrücklich gesagt, daß noch vieles vom Herzen geredet und getan worden, was nicht in diesem Buche enthalten sei.

Dazu kommt noch, daß Christentum und Kirche existierten, ehe überhaupt noch ein Buchstabe des Neuen Testaments geschrieben war; wie denn daher auch das Urchristentum gar nichts weiß von einer ausschließlichen Autorität der hl. Schrift, wohl aber die lehramtliche Autorität der Kirche kennt.

□ Sei treu deinen Schwüren, so lang es dir paßt.

Das ist der kurze Inhalt der Folgerungen aus der modernsten Moral, die eine Willensfreiheit des Menschen nicht mehr anerkennen will. Es ist Ellen Key, welche in einem Artikel „Gedanken über die Willensfreiheit“ (Weil z. Allg. Bg., Nr. 227 vom 1. Okt. 1906) jene Folgerung, der Treue auf Kündigung offen zieht und damit auch den Bankrott einer solchen Moral enthüllt.

„Die alte Moral“ schreibt Key, „meint, daß ein Versprechen ein Wort unter allen Umständen gehalten werden muß, denn sonst wäre das Vertrauen untergraben, das ja die Grundlage alles Zusammenlebens bildet. Die neue Moral ist vollkommen damit einverstanden, daß dies auf allen persönlichen Gebieten zutrifft. Ich muß mich darauf verlassen können, meinen Lohn ausbezahlt, meine Lebensmittel unversälscht, meine Bestellungen zur versprochenen Zeit fertig zu bekommen. . . . Aber wenn das Vertrauen dem persönlichen Gebiete gilt, dem Zustand des Seelenlebens, dann steht die neue Psychologie ein, daß dieses dem Gesetze der

Verwandlung unterworfen ist; daß ein Mensch, der sich selbst treu sein will, gezwungen sein kann, ein Versprechen zu brechen; gezwungen, das Vertrauen zu täuschen.

Damit ist ja allen Treubrüchen Tür und Thor geöffnet. Wie bequem hat es doch jeder, dem ein Versprechen, ein Treuschwur unbequem wird. Er beruft sich auf das Gesetz der inneren Seelenwandlung; daß eine solche innere Wandlung mit ihm vorgegangen, beweist ja der Umstand, daß ihm der Treuschwur unbequem zu werden beginnt, und diese Seelenwandlung ist nach dieser neuen Moral für ihn ein Freibrief, Gelübde, Schwur, Versprechen glatt beiseite zu schieben.

Man begreift, daß es diesen Wortführern dieser neuen Moral unheimlich wird bei dem Gedanken an die Folgen dieser neuen Moral. Sie wollen bremsen. Auch Ellen Key will bremsen, um nicht in den Sumpf der Charakterlosigkeit und Gemeinheit zu geraten. Sie meint: „Der Mensch, der sich im Namen seiner Persönlichkeit von einer Aufgabe nach der andern löst, um einem Einfall nach dem andern nachzugehen, weil dies die Notwendigkeit seines Wesens ist, sein „Erbe“, sein „Schicksal“, der wird nicht nur eine charakterlose, nein, auch eine armselige Persönlichkeit.“

Ganz recht; nur vergißt Ellen Key dabei, daß sie auf einmal auf den Boden der alten Moral übergetreten ist, wenn sie von einem Festhalten an übernommenen Aufgaben redet, wenn sie ein Urteil über Charakterlosigkeit abgibt. Woran soll denn der Anhänger dieser neuen Moral erkennen, ob der neue Einfall, dem er nachgehen will, nicht eben bloß ein müßiger Einfall ist, sondern ein Erzeugnis seiner ohne sein Zutun umgewandelten Seele? Mit welchem Rechte wollen die Verfechter dieser neuen Moral einem Menschen entgegenreten, der ihnen mißverufung auf die ihm von ihnen verkündeten Ansichten entgegenhält, daß eben der Umstand, daß die von ihm einst frei übernommene Pflicht ihm nunmehr lästig und unangenehm sei, ein Beweis dafür sei, daß seine innere seelische Verfassung eine andere geworden und er darum das Recht für sich in Anspruch nehme, sein Versprechen für nichtig, seinen Treuschwur für nicht mehr verbindlich zu erklären?

Bewahre Gott in Gnaden das menschliche Geschlecht vor dieser neuen Moral, die doch nur eine schlecht behaltene Auslebmoral ist! Bewahre Gott in Gnaden das weibliche Geschlecht vor solchen Vorkämpferinnen und Frauenrechtlerinnen. Denn die Zahl der betrogenen, verrathenen, verlassenem, schmachvoll hintergangenen Frauen würde Region, da das weibliche Geschlecht die Kosten dieser Emanzipation der — Charakterlosigkeit zu tragen hätte.

(Etwas über den Wohnungswechsel.

Die Möbelwagen haben Ähnlichkeit mit den Trauerspielen; gemäß der Lehre des alten Aristoteles lösen sie Furcht und Mitleid aus. Mitleid mit den Deuten, deren häusliches Glück sich auf der Achse befindet, und Furcht vor dem Verhängnis eines eigenen Umzuges. Angesichts des wandernden Hausrats murmelt jeder das alte Sprichwort: Zweimal umgezogen sei so gut wie einmal abgebrannt. Die Zeitungen sind voll von spöttischen oder melancholischen Betrachtungen über das moderne Romadentum.

Schön; es mag ja die Sehnsucht etwas befördern, wenn sich ringsum eine heilige Scheu vor dem Umziehen verbreitet. Aber jedes Ding hat zwei Seiten, und ich sehe mir gern mal die andere an.

Das Kind, das von der einen Wohnung in die andere geschleppt wird, bekommt ja gar keinen Begriff vom „Vaterhaus.“ Gewiß, da geht ein Gemüthswert verloren. Wohl die Familie, die ein wirkliches Haus und Heim hat. Nur muß es auch gut sein. Wenn die Kinder sich in den späteren Jahren sagen müssen: „Unser Vaterhaus war doch eine dumpfe, häßliche Wohnung in einem unsauberen Hause unter unangenehmen Nachbarn.“ — so ist es mit der Poesie vom Vaterhause doch Essig.

Die Zahl der Familien, die ein angestammtes Häuschen für sich bewohnen, schrumpft ja leider immer mehr zusammen. Die große Mehrzahl sind „Mietlinge,“ und da die Entwicklung der Städte so mächtig fortschreitet, kommen immer mehr Familien in Mietkasernen. Der Einzelne kann ja gegen diesen Zug der Zeit nichts machen, sondern muß sich möglichst vorteilhaft und klug nach der Decke strecken.

Sei kein Schmutzkeim, sondern bleibe, wo du bist, wenn es da erträglich ist. Aber sei auch kein Meber, der aus Scheu vor dem Umzuge in einer mangelhaften Wohnung festsitzt.

Es gibt Leute, die niemals mit der Wohnung zufrieden sind, die sie gerade haben. Natürlich hat jede Wohnung ge-

woisse Mängel; vollkommen ist nichts auf Erden, die Menschheit erst recht nicht. Wer sich einbildet, daß jede Veränderung eine großartige Verbesserung sei, der kann gleich ein Jahresabonnement auf den Möbelwagen nehmen. Die Törichtesten sind die, welche sich durch ein paar Mark angeblicher Mietersparnis verleiten lassen, die Kosten und Lasten eines Umzuges und zugleich das Risiko der flüchtig besichtigten neuen Wohnung und neuen Nachbarschaft auf sich zu nehmen. Wer sparen muß, der spare erst am Staat und am Vergnügen; an der Wohnung nur zu allerletzt.

Die falsche Sparsamkeit findet man aber auch bei dem Meber. Er hat eine mindertwertige Wohnung inne; wolle er in ein gefundes und behagliches Zimmer umziehen, so müßte er etwas zulegen. Ich meine, er legt dieses Geld lieber in Zigaretten oder Bier oder Lotterielosen, Bierat für die (muffige!) gute Stube oder einen modischen Hut für Madame an. Ein anderes Abwehmittel ist die Bequemlichkeit. Man malt sich die Last des Umziehens in das grauenhafte aus, um das Gewissen zu beschwichtigen. Gewiß das Umziehen ist unangenehm, gerade so wie das Zahnziehenlassen. Aber beides dauert nicht lange. Eine lästige Woche kann man sich schon gefallen lassen, wenn man dafür jahrelang große Vorteile für Leib und Seele hat.

Der erste Gesichtspunkt ist die Gesundheit. Ist die Wohnung feucht, läßt sie sich nicht vernünftig heizen, sind die Zimmer zu niedrig oder zu klein, der Fußboden zu kalt, die Fenster zu klein, um genügend Licht und Luft hereinzulassen, fehlt das ganze Jahr der Sonnenschein, ist die Luft im Hause oder der Umgebung verpestet, — dann fort von da! Und wenn ihr umsonst da wohnen bleiben könntet, es wäre ein schlechtes Geschäft; denn ihr seht eure Gesundheit und die Gesundheit eurer Kinder zu. Wer unter solchen ungesunden Verhältnissen freiwillig hocken bleibt, macht sich des Selbstmordes und des Familienmordes schuldig.

Der zweite Gesichtspunkt ist die notwendige Größe der Wohnung. Wo hohe Mietspreise zu zahlen sind, da muß eine junge Familie in der Regel mit einem kleinen Nest anfangen. Das geht auch eine Weile, denn „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.“ Aber wenn nun der Storch kommt und wiederum kommt, so braucht man schon mehr Raum. Und wenn nun die Kinder heranwachsen, so muß man immer mehr Schlafzimmer haben. Eins für die Alten, eins für die Knaben ein für die Mädchen. Wenn nicht rechtzeitig die Trennung eintritt, so wird Unheil angerichtet für Zeit und Ewigkeit.

Der dritte Gesichtspunkt ist die Nachbarschaft. Das Glück einer Familie hängt sehr oft von der Umgebung ab. Die Mitmenschen, mit denen wir täglich in Berührung kommen, können unter Umständen uns eine Hölle auf Erden schaffen. Klatschereien und Hänereien haben schon manches schön aufblühende Familienglück verdorben. Zurückhaltung und Friedfertigkeit lassen sich leicht predigen; aber sie genügen nicht immer, um das Gift abzuhalten. Und wenn nun erst die Kinder mit ins Spiel kommen! Die Kinder haben ungemein scharfe Augen und Ohren, namentlich für das, was sie lieber nicht sehen und hören sollten. Je mehr die Kinder heranwachsen, desto verhängnisvoller kann der Einfluß dieser oder jener Persönlichkeit in der Umgebung werden. Die Eltern müssen da aufpassen, und wenn sich eine ernste Gefahr zeigt, so ist ein Umzug da wirklich ein kleineres Übel, als die Verderbnis des Kindes. „Anderstoo ist's auch nicht besser,“ sagen die bequemen oder knauserigen Eltern. Eine saule Ausrede. Wer richtig sucht, der findet schon etwas Besseres, und auf alle Fälle ist schon viel gewonnen, wenn die bisherigen gefährlichen Beziehungen mal durchbrochen und freie Bahn geschaffen wird.

In der hl. Schrift steht: Wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus usw. Das soll uns lehren, daß wir sogar auf das Liebste und Wertvollste verzichten müssen, wenn wir sehen, daß es uns zum Unheil gereicht. Die schlechte Wohnung können wir aber doch wirklich los werden, als ein schlechtes Aug. Liegen ernst: Bedenken gegen die bisherige Wohnung vor, dann muß der alte Schlenbrian durchbrochen und ein erlösender Entschluß gefaßt werden.

= Der Wolga-Fischer.

Eine Erzählung aus der letzten russischen Revolution von
C. M a r h o l m.

(Nachdruck verboten.)

Mit blutig rotem Schein sank die Sonne hinter den kahlen, öden Hügeln, deren Fuß dicht an die leise dahinausgehende Wolga grenzte. Ein verglimmender Schein lag noch auf den gurgelnden Wellen und huschte hinüber zum andern Ufer, als wollte er dem Einsamen, der da so still vor seiner kleinen Fi-

fcherhütte sah und emsig die Rehe ausbesserte, sein eintöniges Handwerk mit rosigem Glanz verklären.

Aber der sah nicht auf. Nur als ein großer Wolgadampfer schraubend zu Tal zog, richtete er seine gebeugte Gestalt in die Höhe und sah hinüber und lauschte dem monotonen Gesang der Schiffer.

Es war derselbe Gesang der Wolgaschiffer, den er schon so oft gehört. Aber sonderbar, so war er noch nie davon ergriffen. Und als es schon verklungen war:

Zieh hinab, die Mutter, die Wolga
wo lauschte er noch, die Rehe müßig in der Hand haltend.

Drohender Hufschlag schreckte ihn plötzlich aus seinem Sinnen auf. Von dem weiter landaufwärts liegenden Dorfe kam der flüchtige Lauf der Rosse und vor seiner Hütte hielten sie.

Und die friedliche Stille, die sonst immer um die Hütte her war, erfüllte nun lautes Stimmengewirr.

Erst hörte er nur dieses. Dann, um den Zweck des abendlichen Besuches zu erfahren, frug er:

„Was wollt ihr denn eigentlich hier?“

Ein großer, stämmiger, flachsblonder Bauernbursche trat vor.

„Hast Du's denn noch nicht gehört, Iwan?“

„Was denn?“

„Heut' Nachmittag sind von Kasan eine Solnie Kosaken herübergekommen. Die wollen drüben im Dorfe einen der Revolutionäre, einen Anarchisten, was sage ich, einen Nihilisten suchen. Der Landrichter ist gleich mitgekommen. Und was meinst Du, wo sie am ersten Hausjuchung halten?“

„Was weiß ich?“ frug Iwan interessenlos zurück.

„Beim Großbauer Kosciezcu.“

Unwillkürlich trat der junge Wolgaschiffer einen Schritt zurück.

„Beim Kosciezcu?“ sagte er gedehnt, als könne er das Gesagte nicht fassen.

„Freilich, und wir sollen nachher hier das Wolgaufer besuchen. Denk nur, Iwan, tausend Rubel dem, der ihn fängt. Bei der heiligen Mutter von Kasan, das ist nicht alle Tage.“

„Wacht Ihr denn mit?“ frug der Fischer erregt.

„Bei dem, ja.“ sagte der Bursche, der den Sprecher machte. „Schon der schwarzäugigen Anita zum Trost. Die tut ja, als kenne sie uns nicht mehr, seit sie in Moskau war. Uebrigens soll der Bursche ihr Liebster sein. Aber nun mach', Iwan, fang' uns schnell einige Fische, die sollen die Kosaken noch zum Abendtisch haben.“

Mechanisch, mehr taumelnd wie gehend, kam der Fischer der Aufforderung nach. Schwabend umringten die jungen Bauern den Fischer, der im ungewissen Dämmerlicht seine Rehe in die Wolga warf. Zweimal mußte er sie so wieder herausziehen. Denn von den kahlen Hügelu her fuhr ein Windstoß heulend über die breite, träge Wasserfläche, und krönte die Bogenkämme mit einem schäumigen Weiß und warf die Rehe hin und her.

„Es gibt Sturm, Iwan.“ rief einer der Burschen.

Der Fischer nickte nur und zog zum drittenmal sein Reh, diesmal mit der ersehnten Beute. Und kaum waren die Fische an Land, da nahmen sie die Burschen schon auf und schnell, wie sie gekommen, trabten sie dem Dorfe wieder zu. Der Wolgaschiffer war wieder allein.

„Es gibt Sturm!“

Hatte er das selbst so vor sich hingefagt oder tönte es ihm noch von oben nach?

Gleichviel. Er hörte es und fühlte ihn schon. Er war schon da. Wenn auch noch nicht in der Natur und auf dem Flusse, aber in seinem Innern, da tobte und gährte es. Da war etwas von dem Gehörten zurückgeblieben, das seine ganzen Gedanken in Anspruch nahm.

„Anita!“

Seligkeit und Qual in einem Wort.

Er ging in seine Hütte, aber da war die Luft so dick und schwül; er riß das Fenster auf und lauschte hinaus nach dem Dorfe hin. Jeden Augenblick glaubte er Schiffe hören zu müssen, oder wildes Geschrei und hallenden Huftritt. Aber nur die Wolga rauschte schäumend zu Tal und die Wellen klagen so vertraut, die hatten so vieles zu erzählen von dem Großbauer Kosciezcu, an dessen großem Hof sie schon vorübergeeilt und wo sie ein süßes Mädchenantlitz geglaubt.

„Anita!“

Ach, und was konnten sie all' von der erzählen, Aus fernen, fernen Tagen, wo er, ein junger Bursch, sie abgeholt zum Schulgang und dann weiter, wie sie bei ihm gesessen im säuselnden Kahn oder am sonnigen Uferstrand, wo er Rehe flüchte und Körbe flocht. Und immer mehr, immer mehr. Bis zu dem Tage, wo sie in die große Stadt kam, wo sie fein erzogen

wurde. Wie wurde es da still in der Hütte des Wolgaschiffers und vollends, als ihn seine alte Mutter verließ. Das waren stille Tage, von denen selbst die Wolga nichts zu sagen wußte, als nur von vielem Weh' und zehrendem Sehnen. Und auch das hörte wieder auf. Vor einiger Zeit war's. Auf dem Erntefest, wo die Großbauern und Bauern und auch alle die kleinen Leuten versammelt waren. Da kam Anita am Arme ihres Vaters, stolz und schön wie eine Königin, aber mit einem so holdseligen Lächeln. Wie waren die Burschen erregt! Wie wurde Anita zum Tanz begehrt. Aber keinem wurde solche Gunst zu teil. Für alle hatte sie ein freundliches Lächeln, ein liebes Wort, aber mehr nicht. Bis sie ihren Spielgefährten sah. Der stand hinter einem hohen Balken und sah nur sie, und in seinen blauen Augen brennendes Weh. Und sie, die alle Tänzer abgeschlagen, ihn holt sie hinter dem Balken hervor, der den großen Tanzsaal stützte.

Und seit der Zeit hoffte er wieder. — Und nun?

Das eben gehörte dünkte ihm ein häßlicher Traum zu sein, dem ein noch häßlicheres Erwachen folgen mußte.

Der Sturm draußen hatte zugenommen. In langen Sähen raste er heulend über den togenden Strom und warf die weißschäumenden Bogen donnernd auf den Uferstrand. Aechzend und stöhnend bogu sich die langen Pappeln unter seinem wuchtigen Druck.

Iwan trat an das offene Fenster und sah in den Aufruhr der Elemente. Ah! wie wohl das tat. Dort fand sein eigener Aufruhr in der Brust ein Gegenstück und lenkte seine Gedanken für Augenblicke von dem eigenen Weh ab.

Draußen war es finstere Nacht und um die Hütte her alles in tiefstem Dunkel gehüllt. Der junge Fischer sah daher nicht, wie aus dem Schatten der Weiden hervor eine Gestalt trat und auf die Hütte zu schritt.

Erst die Stimme schreckte ihn auf.

„Iwan!“

Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück. Dann aber, als er erkannte, wer es war, drängte es ihn mit aller Macht heraus und stand schon im nächsten Augenblick neben dem zitternden Mädchen.

„Du, Anita?“ rief er erregt. „Was willst Du denn in diesem Sturm bei mir?“

Er sah nichts, aber er fühlte, wie eine tastende, bebende Hand die seine suchte und hörte wieder den weichen Ton ihrer Stimme, die durch die Angst noch mehr vibrierte denn sonst. „Was ich will? O, Iwan, frage nicht lange. Helfen sollst Du mir. Redere uns über die Wolga. Ja, willst Du? Bei unserer Jugendfreundschaft bitte ich Dich, hilf mir.“

Im ersten Augenblick hatte Iwan nur der Gedanke, daß die Geliebte in der Stunde der Angst sich an ihn wandte, berauscht. Aber dann kam ein anderes.

„Wen soll ich über die Wolga rudern?“ frug er erregt. „Wer ist das „uns“, Anita?“

„Meinen Verlobten, Graf Doubrawa und mich.“

„Den Revolutionär! Den die Kosaken suchen? Auf den ein Preis von tausend Rubel gesetzt ist?“

„Still, Iwan, bei allen Heiligen still. Er ist es. Hör! Vom Dorfe her kommen Pferde. Willst Du?“

Eine fürchterliche Angst lag in den stoßweise gesprochenen Worten. Einen Augenblick rang der junge Fischer mit sich und seiner — Liebe. Dann jagte er ruhig: „Ich will?“

„Mit bebender Hast zog ihn Anita voran zum Ufer, wo unter den niederen Weiden eine hohe Männergestalt stand, in einen langen Mantel gehüllt.“

„Bist Du der Wolga-Fischer?“ frug er diesen, der uns hinüber rudern will!“

„Mit Gottes Hilfe — ja, Herr. Aber nun rasch. Ich höre schon die Kosaken kommen.“

Mit starkem Arm schob er den Kahn in die Flut, und als die zwei eingestiegen, trieb er hinaus in die brandende Strömung. Es war auch die höchste Zeit. Denn vom Ufer her klangen laute Stimmen, die seinen Namen riefen. Und plötzlich flammte es hell auf; die kleine Hütte stand in Flammen und deren Schein fiel weit über den Strom und ließ die Nüchllinge erkennen. Ein Waischrei und eine Salbe von Hintenschüssen bekundeten es, daß sie auch erkannt waren. Und Schuß auf Schuß folgte, bis der Nachen in den hohen Wellen nicht mehr sichtbar war.

Das nächste Morgenrot beleuchtete das bleiche Gesicht des jungen Wolga-Fischers, den die Wellen etwas unterhalb seiner Hütte mit einer Wunde in seiner Brust, an's Land gespült hatten.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 42.

Düsseldorf, den 21. Oktober.

1906.

Inhalt: Evangelium zum zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Die Wundertaten Jesu. VI. — Spiritismus und Christentum. — Vom St. Lukas bis zum Simonstag. — Die Konversion des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm. — Literarisches. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Johannes IV, 46—53
„In jener Zeit lebte ein Königlicher, dessen Sohn zu Kapharnaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile, denn er war daran zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königliche sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Geh hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte dem Worte, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegnete ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da erforschte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern, um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.“

Die Wundertaten Jesu.

VI.

Jesus war in Jerusalem gewesen und kehrte von dort durch Samaria nach Galiläa zurück, wo Er bekanntlich öfter und länger zu verweilen pflegte. Galiläa war wohl die schönste und fruchtbarste Landschaft des jüdischen Reiches, und eben darum auch am meisten bevölkert. Deshalb bot auch gerade diese Landschaft — fern von pharisaischer Unzuldsamkeit und Verfolgungssucht — dem göttlichen Erlöser das reichste Feld für Seine messianische Tätigkeit dar. Insbesondere war es die Gegend um den See Genesareth, die sich, wie durch Schönheit und Fruchtbarkeit der Natur, so durch regen Menschenverkehr auszeichnete. Zehn Monate im Jahre glich hier das Land einem üppigen Garten, und der kleinste Flecken in diesem „Garten“ zählte nicht unter fünftausend Bewohner.

Als nun Jesus, diesmal über Sichar (in Samaria) wieder nach Galiläa kam, bezeugten Ihm Seine Landsleute, die vordem in Jerusalem Seine großen Taten bewundert hatten, ihre Freude, Ihn wieder zu sehen. Das Vorurteil der Bewohner von Judäa wider alles, was aus Galiläa kam, hatte Er tatsächlich widerlegt; und so hoffte man, Er werde nun fortfahren durch Werke, die kein Anderer Ihm nachzutun vermöchte, Seine heimatische Provinz in Ansehen zu halten und ganz Israel das Gesandnis abzuzeigen: Galiläa habe den größten Propheten aufzuweisen!

Allein das war es nun eben nicht, was Jesus wollte und suchte: eine müßige Neugier zu befriedigen oder einer kleinlichen Eitelkeit zu genügen, dazu war der Erlöser nicht auf Erden erschienen. Die Menschen zum Glauben an Gott und an Ihn, der vom Himmel herabgekommen war, und zu dem wahren Heile in diesem Glauben zurückzuführen: das war das Ziel Seiner Reden wie Sei-

ner Wundertaten. Ein Anlaß hierfür bot sich auch jetzt wieder dar, worüber das heutige Evangelium uns berichtet.

Ein königlicher Beamter, wie es scheint, ein Mann von hohem Range, hatte einen Sohn, der zu Kapharnaum schwerkrank darniederlag: „er war daran zu sterben“. Der geängstigte Vater begab sich, als er von der Rückkehr Jesu nach Galiläa gehört hatte, zu Ihm mit der Bitte, daß Er komme und seinen Sohn heile. Hatte Jesus nichts weiter gesucht, lieber Leser, als etwa den Ruf eines großen Wundertäters, so hätte sich Ihm eine bessere Gelegenheit kaum bieten können; denn was konnte Ihm bei dem Könige Herodes so sicher mächtige Götter verschaffen, als wenn er durch wunderbare Götterleistung einen angesehenen Mann am königlichen Hofe verpflichtete? Allein derartige suchte, wie schon gesagt, der Welterlöser nicht, und konnte er nicht suchen. Ihm lag daran, den Glauben des bittenden Vaters zu prüfen und von jedem Vorurteile zu läutern, und dieses Glaubens Segen kund zu tun vor Seinen Jüngern und vor der versammelten Volksmenge. — Bedarf es denn der sichtbaren Verrichtung des erbetenen Wunders? Kann die Kraft Gottes, die in der Nähe wirkt, nicht auch ebenso in der Ferne wirken? Muß Ich deshalb erst hinabkommen eine Tagereise Weges, bis an das Bett meines kranken Sohnes? Das etwa lag in dem Worte des Herrn: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht!“ Freilich galt der Verweis keineswegs dem Beamten allein, und diesem nicht einmal vorzugsweise, sondern vielmehr allen Anwesenden, ja, dem ganzen jüdischen Volke. — Wie bewunderungswürdig war dagegen der Glaube jenes Hauptmanns von Kapharnaum, der sich in den herrlichen Worten äußerte: „Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund!“ (Matth. 8.)

Der bittende Beamte läßt sich indessen durch den Tadel des Herrn nicht abhalten, noch dringender um Hilfe zu bitten; denn er ist offenbar nur von dem Gedanken an die Rettung seines kranken Sohnes erfüllt und darum jeder anderen Erwägung unfähig. Allein die hier von neuem kundgegebene Schwäche seines Glaubens scheint dem Herrn, obwohl er sie gerügt hat, verzeihlich, und darum erträgt Er sie mit liebender Erbarmung, — um so mehr, als der Bittende trotz der erhaltenen Rüge dennoch nicht aufhört, sein Vertrauen auf den Herrn zu setzen. Und so wirkt der Heiland das Wunder nicht, weil der Bittsteller es um seines Glaubens willen verdient, sondern damit derselbe zum rechten Glauben kommen möchte.

Das Wunder sollte also ein Mittel zur Gewinnung des Glaubens sein!

Es bestand, wie wir wissen, darin, daß der Herr dem in der Ferne weilenden Kranken, ohne ihn zu sehen und zu berühren, durch Seinen, von keiner Schranke gehemmten, allmächtigen Willen die volle Gesundheit verlieh.

Und diesen Seinen allmächtigen Willen kleidet Er nicht einmal in ein entsprechendes Wort, sondern durch einen innerlichen Willensakt macht Er den Kranken gesund. Der königliche Beamte soll sich davon nun überzeugen, denn das ist die Bedeutung des Wortes Jesu: „Geh hin! Dein Sohn lebt!“ Eben jetzt, in diesem Augenblicke, wo Ich mit dir rede, ist dein Sohn gesund geworden: gehe hin und überzeuge dich von der Wahrheit Meines Wortes!

Und siehe! Der bekümmerte Vater glaubt dem Messianischen Worte und bittet nicht weiter, daß der Herr mit ihm erst nach Napharnaum wandere, sondern, beruhigt durch die Versicherung des Herrn, geht er von dannen, ohne die wunderbare Wirkung des Wortes Jesu zu sehen: erst auf dem Heimwege erfährt er durch die ihm entgegengeeilten Diener, daß sein Glaube keine Täuschung, vielmehr sein Sohn wirklich geheilt sei.

So sieht nun der Vater sein Vertrauen gerechtfertigt und das Wort Dessen, den er in seiner Not aufgesucht, herrlich erfüllt, — und, wie uns das Evangelium schließlich die Frucht dieses Wunders zusammenfaßt: „er glaubte und sein ganzes Haus mit ihm.“ Der Herr hat also bei dieser Gelegenheit zwei Wunder gewirkt: den Sohn des königlichen Beamten befreit Er von der leiblichen Krankheit, — den Vater selbst heilt Er von seiner Schwäche im Glauben und führt ihn und sein ganzes Haus zum wahren Glauben.

So verlihen einst die Wundertaten Jesu Seiner Lehre eine wahrhaft überwältigende Autorität und lieferte für jeden einigermaßen Glaubenswilligen den überzeugenden Beweis für Seine himmlische Sendung und für für Seine göttliche Natur. Und heute noch, nach ungefähr zwei Jahrtausenden, berufen wir Christen uns mit Recht auf die Wundertaten Jesu, als auf ebenso viele Beweise für die Wahrheit des Christentums. S.

☉ Spiritismus und Christentum.

Es scheint Mode werden zu wollen, daß jeder, dem irgend etwas in der Welt, zwischen Himmel und Erde, seit den Tagen Adams bis auf die Gegenwart nicht paßt, kurzerhand dem Christentum die Schuld daran aufbürdet.

Wir rechnen das zu den Modenarrheiten und sehen darin ein Beispiel für die oft beobachtete ansteckende Kraft der Haluzinationen. Wir sagen das mit besonderer Rücksicht auf das Buch von Dr. Richard Hennig, „Der moderne Spul- und Geisterglaube“, Hamburg 1906, das eine durchschlagende Kritik des Spiritismus bietet. So Treffliches der Verfasser sagt über die unbewußten Fehlerquellen psychologischer Natur, aus denen der Aberglaube der Spiritisten schöpft, so hat er sich doch selbst nicht vor dem Einfluß einer solchen — wir wollen es zu seinen Gunsten annehmen — unbewußten Fehlerquelle ganz frei gehalten. Und wir sehen das in der Art und Weise, wie er den Spiritismus mit dem Christentum in Verbindung zu bringen sucht.

Da lesen wir, daß sich die spiritistische Bewegung schon seit mehr als einem halben Jahrhundert epidemieartig unter den gebildeten Ständen der christlichen Kulturwelt verbreitet habe (S. 333.) Hier stod' ich schon. Was soll das heißen: „gebildete Stände der christlichen Kulturwelt?“ Darüber sollte man doch kein Wort mehr zu sagen haben, am allerwenigsten bei einem Manne, der von sich sagen läßt, daß er „die ungeheuren Papiermassen der spiritistischen Schrifttums gewälzt“ habe, daß eben die Vorläufer des Spiritismus ganz abgeseigte Feinde des Christentums sind, daß das Publikum, das ihnen in ihre Dunkelkammern nachläuft, nicht aus den Kirchenhallen kommt, sondern aus Kreisen, die längst die „Kirchenlust nicht recht vertragen“ konnten und mit Du Prel von sich rühmen, daß sie dem „Gängelbände des Glaubens entwachsen“ seien.

Die Wendung: der Spiritismus breite sich in der „christlichen Kulturwelt“ aus, bedarf somit dahin der Richtigstellung, daß es sich um Leute handelt, die von dem Christentum sich losgesagt haben.

Deshalb wirkt die Erklärung Hennigs, woher es komme, daß gerade in den oberen Schichten des Volkes der Spiritismus seine meisten Anhänger zähle, gerade zu komisch. Das meint er, sei nicht zu verwundern: „in den oberen Ständen ist das religiöse Leben sowie das religiöse Bedürfnis allgemein intensiver und inniger als in den Schichten des eigentlichen Volkes“ (S. 342). Ein so scharfer Kritiker, wie Hennig

sich in der Kritik des spiritistischen Fokuspolus zeigt, sollte doch nicht übersehen, daß dort, wo das religiöse Leben intensiver ist, kein Boden für den Spiritismus ist.

Auf die richtige Fährte ist Hennig getreten mit dem Worte „religiöses Bedürfnis“. Warum ist er dieser Spur nicht nachgegangen? Hat er vielleicht das Resultat gefürchtet?

Ganz richtig konstatiert Hennig „die merkwürdige Tatsache, daß die mystischen Ideen des Spiritismus gerade zur Zeit der größten Blüte der Naturwissenschaften eine so gewaltige Verbreitung erfahren konnten; sie sind eben eine Art Reaktion gegen die allzu rücksichtslosen und stürmischen Forderungen der materialistischen Anschauungen, die gleichzeitig mit dem Aufkommen des Spiritismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Köpfe der naturwissenschaftlich geschulten Menschheit überfluteten“ (S. 331).

Ganz recht, um eine Reaktion gegen die materialistischen Anschauungen handelt es sich im Spiritismus, und zwar deshalb, weil die Lehre, daß der Mensch eben Stoff und nur Stoff sei eine ungeheure Leere und Dede im Menschenherzen zurückließ, zur vollen Trostlosigkeit führte. Dagegen sträubte sich alles im Menschen, und jetzt suche man Hilfe. Aber wo? Von der Religion wollte man nichts wissen. Die Naturwissenschaften behaupteten über des Menschen Ende nichts anderes vorweisen zu können, als ein — Skelett mit grünendem Totenschädel. So darf man sich dem Spiritismus in die Arme, der versprach, ohne Glauben an religiöse Dogmen Aufschlüsse über ein anderes ewiges Leben geben zu können. Von der Religion wolle man nichts wissen, aber den Vorhang zwischen Diesseits und Jenseits wolle man doch, wenn nicht ganz, so doch an einem Zipfel heben.

Nicht also die Unsterblichkeitslehre des Christentums ist der Nährboden des Spiritismus, sondern das Unsterblichkeitssehnen des Menschengeistes selbst. Falsch ist es des weiteren, wenn Hennig schreibt: „Auf dem Wege vom christlichen Dogma zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung standen die Spiritisten auf halbem Wege still und gründeten sich hier ein neues Reich“ (S. 33). Nein, den Weg vom christlichen Dogma zur „naturwissenschaftlichen Weltanschauung“ hatten jene ganz zurückgelegt. Aber da sie sich auf einmal statt am gelobten Lande der gelösten Lebensprobleme in einer dürren, öden, wasserlosen Wüste sahen, so zogen sie weiter und suchten auf eigene Faust nach Wasser für den Durst ihrer Seele. Das Christentum, die Quelle des lebendigen Wassers, hatten sie verlassen, jetzt gruben sie sich Zisternen, die kein Wasser halten. Es bleibt bei des Dichters Wort:

„Glaube dem die Tür versagt,
Steigt als Aberglaub' ins Fenster,
Habt die Götter ihr verjagt,
Kommen die Gespenster.“

* Vom St. Lukas- bis zum Simonstag.

Von Elmar Kerna.

Der Oktober spinnt seinen raschwindigen Blätterkranz um Gain und Hag. Bald werden die Aeste sich kahl und schwarz gegen den grauen Herbsthimmel reden, noch aber leuchtet der Glanz des scheidenden Spätsommers mit seinem warmen Licht goldig über das Gefild.

Und einer von diesen schönen Spätsommertagen ist der Lukasstag. Am 18. Oktober finden wir den Namen dieses Evangelisten in unserem Kalendarium verzeichnet. Was er an Sitten und Gebräuchen uns bringt ist nicht viel, desto charakteristischer aber sind die alten Reime, die sich auf unseren Tag beziehen. Von der stattlichen Anzahl der auf uns überkommenen mögen hier folgende wiedergegeben sein. Nach ihnen ist der Lukasstag ein segensprechender, Fleiß und Mühe belohnender Tag.

Wer in der Lukaswoche Roggen tut streuen,
Wird's nicht in der folgenden Ernte bereuen.
Dem Puffen z. B. ist der Lukasstag ein hoher Festtag, von dem es heißt:

An St. Lukas
Brot und Brei in Mass.

Die landwirtschaftliche Arbeit spricht in den Lukasmienen ein Hauptwort:

Ob trocken, oder naß —
S' aus am St. Lukas.

In dieser Weise weiß der Lukasstag gar manches zu erzählen, das dem aufmerksamen Zuhörer Aufschluß und Kunde von diesem oder jenem gibt. Er tritt uns gewissermaßen als der Nachkommer entgegen, der leuchtend noch einmal die vergangene schöne Jahreszeit vergoldend überglänzt.

Der Tage, die zwischen St. Lukas und Simon-Judä liegen, sind acht. Sie haben entweder keine eigenen Bräuche und Reime befehen oder sind ihrer im Laufe der Jahrhunderte mehr oder weniger verlustig gegangen, wie sich solches ja

Vielmehr nachzusehen läßt. Eine Ausnahme in solcher Beziehung macht nur ein Tag, der gewissermaßen den Winter eröffnet: der Ursula Tag.

St. Ursula Beginn

Beigt auf den Winter hin.

Schon ganz deutlich auf den Simonstag weist der folgende Reim, der für St. Ursula gilt, hin:

In Ursula muß das Kraut 'rein

Sonst schneien Simon und Juda drein.

So kommen wir zum Tage Simon und Juda, den wir im Kalenderium unterm 28. Oktober verzeichnet finden. Die Schiffer fürchten diesen Tag, der bei ihnen als stürmisch und unheilbringend verschrien ist. Jetzt wo die Winterwinde über die Welt brausen und der Frost knurrend seine Brücken baut, ist es mit der Schifffahrt vorbei. Auch bei den „Landweibern“ hat der 28. Oktober gar mancherlei Brauch und Sitte, die äußerst charakteristisch für die in's Land geschneite, kalte Jahreszeit sind. Man muß sie nur in ihren Heimlichkeiten und Verborgenheiten aufzusüßern verstehen.

Eine ganze Anzahl von Reimen und Wetterregeln hat der Volksmund getreulich von Generation auf Generation bewahrt:

Wer Weizen säet am Simonstage

Dem trägt er gold'n: Aehren ohne Frage.

Noch denkt man an Aussaat und doch steht schon der Winter vor der Tür:

Wenn zu uns Simon und Juda wandeln,

Wollen sie um den Winter handeln.

Und ähnlich versichert eine andere Wetterregel:

Wenn Simon und Juda vorbei

Dückt der Winter herbei.

Auch Schnee ist nicht selten am Tage unserer Heiligen:

Simon und Juda

Bringen den ersten Schnee.

Etwas dorb meint ein Wetterreim:

St. Simon und St. Juda

Schmeißt uns Schnee in die Bude.

Wieder eine Prognose auf Schnee stellt der folgende Spruch:

Simon und Juda

Hängt an Stauden und Aeste Schnee.

Schließlich weist ein letzter Reim gar auf den Cäcilientag hin:

Simon und Juda

Ist kein Wind und Regen da,

Bringt ihn erst St. Cäcilia.

So bringen die meteorologisch interessanten Tage des letzten Oktoberdrittels gar viel Volkstümliches in das nunmehr beginnende Winterleben hinein, das bereits von der schmurren, den Gemüthlichkeit traulicher Herdflammen uns warm und friedlich entgegen leuchtet.

sth. Die Konversion des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm.

Ein Beitrag zur Jubelfeier von St. Lambertus.

Für die Kirchengeschichte der Stadt Düsseldorf wurde der Uebertritt des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg vom Luthertum zur katholischen Religion ein Ereignis von einschneidender Bedeutung. Und wenn heute unsere altehrwürdige Pfarrkirche zum hl. Lambertus, „aller Kirchen unserer Stadt Mutter und Haupt,“ um an die bekannte Inschrift der lateranensischen Basilika zu erinnern, in dem siebenhundertjährigen Jubiläum ihrer kirchlichen Selbstständigkeit ihren Zusammenhang mit der alten, ruhmvollen katholischen Vergangenheit festlich begehen konnte, so mag sie dies wohl dem Umstande danken, daß die göttliche Vorsehung vor nunmehr fast 300 Jahren des Neuburger Pfalzgrafen Herz und Sinn dem Katholizismus zuwandte.

Nach dem Tode Johann Wilhelm I., des letzten Herzogs aus dem Nevischen Hause, machten, wie bekannt, vornehmlich zwei Prätendenten Anspruch auf sein Erbe: Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, als Schwiegersohn seiner bereits verstorbenen Ältesten — und Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg als Sohn seiner noch lebenden zweiten Schwester. Mochte nun der eine oder der andere von beiden die Herrschaft in Jülich-Cleve-Berg antreten: für die Zukunft des Katholizismus in unserer Heimat waren die Aussichten in jedem Falle gleich betäubend. Denn beide Herrscher gehörten dem Lutherschen Bekenntnisse an; und wenn schon in der Zeit der gemeinsamen Regierung der beiden „possidirenden Fürsten,“ von 1609—1614, die kirchlichen Verhältnisse sich so gestaltet hatten, daß es für schimpflich galt, katholisch zu sein, so brachte hierin nach menschlicher Voraussicht des Bran-

denburgers die des Neuburgers Regierungsantritt keine Verbesserung.

Anscheinend zuerst faßte der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg den Plan, eine Vermählung seines Sohnes Wolfgang Wilhelm mit der Prinzessin Anna Sophia, der Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund, herbeizuführen, um die Brandenburgischen und die Neuburger Ansprüche auf die erledigten Herzogtümer in einer Person zu vereinigen und so diesen Landen den erwünschten Frieden zu geben. Gelegentlich einer Zusammenkunft Johann Sigismunds und Wolfgang Wilhelms im Schlosse zu Düsseldorf anfangs des Jahres 1612 sollte die Ausführung dieses Planes beredet werden. Die Sache zerbrach sich aber, da Wolfgang Wilhelm zur Mitgift den alleinigen Besitz von Jülich-Cleve-Berg forderte. Von späteren Geschichtschreibern wird erzählt, Wolfgang Wilhelm habe durch seine Forderung den Brandenburgischen Kurfürsten derart aufgebracht, daß dieser ihm im Vorbeigehen eine Ohrfeige versetzte. Diese Nachricht entbehrt jeder historischen Begründung; ihr Entstehen ist vielmehr auf folgenden Vorfall zurückzuführen. Als Wolfgang Wilhelms Kanzler Dr. Johannes Jeschlin im Jahre 1617 vom Luthertume zur katholischen Kirche übergetreten war, erschien gegen ihn zu Lothringen die Schmähschrift eines pseudonymen Amandus Boncompagni, in der mit anderen Unwahrheiten auch die zu lesen war, bei der Zusammenkunft 1613 in Düsseldorf habe der leicht reizbare Jeschlin den kurbrandenburgischen Hofrat Dr. Erasmus Moritz — übrigens ist dieser später auch zum Katholizismus konvertiert — aus einer geringfügigen Ursache beleidigt und zum Zweikampf herausgefordert. Gegen diese Anschuldigung verwahrt Dr. Jeschlin sich in seiner 1625 erschienenen Gegenschrift, indem er erzählt, bei seiner Beratung sei eine nicht unwichtige Frage aufgetaucht, in der alle Anwesenden über die einzige Gegenansicht des Dr. Moritz hinweg seiner Meinung beistimmten. Dr. Moritz fühlte sich hierdurch in seiner Ehre gekränkt; er forderte in seiner anfänglichen Erregtheit seinen Gegner Jeschlin mit harten Worten zu einem sofortigen Zweikampf heraus. Indessen noch während der Vorbereitungen hierzu verrauchte sein Zorn; er erkannte die Unrichtigkeit seiner und die Richtigkeit der Jeschlin'schen Ansicht, und versöhnte sich mit diesem. Die Nachricht eines derartigen Streites bei der Fürstenzusammenkunft 1613 drang, freilich nicht mit Darlegung aller näheren Umstände, unter das Volk, und dieses spann sie dann leicht so aus, daß es an die Stelle der streitenden Räte deren Herren setzte und aus der wörtlichen eine taktische Beleidigung machte.

Schon im Jahr 1612, also, wenn nicht vorher, so doch gleichzeitig mit dem Plane einer Vermählung mit der brandenburgischen Prinzessin Anna Sophia, hatte Wolfgang Wilhelm gelegentlich eines Besuches bei seinem Verwandten, dem strengkatholischen Herzog Maximilian von Bayern zu München, dessen Schwester Magdalena kennen gelernt. Keinesfalls aber hat er, wie Notorp in seiner „Geschichte der evangelischen Gemeinde Düsseldorfs“ (Festschrift 1888, S. 114) anscheinend darlegen will, nach der bereiteten Zusammenkunft 1613 aus Rache die bayerische Prinzessin geheiratet und den katholischen Glauben angenommen. Dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm gefiel die Prinzessin Magdalena wohl, und er fragte im Vertrauen bei Herzog Maximilian an, ob seine Bewerbung um ihre Hand Aussicht auf Erfolg haben werde. Wie es das Recht und die Pflicht eines katholischen Familienhauses ist, hielt Maximilian mit seinen Bedenken betreffs der Religionsverschiedenheit nicht zurück; er stellte dem Pfalzgrafen anheim, sich durch das Studium katholischer Werke und durch Unterredungen mit ihm und anderen einsichtigen Katholiken von der Wahrheit der katholischen Religion zu überzeugen und so das Ehehindernis zu beheben.

Ausgangs 1612 machte Wolfgang Wilhelm seinem Vater Philipp Ludwig, einem eifrigen Lutheraner, von seiner Werbung für die bayerische Prinzessin Mitteilung. Philipp Ludwig war, wenn er gleich höchste Einigkeit, auch hinsichtlich des Glaubens, seinem Sohne gegenüber als das Glück der Ehe pries, doch nicht grundsätzlich gegen diese Verbindung; er meinte, Religionsverschiedenheit der Ehegatten sei in Gottes Wort nicht verboten, und rednete damit, die Prinzessin würde möglicherweise den lutherschen Glauben annehmen. Inzwischen aber suchte er, freilich vergebens, eine Heirat seines Sohnes mit der lutherschen brandenburgischen Prinzessin Anna Sophia herbeizuführen.

Wolfgang Wilhelm pflegte währenddessen mehrfach religiöse Unterredungen mit dem Herzog Maximilian und einem Edelmann seines Hofes; deren Ergebnis war, daß der Pfalzgraf freimütig gestand, die katholische Religion habe sehr einleuchtende Gründe für sich. Um sich über diese Gründe volle Klarheit zu verschaffen, bewog ihn Maximilian, neben dem Studium der Kirchenväter namentlich das der Schriften des Vater Cäcilius aus der Gesellschaft Jesu zu betreiben. Wolf-

gang Wilhelm folgte dem Rat, und während sein Vater Philipp Ludwig auf die Bekehrung der zukünftigen Schwieger-tochter zum Luthertum rechnete, geschah es im Gegenteil, daß der Pfalzgraf am 14. Juli 1613 zu München seine Bekehrung zur Annahme des katholischen Glaubens erklärte.

Der alte Philipp Ludwig war mit der Erklärung seines Sohnes, die dieser ihm in einem herzlich gehaltenen Schreiben mitteilte, so wenig einverstanden, daß er ihn mit allen Mitteln von dem bevorstehenden feierlichen Uebertritte zurückzuhalten suchte, und, als dies nicht fruchtete, in allen lutherischen Kirchen seines Landes ein öffentliches Gebet gegen die Religionsänderung seines Sohnes und dereinstigen Nachfolgers allsonntäglich verrichten ließ.

Wolfgang Wilhelm feierte inzwischen am 11. November 1613 zu München seine Vermählung mit der Prinzessin Margaretha und siedelte anfangs 1614 mit seiner jungen Gemalin nach Düsseldorf über. Hier genoß er noch einige Zeit den vortrefflichen Religionsunterricht des hochverdienten Stiftsdechanten Wilhelm Bont, in dessen Hände er auch am Dreifaltigkeitssonntage, dem 25. Mai 1614, öffentlich das katholische Glaubensbekenntnis ablegte.

Es ist klar, daß die pfalz-neuburgischen Untertanen lutherischen Bekenntnisses, namentlich seit der Pfalzgraf Philipp Ludwig das erwähnte Gebet gegen den Religionswechsel seines Sohnes verrichten ließ, nur mit großer Besorgnis dem Regierungsantritt ihres zukünftigen Herrschers entgegenzusehen. Als aber der alte Pfalzgraf am 12. August 1614 gestorben war, erließ der junge Fürst eine Bekanntmachung des Inhaltes, er werde nicht im mindesten das Gewissen seiner Untertanen beschweren, sondern vielmehr bei all seinem Tun nur seine Ehe, des Vaterlandes Wohl und die Gerechtigkeit ohne Rücksicht auf den Religionsunterschied zur Richtschnur nehmen. Tatsächlich ließ er denn auch (Kenzel, Neuere Geschichte der Deutschen, Bd. VI.) in Pfalz-Neuburg den Lutheranern völlige Religionsfreiheit mit der einzigen Ausnahme, daß er in der dortigen Hofkirche wieder den katholischen Gottesdienst einführen. Inzwischen hob er auch für diese Lande unterm 24. Dezember 1615 das bisherige Verbot der Ausübung des katholischen Gottesdienstes und des Uebertrittes zum katholischen Glauben auf, er befahl die Einführung des gregorianischen Kalenders und ordnete das Angelusläuten an. Wie Kenzel a. a. O. urteilt, enthielt diese Verordnung Wolfgang Wilhelms „zu Gunsten der Katholiken nicht mehr, als was nach und nach von allen einsichtigen Regierungen in Bezug auf die gegenseitigen Religionsverhältnisse bestimmt worden ist.“

In zwölf kurzen Artikeln hat Wolfgang Wilhelm die Gründe seiner Rückkehr zur katholischen Kirche dargelegt. „Anfangs habe ich entdeckt,“ so beginnt er, „daß die Gegner der katholischen Lehre derselben vieles grundlos und fälschlich aufbürden, und daß die Katholiken bei weitem anders und auf andere Weise lehren, als man ihnen vorwirft.“ Im siebenten Artikel spricht er dann von seiner durch das Studium der Väter und der Konzilien genommenen Kenntnis und hebt hervor, wie er das größere lateinische Werk des ehrwürdigen Vaters Petrus Canisius mehrere Monate hindurch fleißig gelesen und auf die Richtigkeit seiner Zeugnisse hin geprüft habe. „Ich muß daher aufrichtig bekennen,“ sagte er, „daß unter allen Wegen, welche die Güte Gottes mir zur katholischen Wahrheit gezeigt, das Lesen dieses Canisianischen Werkes mir das vorzüglichste und förderlichste gewesen, weshalb ich es allen Jünglingen, die nach einem kurzen und sicheren Weg zur Wahrheit verlangen, bestens anempfehle.“ Sodann betont er im 10. und 11. Artikel das „unendlich große Gewicht“ der Eintracht und Einheit der katholischen Kirche gegenüber der konfessionellen Uneinigkeit der von dieser getrennten Christen; er will nicht so „unberzählich unbefonnen“ sein, einige wenige, einem einzigen Zeitalter angehörige, unberühmte Lehrer einer Menge durch fünfzehn Jahrhunderte glänzender Kirchenlichter vorzuziehen, und kommt dann zu dem Schlusse: „Auch dachte ich dem Wortwurfe eines übermäßigen Hochmutes in den Augen Gottes nicht ausweichen zu können, wenn ich, was heiligen Tages so viele tun, mit Verachtung des Rathschlusses aller anderen Menschen, als wären sie im Irrtum befangen, meinem Privaturteil bezüglich der Glaubensangelegenheiten und Schriftauslegung gegenüber dem Altertume, der Angeltugheit und Uebereinstimmung der katholischen Kirche den Vorzug einräumte. Ich folgte also dem Zuge der christlichen Weisheit und Bescheidenheit; ich unterwarf und unterwerfe hiermit in Einigkeit mein eigenes Urtheil der Einen, heiligen und apostolischen Kirche.“

Diese zwölf Artikel übergab Wolfgang Wilhelm dem Jesuiten Jakob Reising aus Augsburg, den er sich gleich nach seinem feierlichen Uebertritte zum Katholizismus zum Hofprediger erwählt hatte. In des Pfalzgrafen Auftrag und Sinn er-

weiterte Reising die kurzen Sätze zu einer umfangreichen Schrift, die 1615 zu Köln lateinisch, und 1617 zu Ingolstadt in deutscher Uebersetzung erschien.

Jedoch, wie der Jesuit Reiffenberg in seiner lateinisch geschriebenen „Geschichte der Gesellschaft Jesu am Niederrhein“ (Köln 1764) sagt, „nicht bloß durch seine Schrift, vielmehr durch sein ganz besonders frommes Leben bewies Wolfgang Wilhelm, daß er aus Liebe zu seiner Seelen Seligkeit, nicht aus Begierde nach Vermehrung seines erblichen Besitztums sich der katholischen Wahrheit zuwandte.“ Was alles er hier in Düsseldorf zur Hebung und Wiederbelebung des katholischen Glaubens getan, ist vor kurzem noch von berufener Feder an dieser Stelle geschildert worden; und wenn wir heute uns eines blühenden katholischen Lebens in unserer Stadt rühmen dürfen, so liegt das nicht zum wenigsten an jenem frommen Fürsten, der, nachdem ihn Gottes Gnade der Kirche wiedergewonnen, so vieles zur Wiederherstellung des Katholizismus getan hat, und wir grüßen mit Dankbarkeit das Bild, das die Jesuiten ihm als Gründer ihrer Kirche und ihres Klosters in St. Andreas gesetzt haben.

Literarisches.

— **Hochland.** Der katholische Volksteil in Deutschland besitzt seit einigen Jahren, dank der wachsenden Einsicht in die hohe Bedeutung dieser Sache, eine groß angelegte Revue katholisch-christlichen Charakters, die sich gut eingebürgert hat. Es ist das bei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in **Kempten** und **München** erscheinende „Hochland“, Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst, herausgegeben von **Karl Muth**. Seit Anfang ihres Bestehens hat sich diese Zeitschrift stets vervollkommenet. Neben einem gediegenen Inhalt legt sie auch einen besonderen Wert auf eine künstlerische Ausstattung. Ein glänzender Beweis ist das soeben erschienene Oktoberheft des vierten Jahrganges mit nicht weniger als fünf Kunstbeilagen, darunter ein Mezzotinto und ein Vierfarbendruck, und einer Musikbeilage, und einen äußerst reichhaltigen Textteil. Entsprechend dem Programm, das ein Hauptgewicht auf gute künstlerische Literatur legt, sind drei belletristische Beiträge in das Heft aufgenommen, wovon zwei fortgesetzt werden. Es sind „Die Beichte“ von **Ilse von Sisch**, eine psychologische Vertiefung der Geschichte vom Tode des hl. Nepomuk in Prag in leiserer Erzählung bis zu dramatischer Tragik, sodann „Tagebuchblätter aus Bosnien“ von **Bernard Wieman**. Als drittes erscheint der Roman „Die Musikantenstadt“ von **Max Geißler**. Der Autor ist auf dem Wege, einer unserer ersten Romanschriftsteller zu werden. Als ein Erfolgen des religiösen Gefühls und Zeichen der Zeit kann es gelten, daß die christliche Kunst wieder mehr Interesse gewinnt. In dem neuen „Hochland“heft hat der Herausgeber **Karl Muth** zu diesem Thema in seinem Artikel „Von christlicher Malerei und ihren Schöpfungen“ sehr zeitgemäße Worte gesprochen in Rückblicken und Winken für eine künftige christl. Kunst. 4 Kunstbeilagen nach Bildern von **Jugel** unterstützen seine Worte. — Einen Beitrag zur Frauenbewegung bringt **Elise Haffe** mit dem gründlichen und tief durchdachten, aber ganz weiblich gefühlten Aufsatz: „Wesen, Wollen und Wirken der Frau.“ Dr. **Max Etklinger** unterrichtet über das „Experiment der Tierpsychologie.“ Dr. **Eugen Schmitz** bringt wertvolle Beiträge „Zur Geschichte und Aesthetik der Programmusik.“

— **Münchener Volkschriften.** Von der von uns schon öfter empfohlenen Sammlung „Münchener Volkschriften“ die im Münchener Volkschriftenverlag zum Preise von 15 Pfennig pro Nummer erscheint, sind folgende weitere 5 Hefte erschienen: Nr. 36/37 „Die Heideschänke“, eine Schmugglergeschichte aus der Feder des westfälischen Dichters **A. Tenckhoff**; Nr. 38 mit zwei Erzählungen über rechte und falsche Kindererziehung von dem originellen Schweizer Dichter **Jeremias Gotthelf**. Nr. 39 „Aus dem Tagebuche eines jungen Arztes“, von dem Polen **M. Gawalewicz** schildert die merkwürdig ineinander greifenden Lebensschicksale dreier Patienten eines jungen Arztes; Nr. 40 endlich enthält drei spannende Erzählungen aus der Meisterhand **Dicken's**. Auch die vorliegenden Erzählungen sind wieder gesunde Volkskost. Für Geschenkwende eignet sich die Bandausgabe, die sämtliche 5 Nummern in einem geschmackvollen Einbände vereinigt. (Preis des Bandes 1.35 Mk. bei 324 Seiten!)

Druck und Verlag: Düsseldorf'scher Tageblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt
G. m. b. H., vorm. Düsseldorf'scher Volksblatt.
Besamtwortlicher Redakteur: **Herrn. Orté, Düsseldorf.**

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 45.

Düsseldorf, den 28. Oktober.

1906.

Inhalt: Evangelium zum einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Die Gleichnisreden Jesu. I. — Die katholische Mission vom hl. Geiste in Deutsch-Neuguinea. — Der Nobelmann.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XVIII, 23—35. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Meichenschaft halten wollte. Als er zu rechnen anfing, brachte man ihm Einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr, ihn und sein Weib und seine Kinder und Alles, was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los, und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitsknechte, der ihm hundert Denare schuldig war; und er packte ihn und sprach: Bezahle, was du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mitsknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin, und ließ ihn in's Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mitsknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt; und sie gingen hin, und erzählten ihrem Herrn Alles, was sich zugetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich, und sprach zu ihm: Du böser Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast: solltest denn nicht auch du deines Mitsknechtes dich erbarmen? Und sein Herr ward zornig und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein Jeder seinem Bruder von Herzen verzeihet.“

Die Gleichnisreden Jesu.

I.

Im heutigen Evangelium redet der göttliche Erlöser in der, Ihm eigenen, hinreißenden Art von Gottes Liebe und Erbarmung — im Gegensatz zur Verblendung und Härte des menschlichen Herzens. Ein Mensch, belastet mit einer ungeheuren Schuld, wird begnadigt und erhält, weil er diese Schuld erkennt und bekennt, völlige Nachlassung derselben; und eben dieser Mensch geht hin und behandelt seinen Mitbruder wegen einer gar geringen Schuld mit einer Unbarmherzigkeit, die offenbar zeigt, wie das eigene Schuldbewußtsein und die eben erfahrene Gnade seines Herrn gänzlich aus seinem Herzen verschwunden sind. Und die Lehre dieses Gleichnisses? Nun, lieber Leser, wir selber sind die Knechte, denen der Herr Himmels und der Erde die ganze Schuld zu erlassen bereit ist, wenn wir Ihn darum bitten und uns seiner Erbarmung würdig erweisen durch reuevolle Erkenntnis und demütiges Bekenntnis im Sakrament der Buße. Wir sind aber auch die Knechte, die „ihre ganze Schuld werden bezahlen müssen“, wenn wir nicht von Herzen unsern „Mitsknechten“ tun, was wir selber vom Herrn wollen und erbitten.

In einem der letzten Jahrgänge haben wir diese Gleichnisrede in ihren Einzelheiten betrachtet; wir wollen daher heute die Parabeln und Gleichnisse unseres Herrn einmal im allgemeinen ins Auge fassen, nachdem wir uns mit Seinen Wunderthaten letzthin etwas eingehender befaßt haben.

Würde jemand gefragt, worin das Charakteristische in der Lehrweise des Herrn zu suchen sei, wie sie in den Evangelien uns aufbewahrt worden ist, so würde er wahrscheinlich zur Antwort geben: Die charakteristische Eigenart bestehe in der beständigen Anwendung von Parabeln und Gleichnissen. Und diese Antwort, lieber Leser, würde wenigstens insofern ganz richtig sein, als dabei nur die Methode (die Lehrweise) ins Auge gefaßt und vom Inhalte der Lehre abgesehen wird. In der Tat; nicht allein die heiligen Väter und Lehrer der Kirche befolgten ein System, das man als das ganz entgegengesetzte bezeichnen muß, sondern selbst die Apostel, die doch wahrlich den Geist jener heiligen Lehrweise ihres göttlichen Meisters eingefogen hatten und nach Kräften bestrebt waren, Ihm nachzueifern, — auch sie lassen in ihren heiligen Schriften keine Spur dieser Art, die Lehre Jesu vorzutragen, entdecken. Kein Verständiger wird aber behaupten, daß dies auf einen Mangel an Geist oder Einbildungskraft oder irgend einer anderen Fähigkeit zurückgeführt werden dürfe; denn sie schrieben ja unter dem Einflusse göttlicher Eingebung, und der Heil. Geist, der in ihnen und aus ihnen atmet und ihre Feder leitete, hätte ihnen diese Parabeln und Gleichnisse ebenso eingeben können, als die einfachen, schmutzlosen Lehren und Ausführungen, die uns in ihren Schriften begegnen. Wenn sie es nicht taten, wenn ihnen vielmehr eingegeben wurde, in dieser Beziehung von dem Vorbilde ihres Herrn und Meisters abzuweichen, so müssen wohl Gründe vorhanden gewesen, warum diese Lehrweise (in Gleichnissen) bloß Seine geheiligte bleiben sollte, und warum sie dieselbe nicht nachahmen zu dürfen glaubten.

Der Grund für diese Abweichung kann auch nicht darin gesucht werden, daß die Apostel in ihren Schriften eine andere Klasse von Schülern zu unterrichten hatten; denn einige ihrer Briefe sind an das nämliche jüdische Volk gerichtet, mochte es nun noch in seiner Heimat leben oder in andern Ländern zerstreut sein. In jeder Beziehung tragen diese Schriften der Apostel den jüdischen Stempel: im Stil, in den Schlußfolgerungen, in der Form der Gedanken; und einer der gewichtigsten (inneren) Beweise für ihre Richtigkeit ergibt sich gerade aus ihrem lebendigen Zusammenhange mit den Evangelien. Wenn demnach unser Heiland die Methode, durch Parabeln und Gleichnisse zu lehren, gewählt hat, um die Herzen Seiner jüdischen Zuhörer zu gewinnen, sollte man erwarten, lieber Leser, daß Seine Methode zu lehren von Seinen ersten Nachfolgern nachgeahmt worden sei. Und wenn jemand etwa sagen wollte, die Apostel hätten für die Kirche der Nachwelt geschrieben, so würde er übersehen, daß jedes Wort, das unser Hei-

land einst an Seine jüdischen Zuhörer gerichtet hat, ebenso an uns, an die ganze Kirche, Seine Braut, gerichtet war.

Doch nun zur Sache selbst! Warum hat unser Herr und Heiland es vorgezogen, in Gleichnissen und Parabeln zu lehren, und warum taten Seine Apostel es nicht? Wir antworten: Weil es für Ihn notwendig war, Sich den Titel eines Meisters in Israel, eines öffentlichen Lehrers, zu verschaffen und zu sichern und so die falschen Lehrer — die jüdischen Gelehrten und Gesetzesausleger — aus dem Felde zu verdrängen, das sie bis dahin behauptet. Diese jüdischen Lehrer hatten aber das alte Gesetz so durch und durch verderbt, daß es notwendig war, das Falsche und Unehre daraus zu entfernen, bevor das neue Gesetz darauf gebaut werden konnte. Das tat der Herr bekanntlich, „wie Einer, der da Macht hat“: man denke nur an jene strengen und grobhartigen Strafreden, in denen Er der Heuchelei der Schriftgelehrten und Pharisäer und ihren geheimen Lastern die Maske abnimmt!

Dieses große Werk war eben nur dadurch möglich zu machen, daß der Heiland Sich diesen verschlagenen Nebenbuhlern in allem, was sie und mit ihnen das ganze jüdische Volk für „Weisheit“ hielten, nicht nur vollkommen ebenbürtig zeigte, sondern sie gerade in ihrer eigenen Lehrweise (in Parabeln) Seine Ueberlegenheit in einer Weise fühlen ließ, die das Staunen des Volkes hervorrief und es zu dem bezeichnenden Ausrufe veranlaßte: „Er spricht wie Einer, der Macht hat, und nicht, wie unsere Schriftgelehrten und Pharisäer!“

Obwohl Jesus also weder in den Schulen dieser jüdischen Gelehrten gelernt, noch an eine von den sich gegenseitig anfeindenden Parteien angeschlossen hatte, — also in keiner Verbindung stand weder mit Pharisäern, noch Sadducäern oder Herodianern, die, obgleich sie einander von ganzem Herzen haßten, sich gegen Ihn vereinigten, — so erhielt Er doch den Titel allgemein zuerkannt, den Seine gelehrten Gegner am meisten begehrten: Er erhielt allgemein den Titel eines „Meisters“, eines „Lehrers“, eines „Rabbi“! Was aber für Jesus Selber eine Notwendigkeit war, das war für Seine Nachfolger im Lehramte, die Apostel, nicht nötig, — im Gegenteil: da sie bloß Einen „Meister“, Christus, haben konnten, so durften sie sich auch diesen Titel nicht anmaßen.

Bei Gelegenheit einer vor den Schriftgelehrten und Pharisäern warnenden Rede an Seine Jünger hebt daher der Herr ausdrücklich hervor, daß jene falschen Lehrer „es lieben, von den Leuten Meister genannt zu werden“, — „Ihr aber (fährt Er fort) sollt euch nicht „Meister“ nennen; denn Einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder!“ (Matth. 23.) S.

* Die katholische Mission vom Hl. Geiste in Deutsch-Neuguinea.

Neuguinea ist die größte Insel der Erde, hat üppige tropische Vegetation, reiche, gut verteilte Niederschläge, auf weiten Strecken fruchtbaren Boden, gesicherte Häfen in genügender Anzahl, bis tief in's Innere befahrbare Wasserstraßen und mäßige Temperatur von etwa 20–35 Grad C.: alles Eigenschaften, welche für den Wert, die Wichtigkeit und Anziehungskraft einer Kolonie schwer in die Waagschale zu fallen pflegen. Trotzdem aber ist Neuguinea noch kaum mehr als dem Namen nach bekannt. Nur langsam wie mit Majestät fängt es an aus dem Meere langer Vergessenheit näher ans Licht zu kommen. Ja, wenn Neuguinea dicht bei Europa läge, — aber dann wäre es ja auch längst christianisiert, und die Missionare brauchten nicht mehr hinzugehen.

In diesen Gegenden der Südsee verirren sich nicht viele wissenschaftliche Forscher. Neuguinea ist eben allzuweit von unserer Heimat und zu weitentlegen. Die Reise von Deutschland bis nach dort beträgt die Kleinigkeit von 20 000 Kilometer und überall strotzt es von Wildnis, welche bekanntlich wertige Annehmlichkeiten bietet.

Da uns die Gelehrten also im Stiche lassen, so möge es zur Leichterem und besseren Orientierung in Güte gestattet sein, hier einige ungelehrte Bemerkungen über Land und Leute vorausschicken zu dürfen. Denn zu einer Haven und richtigen

Beurteilung der Missionstätigkeit scheint vor allem eine möglichst genaue Kenntnis der Landesverhältnisse, der Bewohner ihrer Geistesanlagen, ihrer Fehler und Vorzüge usw. unentbehrlich zu sein.

Zu der dem Heiligen Geiste geweihten Mission gehört der deutsche Teil von Neuguinea mit den vorliegenden Inseln. Der lang ausgebreitete Bezirk umfaßt 180 000 Quadratmeter, ist also größer als die Provinzen Rheinland, Westfalen, Elsaß, Lothringen und die drei Königreiche Bayern, Sachsen, Württemberg zusammen (172 000 Quadratkilometer). Die große Luftfeuchtigkeit und reichliche Niederschläge erzeugen auf dem vorzüglichen Boden das üppigste Gedeihen aller Tropengewächse, wie es in nicht vielen anderen Gegenden gefunden wird. Als ein Hauptcentral und Knotenpunkt mitten zwischen drei großen Weltteilen auf das günstigste gelegen, wird das Land in nicht zu fernher Zeit zweifellos eine große Bedeutung und Wichtigkeit erlangen.

Die Zahl der Bewohner dieses Bezirkes wird von den Geographen auf 110 000 angegeben. Aber es dürfte schon wohl außer Zweifel stehen, daß diese Bevölkerungsangabe bedeutend zu niedrig angelegt ist. Der Neuguineer hat eine schwärzbraune Hautfarbe, jedoch fehlt es auch nicht an helleren Tönen. Das Haar ist dunkel, rauh und gekräuselt und wird von den Männern teils die große Perücke, teils in einem nach hinten schräg hinauf gebundenen Zöpfe getragen. Die Stirne tritt nur selten nach Art manch' anderer Reger zurück. Die Nase ist gewöhnlich breit und in verschiedenen Gegenden etwas gebogen. Die Lippen sind meist ziemlich dick, der Bart ist spärlich und selten lang. Die ganze Statur im Durchschnitt kleiner als Europäer. Die üppige Natur bietet dem Bewohner ohne große Mühen und Arbeiten reichlich die Mittel zur Befriedigung seiner geringen Bedürfnisse. Unbekannt ist in Neu-Guinea der Hunger, der ständige Köpfe und stählerner Nerven erzeugt. Ein gutes Quantum Mühseligkeit bildet so ein Hauptgepräge dieser Kinder der Natur. Der Neuguineer besitzt zwar wohl ein gar großes Selbstbewußtsein, das aber die Kraft und Ausdauer nicht verleiht, um in beharrlicher Anstrengung nach einem vorgestreckten Ziele zu streben, sondern in gelegentlichem Prunk und Prahlerei sein Gemüte sucht. Außer der bei Gelegenheit plötzlich hervorbrechenden Stigheit des Temperamentes entbehrt er jedoch sowohl des besonnenen Mutes als auch eines ausgeprägten Charakters.

Unbekannt mit seiner höheren Bestimmung und jedes sittlichen und christlichen Haltes bar, bleibt der Inländer ein Spielball lediglich seiner niederen Triebe, seiner wechselnden Launen und Leidenschaften. Durch das geringste Hindernis leicht zum Zorn und zur Rache entflammt, stürzt er von einer Aufregung in die andere, läßt sich bei günstiger Gelegenheit oder in einem Wutanfalle zu den wildesten Bluttaten und Grausankheiten fortreißen, während schon im nächsten Augenblicke ihr eine kindische Furcht befällt, sozusagen aller Vernunft beraubt und für lange Zeit rat- und ziellos in Wuth und Wildnis umherirren läßt, oft genug um der Entbehrung, Not und Erschöpfung gänzlich zu erliegen. Alles Denken und Handeln der Inländer geht in einem für uns unbegreiflichen Maße Wirr und verworren durcheinander. Deshalb erweisen sie sich meist als wenig zuverlässig und fast gänzlich unberechenbar.

Die Familienverhältnisse sind allgemein sehr losse und wild. Zwei Frauen zu gleicher Zeit sind allerdings nicht allzu häufig. Dafür aber werden die Ehebande, bloß aus Argwohn, wegen eines Streithandels oder Abneigung und aus anderen nichtigen Gründen in leichtfertiger Weise willkürlich gelöst, und neue Verbindungen angeknüpft. Familien mit zahlreicher Nachkommenschaft gehören zu den Seltenheiten. Denn Kindermord ist wohl bei jedem Stamm in allgemein bekannter Übung. Vornehmlich scheinen Arbeitscheu, Bequemlichkeit und althergebrachte Gewohnheit die Hauptursachen dieser grausamen Sitte zu sein. Vielfach werden die Mädchen leichter und häufiger umgebracht als die Knaben.

Es gelten keine Gesetze, noch Regel, keine Ordnung noch Obrigkeit. Zumeist nur Furcht vor feindlichen Ueberrällen hält die einzelnen Dorfschichten zusammen. Im Uebrigen tut jeder was er will und dabei überläßt er sich ganz seiner augenblicklichen Stimmung. Ausgiebig bevorzugt pflegt er das dolce far niente, das süße Nichtstun. Trifft aber seinen Interessen und Launen irgend ein Hindernis in den Weg, das ihn sofort in Feuer und Flamme bringt, oder bietet sich gerade eine günstige Gelegenheit, ungestraft einen Frevel zu begehen, so findet er sich leicht und ungeschert bereit, seine Hände in des Gegners Blut zu tauchen. Sonstig aber ist es Gewohnheit, etwaigen Gefahren gegenüber nicht so bald die eigene Haut zu Markte zu tragen und keine zu große Kühnheit zu entwickeln. Ueberrälle und Fehden bestehen wohl nur höchst selten in offenen planmäßigen Kämpfen, wo Heer gegen Heer, Mann gegen Mann zu Felde zieht. Zumeist geht vielmehr die

Taktik dahin, die andere Partei in Heimlichkeit zu überrumpeln oder durch verwerfliche Hinterlist in eine Falle zu locken und dann meuchlings über den ahnungslosen Gegner herzufallen. Auch wird der geplante Landstreich nur dann gewagt und ausgeführt, wenn der Sieg ohne besondere eigene Gefahr in hinreichend sicherer Aussicht steht. Einige Beispiele mögen das obige in etwa erläutern.

Sowohl die Malol Leute westlich von Berlinhafen als auch die Nubia dem Vulkan gegenüber waren als Menschenjäger und blutigieriger Mordgefeßen von alters her weit in der Kunde gefürchtet. Zahlreiche Angehörige anderer Stämme wurden von ihnen getötet, ganze Dörfer überfallen, zerstört, vertrieben. Vor einigen Jahren hat nun die deutsche Regierung beide Kriegsvölker durch eine längst verdiente Strafe für einige Zeit wieder etwas zur Vernunft und Ruhe gebracht. Aber allgemach fangen besonders die Malol und deren Nachbarn ihr altgewohntes Mordhandwerk wohlgenut wieder an.

Als im Jahre 1897 die Insulaner von Ali bei Berlinhafen von ihrer Insel vertrieben, bei Nacht und Nebel fliehend zum Festlande schwammen, hielten sich mehrere von ihnen etwas auf dem Wonn-Felsen bei Tumleo auf, um ein wenig auszurufen. Kaum hatten die Bewohner des Dorfes Einamul auf Tumleo davon Kunde erhalten, als sie auch schon hinführten und die Flüchtlinge, die doch ihre Nachbarn und ihnen weder früher noch jetzt etwas zu leide getan, mit wohlgezielten Pfeilen einfach erschossen.

Manche andere Fälle sind bekannt, wo schuldlose Reisende und Flüchtlinge ohne irgend welche sonstige Veranlassung mit kalter Hand abgeschlachtet wurden. — Freilich stehen dem auch andere Tatsachen gegenüber, wo gänzlich Unbekannte bei manchen Stämmen freundliche Aufnahme und großmütige Bewirtung fanden. Ueberall gibt es eben Gute und Böse und jede Leidenschaft von keiner Schranke aufgehalten, und kann dem Unkraut gleich oft ungestört alles andere überwuchern. So kommt es nur zu leicht, daß wehrlose Fremde bloß aus Laune oder purem Mitleiden ermordet werden, ähnlich, als handelte es sich nur um vernunft- und rechtloses Wild.

Auch bei Dallmannhafen haben die Bewohner von Sup auf der Insel Barowam (Muschu) mehrere Dorfschaften vertrieben, zerstört, die Leute teils getötet, teils zersprengt. — Die Bewohner der Insel Tuo (Suap) wurden vor einigen Jahren von Bergvölkern überfallen und ihrer neun ermordet. Wie es bei solchen Anlässen gewöhnlich geschieht haben die Insulaner von Tuo ihrerseits bald danach zur Rache den betreffenden Bergstamm in gewohnter Weise wieder mit Krieg überzogen, dabei alles getötet, was ihnen in den Wurf kam, die Häuser angezündet und die Ueberlebenden vertrieben.

Zu Anfang 1900 waren sechs Leute vom Bergstamme Aniam in Monumbo einige Tage auf Besuch, wo sie von ihrem Freunde Azipa freundlich bewirtet wurden. Als sie nun wieder nach Hause zurückkehren wollten, fand die Abreise auf freundliches Betreiben der übrigen Monumbo-Leute zu einer Zeit statt, wo Azipa gerade abwesend war. Vorgeblich zur größeren Verehrung gab man den Scheidenden in reicher Anzahl das Geleit, wie es dort bei guten Freunden üblich ist. Kaum aber waren sie über das Weichbild des Dorfes hinaus, als die Monumbo-Leute plötzlich über ihre Opfer herfielen und unter furchtbarem Scheul vier von ihnen ermordeten. Von zwei Erschlagenen nahmen die Nubia Leute, welche gerade anwesend, die Köpfe mit, um nach ihrer Sitte Kinn und Wangen gekocht und klein gehackt unter das Gemüße zu mischen und dann zu essen. Davon erhoffen sie Stärke und langes Leben zu erhalten.

Mehrere Male wurden Kinder in Monumbo auf dem Wege zur Schule von eigenen Stammesangehörigen überfallen. Sold' ein Wöfawid trieb den Kleinen dann spitze Holznägel, einmal auch eine Reihe eiserner Haarnadeln in die Weichteile des Leibes, um sie so in der Stille aus irgend welchem Nachgelüste um's Leben zu bringen.

Bald hier bald dort gelangt des öfteren die Nachricht ein, der Insulaner A habe seinen Stammgenossen B erschossen, und zwar einzig aus dem Wahnglauben, von B. verbergt worden zu sein. Die Insulaner regen sich kaum viel über solche Vorfälle auf und können es nicht verstehen, wenn die Missionare mehr Aufhebens davon machen.

Diese wenigen Einzelheiten mögen genügen, um ein kleines Abbild der Zustände zu bieten. Vor allem können wir daraus unschwer entnehmen, daß die wilden Familien und Eheverhältnisse, die zahlreiche Kindermorde und sonstige häufige Mordtaten eine Zunahme der im übrigen gesund kräftigen Bevölkerung als aussichtslos erscheinen lassen, wenn nicht mit allein nur möglichen Mitteln diesen verheerenden Uebelständen recht bald gesteuert wird.

Die Neuguineer werden von manchen Schriftstellern als stumpfsinnig, geistlos, oder gar als halb verriert dargestellt. — Ähnlich könnte jemand nach den sechsen angeführten blü-

tigen Ausschreitungen, die leider keine Seltenheiten sind, zu der Annahme sich gedrängt fühlen, als wären unsere Leute grausam wilden Bestien ähnlich, die stetig auf der Lauer ständen, um jedem nächst besten den Garau zu machen. Glücklicherweise aber ist das eine ebenso unzutreffend als das andere.

Im Wilden ist eben längst nicht alles wild. Der hiesige Insulaner ist durchaus ein Mensch wesentlich mit ganz denselben Anlagen und Fähigkeiten wie Europäer. Nur ist er geistig und moralisch fast gänzlich verarmt, unentwickelt, verdoberlos und in die Sinnlichkeit untergetaucht. Bis auf geringe Reste der Geister und Gespenstfurcht und des Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode, vornehmlich aber an Zauberkräften sind ihm alle religiösen Wahrheiten abhanden gekommen. Das Gnadenlicht des Evangeliums aber hatte er noch keine Gelegenheit kennen zu lernen. Dennoch trägt er selber keine Schuld an seinem Elende. Oder würden wir in gleicher Lage etwa besser und weiser sein? Seine Unwissenheit und Armlosigkeit verdient also mit Recht unser inniges Mitleid und Erbarmen.

Aber gewiß noch günstiger werden wir für die Neuguineer eingenommen, wenn wir den oben bezeichneten häßlichen Zügen die guten Eigenschaften und oft vorzüglichen Geistesanlagen dieser Wilden gegenüber stellen. Betgen sie sich also anfangs oft misstrauisch, furchtsam, gelegentlich auch recht widerhaarig, leicht reizbar oder gar zu Mutstößen fähig, so wird eine gute, kluge, gemessene Behandlung sie doch auch meist bald freundlich, hilfsreich, willig und leutsam, und zum Frohsinn geneigt finden. Vor allem trifft man bei der Durchschnittszahl über Erwarten große geistige Fähigkeiten. In den jüngeren Jahren sind sie jedenfalls gewickelter und entwickelungsfähiger, als man sonst annehmen möchte.

(Schluß folgt.)

Der Hobelmann.

Ein Bild aus dem Volksleben von August Duischer.

1. Werben und Ehen.

Wir finden den Helden unserer kleinen Erzählung in einem reichen Schwabendorfe.

Er trat — es war Hochsommer — gegen Abend am Dorfe in ein wohnliches Haus, über dessen Lüre sich ein Gewinde von Schlingrosen spannte und dessen Spiegelscheiben wie Gold blitzten, das die dunkelgrünen Wäden umgeben freundlich und zugleich ein wenig vornehm erscheinen ließen. Dort wohnte sein, des Helden, alter Vate Dornfried mit seiner Frau und der einzigen Tochter Ilse, die eigentlich Elisabeth hieß, wie ihre Mutter.

„Guten Abend, Dornfried,“ sagte der Eintretende freundlich und vertraulich zu dem alten, verwitterten Männlein, das in einem Lehnstuhl saß, trotz der Hitze draußen, und so „lottrig“ ausah, daß der junge Mann, der die graue Schürze und den Jostock trug, recht gut als ein verfrühter „Mahnemer“ zum letzten kleinen Haus gelten konnte. Aber der Alte dachte jedenfalls noch nicht an die „vier Bretter und die zwei Brettchen,“ er wollte noch lange hüten und fröhlich in dem sonnigen Dacheim, das er sich durch harte Arbeit erungen hatte, und in welchem sein Leben ausglühte, wie ein halb verzehrter Docht.

„Guten Abend gleichfalls, Hobelmann,“ sagte er mit ächzender Stimme und setzte sich ein wenig mehr aufrecht. Dabei blinzelte er wie neidig den großen, kräftigen und doch schlanken Mann an, der gleichfalls das Leben darstellte: dem Kandidaten des Todes gegenüber.

Hobelmann hatte eine etwas lässige Haltung, die vom vielen „Grübeln“ herkam, wie die Leute behaupteten, eine große, klare Stirn, über die schon schmale Furchen krochen, einen kleinen Mund, welcher die Schwerkraft, die man ihm nachsagte, am deutlichsten verriet, und einen schwarzen Spitzbart, welchen die schmale weiße Hand fast immer wie in Selbstvergeßlichkeit des Besitzers drehte. Man würde ihn nie und nirgends den Handwerker angesehen haben, wenn er nicht den Arbeitsmittel getragen hätte, und wenn nicht fast immer dünne Hobelspane, gleich kleinen weißen Plättchen in seiner schwarzen, etwas verworrenen Kopfhaare, gehangen hätten.

Der Ankömmling setzte sich auf das Ledersofa, das neben dem Lehnstuhl des alten Dornfried stand, und in seinen verständigen dunklen Augen spiegelte sich die hohe Spannung seiner Seele. Er kam wohl nicht aus einem alltäglichen Grunde.

Der Alte räufperte sich einigemal verlegen und begann dann in abgebrochenen Sätzen folgendes zu reden:

„Du hast mir da am Sonntag einen sonderbaren Brief geschrieben. Ich hab' ihn verbrannt, denn meine Ilse hätte ihn doch zerrissen und dich vielleicht auch dazu. Das ist eine sonderbare Mode, über solchen Sachen einen so langen und hochstudierten Brief zu schreiben; sonst redet man mit einem

der so etwas. Das muß man dir lassen, schreiben kannst du wir ein Advokat, und es ist mir ein paar mal nah in die Augen gekommen. Du wirst das in fremden Ländern gelernt haben.

Run — dumm bist du nicht, das sieht ein Blinder. Also die Nase willst du kurzweg? Hab' schon lange das Gespenzel gemerkt. Bin deinem Vater immer ein guter Freund gewesen und kann auch dich sonderlich leiden aber — aber — da sind so viele aber. Da sieh," er zählte an den knochigen, zitternden Fingern: „Erstlich bist du arm wie eine Kirchenmaus, trotz deiner Geschicklichkeit — zum anderen bekommt die Nase, wenn's Gott will, einmal einen erklecklichen Haufen Geld, was also nicht zusammenpaßt — zum dritten läte mein Weib wie der Leibhaftig: — zum vierten würde man den alten Narren noch auslachen, wenn er den Streich machte, den du verlangst, und zum fünften kann ich noch lange leben und möchte mich wohl noch besinnen. Du tust mir leid, Hobelmann, aber es wird nicht gehen wollen!"

Er hustete lange und starrte vor sich hin.

Hobelmann — er hieß wirklich so und war auch einer — war noch bleicher geworden als sonst, aber seine Augen blühten und seine Erwiderung klang zuversichtlich, als er, auch an den Fingern zählend, rasch antwortete:

„Ich habe auch Gründe, die freilich anders lauten, als die Euren, und Ihr werdet sie noch einmal hören müssen, denn gelesen habt Ihr sie schon. Erstens ist mir Nase aus Herzensgrund gut, so gut wie ich ihr bin; zweitens muß ich eine Hausfrau haben, denn meine Mutter ist alt und herbstet stark; drittens würde mir Nasens Gift die Welt aufstun für mein anerkanntes Talent; viertens werdet Ihr doch noch ein wenig Meister sein im eigenen Hause und fünftens habt Ihr noch ein Herz für die Mitmenschen fürs eigene Kind und das alles wird doch stark genug sein, Eure Scheingründe auf einmal tot zu schlagen!"

Er erhob sich, und es war fast, als ob er hier war zu befehlen hätte.

Das alte Männlein maskierte seine Verlegenheit durch einen Hustenanfall, der diesmal nicht natürlich war, und schien die Knöpfe seiner Sammetweste zu zählen. Nach längerem Besinnen sagte er etwas Hehllos:

„Du hast gut reden, Hobelmann, Du bist jung, geschickt, heißblütig und verliert — alles miteinander; aber so etwas wichtiges läßt sich nicht übers Knie abbrechen. Man tut eben in der Welt sonst das Gleiche zusammen und nicht das Ungleiche und —“

„So — also darauf läuft es immer wieder hinaus?“ unterbrach ihn mit zornigem Schmerz der Werber. „Es geht alles nach Schablone meint Ihr, nach Maß und Winkel, wie wir Hobelmannen sagen. Mein Vater — Gott hab' ihn selig! — hat auch so gerechnet. Er hat in meinen jungen Tagen zu mir gesagt: „Ich bin ein Schreiner, also muß Du auch einer sein und bleiben! So meint der Alltagsmensch, aber grundfalsch ist diese Meinung.“

Dornfried hatte ihm wie verständnislos zugehört und neigte an seiner Wette. Dann erwiderte er fast ängstlich:

„Du redest einen geradezu nieder und ich kann Deine Redensart nicht fassen. Du hast vielleicht Recht, aber ich verstehe Dich nimmer und die Liebe hab' ich nie verstanden. Ich will Dir nur eins noch sagen, denn das Reden geht mir heute ganz besonders hart.“

„Ich will mit meiner Art reden über die Sache, und wenn sie wahr wird, sage ich am Ende ja und Amen; ich will in meinen Tagen den Frieden haben. Es ist am Ende nicht so gefährlich, wie ich's ansah. Du bist gesund und tätigt, geschickt und von großem Talent und mit meinem Reichtum — er sah ängstlich nach der Tür — ist es gerade auch nicht so großartig, wie man meint. Kurzweg, wie wollen denken, es sei nicht Ja und nicht Nein!“

Er atmete schwer auf und legte sich wie gebrochen in den Armstuhl zurück.

„Es ist doch wenigstens etwas," meinte aufatmend der Freier, „freilich wenig genug. Aber —“

Ein heftiger Hustenanfall des Alten unterbrach ihn. Die Brust des Kranken röchelte förmlich und er schlug die Arme wie hilflos auseinander. Schnell richtete ihn Hobelmann auf.

Mit gläsernen Augen sah ihn Dornfried an, und als er allmählich zum vollen Bewußtsein kam, schien er in ein tiefes Nachdenken zu versinken und sagte endlich mit zitternder Stimme:

„Da drinnen" — er zeigte auf die Brust — „ist etwas los und wie gesprungen. Es könnte am Ende doch sein daß ich kränker bin als ich meine.“

„Sollte ich bald forttauschen," fuhr der alte Dornfried zu Hobelmann fort, „so denk freundlich an mich; rede mir gut,

wenn die Leute über mich schimpfen und — mach' mir den schönsten Sarg, den Du fertig bringst mit Deiner Kunst. Ich bin in einer zerbrochenen Wiege gelegen und möchte wenigstens das letzte Bett schön haben.“

Hobelmann nickte stumm und ehrte still die Marotte des Mannes, der sich zerschunden hatte: im Sklaventum des Rammons.

Dornfried aber zog aus der Westentasche mit zitternden Fingern ein Papier und gab es hastig dem jungen Manne:

„Da nimm! Ich hab' heute das Lotterielos gekauft; meine Alte hat es freilich nicht leiden wollen. Denk es sei ein Erbe von mir, wenn ich ins Grab gehe. Es hat die heilige Zahl 7. Vielleicht bringt es Dir Glück —“

„Und Euch kostet es nicht viel," hätte Hobelmann gern gesagt, aber er wollte den Vater den Erkorenen nicht kränken, sagte seinen Dank und legte das Los auf die Offenbank, weil ein neuer Hustenanfall des Kranken seine Hilfe erbeischte. Er bettete ihn bequemer und legte ihm ein Sofaissen unter.

Unterdessen klopfte es und das bekannte: „Zwei arme Reisende bitten um einen Zehrpennia" — wurde durch die halboffene Tür gemurmelt.

„Ich will sehen, ob ich was habe, sagte Hobelmann und zog die kleine Perlenbörse hervor, die ihm Nase heimlich geklaut hatte. Es waren noch einige Pfennige darin, und er streckte sie den beiden Handwerksburschen entgegen, die jetzt auf der Schwelle standen, denn sie hatten ja die Kupfermünzen klingeln hören.

„Gottes Dank!" sagte der eine, der einen langen, fuchsröten Bart trug. „Ein der Tausend" — setzte er rasch hinzu — das ist ja der Hobelmann, und wie es scheint, ist er ein reicher Mann geworden!"

„Aha, er kennt die Spitznamen noch!" sagte der kleine, zwerghafte Begleiter des Noten. Und die drei Wander- und Arbeitsbrüder schüttelten sich die Hände. Sie sungen an, von der Vergangenheit zu reden, von der Misgunst des Schicksals und von der dunklen Zukunft.

„Hast keine Arbeit für uns?" fragte der laue Barbarossa.

„Habe für mich selbst keine," antwortete Hobelmann mit trübem Lächeln.

„Wirst auch keine brauchen," meinte der kleine Kauz, der früher den Lustigmacher gespielt hatte; das ganze Heimtöfen sieht darnach aus. Dein Schwiegervater he? Und ah — da liegt ja wohl ein Talerchein — gib uns wenigstens den!"

Er langte nach dem Lose.

„Es ist nur ein Lotterielos," sagte Hobelmann etwas verächtlich, „ich habe es geschenkt bekommen, sonst könntet Ihr es haben.“

„Daß Du es nicht wieder verschenkst!" stöhnte jetzt Dornfried mit seiner erlöschenden Stimme. „Ich habe es Dir geschenkt, daß es Dir Glück bringen soll. Lieben lassen, es ist ein Erbe!"

Schmeratmend sank der Alte wieder zurück.

Etwas erstaunt betrachteten die Rechtsbrüder den eigenfinnigen Kranken und sahen dann wieder das bunte Stück Papier an.

„Om, ja, Nummer 7," sagte gleichgültig Barbarossa. Ein Taler wäre mir doch lieber. Glück zu!"

Die Burschen legten das Los wieder hin, und Hobelmann steckte es in die Tasche. Dann — da Dornfried immer wieder wie abwehrend mit der Hand winkte — verabschiedeten sie sich rasch und Hobelmann wünschte ihnen schwermütig „glückliche Reise." —

Er war früher glücklicher gewesen in der Fremde, als in der armen Heimat, wo er nur Not gefunden und Herd.

Bald kamen auch Dornfrieds Frau und die Nase von einem Ausgang: zurück und seines Weibens war nicht mehr. Die alte hagere Frau mit den stehenden Augen sah ihn unerblickt zornig an und die sanften braunen Augen Nasens vermochten den Drohblick nicht das Gegengewicht zu halten.

Seine wehmütigen Blicke ruhten ein Weilschen auf der holden Gestalt, dann drückte er dem Vater, der noch verschrumpfter und kränker aussah, als vorher, die Hand und ging.

Einige Kameraden, die ihn abends besuchten, zeigten er das Los als Neugierde, denn die Lotterien waren damals erst aufgekomen; dann legte er es in das abgerissene Gebetbuch der alten Mutter und dachte nicht weiter daran.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 44.

Düsseldorf, den 4. November.

1906.

Inhalt: Evangelium zum zweiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Die Gleichnisreden Jesu. II. — Die katholische Mission vom hl. Geiste in Deutsch-Neuguinea. — Der Nobelmann.
(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zweiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXII, 15—21.
„In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Jesum in einer Rede fangen könnten. Und sie schickten ihre Schüler mit den Herodianern zu ihm und sagten: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und den Weg Gottes nach der Wahrheit lehrest, und dich um Niemanden bekümmerst; denn du siehst nicht auf die Person der Menschen, sage uns nun, was meinst wohl du: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht? Da aber Jesus ihre Schalkheit kannte, sprach er: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Zeiget mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und Ueberschrift? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Die Gleichnisreden Jesu.

II.

Es war in den letzten Lebenstagen Jesu. Die erbitterten Feinde Jesu in Jerusalem waren besonders geschäftig und tätig, um eine Ursache zur Anklage wider Ihn aufzufinden; und weil alle derartigen Versuche bisher vergeblich gewesen, so schien nur noch ein Weg übrig zu sein: die Verdächtigung Jesu bei den weltlichen Machthabern. Freilich hatte sich in den Reden und in dem ganzen Auftreten Jesu seither nichts gefunden, womit man eine derartige Verdächtigung hätte begründen können; allein die freimütige Art, mit welcher der Gottmensch Seine Lehre vortrug, ließ Seine verblendeten Gegner hoffen, Er werde sich auch einmal zu einer Aeußerung hinreißen lassen, die sie für ihre Zwecke benutzen könnten. So ließen sie es ihrerseits dann an nichts fehlen, dem verhassten „Nazarener“ eine solche Aeußerung zu entlocken. Das heutige Evangelium liefert hierfür einen sehr interessanten Beleg: sie legen dem Herrn die verhängliche Frage vor, ob das auserwählte Volk mit gutem Gewissen dem heidnischen Kaiser in Rom Steuern und andere Abgaben zahlen dürfe, — ob also dadurch die Erwählten Jehovas sich nicht zur Knechtschaft unter einen ausländischen, heidnischen Machthaber herabwürdigten? In schlichten, einfachen Worten berichtet uns der Evangelist über die bewunderungswürdige Weise, in der unser Herr der Tücke Seiner Feinde begegnet: Er gibt ihnen eine Antwort, die weder das Entpfänden des Volkes verlegt, noch den Rechten der römischen Oberherrschaft zu nahe tritt. — „Gebet dem Kaiser (sagt Er), was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!“

Beschämt gingen die Fragesteller von dannen. Wie oft war ihnen dasselbe begegnet, lieber Leser, wenn der Herr ihnen und ihren Gesinnungsgenossen in Gleichnisreden und Parabeln ihre Heuchelei und Lieblosigkeit, kurz, ihr verwerfliches Leben vorgehalten hatte!

Nehmen wir also die abgebrochene Betrachtung über diese eigenartige Lehrweise unseres Herrn wieder auf!

Das Wort „Parabel“ entstammt der griechischen Sprache. In den Evangelien — denn damit haben wir hier es ja nur zu tun — bezeichnet es ganz allgemein jede dichterische Rede, soweit deren Grundcharakter eine Vergleichung ist; deshalb gehören hierher auch kurze „Denksprüche“ (Sentenzen), die, von irgend einer Ähnlichkeit oder Vergleichung ausgehend, die Bedeutung einer Vorschrift oder Ermahnung enthalten: z. B. wenn der Herr sagt: „Niemand legt ein Stück von einem neuen Kleide auf ein altes Kleid“ (Luk. 5, 26.). Und weil derartige Sätze oft sprichwörtlich werden, so bedeutet Parabel auch geradezu „Sprichwort“; z. B. wenn der Herr sagt: „Keiner gilt als Prophet in seinem Vaterlande“ (Luk. 4, 24.). Wenn nun trotzdem von „Gleichnisreden“ und „Parabeln“ gesprochen wird, obwohl diese Ausdrücke sich eigentlich decken, so geschieht das nicht ohne Grund: mit der „Gleichnisrede“ will man dann die weiter ausgeführte Rede bezeichnen, — mit dem Ausdruck „Parabel“ dagegen einen kurzen Denkspruch oder ein Sprichwort.

Vielleicht ist es nicht überflüssig, hier ein Wort anzufügen über die Fabel, die mit der Parabel eine gewisse Verwandtschaft aufweist. Die Fabel ist mit ihr verwandt, aber auch wieder wesentlich von ihr verschieden: verwandt sind sie insofern, als beide eine nicht wirklich geschahene (fingierte) Begebenheit als wirklich geschehen erzählen und eine Belehrung zum Zwecke haben, — verschieden aber sind sie, insofern als 1. die Fabel ihren Stoff aus dem Natur-, besonders aus dem Tierleben entnimmt, die Parabel dagegen nur aus dem Menschenleben, und aus der Natur nur insofern, als sie zum Menschen in Beziehung steht; — 2. sie sind auch insofern sehr von einander verschieden, als die Fabel nur gewöhnliche Klugheitsregeln, die Parabel aber höhere, sittlich-religiöse Wahrheiten veranschaulichen will.

Wie ist es denn nun zu erklären, lieber Leser, daß unter den Lehrvorträgen unseres Herrn, welche die Evangelisten uns aufbewahrt haben, gerade die Parabeln uns alle, Kinder und Erwachsene, Gebildete und Ungebildete, am meisten entzücken und darum bei der Verlesung des Evangeliums an Sonn- und Festtagen mit besonderer Vorliebe angehört werden? Abgesehen davon, daß es „die ewige Weisheit“ ist, die uns da in unnachahmlicher Weise belehrt, ist hier die Tatsache zu berücksichtigen, daß die uns umgebende Natur und unser Geistesleben nicht unvermittelt einander gegenüberstehen, sondern vielmehr beide von einem höheren Gesetze durchdrungen und zu einer höheren Einheit zusammengefaßt sind, so daß die Dinge der irdischen Ordnung anzusehen sind als Abbilder der Gesetze des Geistes: das Natürliche ist ein Bild des Uebernatürlichen.

Während uns aber die Evangelien unter den Reden Jesu einen wunderbaren Reichtum von Gleichnisreden

und Parabeln bieten, finden wir nie und nirgendwo die Fabel vertreten. Ja, die ganze hl. Schrift meidet dieselbe gänzlich; und an den zwei Stellen des Alten Testaments (Buch d. Richter 9, 8—15 u. B. d. Könige 14, 9), den einzigen Stellen, die eine Fabel bringen, ist leicht zu ersehen, daß der heilige Verfasser nur berichtet, was ein Anderer in der Redeform einer Fabel gesagt hat. Diese Tatsache, daß nämlich die hl. Schrift überhaupt auf die Anwendung der Fabel ganz verzichtet, läßt sich leicht erklären. Denn so sehr die Parabel geeignet ist, um Wahrheiten des religiösen Lebens in anschaulicher Weise zu erläutern, so ungeeignet ist dazu die Fabel: Handlungen nämlich, die Vernunft und Willensfreiheit zur Voraussetzung haben, unvernünftigen Geschöpfen zuzuschreiben, wie die Fabel es bekanntlich tut, — das verträgt sich offenbar nicht mit dem Ernste des Wortes Gottes; denn da bedient man sich einer Freiheit, die der Würde des menschlichen Geistes meistens nicht genügend Rechnung trägt und darum mit der hohen übernatürlichen Stellung, welche die hl. Schrift dem Menschen zuweist, sich nicht verträgt.*)

Wie ganz anders verhält es sich in dieser Hinsicht mit den Parabeln, wie sie uns in den Evangelien begegnen! Sie gleichen — sagt der geistvolle Kardinal Wiseman — einem schöngewebten Bilde auf gewürfelter Leinwand, das aus kleineren, reich kolorierten Bildern besteht, von denen jedes einzelne in sich selbst schön ist, aber in das nächste Bild übergeht, während in der Mitte — um unseren Vergleich festzuhalten — ein volleres und vollendetes Bild wie in einem kostbaren Rahmen eingeschlossen ist. Da findet sich kaum ein Satz, der das wäre, was wir „Prosa“ nennen; jeder Gedanke ist in eine sinnreiche, sprichwörtliche und leicht zu behaltende Form gekleidet; oder es ist schöne und vollkommene Ähnlichkeit oder Vergleichung mit Naturgegenständen oder gewöhnlichen menschlichen Gebräuchen, was die Lehre vertraulich macht und ihr im Herzen und im Gedächtnisse einen festen Halt gibt. Er, der so redete, war eben der Behrer der Behrer! S.

* Die katholische Mission vom Hl. Geiste in Deutsch-Neuguinea.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Auf den sechs Stationen haben die Missionen junge Leute von fast zwei Duzend verschiedenen Sprachen und Stämmen, und im Ganzen sind alle geistig achtungswert beanlagt. In der Schule auf Tumlou allein sind Kinder von neun verschiedenen Sprachen. Der Unterricht wird fast nur auf Deutsch erteilt. Mit ganz wenigen Ausnahmen lernen die Schüler überraschend leicht und schnell und deutsch sprechen, lesen, schreiben, benehmen sich bald anständig und greifen neue Dingen meist recht geschickt und lebendig auf. Ebenso erwerben sich die größeren Jungen in kurzer Zeit früher ganz ungelante Fertigkeiten, sowohl in Land-, Garten- und Häuserbau, als auch bei maschinellen Anlagen und Einrichtungen. Hier nur ein Beispiel.

Wegen der häufigen Erdbeben sind die Missionen gezwungen, die Häuser und Kapellen etc. von Holz zu bauen, welches letzteres in Australien sehr teuer ist. Um nun die fortlaufenden großen Holzrechnungen zu vermeiden, haben sie zu Ende 1906 ein von Escher in Altdorf geliefertes kleines Sägewerk aufgestellt, das nebenbei bemerkt vorzüglich funktioniert. Als die Lokomobile, ebenfalls von Escher, und die übrigen Maschinen am 5. Dezember zum ersten Male in Bewegung gesetzt wurden, waren alle die Arbeiter sprachlos vor Staunen und Bewunderung, jarr und wie versteinert standen sie da. Aber der Baum währte nicht allzu lange. Schon bald hatten die Missionen wenigstens den äußeren Vorgang des Werkes sehr gut begriffen und leisteten die nützlichsten Dienste. Beispielsweise bekam der Maschinist, Bruder Valdemor am 1. Februar dieses Jahres wieder einmal Fieber, das ihn zwang, gegen 10 Uhr morgens das Bett aufzusuchen. Das Sägewerk konnte aber nicht desto weniger wie auch sonst weiter gehen. Ein Junge aus dem Busch, der früher gar keine Schulbildung gewonnen, aber seit etwa Mitte Dezember 1906 Maschinisten-Gehilfe gewesen, übernahm nun allein die Leitung der Lokomobile, setzte sie in Gang und zur Ruhe, hielt Dampf und Was-

ser in richtiger Höhe und besorgte alles mit verständiger Umsicht und in bester Ordnung. Für den Notfall war freilich auch ein Europäer in der Nähe, jedoch wurde dessen Mitwirkung nicht in Anspruch genommen.

Ähnlich geht es mit den andern jungen Leuten. Sie begrüßen jeden Fortschritt mit Lust und Liebe. Die helle Freude strahlt ihnen vom ganzen Gesichte, wenn es ihnen gelungen, eine neue schwierige Aufgabe glücklich gemeistert zu haben, wofür ihnen dann gerne ein freundliches Wort der Anerkennung zu teil wird. Denn wie die Pflanzen zum kräftigen Wachsen vor allem viel Sonnenschein bedürfen, so werden auch nur eine echt gesunde Christenliebe sowie das opferbelebte und opferbelebende Beispiel es vermögen, die schlummernden vorzüglichen Geistesgaben dieser Völker zu wecken und gedeihlich zu entwickeln.

Demnach können die vorerwähnten mannsfachen Ausschreitungen ungezügelter Willkür in diesem geschlossenen Lande weder überraschen noch abschrecken. Ueberall in der Welt und namentlich in der Wildnis gibt es Leute genug, die nur durch Furcht vor Strafe sich zügeln lassen. Oder wie würde es selbst in christlichen Gegenden aussehen, wenn nicht die Polizei mit kräftiger Hand fortgesetzt für Ordnung sorgte? Nach unsern bisherigen Erfahrungen möchte man glauben, daß es bei der großen Zersplitterung der Stämme wie auch wegen ihrer Empfänglichkeit für alles Gute und Nützliche auf lange Zeit wohl keiner schweren Anstrengung und großer Opfer bedürfe, um die gelegentlichen Auswüchse der Leidenschaften und schädlichen Gewohnheiten niederzuhalten, und Ruhe und Sicherheit, die unerlässliche Bedingung einer günstigen Entwicklung anzubahnen. Wenn es bei Unterdrückung des schädlichen Unkrautes der unsichtbar Augen und mild kräftigen Verwaltung von den verschiedenen Zentren aus gelingt, wie mit Grund zu hoffen steht, den allgemeinen Landfrieden und die Verkehrsfreiheit fest zu begründen und immer weiter auszubreiten, wenn die Inländer ihrerseits die hergestellte Ruhe, Ordnung und Sicherheit vor feindlichen Übergriffen als wohlthuende Segnungen einer christlichen Regierung erkennen, schätzen und lieben lernen, dann dürfte unter dem Schutze der Gerechtigkeit eine hoffnungsvolle Volkswirtschaft allmählich ihren Einzug halten, deren gewinnreiche Früchte alle aufgewandten Mühen und Opfer früher oder später mit hohen Zinsen lohnen können.

Im Jahre 1848 kamen Patres Maristen als die ersten Missionare, für diese Gebiete von der Insel Budlak nach der Insel im Angesichte Neuguineas und gründeten hier eine Station. Doch schon am 18. Juli desselben Jahres erlag Bischof Colomb den Strapazen und Entbehrungen, und wenige Tage nachher starb auch P. Villien daselbst. P. Tremont war jetzt allein und lehrte nach Budlak zu seinen Brüdern zurück.

Nach vierjähriger Unterbrechung machten die Missionen von Mailand 1852 einen abermaligen Versuch, die Bewohner von Ruf zum Christentume zu bekehren. Aber wie die Maristen so litten auch ihre Nachfolger vor allem an dem Mangel an Schiffsverbindung, welche ihnen gewiß manche Schwierigkeiten wesentlich erleichtert hätte. Dazu kamen das unwirkliche Klima wie auch die Feindseligkeiten der Insulaner, von denen der P. Mazzucconi im Jahre 1855 ermordet wurde. Damit war hier vorläufig die Missionstätigkeit erloschen.

Im Jahre 1882 übernahmen die Herz Jesu-Missionare von Jhouldun (Siltup) diesen großen Weinberg und entfalteten in Neupommern eine segensreiche Tätigkeit. Jedoch war das Arbeitsfeld noch zu weit ausgedehnt, so daß der deutsche Teil von Neuguinea noch immer keinen Missionar erhalten konnte. Deshalb übertrug die Propaganda im Jahre 1896 dieses bis dahin noch gänzlich unbebautes Gebiet der Obhut der Gesellschaft des göttlichen Wortes von Stehl.

Unser Zeitalter der Statistiker ist gewohnt, alles lediglich nach kalten Zahlen, oder Pferdebekräften zu beurteilen. Nach der letzten Zählung hatten die Missionen 840 lebende Getaufte, und ihre acht Schulen wurden von 870 Kindern besucht. Inzwischen mag die Zahl der Getauften 900 und die der Schüler 450 erreicht oder überschritten haben. Nachdem im August vorigen Jahres 14 neue Kräfte angelangt sind, beläuft sich das Missionspersonal jetzt auf 14 Patres, 12 Minder und 18 Schwestern, welche auf sechs Hauptstationen verteilt sind.

Durch die Entwicklung der Verhältnisse hat es sich gefügt, daß die sechs Stationen auf die drei Bezirke 1. Berlinerhafen, 2. Monumbo — Bogia dem Bullan gegenüber und 3. Alexishafen in der Astrolabe Bai verteilt sind. Somit umspannen wir bereits eine Kasse von 500 Kilom. Länge (etwa wie von Köln bis nach Berlin). Auf dieser Strecke gibt es zahlreiche und starke Stämme und fast alle sind mit der Mission mehr oder weniger bekannt. Wohl nirgends ist man den Missionen feindlich gesinnt. Ueberall sind sie willkommen und freundlich empfangen, womit indes das stolze Selbstgenüge und der gewöhnliche Argwohn der Heiden jedem Fremden gegenüber noch

*) Vgl. Jungmann, Theorie der geistl. Verantwortlichkeit, I. S. 217 ff.

nicht ausgerottet sind. Panzerrois haben sie bei den Leuten bereits in hohen Grade Achtung, Liebe und Vertrauen gewonnen, so daß sie jedesmal dringlichst gebeten werden, bei ihnen zu bleiben und sie in der Religion zu unterweisen. Fehlen demnach die Mittel nicht allzu sehr, so können sie den langjährigen Ditten dieser Stämme endlich entsprechen, und recht bald eine hübsche Anzahl Stationen gründen, welche in angemessenem Maße den nächsten Segen verbreiten.

Das Hauptaugenmerk ist stets auf die Schulen gerichtet. Alle Missionare sind eifrig bemüht, dem Inländer, vornehmlich den Kindern einen möglichst gründlichen religiösen Unterricht angedeihen zu lassen. Wir dürfen wohl sagen, daß diese Bestrebungen dank der Hife von oben, bisher über Erwarten von Erfolg begleitet waren. Ist also die äußere Erscheinung des Wertes noch klein und gering, so beruht es immerhin auf gesunder Grundlage: Gebet, sorgfältigen Unterricht und Arbeit, und diese Mittel haben sich zu allen Zeiten als die geeignetsten und sichersten Faktoren für die Einführung des christlichen Lebens bewährt. Das noch unscheinbare Pflänzchen wurzelt in tiefgründigem fruchtbarem Boden und hat bereits weit verzweigte und lebenskräftige Sprossen getrieben. Und wenn die Bewohner dieses von der Natur so reich gesegneten Landes sowohl vorzügliche Geistesanlagen als auch vielfach große Empfänglichkeit und ein aufrichtiges Verlangen nach dem Heile zeigen, so darf man die Aussicht in die Zukunft wohl als eine freudige und hoffnungsvolle bezeichnen.

Die Missionare begannen bald nach ihrer Ankunft 1896 mit Errichtung von Schulen, um sowohl gute Christen als auch allmählich inländische Hilfskräfte heranzubilden. Nunmehr haben die Umwohner der Stationen den Nutzen der Schulen schon recht gut erfährt und der Schulbesuch gilt für die Kinder in der Regel als eine selbstverständliche Leistung. Im Anfang aber war es mindestens ebenso selbstverständlich, daß die freizeittlichen A. A. C. Schützen lieber im Busch und Wald dem Bergmagen nachjagten, als zwischen vier Wänden sich mit fremdländischen Hieroglyphen sich langweilten und abmühten.

Außer den bekannten Tropenkrankheiten besteht eine der Hauptschwierigkeiten für die Mission in der wahrhaft erstaunlichen Verklüftung der Sprachen. Wie bereits erwähnt, gibt es auf den Stationen Leute von etwa zweihundert Sprachen, die untereinander wenigstens so verschieden sind als holländisch und deutsch, zumeist aber erheblich weiter von einander abweichen. Sämtliche Sprachen sind zwar reich an Sachnamen, aber sehr arm an Begriffsnamen, überhaupt wenig ausgebildet und gar nicht weit verbreitet. Auf 800 Seelen kommt oft eine Sprache, und 500 bis 600 dürfte vielleicht als Durchschnittszahl gelten.

Wenn die Missionare auch den Leuten die notwendigen Glaubenswahrheiten und Gebete in ihrer eignen Mundart erklären, so bleibt es doch eine gänzliche Unmöglichkeit, in jeder Sprache eingehenden Schulunterricht zu erteilen, Bücher zu drucken, eine Literatur zu schaffen etc. Nur eine einzige heidnische Sprache ordentlich auszubilden, zu christianisieren, zu einer förderlichen Trägerin unserer Religion und Kultur zu machen, ist eine Aufgabe, welche Jahrhunderte erfordert, was man z. B. leicht am gegenwärtigen Stande der chinesischen Sprache erkennen kann.

Damit trat die Notwendigkeit einer Einheitsprache für die Missionare auf das deutlichste zutage. Es handelte sich nur noch um welche? Zu Ungunsten jeder inländischen Mundart standen die engen Grenzen ihrer Gebiete wie auch die Tiefe ihrer Entwicklung. Bei Einführung einer christlichen Kulturprache hingegen war es unvergleichlich leichter und einfacher, die nötigen Schulbücher und sonstige Lektüre im Ueberschuß zu erhalten. Dieser hoch wichtige Punkt fiel um so nachdrücklicher in die Waagschale, weil sich die Schwierigkeiten für die Neuguineer nicht wesentlich vermehren, ob eine fremde oder einheimische Sprache eingeführt wird. Auf jeden Fall haben doch weitaus die meisten ein fremdes Idiom zu lernen. Und wenn 99 eine neue Sprache lernen, so darf man ruhig schließen, daß der hundertste das auch noch meistert. Weil aber dies eine deutsche Kolonie, so war damit auch unsere Muttersprache zur Einführung gegeben: für den Missionar zugleich der angenehmste und leichteste Weg.

Für den Anfang schien indes die Verwirklichung dieses Gedankens noch mit reichen Schwierigkeiten verbunden zu sein. Das Pidgeon Englisch hatte sich schon zu viele Freunde erworben. Nach einer mehrjährigen Erfahrung aber dürfen wir jetzt wohl sagen, daß Gott den Missionaren bei diesem Beginnen seinen reichen Segen verliehen hat. Die Kinder, teilweise auch die Erwachsenen lernen jetzt gerne Deutsch und fangen bald an es auch zu gebrauchen. Mit Ausnahme der Religionsstunden einiger Partien wird der ganze Unterricht, wie bereits erwähnt, von Anfang an in deutscher Sprache erteilt. Von auswärtigen Schülern wird die erste Zeit ausschließlich der Erlernung des Deutschen gewidmet. Allmählich

folgen Lesen, Schreiben, Gesang, Religion, biblische Geschichte, Rechnen. Alle Kinder der verschiedenen Stämme zeigen durchgängig gute Anlagen und entwickeln sich trefflich. Mit Ausnahme des Rechnens, das sich im allgemeinen keiner besonderen Beliebtheit erfreut, brauchen die Schüler der höheren Klasse vor europäischen Kindern gleichen Schulalters kaum zurückzustehen. — Sind unsere Deutschen auch noch nicht sogleich muthewillige Tugendhelden, so kann man doch allgemein den tiefen, nachhaltig wirkenden Eindruck beobachten, welchen die großen religiösen Wahrheiten vom Tode, Gericht, Himmel und Hölle auf die Gemüter zu machen pflegen. Das Betragen wird von Monat zu Monat ordentlicher wohlstandiger. Vor allem aber werden es harmlos fröhliche Kinder, die ernstlich nach dem Besseren streben. Es ist eine wahre Herzensfreude, wenn man nach längerer Abwesenheit wieder auf die einzelnen Stationen vornehmlich nach Tumelo kommt, und die guten Fortschritte der Schüler im Betragen und Lernen wahrnehmen kann.

Desgleichen beginnt die deutsche Sprache bereits eine große Zugkraft auszuüben. Jedes Stück Zeitungspapier wird aufgerissen, von dem Anfänger nach bekannten Worten sorgfältig abgesehen und von den größeren eingehend studiert. Kommen andere Deutsche hierher, so sehen die Kinder mit Staunen und Freude, daß sie mit all diesen fremden Leuten jetzt leicht verkehren können. So ahnen die Inländer mehr und mehr die großen Vorteile, welche ihnen die Kenntnis der deutschen Sprache in Aussicht stellt. Dadurch tritt auch immer klarer hervor, daß wir mit der besten Inlandssprache nicht im Entfernten schon so vortreffliche Erfolge wie vorstehend erwähnt, erzielt hätten.

In den Schulen lernen die kleinen und großen Katechumenen vor allem die Gebete und christlichen Heilswahrheiten, damit sie die Wege wissen wie sie ihre Seele retten können. Eine Hauptquelle aller Hindernisse für ein christliches Leben aber ist die leidige Trägheit und Lässigkeit. Arbeit ist das einzig durchschlagende Mittel, um die Wildheit der Sitten zu zähmen, die herrschenden Laster und grausamen Leidenschaften auszurotten und an deren Stelle christliche Sitten einzupflanzen, wachsende Ordnung und ein glücklich gesellschaftliches Leben aller fest und dauernd zu begründen. Denn Arbeit weckt den Wettbewerbs und schafft zugleich gemeinsame Interessen, welche Dörfer und Kreise näher aneinander rücken und inniger vereinen. Einem lebendigen Bande gleich umschlingt dann bald das Bedürfnis des gegenseitigen Schutzes die verschiedenen Stämme, um das mühevoll Errungene auch zu sichern und zu sichern. So ist Arbeit der unentbehrlichste Faktor zur Bildung christlicher Charaktere und zur festen Begründung eines gesunden gesellschaftlichen Lebens. Das Evangelium ist nicht bloß die frohe Botschaft der Armen und Verlassenen, sondern vor allem das Evangelium der Kraft und rüstigen Tätigkeit. (Schluß folgt.)

Der Hobelmann.

2. Sterben und Verderben.

In der armen Hütte des Schreiners, der fast ein Künstler war, wohnten nur dieser und seine alte hinfällige Mutter und die Not und der Kummer.

Der Weltgerichte war ein Ausbund von Geschicklichkeit in den feinsten Arbeiten und war nur auf den Notschrei seiner Mutter heimgekehrt, um das Geschäft seines dahingeschiedenen Vaters zu übernehmen.

Obgleich er der einzige Schreiner des Dorfes war, ging es doch abwärts mit seinen Verhältnissen. Die rohe Alltagsarbeit des Dorfes brachte nur wenig ein, und er tat sie auch nur widerwillig; zu besseren Möbeln hatte er kein Holz und kein Geld, denn die trostlose Lage einzugestehen, war er zu stolz. Auch sein „vornehmes Wesen“ wurde ihm sehr übel bemerkt, denn feinere Manieren, gebildete Sprache und eine gewisse Innahbarkeit für das Hohe werden in enge Verhältnisse immer als Stolz ausgelegt, und wenn nicht viel Geld ein Gegengewicht schafft, so ist man bald verachtet, bespottet und angefeindet. So ging es Hobelmann, und das machte ihn mit der Zeit misanthrop, herb und menschenfeind. Er stand nicht auf dem Boden, der für sein Naturell taugte, und ein Wurm fraß an seinem Jugendamte.

Nur zwei Menschen, aber besser zwei Gefühle hielten ihn aufrecht und auch zurück im Heimatdorfe: die Kindespflicht und die Liebe zu der schönen und gottesfürchtigen Mse.

Aber wo war Aussicht zur Verwirklichung ihrer Pläne? — Feinde ringsum, konnten beide sagen, der Ausblick in die Zukunft untröstlich.

Und das macht bleiche Wangen und schwache Herzen. So stand es, als seit dem Vierzehnten wieder einige Wochen sich abgeblättert hatten, im Hochsommer. Dornfried schien langsam zu erlöschen, während Habelmanns Mutter der Kummer und die schlechte Nahrung rasch aufrieden.

Nur selten noch sah sie mit ihrem alten Gebetsbuche an der alten Habelbank, die zugleich als Tisch dienen mußte, und lagte dem Ewigen ihr Leid. Das Lotterielos diente ihr als Merkzeichen und sie suchte es zuweilen zu entziffern, hatte aber keinen rechten Begriff von seiner Bedeutung. Es war eine einfache alte Frau mit engem Gesichtskreise, aber mit warmem Mutterherzen. Ihre Weisheit gipfelte in dem goldenen Spruche: „Bel' und arbeit', Gott gibt allzeit.“

Er aber schüttelte dazu mürrisch den Kopf. Arbeit hatte er keine und auf Beien hielt er nicht viel. Bald hatte er wieder etwas zu machen, aus leichtem Holze, aber mit schweren, tothwunden Herzen.

Eines Morgens war die Mutter aus ihrer engen Kammer nicht herausgekommen, nun, als er nach sie sah, lag sie tot und kalt in dem dünnen Bette und ihre Augen hatten keinen lebens- und liebevollen Blick für den Sohn mehr; aber sie schickte die Witbe gewiß wieder herab aus dem überreichen Himmel, der einzig reiche Pfanden hat für die Armen und Bedrückten.

Die gute alte Frau, die Mutter Habelmanns, war zwar unerwartet schnell, aber nicht unvorbereitet in die ewige Heimat gegangen; denn — gleichsam einer inneren Stimme folgend — hatt' sie am Morgen vor ihrem Todestage mit rechter Andacht gebeichtet und kommuniziert. Und dieser Umstand gewährte dem Sohne, obwohl er ein Grübler war, doch Trost in seiner Betrübnis.

Das Beste, was er hatte an Holz und Geschick, wandte Habelmann an den Sarg der Mutter und arbeitete einsam an ihrem letzten Haus, das schöner war, als es die arme Hütte für die Lebende gewesen. Auf der Habelbank lag noch der „Himmelschlüssel“ geöffnet, und er trug das alte, vergriffene Buch mit tiefer Nüchternheit zu dem wackeligen Wandschrank, wo er es einschloß.

Von dem Begräbnistage der Mutter an lebte er einsam und menschenscheu; er war sein eigener Koch, und es zalt ihm nunmehr als eine Art von Trost, daß niemand den vollen Umfang seiner Armut ahnte.

Das Bett der Mutter hatte er verkauft und schlief auf ein paar alten Säcken in der Ecke. Es war ein trübes, trauriges Dasein, und nur Iffe warf noch Strahlen in die Wolken seines Lebens mit ihren süßen Worten, die sie ihm zuweilen heimlich zuflüstern konnte.

Sie gab ihm den Rat, einmal ernstlich und entschieden mit der Mutter zu reden, denn des Vaters sei sicher, sagte sie.

Mit einer Art verzweiflungsvollen Mutzes wagte er es, als er Iffes Mutter allein in ihrem Garten sah, und mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit und tiefen Empfindung warb er um das Mädchen.

Sie hört' mit steinernem Gesicht zu, dann maß sie ihn langsam mit ihren strengen, kalten Augen von oben bis unten und erwiderte nachdrücklich:

„Das laß ein für allemal fahren, daraus wird nun und nimmer etwas. Mein Mann hat mir lehthin damit kommen wollen, aber ich habe ihm den einfältigen Kopf gewaschen. Mein Mädchen heiratet einen reichen Mann oder gar keinen, also laß die Klauen und bleibe beim Pollstrab!“

Damit wandte sie ihm den Rücken und ließ ihn in einer Stimmung stehen, die nicht zu schildern ist. Er sagte später, es habe wie mit hundert Messern in sein Herz geschnitten, und es wird wohl auch so gewesen sein.

Am gleichen Abend, als er stumpf und mit starren Augen an seiner Werkstatt stand, kam — ein Ereignis, das einzig war — Iffe mit verweinten Augen in sein armes, kahles Stübchen und sagte tiefgebeugt:

„Habelmann, eben ist der Vater gestorben, abgelöscht wie ein Licht. Du mußt ihm den Sarg machen, das Schönste, was es gibt. Er hat es oft gesagt, und ich habe es bei der Mutter durchgesehen.“

Er starrte sie sonderbar an, als ob er nichts begreife, aber nicht verwundert, denn er wunderte sich in seinem jetzigen Zustande über nichts.

Iffe aber sah trotz ihrer Tränen endlich einmal diese Armut und ihr weiches Herz krampte sich in Bitterkeit zusammen.

Mechanisch nahm er den Pollstrab und ging in Dornfrieds Haus. Er schaute nicht rechts und nicht links. Ohne Wort und ohne Träne nahm er das Maß von der Leiche und ging ohne Gruß von dannen.

Daher suchte er die letzten Bretter zusammen, die er finden konnte, und begann die Arbeit. Die halbe Nacht knirschte sein Hobel bei dem Scheine eines Talglüchtes und so den nächsten Tag und die nächste Nacht.

Die Goldbleiben und alles Zubehör ließ er — das erste Mal — auf Berg kommen und wunderte sich nicht einmal, daß er alles ohne Wiederrede bekam.

Die Hobelspäne bildeten kleine Hügel auf der alten Werkbank, und er schob sie mechanisch gegen die Männe, die an der Hinterseite derselben hinlief. Dabei murrten seine Lippen allerlei sinnlose Worte, nur die arbeitsgeübten Augen lachten in dem trüben Zwielichte wie mechanisch ihren Dienst.

Auf einmal richtete er sich auf. Sein grübelischer Geist hatte ihn zurückgeführt in die Vergangenheit, wo er die großen Städte und ihre Herrlichkeit geschaut. In die Stelle der Hängelampe trat ein flammendes Meer von Lichtsternen und er sah lebensvolle Bilder über die Bretter gehen, welche die Welt bedeuten.

Der damals auftauchende „Verschwender“ von Raimund kam ihm in den Sinn und er kam sich vor wie der arme Valentin, der in derben Versen seine Weisheit ausläßt. Auch Habelmann murrte vor sich hin, während ein schwer melancholisches Lächeln sein mageres und übernächtigtes Gesicht durchirrte:

„Da streiten sich die Leut' her um
Wohl um den Wert des Glücks,
Der zine heißt den andern dumm,
Am End' weiß keiner nit.
Oft ist der allerärmste Mann
Dem andern viel zu reich —
Das Schicksal legt den Hobel an
Und hobelt alles gleich!“

Der Sarg war fertig und das Pied Klang fast wie ein Motto auf denselben. Es war ein Bild zum Malen, der bleiche Schwarzmittige mit dem dumpfen Liede auf den geisterhaft das Licht des dürftigen Lämpchens seine ungewissen Strahlen schickte.

Er hatte noch den Hobel in der Hand, und es drängte ihn, laut mit Valentin auszurufen:

„Und kommt der Tod: Mein Valentin,
Komm, zier dich nicht und geh! —
Dann werf' ich meinen Hobel hin
Und sag' der Welt Wel!“

Er warf den Hobel weit von sich, raffte ein großes Bündel Späne zusammen und drückte es in das Stöpfende des Sarges als das letzte Kissen für den Toten.

Dann — es kam ihm wie eine Notwendigkeit oder etwas alltägliches vor — legte er sich mit halbgeschlossenen Augen in das enge Haus und zerdrückte das hölzerne Kissen mit seinem Haupt. Es überkam ihm eine lange nicht mehr gekannte Ruhe und es dachte ihm, das sei eben der rechte Platz für seinen abgegrühten Leib, eine passende Ruhestadt für die stürmenden Gedanken, die ihr Geleise verlassen wollten.

Er schlief endlich ein und erst als die Sonne aufging, erwachte er in seinem schaurigen Bette.

Ihm kam es übrigens gar nicht schaurig vor, nur wunderte er sich, daß er wieder aufgewacht, und stieg mit einem gewissen Gefühle der Unzufriedenheit aus dem Sarge.

Seine Gedanken waren nach dem ruhigen Schlummer und am lichten Tage wieder etwas geordneter. Er nahm den Sarg auf und trug ihn, von einer bewundernden Schar Dorfbuben gefolgt, in das Haus des Toten, legte den Entschlafenen sanft hinein, bettete sein Haupt auf das plattgedrückte Kissen.

Dann erschallten jene dumpfe Schläg: durch das Haus, die auch den Stärksten erzittern machen.

Die alte Frau stand stumm, sie nahm das alles als eine unabweidbare Notwendigkeit und dachte schon mehr an die Zukunft. Iffe weinte bitterlich und ergriff ohne Scheu vor den Anwesenden Habelmanns Hand und sagte mit fast erstarrter Stimme:

„Möge dir Gottes reicher Segen lohnen und ich“ — sie flüsterte dies — „bleibe mit treuer Liebe dir ergeben bis zum Sterben.“

Sollte wirklich Sterben und Verderben noch einmal an ihm vorübergehen? Er konnte nicht daran glauben, weil ihm das rechte Gottvertrauen fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 45.

Düsseldorf, den 11. November.

1906.

Inhalt: Evangelium zum dreißigsten Sonntag nach Pfingsten. — Die Gleichnisreden Jesu. III. — Die katholische Mission vom St. Geiste in Deutsch-Neuguinea. — Von einem russischen Großfürsten. — Der Nobelmann. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum dreißigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus IX, 18—26.
„In jener Zeit, da Jesus zu den Juden redete, sich, da trat ein Vorksteher (der Synagoge) herzu, betete ihn an und sprach: Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben; aber komm' und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben. Und Jesus stand auf, und folgte ihm sammt seinen Jüngern. Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahre am Blutflusse litt, trat von rückwärts hinzu, und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sein Kleid berühre, so werde ich gesund. Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: Tochter, sei getrost! dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an. Und als Jesus in des Vorkstehers Haus kam, und die Blüthenpieler und das lärmende Volk sah, sprach er: Weichet, denn das Mädchen ist nicht tot, sondern es schläft. Da verlachten sie ihn. Nachdem aber das Volk hinausgeschickt war, ging er hinein, und nahm es bei der Hand. Und das Mädchen stand auf. Und der Ruf davon ging aus in derselben ganzen Gegend.“

Die Gleichnisreden Jesu.

III.

Was hatte den Synagogen-Vorksteher Jairus bewogen, Jesum von Nazareth aufzusuchen, anbetend vor Ihm niederzufallen, Ihn in sein Haus zu holen, als den Erwecker vom Tode, den Lebensspender? — Als Vorksteher der Synagoge war Jairus verpflichtet, seiner Gemeinde an jedem Sabbat die heiligen Schriften vorzulesen und zu erklären: er kannte also die Weissagungen der Propheten vom verheißenen Messias. Hatte er den Ersehnten nun etwa gefunden, weil er bei Isaias gelesen hatte: „Seid getrost und fürchtet euch nicht; siehe! Gott Selbst wird kommen, um euch zu erlösen; und dann öffnen sich der Blinden Augen, und die Ohren der Tauben tun sich auf; den Tod verschlingt Er auf ewig; und der Herr wird abwischen die Träne von jedem Angesichte; denn so hat Er es verheißt!“? — Aber wie oft mochte Jairus diese und ähnliche Stellen aus den Propheten vorgelesen haben: Derjenige, an dem sie sich bis ins Kleinste erfüllten, stand in der Mitte seines Volkes und Jairus kannte Ihn nicht! Seine Amtsgenossen waren Schriftgelehrte, wie er; allein wir wissen ja, daß gerade die Schriftgelehrten dem Herrn sehr abgeneigt waren. Es liegt deshalb auf der Hand, daß Jairus auf einem anderen Wege für das Reich Gottes gewonnen werden mußte: das Unglück mußte sein Herz erweichen; Schmerz mußte seinen Stolz beugen; die offenbare Ohnmacht aller menschlichen Hilfe ihn zwingen, bei Jesus seine Zuflucht zu suchen: „Vielleicht hilft Er auch dir, der so vielen Anderen schon geholfen hat!“ — Wunderbare Fügung, lieber Leser! Das Sterben seines Kindes sollte dem Vater eine Erweckung zum Leben in Christo werden! Und so ist es ja überhaupt: die Welt zieht ihre Kinder

an sich durch Freuden, — Gott dagegen die Seinigen durch Leiden!

Nehmen wir nun unsere Betrachtung über die Gleichnisreden (Parabeln) wieder auf! Vielleicht interessiert es manche Leser, zu erfahren, in welcher Weise die uns überlieferten Parabeln in den 4 Evangelien aufgezählt sind: Matthäus überliefert uns 15 Parabeln (davon hat er 10 allein); Lukas hat 22 Parabeln (davon hat er 3 mit den beiden genannten Evangelisten gemeinsam; nur das Gleichnis vom Wachstum der Saat [4, 26—29] eignet ihm allein); Johannes endlich, der durchgehends nicht das wiederholt, was die vorgenannten drei Evangelisten schon berichtet haben, bietet 3 Gleichnisse, die nicht weitläufig ausgeführt sind, sondern mehr als einfache Vergleiche in den Rahmen längerer Reden des Herrn verschlungen sind.

Der aufmerksame Leser wird fragen, welche Auswahl denn die einzelnen Evangelisten unter den ihnen bekannten, zahlreichen Gleichnisreden ihres Herrn und Meisters getroffen haben. Die Frage läßt sich leicht beantworten, wenn man den Zweck in Anschlag bringt, den jeder der vier Evangelisten bei der Abfassung seines Evangeliums im Auge hatte.

1. Matthäus will den Christen aus dem Judentum beweisen, daß Jesus von Nazareth der verheißene Messias ist und das von den Propheten des Alten Bundes geweissagte Messianische Reich („das Reich Gottes“) begründet hat. Deshalb begegnen wir in seinem Evangelium so häufig dem Zusage: „Das aber ist geschehen, damit erfüllt würde, was gesagt worden ist durch den Propheten, der da spricht etc.“ Diesem Zwecke, Jesum als den verheißenen Messias zu erweisen, entsprechen sämtliche Gleichnisreden, die er in seinem Evangelium überliefert hat. 2. Markus verfaßte sein Evangelium bekanntlich in Rom unter den Augen des Apostels Petrus; sein Evangelium ist gewissermaßen das „Echo“ der Predigten des hl. Petrus an die Christen von Rom, die meist aus dem Heidentum waren. Markus will nun seinen römischen Lesern die Gottheit Jesu vor allem aus dessen Wunderthaten beweisen; deshalb bringt er in seinem Evangelium nur wenige Lehr-Reden Jesu und darunter nur vier Gleichnisreden; und von diesen vier Parabeln hat er drei — wie ja auch sonst vieles — mit Matthäus gemeinsam. Wahrscheinlich hat Markus, da er so wenige Gleichnisse des Herrn aufgezeichnet hat, auch in Anschlag gebracht, daß diese Lehrweise durch Gleichnisreden, die den Morgenländer entzückte und hinriß, dem nüchternen Römer jedenfalls weniger sympathisch gewesen wäre. — 3. Lukas, der unter den Augen des Völkerapostels Paulus sein Evangelium verfaßte, wird dabei von einem mehr universalen Gesichtspunkte geleitet: er gibt die Lehren des Herrn von der Bestimmung des Christentums für Juden und Heiden, von der Erlösung, der Wiedererneuerung

und Befestigung des ganzen Menschengeschlechtes. Nach diesem Prinzip hat er auch seine Parabeln ausgewählt: sie schildern die, alle Menschen, auch die Sünder und Heiden, umfassende Liebe und Barmherzigkeit Gottes; daneben auch die ernstesten, sittlichen Forderungen der christlichen Religion; in einer ganzen Reihe von Gleichnissen, die diesem Evangelisten allein eigen sind, ist das unverkennbar ausgeprägt. — Endlich 4. Johannes hat, wie oben schon gesagt, nur drei parabolische (vergleichende) Reden, aber keine eigentliche Parabel: er ist der Evangelist der Gottheit Jesu Christi, und kein Mensch auf Erden hat je in solch' geheimnisvoller Sprache das gleichewige Sein des Vaters und des menschgewordenen Sohnes ausgedrückt. So hat er uns denn auch alle jene Reden Jesu überliefert, die so klar von Seiner Gottheit, von Seiner Wesenseinheit mit dem himmlischen Vater u. sprechen. Dabei ist es interessant zu bemerken, daß gerade Johannes es ist, der in den Kapiteln 16, 25 und 29 seines Evangeliums andeutet, daß unser Herr gewöhnlich in Gleichnissen und Parabeln geredet habe, — und doch hätten wir, wenn wir nur sein Evangelium besäßen, kein rechtes Beispiel hiervon.

Hierin allein schon liegt aber der Beweis, daß der hl. Johannes bei der Abfassung seines Evangeliums wußte und voraussetzte, daß seine (ersten) Leser noch andere Berichte in Händen hatten, aus denen sie die Wahrheit und die Deutung dieser Anspielung ersehen konnten. Diese Stellen über die Gleichnisreden Jesu beziehen sich also mehr auf die anderen drei Evangelien als auf sein (des Johannes) eigenes Evangelium, und bilden so eines der feinen Glieder der wunderbaren Kette, welche die vier Evangelien umschließt und sie in gewissem Sinne als Einen Bericht erscheinen läßt. Mit einem Worte, lieber Leser, wir haben vier Evangelisten, aber nur ein Evangelium. S.

* Die katholische Mission vom Hl. Geiste in Deutsch-Neuguinea.

(Schluß.)

Nun ist zwar jede ernste Beschäftigung dem Müßiggange vorzuziehen. Gleichwohl aber bleibt selbst die angestrengte Tätigkeit oft genug weit davon entfernt, ihren erziehlischen Zweck vollständig zu erreichen. Dies ist der Fall, wenn der Inländer arbeitet nur weil er muß, oder weil er gewinnen will, aus Gier, Selbstsucht, mit Senzen oder gar mit Born. Ebenso wenig genügt eine bloß körperliche Tätigkeit, welche ihn kaum über die Maschine, oder das Tier erhebt, und wobei die geistigen Fähigkeiten verkümmern oder selbst vergiftet werden. Der ganze Mensch muß auf seine Rechnung kommen und sich harmonisch entwickeln. Als erstes Erfordernis für den Nutzen der Tätigkeit darf gelten, daß die im Heidentum geachtete Arbeit wieder zu Ehren und Ansehen gebracht werde. Denn niemand stellt sich gerne dauernd an den Schandpfahl. Ferner muß die persönliche Würde und Freiheit keinerlei Einfluß erleiden. Die hauptsächlichste und wirkungsvollste Quelle für den heilbringenden Einfluß der Arbeit ist indes nur damit anzubahnen, daß die Leute durch Wort und Beispiel angeleitet werden, aus Pflichtgefühl gegen Gott und den Nebenmenschen zu handeln. Und in dem Gedanken der Liebe, andern nicht lästig zu fallen und mehr Gutes zu wirken, würde endlich die Arbeit ihre höchste Ehre und edelstes Ziel, die lebendigste Kraft und ergiebigsten Segen verlangen. — Das große Gebot der Nächstenliebe, der Verusstreue in Erfüllung aller Pflichten auch den Nebenmenschen gegenüber, Friedensliebe, Gemeindefinn und die übrigen gesellschaftlichen christlichen Tugenden sind alle dem Arbeiter ins Herz zu pflanzen, und als neue treibende Lebenskraft in die Heimat mitzugeben.

Achtung und Liebe zur Arbeit und eine wetterbeständige Kultur ohne Gott, ohne Christentum bleiben sohin ewig Dinge der Unmöglichkeit. Christus ist unsere einzige Gnadenfontäne auch für die Kultur. Nur unsere hl. Religion ist imstande und wirksam bestrebt, diese armen Völker auf eine höhere Stufe zu erheben, zu würdigen Gliedern der Menschheit zu machen und dadurch vor allem ihre Seelen vor ewigem Verderben zu retten.

Daraus leuchtet ohne weiteres die außerordentlich große Tragweite der Aufgabe hervor, welche in religiöser und kultureller Hinsicht der Mission für die Entwicklung dieses ausgedehnten Landes zufällt. Denn solange das Christentum die wilden Gemüter nicht bezähmt, werden die Trübsaligkeiten

und hinterlistigen Nachstellungen der Inländer sowohl den Europäern manch empfindsame Verluste bereiten, als auch die Verwaltung zu endlosen Strafexpeditionen nötigen, welche die Bewohner vor der Kultur zurück scheuchen und vielleicht dem Untergange entgegen treiben helfen. Gelingt es aber diese lebenskräftigen, geistig reich begabten Völker noch rechtzeitig für unseren hl. Glauben und christliche Arbeit zu gewinnen, dann ist auch die beste Hoffnung vorhanden, daß sie auf der Sicherstellung ihres ewigen Heiles in wirksamster Weise zur Blüte unserer Kolonie beitragen werden.

Um die erwachsenen jungen Leute der verschiedensten Stämme nun zu nutzbringenden Beschäftigungen anzuleiten und allmählich mit unserer hl. Religion bekannt zu machen, haben die Missionare an drei Stellen: Berlinhafen, Bogia — Numbo und Alexishafen Missionsfarmen angelegt. Hier lernen die Leute ganz neue fruchtbringende Kulturen und damit zugleich die Bodenschätze allmählich werten und heben, welche überall in reicher Fülle unbenutzt da liegen. Es ist vor allem wichtig, daß sie auf diesen Stationen, frei und fern von heidnischen Aberglauben und andern schädlichen Einflüssen Ordnung und gutes Verhalten sehen und lieb gewinnen, die notwendigsten Glaubenswahrheiten erlernen und unter geregelter Arbeit zu einem christlichen Leben und Betragen angehalten werden.

Allmählich schreiten auch die Schüler soweit heran, daß sie ihre Landsleute auf den Missionsfarmen in den Heilswahrheiten weiter unterweisen können. Wenn die Arbeiter dann während der zwei oder drei Jahre, welche sie gewöhnlich bei den Missionaren bleiben, jede Woche mehrere Male Religion- und Gebetunterricht wie auch praktische Anleitung zur Übung christlicher Tugenden erhalten, dann dürfen die Anstalten sich wohl als die geeignetsten Katechumenaten erweisen, deren Einrichtung von der Propaganda in Rom auf das Dringendste angeraten wird. In anderen Missionen verweilen die Neuchristen in den Katechumenaten meist nur für einige Wochen, welche freilich ausschließlich dem religiösen Unterricht und der Vorbereitung auf guten Empfang der hl. Sakramente gewidmet sind. Eine Fülle des reichsten Segens hat überall die damit verbundenen Arbeiten und Opfer vortrefflich gelohnt. Deshalb dürfen auch wir wohl einen ähnlich guten Erfolg von solchen Einrichtungen erhoffen.

Mittlerweile sind die Bewohner mehrere Bezirke bereits durch die in die Heimat wieder zurückkehrenden Arbeiter auf den Empfang eines Missionars bestens vorbereitet. Die Leute können die Zeit nicht erwarten, wo bei ihnen eine Station und Schule errichtet wird, damit auch sie den Weg zum wahren Heile wandeln lernen. Wären nur die materiellen Mittel vorhanden, so wären dort schon längst Niederlassungen gegründet. „Die Felder sind also reif zur Ernte.“ Der Segen christlicher Arbeit ist schon jetzt gar nicht zu verkennen.

Auf den Farmen werden die Leute nun damit beschäftigt, den Urwald zu roden und nutzbringende Tropengewächse anzupflanzen. Die daraus erwachsenden Ertragnisse werden mit der Zeit hoffentlich einen hübschen Teil zur Bestreitung der hohen Kosten beitragen, welche die Missionsveranstaltungen in dieser Bildung erfordern. Aber dieser Vorteil ist gewiß gering zu nennen im Vergleich zu dem wertvollen Gewinn, den die Inländer daraus schöpfen. Tragen sie doch von hier aus eine ganze Menge neuer Ideen für den geistigen und materiellen Fortschritt, die kostbaren Keime eines frischen kräftigen Lebens mit in die Heimat zurück. Als helle Brennpunkte sowohl der Religion als der Kultur strahlen also die Missionsfarmen in Verbindung mit den Schulen das freundliche Licht des Evangeliums immer weiter ins Land hinein, und scheinen vorzüglich geeignet für den Bestand unserer Mission den göttlichen Nutzen zu stiften.

Ein mißlicher Mangel bei den bezeichneten Farmenanlagen besteht darin, daß die Naturpflanzen erst nach 8—10 Jahren genügend sicher eine lohnende Ernte versprechen, während sie von da an allerdings lang dauernde Ertragnisse liefern. Bietet die Einrichtung der gewöhnlichen Missionswerke: Gründung der Stationen, Schulen, Erziehungsanstalten etc. schon Schwierigkeiten genug, so wachsen die Anlagen und Kosten noch erheblich durch die Anlagen der Missionsfarmen.

Wollen die Missionare indes die Inländer zu etnem ordentlichen christlichen Leben anleiten, ihrem Streben eine dauernd feste und gesunde Richtung geben, wollen sie auch für den späteren Unterhalt der Schulen und Anstalten umsichtige Sorge tragen, so können sie die Missionsfarmen nicht entzagen. Die Leute aber wollen essen und gekleidet werden, die Arbeiter müssen bezahlt werden, denn der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Bei den teuern Preisen und hohen Frachtsätzen erfordern die Auslagen für Reisen und Unterhalt des ganzen Personals trotz sorgfamer Sparsamkeit doch große Summen. Während so die Ausgaben in raschem Tempo zunehmen, bleiben leider die Einnahmen dagegen allzu weit zurück.

Auf der andern Seite werden die Einladungen zur Gründung neuer Stationen immer dringender und der Zubrang zu den Anstalten ist in jedem Wachsen begriffen. Schon lange können die Missionare bei weitem nicht allen Willen und Anträgen nachkommen. Dem liebenden Herzen eines Missionars wird es fast unerträglich schwer, dem aufrichtigen Verlangen nach dem Heile dieser Armen noch immer nicht nachkommen zu können und jedesmal von neuem auf spätere Zeiten vertrösten zu müssen. Aber trotz dieser niederdrückenden Sorgen und trüben Aussichten auf Hilfe vertrauen die Missionare unentwegt auf denjenigen, der auch in kalten Wintertagen bei verschneitem Felde dem verachteten Spaten in liebevoller Fürsorge den Mittagstisch zu decken nicht vergißt. Ebenfalls leben sie der sicheren Zubericht, daß sich auch unter den Katholiken noch edle weitberzige Seelen finden, die ihnen gerne ihre hilfreiche Hand reichen, um teilzunehmen an dem dienstreichen Werke der Seelenrettung und Heidenbekehrung. Wer schnell hilft, hilft doppelt. Denn alles trägt die reichsten Früchte für Zeit und Ewigkeit.

o Von einem russischen Grossfürsten.

Ein in Gries weilender hoher russischer Staatswürdenträger sendet den „B. N.“ nachstehenden Artikel, den er aus einer Moskauer Zeitung entnahm und für dessen Richtigkeit er sich verbürgt.

Es war im Jahre 1875, als dem Großfürsten Michael, dem Bruder des allmächtigen Zaren aller Reußen ein Söhnchen geboren wurde. In der Taufe empfing es den Namen Sergius. Dem Kinde winkten bei der schwachen Gesundheit der zur unmittelbaren Thronerben der Primogenitur hohe Aussichten. War es doch vielleicht, falls die Sekundogenitur zur Regierung kam, selbst auserwählt, über die 130 Millionen russischer Untertanen, über das größte Land Europas zu herrschen!

Der kleine Sergius entwickelte sich prächtig: Er ward ein ausnehmend, schöner, prächtiger Knabe, der es als er heranwuchs, seinen Jugendgespielen in allen körperlichen Leistungen zuvorkam. Auf Wunsch des kaiserlichen Oheims, des Zaren Alexander 3. bekam er die sorgfältigste Erziehung und trat mit 15 Jahren als Kapitän in das Leibgarderegiment ein. Vom Zaren, dessen besonderer Liebling er war, mit Geld überschüttet, von Schmiedelern umworben und von der Hofgesellschaft vergöttert, verlor er doch nie die Herrschaft über sich und sein besseres Ich, sondern benutzte die ihm verliehene Macht und seinen enormen Reichtum, um Gutes zu tun und den Armen und Schwachen zu helfen, so viel er konnte.

Die Gnade und spezielle Zuneigung des Zaren zog ihm aber schon damals den heimlichen Haß und Reid der übrigen Mitglieder der Zarenfamilie und der Hofdamen zu. Als nun sein Beschützer, Zar Alexander 3., 1904 starb, wurde bald darauf dessen Schützling, der mittlerweile zum Oberst avanciert war, zur Disposition gestellt: Ein Vorgang, der einer Verbannung vom Hofe so ziemlich gleichkam.

Sergius begab sich nun auf Reisen ins Ausland und lernte in Paris die bildschöne, jugendliche Prinzessin Mercedes von Beauharnais kennen und — lieben. Kurz entschlossen ward er um ihre Hand, die ihm schließlich unter der Bedingung zugesagt wurde, daß er zum römisch-katholischen Glauben überträte. Denn Prinzessin Mercedes war als Angehörige des französischen Adels streng katholisch erzogen. Sergius kämpfte eine Weile, doch endlich siegte die Liebe und am 5. Mai 1895 wurde das Paar zu Paris in der Kirche St. Madeleine getraut.

Diese Heirat mit einer Dame aus nicht souveränem Hause und sein Austritt aus der russisch-orthodoxen Kirche war für den jungen Großfürsten von den wichtigsten Konsequenzen begleitet. Er wurde seines hohen Ranges und seiner sämtlichen Titel entkleidet und für immerwährende Zeiten aus Rußland verbannt. Sein Vermögen und seine Liegenschaften in Rußland wurden eingezogen und er war auf einen verhältnismäßig kleinen Teil seines Privatvermögens angewiesen, welches er seinerzeit im Ausland angelegt hatte. Sergius führte nunmehr den Namen eines Grafen von Valeffis nach einer kleinen Besitzung in Polen, die einst der Familie seiner Mutter zu eigen war.

Trotz all' diesem Mißgeschick ging für die jungen Eheleute ein Jahr lang die Sonne des Glücks nicht unter. Sie lebten in herzlichstem Einvernehmen abwechselnd in Paris und Nizza und nichts schien ihr junges Glück trüben zu können, als die Gräfin plötzlich an einem heftigen Nervenfieber erkrankte und nach 2 Tagen in Nizza starb.

Valeffis war verzweifelt: Was war natürlicher, als daß er in der Religion, die auch seiner verstorbenen Gemahlin so teuer war, Trost suchte? — Er absolvierte in Paris die theologischen Studien und wurde nach einigen Jahren zum Priester geweiht, wobei er den Namen Johann annahm. Dany

kehrte er ungekannt in sein Vaterland zurück — unbeschadet der Gefahr, im Falle des Erkannens, nach Sibirien wandern zu müssen — und nahm als Hilfsgeistlicher eine Stelle in Schitonir. Niemand hatte eine Ahnung von seiner hohen Abkunft. Dennoch erwarb er sich binnen kurzem die Liebe und Verehrung der ihm anvertrauten Pfarrkinder. Trotz seiner Jugend — er zählte damals erst 25 Jahre — wurde er bald von Groß und Klein wie ein Heiliger verehrt. Es gab aber auch keine Stunde bei Tag und bei Nacht, in der er nicht bereit gewesen wäre, seinem des Trostes und der Hilfe bedürftigen Nächsten mit Rat und Tat beizustehen. Er war ein wahrer Priester der christlichen Liebe. So vergingen einige Jahre. Valeffis wurde Defan und als solcher mußte er einst in dunkler Winternacht hinaus in den Schneesturm, um einem Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion zu bringen. Er wurde eingeschneit und konnte erst am nächsten Tage von den ihn ängstlich suchenden Leuten geborgen werden. Die russische Winternacht warf ihn halb erfroren und erschauert auf's Krankenlager, an das ihn eine schwere Lungenentzündung wochenlang fesselte. Nur langsam überwand seine starke Natur die tödliche Krankheit, ohne daß er sich je wieder völlig erholte konnte. Mit der Gesundheit war es für immer vorbei.

Valeffis mußte Heilung im sonnigen Süden suchen und so kam er nach dem schönen Gries bei Vogen, wo er durch zwei Winter verweilte. Auch dort erwarb er sich die volle Liebe aller, mit denen er in Berührung kam. Leider besserte sich sein Leiden nicht und am 15. Mai 1908 schloß er die müden Augen für immer: Aufrechtig beweint von allen denen, die diesen edlen katholischen Priester näher kennen gelernt hatten! Die gesamte Stiftsgeistlichkeit und die Bevölkerung von Gries gaben ihm das letzte Geleite, ohne zu ahnen, daß sie einem Manne die letzte Ehre erwiesen, an dessen Sarge unter andern Umständen ganz Rußland und die halbe Welt getrauert hätte!

Ein einfaches Kreuz im Grieser Friedhofe zeigt die Stätte, wo die irdischen Ueberreste eines Mannes liegen, der einst einer der mächtigsten Fürsten der Erde war, der aber auch, was mehr ist — als einer der Besten und Edelsten gelebt hat. R. I. P.

o Der Hobelmann.

3. Scharben.

Der schwarze Flor, der sich in den letzten Wochen über unseres Helden Leben und Schicksal gewoben, breitete seine Falten immer weiter aus und wurde zugleich so dicht, daß selbst die letzten Schimmer der Hoffnung verblichen.

Wohl stand Ilse in eiserner Treue zu ihm — er küßte es; aber sehen und sprechen durfte und konnte er sie nicht, denn die „Schwarze Wölfe“, wie der Volkswitz die Mutter benannt hatte, wachte wie ein Cerberus.

Auch in ihrem Hause kroch das Gespenst der Sorge aus den Winkeln, denn nach Dornfrieds Tode hatte es sich herausgestellt, daß der Verstorbene für einen entfernten, winzigen, stehenden Vetter Rürge geworden für eine große Summe, die so gut als verloren gelten konnte.

Seine früher geführten Handelsgeschäfte gingen in die Brüche und die alte Frau küßte es recht gut, wie der Wohlstand warnte und sich Stücke davon zerbröckelten.

Aber um keinen Preis hätte sie es eingestanden, denn sie war aus hartem Holze und starr blieb sie bei ihren Entschlüssen, die sich bezüglich ihrer Tochter noch mehr veränderten.

Gerade, weil es abwärts ging mit ihrem Heimwesen, mußte ein reicher Schwiegervater wieder aufwärts helfen, und sie hatte ja der Bewerber viele im Vorrat.

Hobelmann verzehrte sich fast im grüblerischen Sinnen. Seine Arbeitskraft, die auch bei besserem Willen im Dorfe kein fruchtbares Feld gefunden hätte, erschlaffte allmählich, und da es ihm am religiösen Halt in der Seele gebrach, suchte er jetzt mehr als früher die Schänke auf, wo er die kleine Summe, welche ihm Dornfrieds letztes Haus eingetragen hatte, in schlechtem Biere wegschwimmen ließ. Er war also auf dem besten Wege, zu verkommen und unterzugehen.

So sah er auch an einem trüben, schwermütigen Herbstnachmittag wieder hinter dem Glase, mit den Augen in den Tisch bohrend, und das Haar hing ihm über die gefurchte Stirn.

Einige verdarbene Bedrücker saßen bei ihm. Sie konnten ihn besser leiden, als früher, weil er endlich wie sie zu werden begann.

Einer las aus der Zeitung vor und machte fade Späße dazu. Wer Hobelmanns Rippen hatten kein Köcheln mehr, höchstens zuweilen ein mildes, höhnisches Aufschauen.

Plötzlich sprang der Vorleser auf, als schnelle Uhr eine Explosion empör, und stierte eine Weile auf eine Stelle in der Zeitung. Dann brüllte er mit voller Stimme:

„Herrgott, es geschehen immer noch Zeichen und Wunder. Da steht es schwarz auf weiß, daß Nr. 7 den zweiten Haupttreffer in der Dombaulotterie gewonnen hat. Habelmann, Glückwahr! Du hast die Nummer, wir haben sie bei dir gesehen! Wack auf! Schrei Jubel! Fünfzehntausend Taler, es ist rein zum Verrücktworden!“

Alle sprangen auf und warfen Stühle und Bänke um im Eifer. Wortlos starrten sie den Glücklichen an, der wie gestarrt dastand.

In Habelmanns Schläfen aber hämmert: das Blut und seine Hände zitterten, während die Augen aus den Höhlen traten.

Sie rüttelten ihn auf und hielten ihm das Blatt hin; aber es kauerte lange, ehe er den Sachverhalt ganz begriff. Er hob die Augen in die nun so merkwürdige Zahl und wurde totenbleich. Endlich begriff er und sagte mit bebender Stimme: „Es ist so, die Nummer hab ich und — mir wird ganz übel!“ — Er machte die Augen zu und war einer Ohnmacht nahe. Aber seine Jugendkraft siegte.

„All sein unerreichbares Glück konnte er jetzt kaufen. Das stand einzig vor ihm.“

„Nur aufgetragen, daß sich der Fisch biegt!“ rief er in übermöglicher Anstrengung und ging, wie vom Winde getrieben, hin und her.

Gleich einem Witz schlug die Wunderbotschaft in dem Dorfe ein. Die schwarze Wölfe sah anfangs wie versteinert daheim, dann aber zuckte unwillig ein Rud durch ihren dünnen Leib und sie rief aufstammelnd:

„Nummer sieben? Das ist meine Nummer, Dornfried hat sie gekauft und der Habelmann hat sie gestohlen, — das ist die Wahrheit!“

Die trüble Wölfe, die noch zu keinem klaren Gedanken gekommen war, wollte ihr die Hand auf den Mund legen, aber die rasende Wölfe warf sie zur Seite, stürzte auf die Gasse und schrie es allen zu, die es hören wollten, der Habelmann sei ein Dieb und wolle ihr das unermesslich viele Geld stehlen.

Das zündete wieder nach allen Seiten und alle glaubten ihr gerne, denn wenn jemand das viele Geld einheimsen durfte, so doch zehnmal lieber die reiche Wölfe als der arme Schüler Habelmann. So ist das Volk.

Ohne nur zu haken, hatte die Wölfe einige Zeugen um sich, die das Los bei Dornfried gesehen haben wollten.

Mit einer Raschheit und Klarheit, die man bei ihrer Aufregtheit nicht hätte vermuten sollen, instruierte die Wölfe die Zeugen und sofort ward ein Erlaube zu dem Agenten im nahen Städtchen geschickt, welcher das Los verkauft hatte. Dann ging's zum Schultheißen, der mit Feuerzorn die Sache angriff und begierig die Gelegenheit benutzte, dem „übergezeichneten Dudmäuser“ eins anzuhängen.

Der also Bedachte sah indes ohne böse Ahnung in der Schenke bei den Kameraden und sang soeben das „Hobellied“, als eine Wolke von Menschen sich ins Zimmer drängte.

Die Bedrückten hielten die hereinströmenden anfänglich für Grotulanten und schoben ihnen die Gläser zum Beschreiben entgegen. Aber gleich darauf sahen sie trotz ihrer verglasten Augen ein, daß die schwarze Menschswolke ein Gewitter barg, denn wie ein Blitz schob die schwarze Wölfe aus ihr hervor und auf den Habelmann los.

„Du hast das Los gestohlen, Du Schüler!“ schrie sie nun los. „Heraus damit, oder man wird Dir sagen, was es heißt, Witwen und Waisen um ihr Gut zu bringen.“

Sie schrie den wirklich wie vom Blitze Betroffenen am Arme und schien nicht übel Lust zu haben, ein wenig mit ihm zu rufen. Aber der Mann des Gesetzes, der Schultheiß, trat mit gerungelter Stirne auf sie zu, schob sie mit mächtigster Würde auf die Seite und sagte mit der ganzen Bedeutung, die er dem Augenblicke abzugewinnen vermochte:

„Hier redet Niemand als ich, verstanden.“

Gleich einer uniformierten Eisenstange hatte sich der Landjäger hinter ihm aufgestellt und wie ein bedrohlicher, unholter Schatten folgte der Polizeidiener, der daneben noch Zeit hatte, zu bedauern, daß er die vielen verwaisten Gläser nicht austrinken durfte.

Die komische Würde, die erlogen war, wie die finstere Beschuldigung, brachte den Gewinner des Loses eher zu sich, als das Gesicht der schwarzen Wölfe es vermochte, und er harrete mit ruhigem Augenausschlag der Dinge, die da kommen sollten.

„Was soll der ganze Krampf?“ fragte er gelassen.

„Man spricht erst, wenn man gefragt wird,“ entgegnete der Schultheiß, indem er ein bedenklich großes Stück Papier aus der Tasche zog, und dem unheimlichen Entschluß merken ließ, ein Protokoll abzufassen.

Während er fragte, schrie er auch wirklich und die verzimmten Augenzeugen hatten größere Furcht vor dem Schriftknaul, als vor der gleichenden Waffe des Landjägers.

„Wie heißt das getrennte Los?“ fragte in seinem eigenartigen Deutsch der Schultheiß.

„Es ist Numero sieben,“ war die ruhige Antwort Habelmanns.

„Wieviel ist damit gewonnen?“

„Fünfzehntausend Taler.“

Der Agent verneigte sich vor dem viele Gelde und das Verhör spann sich weiter:

„Woher hast Du das Los?“

„Mein Vate Dornfried hat es mir geschenkt.“

„Geschenkt? Das ist sehr verdächtig. Der Verstorbene hat nie etwas verschenkt.“

„Es ist so; ich kann einen Eid darauf ablegen.“

„Das ist gar keine Kunst,“ meinte der Schultheiß und setzte bei: „Die Witwe Dornfried behauptet und hat Zeugen, daß ihr Mann das Los gekauft und eingeschoben habe; der Agent und einige rechtschaffene Männer können es beweisen.“

Der Agent und die rechtschaffenen Männer nickten oder sagten: „Jawohl!“

„Das kann ja wohl sein,“ sagte höhnisch lächelnd der Angeeschuldigte. „Aber es wird doch niemand glauben, daß ich es ihm aus der Tasche genommen habe; er hätte es ganz gewiß nicht gutwillig geschehen lassen.“

„Das ist auch wieder richtig,“ meinte etwas bespödel der kluge Richter. „Aber das sind eben Ausruben und gestohlen bleibt gestohlen, sei es zugegangen, wie es will.“

„Ich stehle nicht,“ sagte verächtlich der Habelmann.

„Ist auch nicht nötig, wenn Dir das viele Geld bleiben sollte,“ meinte der Dorfschulze. „Aber Beweise müssen eben dafür sein, daß das Los geschenkt ist, sonst geht es schief für Dich.“

„Ich bin sicher,“ sagte energisch der Verhörte, daß wenigstens Wölfe die Wahrheit meiner Aussage glauben wird.“

„Woh, man hat eine Belanntschaft mit ihr,“ bemerkte der Schultheiß mit Achselzucken. „Das gilt nichts. Sind keine Leute dabei gewesen?“

„Ah doch!“ — rief plötzlich erleichtert der Angeeschuldigte. „Zwei Handwerksburschen haben es gesehen und gehört: der lange Barbarossa und der kleine Raug.“

„Das wäre nicht dumm, wenn es wahr wäre,“ meinte sehr frappiert der Schultheiß, „obwohl Handwerksburschen eigentlich keine Leute sind. Das muß noch genau festgestellt werden und bis dorthin bleibst Du jedenfalls in Haft. Wo ist das Los? Es muß in die Hände der Gerechtigkeit abgeliefert werden.“

„Es ligt in dem Gebetbuch meiner Mutter,“ war die kurze Antwort.

„Wird verhaftet,“ sagte aufstehend der Würdige und setzte sich mit der ganzen Wolke in Bewegung nach dem Hause des Wollagen, der zwischen den Hätern der Ordnung wie in einem Schraubstocke ging. Es war eine unheimliche Ruhe über ihn gekommen und grüblerisch, wie er war, glaubte er an ein finstres Verhängnis, das jedes Glück von seiner Tür weise. Er holte, in dem armen Stübchen angekommen, das Buch aus dem Wandschrank und gab es in die Hände des Schultheißen.

Der Schultheiß sagte mit vernichtender Kälte:

„Da ist kein Los! Es ist unterschlagen und der Diebstahl ist zweimal strafbar!“

Alle schwiegen stumm, nur die alte Wölfe schrie:

„Er hat es versteckt, der Dudmäuser, aber es soll ihm nichts helfen!“

Gleich einem Steinbilde stand Habelmann da. Es war ihm unfassbar, wo das Los geblieben sein könnte und er war jetzt der festen Ueberzeugung, daß er wirklich der Spielball einer finstern Macht sei.

Seine starre düstere Ruhe verstärkte noch den Verdacht, der sich rasch in alle Herzen gefressen hatte, gleich dem Bohrwurm. Man durchsuchte das ganze Haus — vergebens.

„Abgeführt in die Anstalt!“ kommandierte der Schultheiß und machte einen Knecht, der seinen Namen bedeuten sollte, hinter sein Geschreißel. —

Als so der Gefangene wortlos zwischen den beiden Wächtern dahin schritt und an Dornfrieds Haus vorüberging, stürzte Wölfe heraus und rief weinend:

„Du hast's nicht getan, ich weiß es und vertraue auf Gott, daß die Wahrheit an den Tag kommt!“

Er aber sah sie nur tieftraurig an und murmelte im Beltertschreiten: „Scherben, alles in Scherben!“

(Schluß folgt.)

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 46.

Düsseldorf, den 18. November.

1906.

Inhalt: Evangelium zum vierundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Die Gleichnisreden Jesu. IV. — Die völkerrrechtliche Stellung des heiligen Vaters. — Abrahams Menschenopfer. — Der Hohenmann. — Allerlei. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum vierundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heil. Matthäus XIII, 31—34. „In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein anderes Gleichniß vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säete. Dieses ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte unter allen Kräutern, und es wird zu einem Baume, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen. Ein anderes Gleichniß sprach er zu ihnen: Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm, und unter drei Maas Mehl verbarg, bis alles durchsäuert war. Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen: damit erfüllet würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund austun in Gleichnissen, und will aussprechen, was vom Anbeginne der Welt verborgen war.“

Die Gleichnisreden Jesu.

IV.

Heute, wie alljährlich, am Sonntag nach dem Feste des hl. Martinus, begehen alle Kirchen unserer Erzdiozese den Gedächtnistag ihrer Einweihung. Das Festtags-evangelium schildert das liebevolle Nahen und die Einkehr des Gottmenschen bei dem Zöllner Zachäus und die Freude, mit der dieser den Herrn aufnimmt; aber auch die Gnade, die nun über sein Haus ausgegossen wird. Alles das wiederholt sich nun, lieber Leser, wenn ein Haus dem Herrn des Himmels und der Erde geweiht wird.

Das heutige Sonntagsevangelium bringt uns zwei jener herrlichen Gleichnisreden Jesu, über die (im allgemeinen) wir schon an mehreren Sonntagen unsere Betrachtung angestellt haben. Es ist der hl. Evangelist Matthäus, der uns die obigen beiden Gleichnisse — zugleich mit fünf anderen Parabeln — im 13. Hauptstücke seines Evangeliums überliefert, und er spricht sich am Schlusse seines Berichtes also aus: „Alles dieses sprach Jesus in Gleichnissen zu dem Volke, und ohne Gleichnisse sprach Er nicht zu ihnen, auf daß erfüllet würde das Wort des Propheten: Ich will meinen Mund austun in Gleichnissen und will aussprechen, was vom Anbeginne der Welt her verborgen war.“ Diese Worte, lieber Leser, die der Evangelist hier als „Worte des Propheten“ bezeichnet, bilden den Anfang des 77. Psalms, der dem Zeitgenossen des Königs David, dem gefeierten Sänger Asaph, zugeschrieben wird. Wenn aber der Evangelist hervorhebt, der Herr „habe ohne Gleichnisse nicht zum Volke geredet“, so sind diese Worte nicht allgemein zu verstehen: als habe der Herr überhaupt nur „in Gleichnissen“ zum Volke geredet, — vielmehr will der

Evangelist sagen, daß der Herr, so oft Er vom Wesen des von Ihm zu stiftenden „Reiches Gottes“ zum Volke geredet habe, Sich regelmäßig auch der Gleichnisse bedient habe.

Hier dürfte eine kurze Bemerkung am Platze sein über den Begriff „Reich Gottes“ oder — wie der Evangelist Matthäus mit Vorliebe sagt, und was dasselbe bedeutet — „Himmelreich“. Beide Bezeichnungen sind von den Evangelisten oder (besser gesagt) vom Herrn selber herübergenommen aus den religiösen Anschauungen des damaligen jüdischen Volkes; deshalb sehen wir auch, daß der Heiland vom Beginn Seines öffentlichen Lehramtes an, dieser Bezeichnungen Sich bedient, ohne sie jemals zu erläutern: Er darf sie als bekannt voraussetzen. Die Zuhörer des Herrn verstehen darunter das sehnsüchtig erwartete „Messias-Reich“; freilich verbanden die Juden mit diesen Begriffen nicht den richtigen Inhalt, da sie vorzugsweise irdische Hoffnungen auf den verheißenen Messias und Sein zu stiftendes Reich setzten. Warum aber mag der Evangelist Matthäus mit Vorliebe die Bezeichnung „Himmelreich“ wählen, während die anderen Evangelisten die Bezeichnung „Reich Gottes“ vorziehen? Mir scheint, lieber Leser, daß der Grund hierfür in dem Zwecke zu suchen ist, den der hl. Matthäus bei der Abfassung seines Evangeliums im Auge hatte: Bekanntlich schrieb er zunächst für die Judenthristen, und nun kam es ihm, gegenüber den irdischen Messias-Hoffnungen der jüdischen Nation, darauf an, zu zeigen, daß das „Reich des Messias“ ein übernatürliches geistiges Reich sein müsse — eine Wahrheit, die ihnen schon der von ihnen selbst viel gebrauchte Ausdruck „Himmelreich“ nahe lege.

Der Heiland gebraucht also in seinen Lehren beide Bezeichnungen; Matthäus wählt aus dem eben angeführten Grunde mit Vorliebe gerade den Ausdruck „Himmelreich“, während die übrigen Evangelisten, die zunächst für die Heidenthristen schrieben, das Wort „Reich Gottes“ bevorzugten.

Der aufmerksame Leser wird fragen: Wie sind denn diese beiden Begriffe in das religiöse Leben der Juden gekommen? Wodurch waren sie ihnen so geläufig geworden? Ich antwortete: Die Weissagungen der Propheten hatten es bewirkt; z. B. die Bezeichnung „Himmelreich“ ward zweifellos hergeleitet aus zwei Stellen des Propheten Daniel (2,44 F. u. 7,13 F.), wo der Gegensatz des Messianischen Reiches gegen das Weltreich mit aller Schärfe hervorgehoben wird. Aber auch schon bei der Auserwählung des jüdischen Volkes ist, wie das zweite Buch Moses (19,6) hervorhebt, auf dem Berge Sinai vom Herrn ausgesprochen worden, daß Gott selber der König Israels sei, und daß Seine königliche Herrschaft in Israel durch Heil und Erlösung, an den Widerfahrern Israels aber

durch Strafgerichte offenbar werden sollte (2. Mos, 15, 18 und 5. Mos, 7, 6 f.). Eben dasselbe verkündeten alle Propheten in mehr oder minder klaren Worten. Was aber die Propheten verkündet hatten, das sahen die Gesetzeslehrer und mit ihnen das jüdische Volk zur Zeit Jesu, zusammen in die bezeichnenden Worte „Reich Gottes“ oder „Himmelreich“. Darin gipfelte die Messianische Hoffnung der Juden; und die (wahre) Erfüllung dieser Hoffnung verkündete Johannes, der Vorläufer des Herrn, mit den Worten: „Das Himmelreich hat sich genähert“ (Matth. 1, 15). Die Wahrheit, daß diese Hoffnung sich erfüllt habe, bildete bekanntlich den Gegenstand und Inhalt der Predigten des Gottmenschen.

Allerdings verbanden die Juden, wie schon gesagt wurde, mit diesen Begriffen nicht den richtigen Sinn; deshalb sucht der Heiland sie in dieser Hinsicht zu belehren und aufzuklären; in Seinem Munde bedeutet das „Reich Gottes“ oder „Himmelreich“ jenes Reich, das Er, als der Eingeborene Sohn Gottes und als der Messias oder Menschensohn („Sohn Davids“), in der Welt begründen will. Er wird nämlich alle, die durch die gläubige Annahme und Befolgung seiner Lehre das Reich Gottes durch die Gnade in ihr Herz einbauen, sammeln und vereinigen zu einem sichtbaren, aber geistig übernatürlichen Reiche Gottes auf Erden. Dieses sichtbare Reich des göttlichen Messias auf Erden aber soll nur die Vorstufe sein für das Reich Gottes im Himmel: Die Kirche Jesu in ihrer Vollendung, wo der dreieinige Gott inmitten Seiner Auserwählten selig und bejeligend herrscht in Ewigkeit.

So erklärt es sich auch, lieber Leser, daß das „Reich Gottes“ oder „Himmelreich“ vom Herrn dargestellt wird bald als ein inneres, bald als ein äußeres, — als ein gegenwärtiges, aber auch wieder als ein zukünftiges Reich: Es ist eben ein inneres, insofern es in unserm Innern durch Glaube und Gnade ergriffen und bewahrt sein will; es ist äußerlich, insofern es (in der Kirche Jesu) sichtbar in die Erscheinung tritt; es ist gegenwärtig, insofern es eben jetzt (als die Kirche Jesu) in dieser Zeitlichkeit sich befindet; es ist endlich zukünftig, insofern es am Ende der Zeiten im Reiche der ewigen Seligkeit zur Vollendung gelangen wird.

K. Die völkerrechtliche Stellung des heiligen Vaters.

Bis vor 35 Jahren war der Papst ein Monarch eines — zum Schluß freilich nicht mehr sehr umfangreichen — Staates. Diese Stellung machte den hl. Vater völkerrechtlich den rein weltlichen Mächten überbürdig und sollte ihm die unabhängige Ausübung seines geistlichen Amtes ermöglichen. Der Papst ist nicht mehr Landesherr. Aber es sind ihm um eben seines geistlichen Amtes willen Rechte jener weltlichen Stellung geblieben, die wir — ohne im übrigen unsere Meinung über die heutige Lage des hl. Stuhles beeinflussen zu lassen — als in ihrer juristischen Eigenart hochinteressant bezeichnen müssen. Es lohnt sich, ihrer Betrachtung einige Augenblicke zu widmen.

Weil wir in der heutigen völkerrechtlichen Stellung des Papstes den vorläufigen Abschluß einer geschichtlichen Entwicklung vor uns haben, so folgt hier zunächst ein Ueberblick über die Geschichte des Kirchenstaates.

In ältester Zeit waren die Päpste Untertanen der römischen Kaiser. Der apostolische Stuhl war zwar der größte Grundeigentümer in Italien, aber sein Besitz unterschied sich rechtlich von dem eines Privatmannes in nichts. Karl der Große erst gründete durch reiche Schenkungen einen wirklichen Staat, den die Päpste zunächst als Lehen inne hatten. Nach langen Kämpfen glückte es ihnen, die kaiserliche Oberhoheit abzuschütteln. Von jetzt an wählten sie alle Schicksale, denen ein Land mit beschränkten Machtmitteln so leicht ausgesetzt ist, erdulden: so das „babylonische Exil der Kirche“, d. h. die Gefangenenschaft der Päpste zu Avignon, Unruhen im Kirchenstaat und als Ende einer langen Leidenszeit, dessen Zertrümmerung durch Napoleon I., der seinen Sohn dem Papste zum Trost König von Rom nannte. Das Jahr 1815 gab dem hl. Stuhl das Verlorne wieder zurück. Sogleich begannen nun also zwar Zivilprozesse gegen den Papst regelrecht ent-

neue Unruhen, — die Vorläufer der italienischen Einheitsbestrebungen — die 1848 Rom vorübergehend zur Republik machten. Die militärische Ohnmacht des Kirchenstaates lag auf der Hand. Napoleon III. schlug daher 1859 Pius IX. vor, den Kirchenstaat mit Ausnahme von Rom freiwillig abzutreten, was der Papst aber ablehnte. Doch schon im folgenden Jahre fielen zwei Drittel seines Landes von ihm ab und schlossen sich dem neuen Königreich Italien an. Der Rest mit Rom wurde durch eine französische Besatzung bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in seiner Unabhängigkeit geschützt. Als aber jene Besatzung auf den Kriegsschauplatz abgezogen war, gab eine Volksbewegung im Kirchenstaat den Italienern Anlaß, nun ihrerseits Rom zu besetzen. (20. September). 13 Tage darauf wurde durch ein königliches Dekret der Kirchenstaat auch offiziell in Italien einverleibt. Damit wäre der Papst tatsächlich der Untertan des Eroberers geworden. Da ein solcher Zustand der nicht-italienischen katholischen Welt nicht zuzugestimmt hätte, hatte Italien vor der Besetzung Roms die Verpflichtung übernommen, die Unabhängigkeit des Papstes zu gewährleisten. Dies geschah am 13. Mai 1871 durch das „Gesetz betr. die von Italien dem hl. Stuhle und der katholischen Kirche erteilten konstitutionellen Garantien und Beziehungen des Staates zur Kirche“ (kurz Garantiegesez genannt.) Der zweite Teil des Gesetzes („Die Beziehungen des Staates zur Kirche“) gehört nicht hierher; er bestimmt für Italien eine Trennung von Staat und Kirche, die aber lange nicht so weit geht, wie die in Frankreich durchgeführte. Nur der erste Teil (Art. 1—13) wird uns jetzt beschäftigen; er behandelt die völkerrechtliche Stellung des hl. Stuhles.

Die Ausübung des geistlichen Amtes erfordert finanzielle Mittel, die bis 1870 aus dem Kirchenstaat flossen. An seiner Stelle übernahm Italien sie auf eigene Schultern in den Artikeln 4 und 5 des Garantiegesezes. Diese leisten Gewähr für die Ausstattung des hl. Stuhles mit Palästen und barem Gelde.

Der Papst hat hierdurch die alleinige steuerfreie Nutzung an den in Staatseigentum stehenden Palästen des Vatikan und des Lateran, sowie der Villa castel Gandolfo samt zugehörigen Nebengebäuden und Gärten, Bibliotheken, Museen usw. Eine Schmälerung seines Besitzes braucht er nie zu besorgen wegen der ausdrücklichen Bestimmung des Gesetzes, daß eine Zwangsentziehung päpstlichen Grundes und Bodens (etwa zu Straßen) ausgeschlossen sei. Das staatliche Eigentum verbleibt aber dem hl. Vater natürlich die Veräußerung des ihm überlassenen. Er entbehrt wohl auch des Rechtes, die Museen usw. gänzlich zu schließen.

Die für die gesamte Hofhaltung des Papstes (auch Gehälter, Pensionen, Leibwache!) und die Instandhaltung der in seinem Besitz befindlichen Paläste usw. erforderlichen Geldmittel bietet der Staat ebenfalls und zwar jährlich in der Summe von 3 225 000 Lire (= 2 683 225 Mark, also mehr als die württembergische Zivilliste. *) Sie ist eine dauernde, unantastbare Rente des hl. Stuhles; sie ist völlig steuerfrei und selbst dann nicht herabsetzbar, wenn der Staat die Verwaltung der städtischen Museen usw. übernehmen sollte. Während der Dauer einer Sedisvakanz — d. h. wenn der päpstliche Stuhl unbesetzt ist — wird sie weiter bezahlt. Wie der Papst das Geld verwendet, steht in seinem Belieben. Erhält er die Rente nicht, was bis jetzt tatsächlich der Fall war, so unterliegt sie einer kurzen Verjährung. Hierdurch soll verhindert werden, daß z. B. ein Papst im Jahr 1971 sämtliche Renten von 100 Jahren verlangen und so den Staat in arge Verlegenheit bringen könnte.

Auf diesen Grundlagen baut sich die eigentliche Sonderstellung des hl. Stuhles auf. Wir betrachten zunächst an Hand des Artikels 1—3 und 7 des Garantiegesezes die Rechte des Papstes hinsichtlich seiner eigenen Person.

Der hl. Vater ist „persönlich heilig und unantastbar.“ Attentate auf ihn, sowie öffentliche, (jedoch nicht auch private) Beleidigungen seiner Person werden in Italien von Amts wegen ebenso verfolgt und bestraft, wie wenn sie gegen den König begangen worden wären. Hierdurch ist der Papst gestellt wie ein Souverän. Er ist aber auch wie ein solcher von aller Gerichtsgewalt, überhaupt dadurch jeder Staatsgewalt befreit; denn „kein staatlicher Beamter noch Agent der öffentlichen Gewalt darf zur Vollziehung der Akte seitens seines Amtes in die Paläste und Räume der gewöhnlichen Residenz oder (wenn der Papst einmal außerhalb des Vatikans sein sollte) des zeitweiligen Aufenthalts des Papstes oder in den Versammlungsort des Konklaves oder des ökonomischen Konzils ohne Ermächtigung des Papstes, des Konklaves oder Konzils eindringen.“ Die italienischen Staatsgerichte kön-

*) Für die Besoldung gewisser Ämter in Rom sind dem Papste weitere 400 000 Lire (= 324 000 Mark) zur Verfügung gestellt, die bis jetzt aber noch nicht angesprochen wurden.

scheiden. Da man ihn aber nicht zwingen kann, ihrem Urteil sich zu unterwerfen, so wird man ihm nicht verwehren können einen eigenen Gerichtshof zu bilden, was bereits geschah.

Es ist nur eine logische Folge dieser wahrhaft königlichen Stellung, wenn die italienische Regierung dem Papst im Gebiet des Reichs die einem Souverän gebührenden Ehren erweist und den seitens katholischer Souveräne ihm zuerkannten Ehrenvorrang anerkennt. Dieser Ehrenvorrang besteht darin, daß der Papst vor katholischen Monarchen den Vortritt hat, ferner, daß die päpstlichen Legaten und Nuntien, die Botschafterrang haben, an katholischen Regierungen an der Spitze des bei diesen Regierungen beglaubigten diplomatischen Korps stehen. Auf die päpstlichen Internuntien, die nur Gesandtenrang haben, findet diese Bestimmung keine Anwendung. Endlich hat der Papst „die Befugnis, die gewöhnliche Zahl der Wachen für seine Person und den Schutz der Paläste zu halten,“ ein Recht, das er wiederum nur mit Souveränen gemeinsam hat. (Schluß folgt.)

* Abrahams Menschenopfer.

Die bekannte Erzählung von der Prüfung des Patriarchen Abraham im ersten Buch Moses Kapitel 22 durch den Befehl, den ihm Gott gibt, seinen Sohn als Brandopfer zu schlachten, muß zahllosen Angriffen auf die Religion der Offenbarung auf den Gottesbegriff überhaupt Stoff liefern.

Der eine behauptet, dieser Befehl Gottes an Abraham spreche allen Gesetzen der Sittlichkeit Hohn. Ein anderer meint es sei eines Gottes, der doch die Heiligkeit und Gerechtigkeit selbst sei, unwürdig, solche widernatürliche Kraftproben zu verlangen, Kraftproben, in denen er seine Verehrer behandle, wie der Hundebesitzer seine Hunde, die er über den Stod springen lasse. Kraftproben die an „die Sprünge eines Artisten im Variété-Theater erinnern“. Noch andere meinen, wenn heute jemand im Namen Gottes von einem Vater die Hinföchtung seines Kindes verlange, so löme er ob seines gefährlichen Wahnsinns mit Recht hinter Schloß und Riegel.

Alle diese Angriffe entspringen einer höchst oberflächlichen Betrachtung jenes Abschnittes im Alten Testament. Alle lesen aus diesem Bericht nur einen einzigen Satz, nämlich das Wort: „Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, den du lieb hast und bringe ihn als Brandopfer dar!“ Aber sie lesen nicht das andere Wort das doch den Schlüssel zum Verständnis des Ganzen bietet: „Rege nicht Hand an den Knaben und tue ihm nichts zuleide.“

Dieses Wort eben enthält den Sinn der ganzen Erzählung: nämlich Verwerfung und Beurteilung der bei allen Völkern außerhalb des Kreises der Offenbarung üblichen Menschen- und Kindesopfer. Nicht etwa bloß die Völker des Orients, wie die Kanaaniter und Phönizier, auch die sonst als Träger einer höheren Kultur so sehr gepriesenen Griechen und Römer haben mit dem Greuel der Menschenopfer sich befleckt. Für die orientalischen Völker braucht das Wort Molochsdienst nur genannt zu werden.

Und solche Greuel sollte der Gott der Offenbarung durch die von Abraham geforderte Opferung Isaacs anerkennen, und billigen? War es nicht vielmehr Aufgabe eines Gottes, der sich selbst als Gott der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Heiligkeit ausgiebt, diesem Frevel entgegenzutreten? Aber doch selbstverständlich.

Es gehört eine große Dosis Kurzsichtigkeit dazu, von Gott zu glauben, daß er jemals die Ausführung eines Menschenopfers verlange, als ob er ein Gott der brutalsten Willkür wäre, Menschenopfer von einem Gotte zu erwarten, der selbst mit allem Nachdruck das Verbot, Menschenblut zu vergießen, eingeschärft hatte.

Diese Erwägungen hätten verhüten können, die Erzählung von Isaacs Opferung zu solchen Angriffen auf die Bibel auszuschlachten, wie es fort und fort geschieht.

Somit also muß der Sinn und der Zweck der Erzählung ein ganz anderer sein und was er geben will, ist eine eindringliche Mahnung gegen die Menschenopfer. Denn:

„Die übernatürliche Offenbarung hat den Zweck, den Menschen von seinen Irrwegen zurückzuführen und ihn seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zurückzugeben; daher mußte sie ihn belehren, daß der Wert des Opfers durch die Bestimmung des Opfernden bestimmt werde, daß das Opfer eine symbolische (sinnbildliche) Handlung sei, deren Wertung nicht nach materiellem Maßstab erfolge. Diese Belehrung erhielt Abraham hier; die Form, in welcher sie ihm zu teil wurde, war eine Prüfung seiner Glaubens-treue“ (Hoberg, Die Genesis nach dem Viteral Sinn erklärt, Freiburg 1899 S. 197.)

Eine solche Mahnung und der Erlaß eines Verbotes der Menschenopfer in einer Weise, daß es niemals wieder aus dem Gedächtnis schwinden konnte, war dringend notwendig, einmal für Abraham selbst der inmitten einer dem Menschen-

opfer huldigenden Heidentum groß geworden war, und erst recht natürlich für seine Nachkommen, das Volk Israel, das immer nur zu leicht bereit war, in die Greuel des Götzendienstes seiner heidnischen Nachbarvölker zurückzufallen bezw. diese bei sich nachzuahmen. War doch die Hauptaufgabe des Prophetentums eben der Kampf gegen diese Neigungen Israels zum Götzendienst seiner Umgebung.

Nachdrücklicher konnte eine solche Beurteilung der Menschenopfer nicht gegeben und besser der nachhaltigen Wirkung nicht versichert werden, als wenn das Vaterberg des Patriarchen selbst in seinen tiefsten Tiefen aufgewühlt wurde und dieser an sich selbst erfuhr, mit welchen erdrückenden unmenschlichen Lasten das Heidentum seine Anhänger beschwerte, während hingegen der Dienst Jehovas von solch' entsetzlichen Lasten befreite, eben weil Jehova ein Gott der Heiligkeit und Gerechtigkeit ist.

Bei der Beurteilung von Abrahams Prüfung darf man zudem nicht vergessen, daß er die Verheißung hatte, daß eben nach diesem seinem Sohne Isaac seine Nachkommen genannt werden sollten und daß eben mit Isaac Gott seinen Bund aufrichten werde. Wie der Hebräerbrief (11, 19) meint, „erzog er, daß Gott mächtig ist, auch von den Toten aufzuwecken.“ Das Bewußtsein also hatte er, daß es sich nicht um ein endgültiges Todesurteil seines Sohnes handle.

Nochmals also: der Schwerpunkt und die eigentliche Tendenz des Berichtes liegt in der Beurteilung der Menschenopfer: „Rege nicht Hand an den Knaben und tue ihm nichts zuleide!“

§ Der Hobelmann.

(Schluß.)

4. Erwerben.

Greute Rebel spannten sich über den Fluß, der unweit des Dorfes vorbeiräuscht, in dem unsere Geschichte sich auf- und abwinkelt, und legten sich auch düster auf die wie versinkenden Häuser und drückend auf so manches Herz.

Die holde Ilse und die schwarze Wilse lebten trübe bei einander in dem hellen Hause; die Tochter stille mit umschleierter Seele, die Mutter immer grollend wie ein nahendes Gewitter. Es ging rasch abwärts mit ihrem Hintertreiben, denn ist einmal ein Loch gerissen, so erweitert es sich immer mehr, wenn nicht sofort tüchtig verstopft wird. Es war Herbst geworden in dem als „unmenschlich reich“ gepriesenen Dornfriedrichen Gute und viele sagten schon laut, daß der schwarzen Wilse bald nichts mehr eigen sein werde, als das helle Haus und die düster gewordene Ilse.

Sie hätte wohl noch einen Ausweg gesucht aus der Sackgasse, in die sie geraten war; — eine reiche Heirat der Tochter; und sie schaukelte auch unermüdet an diesem Wege, aber ohne Erfolg. Des Mädchens Neigung zu dem in Untersuchungshaft sitzenden Hobelmann war unerschütterlich.

Das Gerücht, hatte, obwohl es den Auslagen des schwer Beschuldigten wenig Glauben schenkte, in den Zeitungen den „langen Barbarossa“ und den „kleinen Kauz“ aufgefodert, sich zur Vernehmung zu melden, aber ohne Erfolg.

Wie die beiden Strömer eigentlich hießen, hatte der Inhaftierte nicht gewußt, und sie lasen vielleicht keine Zeitungen oder — was wahrscheinlicher war — sie trauten der Geschichte nicht und blieben wohlweislich hinter den Kulissen.

Ein Herbstnachmittag, an dem die Sonne einmal Siegerin geworden, lag in voller Schönheit über Dorf und Fluß mit jener feierlichen Stille, die man nur auf dem Lande findet und die für ruhige Gemüter so tief tröstlich ist und so ganz geeignet zur Einsicht in sich selbst, die man so oft vergißt.

Die Mutter hatte sich mit dem Strickstrumpfe, der schönen Maske des geschäftigen Müßigganges, zu einer gleichgesinnnten Bekannten begeben, während die Tochter dahim sah in wehmütigen Gedanken und das Spinnrad drehte. Zum Fenster lugten blaue Tauben in die freundliche Stub: hinein und auf dem Fensterbrett pfiß ein munteres Rotkehlchen.

Auf einmal tauchten zwei struppige Köpfe vor dem offenen Fenster auf, ein roter und ein schwarzer, und das Rotkehlchen huschte davon.

Der Inhaber des schwarzen Hauptes nahm die zerklüftene Kopfbedeckung ab, die vielleicht einmal ein Gut gewesen war, und jagte mit fechtbrüderlichem Anstand:

„Beste Frau Hobelmann, haben Sie nicht etwas vom Mit-tageessen für zwei arme Reisende?“

„Oder auch ein altes Kleidungsstück für unseren armen Leidnam?“ ergänzte der Rote, über dessen Brust eine gewaltige Wöhne niederhing.

Erstrodend erwiderte die Ilse: „Wie kommt Ihr zu dieser Bezeichnung — und was wißt Ihr von Hobelmann?“

Ihr Atem stockte und wie eine Ahnung zog es durch ihre Seele.

„Also nicht Heinz Frau?“ sagte der Kleine. „Sieh, Barbarossa, da haben wir uns also doch getäuscht?“

„Barbarossa?“ schrie Ilse auf, — „und der kleine Kruz jedenfall! Gott sei's gedank!“

Sie sprang auf und eilte wie ein gejagtes Reh hinaus. Fast wäre sie den verkommenen Fuchsbüchern um den Hals gefallen — diese standen ratlos da. Aber Ilse zog sie in die Stube und wie Sprühergen fielen die Fragen auf die Stromer nieder, die nur langsam begriffen, um was es sich handelte.

„Also so steht's?“ sagte Barbarossa endlich gedehnt. „Da ist zu helfen, holde Dame, und wir tuen es gerne und können es mit gutem Gewissen!“

„Aber in unserem Aufzuge — und mit so hungrigem Magen?“ meinte bedenklich der kleine Kruz, der an alles dachte.

„Oh so — da soll auch geholfen werden!“ rief Ilse zwischen Lachen und Weinen. Sie lief hinaus und brachte wirr durcheinander alle möglichen Kleidungsstücke von ihrem verstorbenen Vater: Anichosen, Strümpfe, Schnallenschuhe, Hemden, riesige Halsbinden, rote Westen mit Silberknöpfen, Dreimäiler und lange Röcke mit fliegenden Schößen. Dann eilte sie in den Keller und kam zurück mit Most, Brantwein, Käse und Brot, alles in reichlichen Gaben.

„Nicht Euch an, eht, trinkt, pupt Euch, das ist ein wahres Fest!“ jubelte sie und stürmte in ihre Kammer, um sich selbst fröhlich zu gewanden.

Die beiden „Fechter“ standen da wie im Traume und rieben sich die Augen. Aber bald begriffen sie den Umschwung ihres Schicksals und begannen sich umzukleiden und nebenbei gewaltige Hüge aus den Steinfrügen zu tun.

Als Ilse wieder kam, fand sie zwei behäbige Bauern, die ein so unwiderstehlich komisches Aussehen hatten, daß das wie verwandelte Mädchen lachte.

Sie hatten sich auch schon Maserpfeifen von dem rauchigen Brettle geholt und dampfen fest wie die Kohlenmeiler.

„Nicht nur wader geessen und getrunken,“ sagte Ilse; „dann gleich nach der Stadt — der arme Hobelmann muß heute noch frei werden.“

Als die schwarze Wilse nach Hause kam, fand sie nur einen Bündel Kleider, die sie augenblicklich als Lumpen bezichnete.

„Das leichtsinnige Ding ist weggelaufen!“ freischte sie vor dem ernen Kasten und lief scheltend zum Schultzeiß. Während die schwarze Wilse das ganze Dorf in Alarm setzte, strebte Ilse mit ihren etwas angeheiterten Trabanten dem Gerichtsgebäude in der Amtstadt zu und wurde, da sie ihr Anliegen als sehr dringend bezeichnete, sofort vorgelassen.

Der Richter, der sich für seinen seltsam gearteten und so intelligenten Untersuchungsgefangenen gleich von Anfang interessiert hatte, hörte ihren Auseinandersetzungen aufmerksam zu und vorbarz nur mühsam seine Befriedigung hinter der fast steinern gewordenen Amtsmiene.

Hierauf ließ er den Schwerverprüften vorkühren.

Dieser wunderte sich keineswegs über die ungewöhnliche Stunde des Verhörs und trat mit gesenktem Haupte in das Verhörzimmer, ohne Reugierigkeit und ohne Hoffnung.

Ein unterdrückter Aufschrei Mens' riß ihn aus seinem Brüten: er rieb die trüben Augen und brauchte lange, ehe er die Sachlage begriff.

Nach aufgenommenem Protokoll verkündete ihm der Richter, er sei frei und seine Schuldlosigkeit erwiesen.

Das gab ein Aufsehen in dem kleinen Dorfe, größer als der angebliche „Meiderdiebstahl“.

Die schwarze Wilse hatte ihren ingrimmigen Aerger an der Freilassung Hobelmanns; doch gewährte ihr die Schadenfreude einigen Ersatz dafür, daß ihre Beschuldigung zurückgewiesen worden. Das Los blieb nämlich spurlos verschwunden — und hatte der glückliche Gewinner auch nichts davon. Das freute die schwarze Wilse ganz unmenslich. Ihre Tochter sollte der arme Schlucker nun erst recht nicht bekommen.

Hobelmann hatte aber im Gefängnis Zeit genug gehabt, Umschau in seinem Innern zu halten und auch über seine Zukunft nachzudenken.

Er sah ein, daß er ein anderer Mensch werden und ringen und streben müsse, statt zu grübeln und zu verzweifeln. Er beschloß denn auch, dies zu tun und das Uebrige Gott anheim zu stellen.

Zunächst suchte und bekam er Bestellungen auf feinere Möbel in der Amtstadt, und da seine Arbeiten zur Zufriedenheit der Auftraggeber ausfielen, erfreute er sich bald einer hübschen Kundschaft. Er mied das Wirthaus, aber er fehlte nie beim sonntäglichen Gottesdienste. Warum ging es denn jetzt?

Bald konnte er sich eine neue gute Hobelbank anschaffen. Als die alte invalide Werkbank von der Wand weggerissen ward, um der neuen Platz zu machen, da flatterte eine Papier-schnitzel langsam auf den Boden.

Der junge Meister fühlte einen Ruck durch seinen ganzen Leib — ein Gedanke zuckte blitzschnell durch seine Seele — er bückte sich und hob das Bettelchen auf — — und hielt das Glücklos in der Hand! — —

„Bet' und arbeit', Gott giebt allzeit!“

Jetzt erinnerte er sich des goldenen Spruches seiner alten frommen Mutter, jetzt war er des unerbitterten Glückes wahrhaft würdig.

Die Lösung des Rätsels bezüglich des Loses war sehr einfach. Die Mutter Hobelmanns hatte das Blättchen immer als Merkzeichen in ihrem „Himmelschlüssel“ benutzt, und wenn sie las, steckte sie es in die Ritze zwischen Band und Hobelbank. Nach dem Tode der Mutter lag das Buch offen auf der Hobelbank; die gedächtnisschwache Frau hatte vergessen, es zuzumachen und vorher das Merkzeichen hinanzulegen, das dann in der Ritze weiter hinabgerutscht und so ungesehen blieb. Was sollen wir noch weiter erzählen?

In wenigen Wochen stand der Hobelmann mit der holden Ilse vor dem Altar der Dorfkirche. Sie wurden ein Paar. Die schwarze Wilse hatte keinen Widerspruch erhoben, sondern sich mit ihrer Einwilligung sogar sehr beeilt, denn sie bekam einen reichen Schwiegersohn. Sie war biegsam geworden, wie eine Gerte, und verstand sich sogar dazu, das arme Häuschen Hobelmanns als Ausbuchtung zu nehmen. Wer hätte vorerst an eine solche Wendung gedacht!

Im Dorftriedtschen Hause war in kurzer Frist eine schöne Tischlerwerkstätte errichtet worden, in die Barbarossa und der Kruz als fleißige Arbeiter eintreten, um weiter zu hoheln an dem neuen Glück ihres Meisters, das nicht mehr wankte, weil es von Gottesfurcht und Tatkraft gestützt war.

Allerlei.

— Pferd und Automobil. In der Sportzeitung des „Wiener Tagebl.“ lesen wir: Wer zu beobachten weiß, der wird die Wahrnehmung gemacht haben, daß die Pferde in den Städten sich dem Automobil gegenüber gar nicht viel mehr aufregen, sie haben sich an seinen Anblick zum größten Teil schon gewöhnt. Das „städtische“ Pferd sieht und hört ja fast jeden Tag etwas Neues, der eine Eindruck löst den anderen ab, so kommt es viel schneller darüber hinweg als der Gaul, der auf dem Lande aufgewachsen ist. Selbstverständlich wird der erste Anblick eines auf der Landstraße dahertommenden Automobils jedes Pferd in Furcht und Angst versetzen, und manche Pferde werden auch stets wieder unruhig werden, wenn ein Automobil in ihren Gesichtskreis kommt. Da ist es nun erforderlich, daß derjenige, der das oder die Pferde in der Hand hat, sei es vor dem Wagen oder unter dem Sattel, weiß, wie er sich zu verhalten hat, um die Tiere gut an dem Automobil vorbeizubringen. Vor allem anderen Ruhe! Und dann weder in den Zügeln reißten noch die Peitsche gebrauchen! Eine derartig rohe und schmerzhaft Behandlung merkt sich das Pferd, das ein sehr treues Gedächtnis hat, es erinnert sich der ausgestandenen Schmerzen jedesmal bei der ferneren Begegnung mit einem Automobil, nicht diesem die Schuld bei und wird immer furchtsamer und dementsprechend ungeberdiger, bis endlich gar nichts mehr mit ihm anzufangen ist. Wenn ein Automobil einen Wagen oder einen Reiter überholt, so braucht man nicht mehr Raum zu geben als bei einem anderen Fuhrwerk; denn da besteht keinerlei Gefahr. Die Pferde, die das Auto nicht haben kommen hören, werden erst aufmerksam, wenn es bereits an ihnen vorüber ist, sie zeigen dann wohl ihr Erstaunen, wenden sich wohl auch zur Seite, aber das hat weiter nichts zu sagen, man hüte sich nur, sie ängstlich zurückzureißen. Begegnet ein Auto einem Weispänner auf schmaler Straße, dann ist so weit auszuweichen, wie es etwa angängig ist, und Schritt zu fahren, den Pferden aber Luft zu lassen, daß sie vorwärtsgehen können. Wenn nötig, treibt man das an der Außenseite gehende Pferd mit einer Peitschenhilfe an, damit das Hinüberdrücken des an der Innenseite gehenden verhindert wird. Ebenso verfährt man bei einem Einspanner. Da ein einzelnes Pferd stets furchtsamer ist und dazu neigt, nach inwendig kehrt zu machen, so muß der Fahrer das durch den auswendigen Zügel und durch leichte Peitschenhilfe zu verhindern suchen. Hat man junge, unerprobte oder unruhige Pferde unter den Zügeln, dann ist es das Richtige, man treigt möglichst früh ab, wenn ein Automobil in Sicht kommt, man faßt die Pferde leicht am Kopfe und beruhigt sie durch Zureden; man hüte sich aber unter allen Umständen davor sich in die Zügel zu hängen oder die Tiere ins Maul zu reißen, dadurch werden sie nur immer ängstlicher, und man verliert viel leichter die Gewalt über sie. Wenn man es verlangt und den Führer eines Automobils durch Ruf oder Zeichen darauf aufmerksam macht, so muß er stillhalten, bis man mit den Pferden vorüber ist, nötigenfalls hat der Führer auch den Motor ganz abzustellen.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 47.

Düsseldorf, den 25. November.

1906.

Inhalt: Evangelium zum fünfundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. — Die Gleichnisreden Jesu. V. — Die völkerechtliche Stellung des heiligen Vaters. — Große Zahlen. — Allerlei.

(Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum fünfundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XXIV, 15—35. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr den Gräuel der Verwüstung, welcher von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte stehen sehet; — wer das liest, der verstehe es wohl! Dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge; und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, kehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen. Und wehe den Schwangeren und Säugenden in jenen Tagen. Bittet aber, daß euerer Flucht nicht im Winter oder am Sabbathe geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, bergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist, noch fernhin sein wird. Und wenn dieselben Tage nicht abgekürzt würden, so würde kein Mensch gerettet werden; aber um der Auserwählten willen werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn alsdann Jemand zu euch sagt: Siehe hier ist Christus, oder dort! so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und sie werden große Zeichen und Wunder tun, so daß auch die Auserwählten (wenn es möglich wäre) in Irrtum geführt würden. Siehe, ich habe es euch vorhergesagt; Wenn sie euch also sagen: Siehe, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus; siehe er ist in den Kammern, so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Blik vom Aufgange ausgeht und bis zum Untergange leuchtet; ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo immer ein Haas ist, versammeln sich auch die Adler. Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Geschlechter der Erde wehklagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel mit der Posaune senden, mit großem Schalle; und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern zusammenbringen. Vom Feigenbaume aber lernet dieses Gleichnis: Wenn sein Zweig schon zart wird und die Blätter hervorgewachsen sind, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch wenn ihr dies Alles sehet, so wisset, daß es vor der Tür ist. Wahrlich, sag ich euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies Alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Die Gleichnisreden Jesu.

V.

Jesus ist der Mittelpunkt unseres Lebens und alles Leben! Durch Ihn beginnt die Geschichte der Menschheit; darum beginnt im Hinblick auf seine Ankunft unsere heilige Kirche ihr Jahr. Durch Ihn wird die Geschichte der Menschheit auch zu ihrem Abschlusse kommen; deshalb beendet im Hinblick auf Seine glorreiche Wiederkunft die Kirche ihr Jahr.

Heute stehen wir wieder am Schlusse eines Kirchenjahres, und wie ernst sind die Worte des Herrn im heutigen Evangelium, ja, wie erschütternd!

Wir sehen uns versetzt in die letzten Lebenstage unseres göttlichen Erlösers; eben hat Er den Tempel verlassen und sich aus der Stadt Jerusalem hinausbegeben an den Ölberg. Hier stand Er, umgeben von Seinen Jüngern, und schaute hinüber auf die jüdische Hauptstadt, die in ihrer ganzen Ausdehnung da vor Ihm lag. Wer wollte es wagen, die Empfindungen zu schildern, die in dieser so ernstesten Stunde sein lebendes Herz erfüllten! Es war der Untergang der unglücklichen Stadt, der Untergang des unglücklichen Volkes, der vor der Seele des Herrn stand, und den er nun Seinen stammenden Jüngern verkündete. Sein allwissendes Auge aber sah in dem Untergange Jerusalems ein Vorbild von dem Ende aller Zeit: Seine Wiederkunft als Weltenrichter, als Herr des Himmels und der Erde, war es.

„Wer das liest (sagt der Herr) der verstehe es wohl!“ Ja, daß wir es recht bedenken und verstehen möchten zu unserm Heile! Auch uns ist von der Gnadenfrist, die der barmherzige Gott gewährt, und in der wir unser ewiges Heil uns sichern müssen, abermals ein beträchtlicher Teil, ein ganzes Jahr, entschunden: sind wir in diesem Kirchenjahre dem Himmel wirklich näher gerückt? —

Nehmen wir nun die abgebrochene Betrachtung über die Gleichnisreden des Herrn wieder auf! Was bisher im Allgemeinen hierüber ausgeführt wurde, wird uns klarer und verständlicher werden, wenn wir einige Gleichnisse herausheben und im Einzelnen betrachten. Wir beginnen mit der Parabel „vom Senfkörnlein“ aus dem Evangelium des verfloffenen Sonntags.

Die Apostel und die übrigen Jünger des Herrn erwarteten, auf das Wort ihrer heiligen Schriften und besonders der Propheten gestützt, ein messianisches Reich von dem mächtigsten Umfange: alle Länder und Völker sollte es umfassen. Schon Abraham hatte bekanntlich die Verheißung erhalten, daß seine Nachkommenschaft zahlreich sein werde, wie die Sterne des Himmels; und ihm — d. h. in seinem Nachkommen: dem Messias — sollten gesegnet sein alle Völker der Erde. Diesem verheißenen Segen trat später der Fluch gegenüber: Ihr werdet nur wenige sein, die ihr früher waret, wie die Sterne des Himmels“ (5. Mos. 28,62). Dieser Fluch ging in Erfüllung, als durch Sündenmordung der einen und durch die Gefangenschaft der andern „die Städte verödet wurden und ohne Einwohner, die Häuser menschenleer und das Land zur Wüste ward“ (Jesai. 6,11). Allein so sollte es nicht bleiben; die Treue und Wahrhaftigkeit Gottes bürgte für die Erfüllung der Verheißung, daß aus Israel der Messias

und Sein Reich erstehen werde. Deshalb verkündigten die Propheten im Auftrage Gottes, daß der Fluch der Verminderung einem neuen Segen zahlreicher Nachkommenchaft weichen werde: Das Messianische Reich werde sein ein Reich von weltumfassender Größe, da selbst die Heiden Einlaß in dasselbe begehren würden. Diesen Anschluß der Heiden an das Messiasreich bringt z. B. der Prophet Jesaias in herrlicher Weise zum Ausdruck, wenn er sagt: „Mache Dich auf, werde Licht, Jerusalem, denn es kommt dein Licht, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir! Denn siehe, Finsterniß (des Heidentums) bedeckt die Erde und Dunkel die Völker; aber über dir geht der Herr auf, und Seine Herrlichkeit erscheint in dir. Es wandeln die Völker in deinem Lichte und die Könige in dem Glanze, der dir (im Messias) ausgegangen. Erhebe ringsum deine Augen und schaue; sie alle versammeln sich und kommen zu dir usw.“ (Jsaï 60).

Welche Hoffnungen also hinsichtlich der Größe und weltumfassenden Bedeutung des Messianischen Reiches mußten die Juden in ihrem Herzen nähren, wenn sie bei den regelmäßigen wöchentlichen Vorlesungen in der Synagoge durch solche Lobpreisungen des irdischen Jerusalem angeregt wurden zum Nachdenken über die verheißene Größe und Schönheit des wahren Jerusalem, d. h. des Messianischen Reiches! Da begreifen wir sehr wohl, wie das jüdische Volk, indem es das, was geistig zu verstehen war, in irdischem (materiellen) Sinne auffaßte, in den Wahn verfallen konnte, daß die jüdische Nation zur irdischen Weltherrschaft von Gott berufen sei.

Auch die Apostel und Jünger des Herrn waren in ihren Messianischen Hoffnungen befanntlich echte Kinder ihres Volkes; denn auch sie hatten von Jugend auf aus dem Munde ihre Rabbinen das denkbare herrlichste Bild von der Größe und weltbeherrschenden Stellung Israels im Messianischen Reiche empfangen, — und so können wir uns nicht anders denken, als daß es ihnen in der Schule des Heilandes manchmal sehr schwer geworden sein mag, ihre weitgehenden Erwartungen zu vereinigen mit der augenblicklichen tatsächlichen Erfahrung; daß nur ein so winziges Häuflein des auserwählten Volkes sich um Denjenigen schare, der sich für den verheißenen Messias erklärte, und den sie auch als Solchen freudig anerkannten und bekanneten.

Wie war also ihre Erwartung mit der tatsächlichen Lage der Dinge in Einklang zu bringen? Ihr göttlicher Meister löst ihnen die Schwierigkeit durch das Gleichnis vom Senfkörnlein: Er gibt ihnen darin die Bürgschaft, daß all' ihre Hoffnungen von der Größe des Messianischen Reiches in Erfüllung gehen werden, indem dieses Reich aus einem unscheinbaren Anfange zu weltumfassender Größe sich erheben soll. Der Herr zeichnet einen Grundplan seiner Kirche, damit spätere Generationen ein sicheres Merkmal hätten, um den wahren Gottesbau zu erkennen.

K. Die völkerrechtliche Stellung des heiligen Vaters.

(Schluß.)

Die durch die in der letzten Nummer mitgetheilte Sätze bezeichnete Befreiung des hl. Vaters von der italienischen Staatsgewalt soll ihm die ungehinderte Regierung der Kirche gewährleisten. Die Artikel 9, 11 und 12 des genannten Gesetzes geben ihm noch weitere Garantien, die wir zusammenfassen können als die Rechte des Papstes hinsichtlich der Ausübung des Pontifikates.

Der Papst ist ausdrücklich in der Ausübung aller Funktionen seines geistlichen Amtes völlig frei. Der Verkehr mit der Welt steht ihm offen. Die vornehmste Art dieses Verkehrs, die Entsendung und Annahme von Gesandten, ist ihm gestattet. Das Gesetz bestimmt über die Entsendung nichts, da an ihr natürlich den Papst niemand hindern konnte. In Bezug auf die Annahme heißt es jedoch, daß die Abgesandten fremder Regierungen bei Sr. Heiligkeit im Reiche all' Prätogativen und Immunitäten genießen,

welche nach Völkerrecht diplomatischen Agenten zustehen.“ Italien behandelt also die im Vatikan beglaubigten Gesandten wie die am eigenen Hofe beglaubigten, gewährt ihnen also z. B. Unverletzlichkeit ihrer Person auf italienischem Boden. Umgekehrt werden den päpstlichen Gesandten „im Gebiet des Reiches die gebräuchlichen Prätogativen und Immunitäten für die Rückkehr an den Ort ihrer Mission gewährt,“ d. h. hauptsächlich das Recht ungehinderter Reise vom Vatikan durch Italien, z. B. nach Deutschland, wie es einem durch Italien etwa zur hohen Pforte reisenden Gesandten einer fremden Macht zusteht.

Der hl. Vater kann jedoch auch unmittelbar, d. h. schriftlich, völlig schrankenlos mit der Welt verkehren. Er genießt zu diesem Zweck auf den italienischen Küsten und Telegraphen gänzliche Freiheit von Porto, Straporto usw. In seiner jeweiligen Residenz darf er eigene Post- und Telegraphenämter mit seinerseits gewählten Beamten unterhalten. Für diesen Fall wird das päpstliche Telegraphenamt auf Staatskosten an das italienische Telegraphenamt angeschlossen. Genannter Vergünstigungen bediente sich jedoch der hl. Stuhl bis heute noch nicht.

Die Gewährung dieser Freiheiten an den Papst bedeutete ein Gaukelspiel, wenn nicht die Organe, deren sich der hl. Vater bei der Ausübung seines Amtes bedient und bedienen muß, ähnlicher Rechte teilhaftig geworden wären. Selbstverständlich geschah das.

Die höchsten Beamten in diesem Sinne sind natürlich die Kardinalen, deren Ehrenstellung der der höchsten italienischen Staatsbeamten gleichkommt. Während einer Sedisvakanz sind sie, die den neuen Papst zu wählen berufen sind, gegen jegliche Verlesung seitens der Staatsgewalt gesichert. Ähnliches gilt für die ständigen Beamten des hl. Stuhles: das Gesetz bestimmt, daß „Nachsuchungen, Durchsuchungen oder Beschlagnahme von Papieren, Dokumenten, Büchern oder Registern in den Contoren und Kongregationen mit lediglich kirchlichen Kompetenzen verboten sind.“ Das trifft natürlich nur die päpstlichen Beamten, die außerhalb der dem hl. Vater vorbehaltenen Bezirke sesshaft sind. Denn diese Bezirke sind ja, wie oben ausgeführt, ohnehin jeglicher staatlichen Einwirkung gänzlich entzogen.

Des weiteren können Beamte, die in Rom an der Erlassung päpstlicher Urtheile geistlicher Art teilnehmen, von der Staatsgewalt nicht behelligt werden; hierfür gehört auch die Bestimmung, daß solche Urtheile an den Bezirken und Kirchen Roms anstandslos angeschlagen werden dürfen. Glaubt der Papst geistliche Beamten in Rom mit Nichtitalianern besetzen zu müssen, so sollen diese vom Staat wie Inländer behandelt werden. Der Staat begibt sich ihnen gegenüber also vor allem seines Ausweisungsrechtes.

Endlich hat der Staat auch dafür Sorge getragen, daß der hl. Stuhl stets von Männern umgeben sein kann, die nie unter unmittelbarem, staatlichen Einfluß standen. Dies wird dadurch erreicht, daß die Priester-Erziehungsanstalten in Rom und sechs benachbarten Bistümern von staatlicher Aufsicht völlig frei sind.

Hiermit findet die Reihe der dem Papste zustehenden Rechte in Ende. Es erübrigt noch, über sie eine Kritik abzugeben, freilich nicht in politischer Richtung als Antwort auf die Frage, ob die heutige Lage des hl. Stuhles eine angemessene ist oder nicht, sondern lediglich in rechtswissenschaftlicher, vor allem zur Beantwortung der Frage, ob der wie ein Souverän behandelte Papst tatsächlich ein solcher ist. In diesem Sinne schließen wir unsere Abhandlung mit einer kurzen Würdigung der völkerrechtlichen Stellung des hl. Stuhles.

Man ist auf den ersten Blick versucht, den Papst anzusehen als Souverän eines freilich verschwindend kleinen Staates, der eben durch den Vatikan usw. gebildet wäre. Eine solche Auffassung ist aber unhaltbar, denn die Paläste stehen gar nicht in des Papstes, sondern in des italienischen Staates Eigentum. Die Beamten und Soldaten des Papstes sind also nicht dessen Untertanen und eine Strafgerichtsbarkeit wird man dem hl. Vater nicht zusprechen können. Adelspräbikate kann er demnach auch nicht mehr verleihen, wohl aber Orden, da ihre Vergebung nicht allein bei Souveränen vorkommt. — Wo ist der hl. Stuhl unterthan des Königs von Italien? Nein, denn hierzu sind die dem hl. Stuhl von Italien selbst zugewandenen Rechte zu bedeutend. Tatsächlich ist der Papst juristisch betrachtet ein „internationales Wesen,“ wie es eben erst seit 1870 befehrt; er ist ein novum, etwas ganz neues: ein entthronter Monarch, der im Lande des siegreichen Gegners wohnen bleibt, ohne dessen Unterthan zu werden.

Aber der Papst ist, weil er kein Souverän mehr ist, auch nicht mehr Mitglied der völkerrechtlichen Familie, wie er es bis 1870 war. Seine Rechte hat er nicht mehr aus eigener Machtvollkommenheit, sondern als ein Zugeständnis des italienischen Staates, wie es der Kardinal-

retär Antonelli — derselbe, der 1869 den Papst in der Ablehnung seines Napoleonischen Anjinnens freiwilliger Entlassung bestärkte — treffend bezeichnete, wobei er noch hinzufügte, daß auf ein solches Zugeständnis der Papst seine Autorität nicht stützen könne. In der That, die Rechte des hl. Vaters sind nur Bestandtheil des italienischen Verfassungsrechts, dessen Fortbestand nicht vom Papst, sondern von Italien abhängt, auf dessen Fortbestand der Papst nicht einmal einen Anspruch hat. Ja, das Garantiegesetz ginge von selbst unter als gegenstandslos, wenn der Papst Italien dauernd verlassen sollte. Denn nur in Italien geriebt der apostolische Stuhl die besprochenen Rechte. Bis zu diesem Schritt des hl. Vaters ist Italien freilich den fremden Mächten gegenüber zur Aufrechterhaltung des Gesetzes kraft seiner eigenen Zusage von der Besetzung Roms verpflichtet. Er hat diese Verpflichtung bis jetzt gehalten. Daß aber auch hier Recht vor Recht gehen könnte, beweist ein Ausspruch eines italienischen Ministers bei der Beratung des Gesetzes im Jahre 1871. Als man ihm nämlich nahe legte, der Vatikan könnte wegen seiner Unverletzlichkeit ein Asyl flüchtiger Verbrecher werden, antwortete er, es sei unanständig, dem hl. Vater die Nichtanlieferung solcher Verbrecher zuzutragen; sollte das aber doch vorkommen, so werde man schon Mittel und Wege finden.

Birgt demnach der jetzige Zustand eine freilich nie zur Wirklichkeit werdende Gefahr für den hl. Stuhl, so muß man doch anerkennen, daß, wenn Italien seine Garantien hält, sich der Papst in anderer Hinsicht heute weit besser stellt als vor 1870. Denn er kann von niemand wegen seines Roms zur Rechenschaft gezogen werden, von Italien nicht, weil es den Vatikan nicht betreten darf, von den übrigen Mächten nicht, weil sie bei Gewaltmaßregeln (z. B. Krieg) gegen den hl. Vater auf dem Weg zum Vatikan italienisches Gebiet durchschreiten würden, was natürlich Italien immer als feindseligen Akt gegen sich selbst betrachten müßte.

So hat, wie jedes Ding, auch vorliegende Frage ihre zwei Seiten. Mythen, welche man die schwerer wiegende nennen soll, ist Sache der Politik. Da wir uns dieser in den „Mitteln für den Familienfisch“ prinzipiell enthalten, stehen wir am Schlusse unserer Aufgabe, die völkerrechtliche Stellung des hl. Vaters zu erläutern.

(Grosse Zahlen.

Von Dr. H. Dolf.

Es gibt unter uns Menschenkindern bekanntlich Leute, von denen man zu sagen pflegt, daß sie nicht bis drei zählen können. Dies ist natürlich nur eine Metapher, die lediglich die Beschränktheit jener Person charakterisieren soll. „Können“ drückt hier also die intellektuelle Fähigkeit aus. Nun ist aber wohl allbekannt, daß „Können“ neben der intellektuellen auch die logische Fähigkeit bezeichnet, mithin durch „es ist denkbar, daß“ umschrieben werden kann. Wendet man es in letzterem Sinne auf die Zählfähigkeit an, so darf man sagen: Kein Mensch kann bis zu einer Billion zählen. Denn um hierzu fähig zu sein, müßte er, von Geburt an unaufhörlich mit Zählen beschäftigt, 33 760 Jahre zu leben haben, also ein Alter erreichen, welches das des Methusalem, bekanntlich des ältesten Mannes der Bibel, fast um 33mal übertreffen würde, was, wie wir ja eigentlich nicht weiter zu versichern brauchen, „undenkbar“ ist. Ja, wir können hier gleich hinzufügen, daß, wie kein Mensch imstande ist, bis zu einer Billion zu zählen, so auch mancher moderne Kulturmensch überhaupt nicht imstande ist, eine Billion von einer Million ihrer ganzen Größe nach zu unterscheiden, oder daß er wenigstens nicht daran denkt, daß die eine Zahl Million mal so groß ist wie die andere, sich also zu ihr verhält, wie etwa die grade Entfernung von Berlin nach den Karolinen zur Breite einer Straße. Um bis zu einer Million zu zählen braucht man, wenn man unaufhörlich zählt, weniger denn 14 Tage, wohingegen man, wie gesagt, 33 760 Jahre oder 12 Millionen 318 Tausend und 750 Tage nötig hat, um bis zu einer Billion zu kommen*). Das Verhältnis einer Billion zu einer Million erkennt man ferner sehr deutlich, wenn man sich berechnet, daß in weniger als 1 1/2 Tagen eine Million Sekunden vergehen, daß aber zu einer Billion von Sekunden 31 709 1/2 Jahre erforderlich sind, daß also das Menschengeschlecht in historischen Zeiten noch keine Billion von Sekunden erlebt hat. Namentlich in der Astronomie ist aber die Kenntnis der Tatsache, daß eine Billion das Millionenfache einer Million ist, von Wichtigkeit. Während

*) Die größte Zahl, zu der man, wenn man unaufhörlich zählt, gelangt, ist, wenn man das Alter des Psalmisten (80 Jahre) erreicht 2 080 Millionen, wenn man aber gar ein Säkulum schaut, 2 600 Millionen.

nämlich die Entfernungen der Planeten von der Sonne oder von einander zwischen 50 und 4 500 Millionen Kilometer variieren, beträgt die Entfernung des nächsten Fixsternes, des Sternes im Centauren, von der Sonne oder von irgend einem Punkte unseres Planetensystems bereits 40,76 Billionen Kilometer. Der Lichtstrahl gebraucht, um diesen Weg zurückzulegen, eines Zeitraums von 4,3 Jahren, während er gar 32 62 Jahre nötig hat, um von dem 30 923,76 Billionen Kilometer von der Sonne entfernten Sterne „503 South“ (d. h. dem 503. Sterne aus dem Sternverzeichniß von South) bis zu dieser zu gelangen, und dieser Stern ist unter den bis jetzt gemessenen Sternen derjenige, welcher die geringste Parallaxe**) aufweist, folglich an der Grenze der Meßbarkeit steht. Um zu noch größeren Resultaten zu gelangen, muß man auf Grund der Lichtstärke die Schätzung an die Stelle der Messung treten lassen, und auf Schätzung beruht es demnach, wenn man vermutet, daß die ähmersten, uns noch im Fernrohre als Lichtpünktchen erscheinenden Sterne ungefähr 150 000 Billionen Kilometer von der Sonne entfernt sind, also ihr Licht etwa 15 800 Jahre benötigt, um bis zu uns zu gelangen. Eine 24pfündige Kanonenkugel mit der Anfangsgeschwindigkeit von 780 Metern in der Sekunde würde mithin 617 Millionen Jahre (der Anall des Schusses freilich 3448 Millionen Jahre), der Orientexpedition, der 70 Kilometer in der Stunde zurücklegt, gar 245 000 Millionen Jahre zur Zurücklegung dieser Strecke gebrauchen. Was das sagen will, kann man ferner ermessen, wenn man sich vor Augen hält, daß das Licht 300 000 Kilometer in der Sekunde zurücklegt, also schon in 1 1/2 Sekunden vom Monde zur Erde gelangt! Und doch bedeutet selbst diese geradezu unfassbare Entfernung im Weltall genau so viel, wie der 150 000billionste Teil eines Millimeters — nämlich nichts! Denn das Weltall ist unendlich und kann garnicht anders sein, denn selbst wenn es auf 150 000 Billionen Kilometer von kristallinen Sphären, wie das Altertum dachte, abgegliedert wäre — was wäre dann hinter diesen Sphären?

Der Grund, warum wir uns bei Zahlen, die einige hundert Millionen überschreiten, leicht irren, liegt darin, daß Handel, Industrie und Technik uns selten zu Zahlen führen, die mehr als acht Ziffern haben, und daß man es nur in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften nötig hat, so große Zahlen zu handhaben. Diese Wissenschaften haben daher eine weitergehende Vorbildung für große Zahlen erforderlich. Für das Millionenfache einer Billion hat man das Wort Trillion gebildet; eine Trillion wird also durch eine 1 mit 18 angehängten Nullen schriftlich dargestellt. So weitergehend gelangt man zu einer Quadrillion, die durch eine 1 mit 24 Nullen zu bezeichnen ist. So kann man, mit Benutzung der lateinischen Zahlwörter, beliebig weitergehen. Man würde also unter einer Zentillion die Zahl verstehen, die die 600. Potenz von 10 ist (10⁶⁰⁰), also durch eine 1 mit 600 angehängten Nullen dargestellt werden müßte. Obgleich wir nun heutzutage für derartige große Zahlen keine Vorliebe besitzen, so wird doch unser Interesse für große Zahlen wachgerufen, wenn sich dieselben auf Dinge beziehen, die uns, bezüglich kleiner Anzahlen, geläufig sind. Zur folgenden ist daher eine Klein Reihe von interessanten Beispielen zusammengestellt, in denen große Zahlen vorkommen.

1. Ein indischer König, Namens Shahr m, verlangte, nach dem Berichte des arabischen Schriftstellers Aephad, daß der Brahmane Sessa Ibn Daker, der Erfinder des Schachspiels, sich selbst eine Belohnung für seine Erfindung wählen sollte. Dieser erbat sich hierauf die Summe der Weizenkörner, die heraustritt, wenn 1 für das erste Feld des Schachbretts, 2 für das zweite, 4 für das dritte, und so immer für jedes der 64 Felder doppelt so viel Körner als für das vorhergehende gerechnet werden. Als die Zahl aber berechnet wurde, fand sich, daß dieselbe gleich 2⁶⁴ - 1 sei, oder: 18 Trillionen 446 744 Billionen 073 709 Millionen und 551 615 betrug. Der König war nicht imstande sein Versprechen zu halten, und wäre es auch nicht gewesen, wenn er die ganze Erde besessen hätte und sein ganzes Leben lang unaufhörlich Weizen gepflanzt und geerntet hätte. Denn es ergibt sich, daß, wenn man den festen Teil der Erdoberfläche (135 490 765 Kilometer) gleichmäßig mit Weizenkörnern bestreute, eine über neun Millimeter hohe Schicht entstehen würde, wenn man die oben genannte Anzahl von Weizenkörnern ausstreute.

In dem vorangehenden Beispiele führte die geometrische Progression zu einer sehr großen Zahl. Nicht weniger groß werden die Zahlen, die aus der Kombinations- und Permu-

**) Parallaxe eines Fixsternes nennt man den Winkel am Fixstern, den die beiden nach dem Mittelpunkt der Sonne und einem Punkte der Erdbahn gezogenen Linien mit einander einschließen, vorausgesetzt, daß die Linie von der Sonne nach dem Sterne senkrecht auf dem Radius der Erdbahn steht. Dieser Winkel ist natürlich um so kleiner, je weiter der Stern von der Sonne entfernt ist.

tationslehre hervorgehen. Hiervon die beiden folgenden Beispiele.

2. Das Skatenspiel, in dem bekanntlich 32 Karten unter drei Personen so verteilt werden, daß jede 10 erhält und daß 2 Karten besonders gelegt werden, führt zu der Frage, auf wievielfache Weise sich die 32 Karten in der angegebenen Weise verteilen lassen, oder mit andern Worten, wieviel verschiedene Spiele möglich sind. Die Kombinationslehre antwortet auf diese Frage, daß die gesuchte Anzahl gleich ist: 2753 Billionen 294 408 Millionen und 504 640. Um sich ein Bild von der Größe dieser Zahl zu machen, denke man sich die ganze lebende Menschheit Tag und Nacht ohne die geringste Pause Skat spielen, und zwar so, daß immer drei zusammen spielen und ein Spiel in durchschnittlich 5 Minuten erledigen, so würden 52 bis 53 Jahre nötig sein, um alle Möglichkeiten der verschiedenen Spiele zu erschöpfen. Da dürften wohl selbst die sechshundert Skatbrüder passen.

3. Das lateinische Alphabet besteht bekanntlich aus 24 Buchstaben. Wie oft können nun diese 24 Buchstaben verkehrt werden? Hierauf antwortet die Permutationslehre mit der Zahl: 620 448 Trillionen 401 733 Billionen 239 439 Millionen und 360 000 mal. Alle Menschen auf dem ganzen Erdboden würden, nach einer ungefähren Berechnung, nicht in 1000 Millionen Jahren alle Verkehungen der 24 Buchstaben schreiben können, wenn auch jeder täglich 40 Seiten schriebe, deren jede 40 verschiedene Verkehungen der Buchstaben enthielte.

4. Die Methoden, welche dazu dienen die Lichtstärke zu messen, haben ergeben, daß die Wirkung des Sonnenlichtes auf der Erde, wenn die Sonne im Zenith des Beobachtungsortes (Mittag) steht und sich in ihrer mittleren Entfernung von 148,67 Millionen Kilometer von der Erde befindet, ebenso so groß ist wie die Wirkung von 44259 deutschen Normalkerzen*) auf einen Punkt, der nur einen Meter Abstand hat. Da man nun weiß, daß die Lichtwirkung umgekehrt proportional dem Quadrat der Entfernung stattfindet, so kann man berechnen, wieviel Normalkerzen dort, wo die Sonne sich befindet, brennen müßten, damit ihre Wirkung auf der Erde dieselbe wäre, wie die der Sonne. Es ergibt sich hierfür die Zahl von 1186 Quadrillionen deutscher Normalkerzen. Da die Erde aber nur 5,96 Quadrillionen Kilogramm wiegt, so würde sie, auch wenn sie nur aus Paraffin bestände, nicht ausreichen, um die genannte Anzahl von Paraffinkerzen herzustellen.

5. Zum Schluß sei bemerkt, daß die Potenzrechnung uns gestattet, mit nur 3 Ziffern eine Zahl zu schreiben, die viel größer ist als die Zahl, die man erhält, wenn man alle bisher erwähnten Zahlen miteinander multipliziert und das erhaltene Produkt millionenmal mit einer Quadrillion multipliziert. Viel größer als die auf solche Weise entstehende Zahl ist die Anzahl (99⁹). Denn diese Zahl bedeutet das Produkt 9⁹ Faktoren, von denen jeder 9 ist. Nun ist 9⁹ = 9.9.9.9.9.9.9.9 = 387 Millionen 420 489. So oft also, wie die zuletztgenannte Zahl angibt, haben wir uns 9 als Faktor zu setzen, um zu der Zahl (99⁹) zu gelangen. Da das menschliche Leben nicht ausreicht, um diese Zahl auszurechnen, so wird es genügen, wenn man die Zahl der Ziffern, mit denen sie geschrieben wird, angibt. Es sind dies jedenfalls mehr als 369 Millionen und 690 000 Ziffern aber weniger als 369 Millionen und 370 000 Ziffern. Wollte man die Zahl schreiben, so würde man dazu eine Länge von 18 484¹/₂ bis 18 485 Kilometer nötig haben, wenn man die Ziffern so eng nebeneinander schreibt, daß 200 auf einen Zentimeter gehen. Bedenkt man, daß der Erddurchmesser im Äquator 12 756 Kilometer beträgt, so würde die Länge des betreffenden Streifens das 1¹/₂fache desselben ausmachen und zur bloßen Niederschrift würde man, wenn man in der Minute 100 Ziffern zu Papier brächte und täglich, mit Einschluß aller Sonn- und Feiertage, 10 Stunden arbeiten würde, ungefähr 17 Jahre gebrauchen (genauer 16,95 Jahre oder 16 Jahre und 22,8 Monate.)

*) Eine deutsche Normalkerze ist gleich der Leuchtkraft einer Paraffinkerze von 20 Millimetern Durchmesser bei 50 Millimetern Höhe.

Allerlei.

— Zeitgeschichtliches aus der Schule. Der „Kugl. Postz.“ wird geschrieben: In einer mittleren Gymnasialklasse machte ich die Wahrnehmung, daß ein sechzehnjähriger Schüler vom „Hauptmann von Köpenick“ so viel wie nichts wußte. Das veranlaßte mich, am Familientisch an meine Kinder die Frage zu stellen: „Was wißt ihr vom Hauptmann von Köpenick?“ Die Antworten wurden stenographisch festgelegt. Hier sind sie.

1. Franz (1. Schuljahr der Volksschule): „Der Haupt-

mann von Köpenick hat Soldatesken spielen wollen, hat eine Klappe aufgesetzt und hat Geld gestohlen.“

2. Ruppert (im 4. Jahre der Volksschule): „Es war ein Schuster, der hat eine Soldatenklappe aufgesetzt und hat andere Soldaten mitgenommen; da ist er dann in die Festung und hat geföhlen. Dann ist er in die Eisenbahn hinein und ist fortgefahren.“

3. Mathilde (im 5. Schuljahr, besucht seit diesem Herbst die Töcherschule): „Es war einmal ein Schuhmacher, der hat Geld gewollt. Da hat er sich als Hauptmann verkleidet und hat gesagt, er wäre der Hauptmann von Köpenick.“ (Alles lacht, Mathilde ist beleidigt und berweigert jeden weiteren Aufschluß.)

4. Karl (12 Jahre alt, Schüler der 3. Gymnasialklasse): „In Eilsit hat ein Schuhmacher gewohnt, der hat viel Geld verdient. Aber er war ein Lump und kam ins Zuchthaus. Dann wollte er in Berlin redlich sein Brot verdienen, aber niemand wollte ihn haben. Da er nichts verdiente, sagte er folgenden Plan: Er kaufte sich einen Anzug, wie ihn die Gardehauptleute haben, und einen Säbel kaufte er sich auch. In diesem Anzug ging er fort. Dann hat er 12 Gardebataillone gesehen und hat zu ihnen gesagt: „Ich habe den kaiserlichen Befehl erhalten, eine Verhaftung vorzunehmen. Ihr müßt mit mir gehen.“ Dieß folgten ihm, und da ist er mit diesen nach Köpenick zum Bürgermeister. Der war gerade in seinem Zimmer. Wie die Soldaten hereingekommen sind, ist er erschrocken und hat gefragt, was sie wollten. Da hat der Hauptmann gesagt, er hätte vom Kaiser den Befehl erhalten, ihn zu verhaften. Der Bürgermeister sagte, er habe ja gar nichts gemacht, und wollte nicht mitgehen. Da sagte der Hauptmann, wenn er sich wehre, täte er ihn erschießen lassen. Da hat der Bürgermeister gefolgt, und der Hauptmann ist zumendanten gegangen und hat dort die Kasse verlangt. Der hat gesagt, wo er die Legitimation habe. Da hat der Hauptmann gesagt, er solle nur ganz ruhig sein und ihm die Kasse geben. Das weitere werde er schon sehen. Dann hat er die Kasse bekommen. Dann ist er wieder zum Bürgermeister gegangen. Der mußte jetzt in eine Chaise steigen und wurde so von den bewaffneten Soldaten nach Berlin verbracht. Der Hauptmann aber flog in die Eisenbahn und fuhr allein nach Berlin. Dort entledigte er sich der Soldatenkleider und kleidete sich wieder in Zivil. Die Polizei mußte viele Tage suchen, bis sie ihn erwischte.“

— Eine deutsche Sprachnotiz. Der „Frankf. Btg.“ wird geschrieben: Daß unsere deutsche Sprache alle nur möglichen Vorzüge besitze, das hat man oft genug lesen können; daß aber mit ihr rücksichtsloser und roher umgegangen wird als mit anderen großen Kultursprachen, das rann man nicht oft genug sagen. Hier soll von einem Unfug die Rede sein, der immer mehr einreißt. Das Wörtchen „von“, das wir als Adelspartikel vor den Familiennamen sehen — richtiger stand es früher nur vor den Ortsnamen, nach denen Familien sich nannten und es gab Herren von Falkenstein, aber keine Herren von Besserer. — dieses Wörtchen wird jetzt im Leben viel häufiger gebraucht, als früher. Wie das kommt, darüber wäre manches zu sagen; das soll unerörtert bleiben. Jener Gebrauch beginnt man aber auch in literarischen Werken immer mehr einzureißen. Es ist in solchen wo es sich nicht um Müller, Schmidt und andere allzu häufige Namen handelt, mit Recht üblich, den Vornamen wegzulassen, und auch die französische Setzung des „Herr“ vor dem Namen ist bei uns nicht literarisch üblich. Wenn nun aber das auf adlige Namen angewandt wird, und gar neuerdings ein Büchertitel lautet: „Was läßt von Bismarck vom Strafrecht übrig“, so ist das, was in anderen Fällen erwünscht und erlaubt Bequemlichkeit war, zum unerlaubten Fehler geworden. Man lachelt so gerne über die behauptete Unfähigkeit Fremder, deutsche Sätze zu verstehen; kann man etwa einem Franzosen zumuten, den obigen zu verstehen? Hier sind richtig und vernünftig nur zwei Wege. Entweder: man lasse das „von“ weg, zumal bei bekannten Persönlichkeiten, die dadurch viel monumentaler gekehrt werden; oder man setze den Vornamen oder ein „Herr“ davor. Dann, aber nur dann schreibt man deutsch. Es ist jetzt vielleicht noch Zeit, den Warnungsruf zu erheben. Oder soll es zu Sähen kommen wie diese: „Von Eschenbach erzählt uns in seinem Parzival“, oder: „Die Ubril von Morungens ist gleich neben der von der Vogelweibes zu nennen“, oder: „Nach der Schlacht von Jena erschienen französische Soldaten bei von Goethe“? Wäre das der Sprache Goethes (Bardon! von Goethes) würdig?

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 48.

Düsseldorf, den 2. Dezember.

1906.

Inhalt: Evangelium zum ersten Sonntag im Advent. — Zum ersten Advents-Sonntag. — Die Gleichnisreden Jesu. VI. Senfkorn und Weihnachtsgeschenke. — Der Schöpfer der Schalllehre. — St. Nikolaus. — Literarisches. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum ersten

Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XXI, 25—33.
„In der Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Es werden Zeichen an der Sonne, an dem Monde und den Sternen sein, und auf Erden große Angst unter den Völkern wegen des ungestümen Rauschens des Meeres und der Fluten. Und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Erwartung der Dinge, die über den Erdbreis kommen werden; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann werden sie den Menschensohn in der Wolke kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Wenn nun dieses anfängt zu geschehen, dann schauet auf und erhebet euere Häupter; denn es naht euere Erlösung. Und er sagte ihnen ein Gleichnis: Betrachtet den Feigenbaum und alle Bäume. Wenn sie jetzt Frucht bringen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Ebenso erkennet auch, wenn ihr dies geschehen sehet, daß das Reich Gottes nahe ist. Wahrlich, sag ich euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Zum ersten Advents-Sonntage.

„Dann werden Sie den Menschensohn in den Wolken kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit.“

Wenn heut' die ernste Botschaft uns erschüttert
Vom Tag des Horns, da Du in Herrlichkeit
Erscheinen wirst; wenn unser Herz erzittert
Vor Deiner ewigen Gerechtigkeit,

Dann späht es nach dem lichten Morgensterne,
Der uns den Tag der frohen Botschaft bringt,
Und lauscht dem hellen Tone, der von Ferne
Wie Engelstimmen aus der Nacht erklingt.

Es sehnt sich, wie aus dunkeln Todesmächten,
Die Väter einst, nach dem hochheil'gen Fest,
An dem die Himmel tauen den Gerechten,
Die Erde uns den Heiland sprossen läßt.

Die Gleichnisreden Jesu.

VI.

Die Kirche Gottes bekundet ihre große Weisheit, wie in der Einrichtung des Kirchenjahres überhaupt, so auch namentlich in der Anordnung der Adventszeit. Die Kirche führt uns nicht plötzlich und unvorbereitet vor die Krippe von Bethlehäm, sondern zeigt sie uns von weitem, mit der eindringlichen Mahnung: Vereitet euch, ihr Christen, dem göttlichen Kinde gegenüber zu treten! Vereitet euch, auf daß ihr euch die Gnaden sehet, die an das kommende große Fest geknüpft sind! Was für die Gläubigen des alten Bundes die viertausend Jahre vor der Ankunft des Messias waren, das sollen

für uns, lieber Leser, die vier Adventswochen sein. Darum läßt die Kirche kein Mittel außer acht, um uns in die rechte Seelenstimmung zu versetzen. Sie legt beim Gottesdienste die Ornamente der Freude ab und kleidet sich mit der violetten Bußfarbe; das freudige „Gloria in excelsis Deo“ erklingt an den vier Sonntagen nicht mehr, vielmehr atmen alle liturgischen Gebete und Gesänge dieser Zeit den Geist der Sehnsucht und der Buße; jedoch ist die Trauer der Kirche sehr gemildert durch die Hoffnung auf den nahen Erlöser: dementsprechend will sie in den Sonntagsmessen nicht ganz auf das „Alleluja“ verzichten. An uns ist es nun, diese heilige Zeit im Geiste unserer heiligen Mutter zu verleben.

Leztthin beschäftigten wir uns schon mit der Gleichnisrede „vom Senfkörnlein“ und hoben am Schlusse unserer Betrachtungen hervor, daß gerade dieses Gleichnis ganz geeignet war, die Erwartung der Jünger bezüglich des verheißenen Messiasreiches mit der tatsächlichen Lage der Dinge zur Zeit Jesu in harmonischen Einklang zu bringen. Ja, noch mehr: Der Heiland, sagten wir, zeichnet in diesem Gleichnisse einen Grundplan seiner Kirche, auf daß die späteren Generationen ein sicheres Merkmal dafür hätten, wo der wahre Gottesbau zu finden sei.

Der Inhalt des Gleichnisses ist uns bekannt, zumal da es noch am vorlehten Sonntage als „Evangelium“ beim Gottesdienste vorgelesen wurde: „Das Himmelreich ist zu vergleichen einem Senfkörnlein, das ein Mann nahm und auf seinen Acker säete. Dieses ist zwar kleiner, als alle übrigen Samentörner; wenn es aber gewachsen ist, dann ist es das größte unter allen Gartengewächsen, und es wird zu einem Baume, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen.“

Dreierlei ist bei der Deutung des Gleichnisses zu beachten: 1. der Tätigkeit des Säemannes, der auf seinem Acker oder in seinem Garten ein Senfkörnlein gepflanzt hat, entspricht die messianische Tätigkeit des Weltheilandes, der auf dem ihm zugehörigen Boden dieser Welt sein Reich gegründet hat. 2. Wie nun das, was der Säemann dem Schoße der Erde anvertraute, ein gar kleines winziges Körnlein war, so ist auch das messianische Reich in seinem Anfang gar klein und unscheinbar; aber es wächst 3. bald zu weltumfassender Größe. Wie nämlich das in den Acker gesenkte Senfkörnlein den in ihm verborgenen Keim zur Entfaltung treibt („wächst“), so muß das Reich Jesu, einmal in den Boden dieser Welt gepflanzt, vermöge der in ihm wohnenden (göttlichen) Kraft in die Höhe und in die Breite wachsen zu einem „großen Baume“, in dessen Zweigen „die Vögel wohnen“, d. h. die Völker der Erde Platz finden. Und wie die ganze Senfstaude nur aus einer und derselben Wurzel herauswächst, wie ferner all ihre Zweige, so viele deren

auch sind, mit dem einen Stamme verbunden sind und eben nur die eine Stämme bilden: so müssen in dem von Christus gestifteten Reiche alle Völker sowohl wie alle einzelnen Menschen, die im Laufe der Jahrhunderte in dasselbe eingetreten sind und noch eintreten werden, durch den Glauben an die eine, ursprüngliche, von Christus Selbstgelebte Wahrheit, durch den Gebrauch derselben von Christus angeordneten Heilmittel und durch die Anerkennung derselben von Christus eingesetzten Leitung Seines Reiches, in der Welt erscheinen als eine einzige, innigst verbundene Vereinigung. Obwohl also das Messianische Reich die Welt umspannt, muß es dennoch ein einheitliches, in allen seinen Teilen zusammenhängendes, organisch verbundenes Ganzes sein.

Der aufmerksame Leser erkennt sofort, daß hiernach nur die katholische Kirche das Reich des Weltheilandes sein kann, und zwar sie allein. Der Leser erkennt aber auch, welche Bedeutung gerade dieses Gleichnis „vom Senfkornlein“ für die Erhärtung der Wahrheit hat, daß nur allein die katholische Kirche die wahre, von Christus gestiftete Kirche sei. Es ist nicht nur interessant, sondern auch sehr lehrreich, das Gefagte im Lichte der geschichtlichen Tatsachen etwas eingehender zu verfolgen.

Die katholische Kirche bekennt als ihren Stifter Christus, den Herrn. Inmitten einer ungläubigen Nation hat Er, als das Haupt einer kleinen und unscheinbaren Anzahl von Aposteln und Jüngern, das „Senfkornlein“ gepflanzt. Der dazu auserwählte Boden war Palästina, ein, wegen seiner zentralen Lage der damaligen Kulturvölker zwar sehr geeigneter, aber von jenen Völkern verachteter, kleiner Winkel der Erde. Die zu Säulen der Kirche erwähnten Aposteln waren Juden, denen geradezu alles abging, was in der damaligen Welt Ansehen gab: als Juden von Geburt, waren sie allen Völkern, zumal den Römern verachtet; als Galiläer waren sie selbst von den übrigen Juden nicht besonders geachtet; endlich als Männer ohne jegliche Bildung, wie sie die damalige Welt von öffentlichen Lehrern forderte, sah man sie für Lören an, wie der heil. Paulus in seinem ersten Korintherbrief hervorhebt: „Was töricht vor der Welt ist, auf daß Er die Weisen beschäme (1. Kor. 1, 27). — In ganz anderer Art pflegten Haresien und Spaltungen zu entstehen: Durch eine plötzliche Umwälzung rissen sie — im Bunde mit dem herrschenden Weltgeiste und unterstützt durch günstige politische und soziale Verhältnisse — oft große Massen, ja, mitunter ganze Völker und Reiche mit sich fort. Bald aber kam eine Zeit, wo sie in ihrer Bewegung ebenso plötzlich stillstanden und dem allmählichen Verfall entgegengingen.

So erwählt sich auch hier, wie wir noch weiter sehen werden, lieber Leser, unsere Kirche als die wahre Kirche Jesu für jeden, der sehen will. S.

○ Kunstsinn und Weihnachtsgeschenke.

Von Albertine Albrecht, Düsseldorf.

Wir stehen im Zeichen der Weihnachtseinkäufe und der Weihnachtsgaben, durch die wir demnächst unsere Lieben beglücken wollen.

Um nun wirklich durch unser Geschenk die Freude hervorzurufen, um dementwillen wir die Gabe spenden, tun wir gut, wohl zu überlegen, ob wir damit auch einem heimlichen oder ausgesprochenen Wunsche des Empfängers entgegenkommen. Sonst würde unser Bemühen, dem andern wirklich eine Freude zu machen, seinen Zweck leicht verfehlen. Haben wir glücklich erlauscht, was dem Großen und dem Kleinen Respektanten auf unsere Gaben am besten gefällt und was ihm am willkommensten ist, dann empfiehlt es sich entschieden, zweierlei zu berücksichtigen: Schön und praktisch soll das Geschenk sein. Nach den Begriffen vieler Leute braucht das auf eigentliche Luxusgegenstände nicht zuzutreffen. Solche Dinge werden gekauft, geschenkt und dann fortgeschickt, um zur gefälligen Ansicht zu dienen: Ob sie schön oder praktisch sind, hat dabei wenig zu bedeuten. Bei vielen Dingen hapert es dabei sogar sehr, denn unsere mo-

derne Fabrikationsindustrie hat gerade in bezug auf sog. „Kunstgegenstände“ oft genug den gänzlichen Mangel an wirklichem Kunstgeschmack dokumentiert. Es gibt unzählige Fabrikate, die das beweisen. Man denke nur an die Erzeugnisse, die sich „Kippesachen“ nennen, an die Schmück-Dein-Geim-Bilder“, die Leinwandgemälde und angemalten Photographien, an die unzähligen, geschmacklosen Kleinigkeiten, die wir heute noch in den Wohnräumen unserer gut bürgerlichen Kreise angehäuft finden. Und doch ist der Ideenreichtum unserer „Kunstfabrikanten“ noch nicht zu Ende, immer noch wird die Welt mit neuen Schöpfungen beglückt, und immer wird es Menschen geben, die solche Unmöglichkeiten kaufen und für wertvoll halten, trotzdem sie ebenso unschön wie unpraktisch sind.

Eigentümliche Gedanken kamen mir, als ich kürzlich in dem hellerleuchteten Schaufenster eines unserer feinen Geschäfte für Haushaltungswaren neben dem Berndorfer Reinnickel-Kochgeschirr, der Alexanderwerk-Ausstellung, dem Bedapparat und der Blasberg'schen Kochflie eine große, feiste, gelbliche Bullbogge und — eine schwarzbraune Gule dicht vor mir hinter der Scheibe sahe. Es lag gewiß ein grotesker Humor in der Sache und ich habe auch herzlich gelacht über die beiden braven Tiere, die so gänzlich ihren Beruf verfehlt hatten, sie waren nämlich beide aus einem irgendwie mit Farbe „lebenswahr“ präparierten Metall und dienten — als Kohleneimer. Um mit ihnen die Kohlen in den Dauerbrenner zu schütten, mußte man Dogge und Gule aufheben und nach vornüber neigen, sodaß sich aus dem Kopfe die schwarze Kohlenflut in den Ofen ergießen konnte. Schredlich! Wenn ich daran dachte, daß jemand auch noch auf die Idee verfallen könnte, die Möbel eines ganzen Zimmers in dieser Manier zu gestalten! Er müßte sich darin wie ein Daniel in der Löwengrube vorkommen, nur nicht so behaglich! —

Ein Gebrauchsgegenstand, der schön und praktisch sein soll, muß in der Art seines Materials und in der Form dem Zwecke möglichst vollkommen entsprechen, dem er dienen soll.

Das sollte man sich ganz besonders bei den Weihnachts-Handarbeiten sagen. Hier ist man Selbstfabrikant, hier hat man es in der Hand, selbst Schönes zu gestalten, falls einem nicht das Verständnis für den Begriff „schön“ mangelt. Schönheit ist Wahrheit. Beachtet man, was das bedeutet, so wird man ganz gewiß den Wert und den Effekt seiner Arbeit erhöhen.

Allgemein beliebte Handarbeiten sind und bleiben die Stickerien der verschiedensten Techniken, die Kreuz-, Flach-, Smyrna-, Applikationsstickerien und wie sie sonst noch heißen mögen. Wir bringen sie an, wo es eben geht, in Decken und Decken, Läufern, Kissen, Teppichen, Fenstermänteln, und Wandbehängen, an Kleidern, Schürzen, Schuhen u. s. f. Nicht immer gelangt da das Richtige an den richtigen Ort.

So ist es z. B. ungewöhnlich, daß man auf seinen Füßen tagaus, tagein je einen Hirschkopf mit Geweih, einen dicken Blumenstrauß oder ein paar spielende Hasen, eine Taube, eine Kake, ein Gitarre oder ein Posthorn trägt. Warum deshalb in den als Kinderarbeit recht beliebten Pantoffelaufzeichnungen diese Dinge immer noch nachgestickt werden muß doch für den unverständlichen sein, der schon einmal darüber nachgedacht hat, daß nur das Wahre schön sein kann und daß derartige gestickte Pantoffel häßlich sind. Man wähle doch ein einfaches Muster, statt all' der Dinge, die auf dem Fuße zu tragen in Wirklichkeit keinem Menschen einfallen würde. Noch weniger empfiehlt es sich, dem Beispiel jener jungen Frau zu folgen, die da glaubte, etwas ganz Hervorragendes geleistet zu haben, indem sie ihrem lieben Manne ein Paar Pantoffeln schenkte, von denen der eine das Wort: „Guten“ der andere die Inschrift „Morgen“ trug, ein anderesmal ihn aber mit dem sinnigen Spruch überraschte: „Fröhliche“ — „Feiertage“. So konnte der Ehegatte den guten Morgen und die fröhlichen Feiertage doch gewiß recht lange mit sich herumtragen!

Es verrät gerade keinen außergewöhnlich feinen Geschmack, wenn man einen Tischläufer mit Tierabbildungen, etwa mit stilisierten Hunden, verzieht. Ebenso dürfen Stilkissen solche Muster niemals haben. Man denke sich nur, wie unwahr, also wie unschön es wirken wird, wollte man auf ein Sesselfissen einen großen Tierkopf sticken oder auf eine Schreibunterlage eine Reihe von hintereinandermarschierenden Gähnern, Enten, Hasen oder Raben. Einen Teppich mit Blumen zu besticken hat Sinn, freut man doch lieben Menschen gern Blumen auf den Lebensweg. Bei einigem Nachdenken wird es uns gewiß nicht schwer sein, das Richtige und Gute vom Ungeeigneten unterscheiden zu lernen. Um so mehr wird unser Geschenk Freude bereiten, um so reicher fühlen wir uns dann für Mühe und Arbeit belohnt.

Was unsere jungen Damen bei den Weihnachtshandarbeiten im Brennen und Malen leisten, zeigt auch leider oft mehr

die gute Absicht, als den guten Geschmack. So erhielt ein pensionierter Militär von seinen drei Töchtern drei Geschenke: 1. einen Pfeifenhalter in Brandmalerei, bestehend aus einem mit Messinghalen und dunkelrotem Atlasband verzierten — Schlüssel, 2. einen sehr schön in Brandmalerei als Planette gearbeiteten Adler, der zum Schlüsselbrett dienen sollte, in jedem Auge einen Schlüsselhalter sitzen hatte und auch zu beiden Seiten an den Flügelsternen eine Reihe von Schlüsseln zu tragen vermochte, endlich 3. ein hellgraues Hauslappchen, das einen sehr schön gemalten grünen, frischen Lorbeerkranz rundum trug. Der glückliche Vater! —

Der Schöpfer der Schallehre.

Am 150. Geburtstag des Physikers E. F. Chladni.
Von Dr. Emil Preuß.

Das 18. Jahrhundert war nicht nur das Jahrhundert der Helden auf schlagfertigen Gebieten, sondern es brachte auch zahlreiche bedeutende Naturforscher hervor, deren nicht geringster der Name gewesen ist, dessen wir heute gelegentlich der 150. Wiederkehr seines Geburtstages gedenken: Ernst Chladni.

Doch unser Jubilär zu den Bedeutenderen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gehört, beweist schon der Umstand, daß ihm zu Ehren ein Metheorgestein — ein Gach, in welchem er sich außerordentlich Ruhm erworben — Chladni genannt worden ist, eine Gesteinsart, der neben Enstatit auch einige Teile Olivin enthält. In so hohem Maße von der Wissenschaft geehrt, verdient Chladni voll auf den Ehrenplatz, der ihm eingeräumt worden ist und auch auf ihn paßt nicht zuletzt das gemalte Wort Goethes:

Wag's die Welt zur Seite weisen,
Wenig Schüler werden's preisen,
Die an Deinem Sinn entbrannt,
Wenn die Vielen Dich verkannt.

Und auch Chladni hatte, gleich so manchem Gelehrten, des Ungemachs und der Böswilligkeit ein gut Teil zu überwinden, ehe er zu seinem ungekränkten, wohlverdienten Ruhme kam.

Der äußere Lebensgang unseres Jubilärs ist nicht sonderlich reich an Mannigfaltigkeiten: ein schlichtes, wenig von äußerem Glanz bestrahltes Gelehrtenleben rollt sich vor uns auf.

Ernst Florenz Friedrich Chladni wurde heute vor 150 Jahren zu Wittenberg geboren. In seiner Vaterstadt und in Leipzig studierte er zuerst die Jurisprudenz, widmete sich aber dann ganz den Naturwissenschaften, wo er besonders auf dem Gebiete der Akustik Hervorragendes leistete. Hier suchte er eigene, bisher noch von niemand betretene Wege zu gehen. Seine hauptsächlichsten Erfindungen auf dem Gebiete der Akustik, auf die wir weiter unten noch ausführlicher zu sprechen kommen, sind: die noch ihm benannten Klangplatten, das Saphon und der Klavierzylinder. Alle diese Erfindungen fallen, der Zeit nach, in das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Große äußere Triumphe feierte ihr Erfinder freilich nicht mit ihnen.

Chladni griff die Sache recht modern an. Er demonstrierte seine Erfindungen auf Reisevorträgen und kam so nach einander durch Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Rußland und Dänemark. Derartige demonstrierende Experimentalarbeiten waren damals noch etwas ganz Neues und erweckten bei allen, die etwas auf Bildung gaben, recht reges Interesse. In diesen Jahren machte er auch die Bekanntschaft Lichtenbergs. Der machte ihn auf die Erscheinungen der Sternschuppen und Feuerkugeln aufmerksam. Mit seinem leicht erregbaren Geiste war Chladni sofort bei der Sache. Mit Feuereifer warf er sich auf das Studium dieses bis dahin noch völlig verstaubten Gebietes der Naturwissenschaft. Mit scharfem, weißblühendem Geiste ging Chladni auch hierin vor. In seiner Schrift „Ueber den Ursprung der von Pallas gefundenen Eisenmasse“ suchte er die kosmische Natur und ihre auf Erden bemerkbaren Erscheinungen zu erklären. Diese Schrift erregte Reid und Aufsehen zugleich, sie machte ihren Autor bekannt.

Die Theorien, die Chladni schon damals über die Meteorsteine usw. aufstellte, sind heute als allgemein richtig anerkannt. Von seinen Feinden aber wurde der ideale Mann verhöhnt und lächerlich gemacht. Reid und Mißgunst arbeiten bekanntlich immer schneller, als Anerkennung und ermutigender Anspruch. So auch in diesem Falle.

Doch Chladni lebte nicht mehr lange. Bereits am 4. April 1827 ereilte ihn zu Breslau der Tod. Erst dem Toten wird später der Ruhm zu Teil, den der Lebende eigentlich verdiente.

Biographien über Chladni besitzen wir von Bernhard (Wittenberg, 1868) und Welde (Machburg, 1888). Er selbst hat

in seiner „Akustik“ und eine Art Autobiographie hinterlassen. Von seinen Hauptwerken seien hier genannt: „Entdeckungen über die Theorie des Klanges“ (Leipzig 1787), „Akustik“ (Leipzig 1802), „Neue Beiträge zur Akustik“ (Leipzig 1817), „Ueber Feuermeteore“ (Wien 1820) und Beiträge zur praktischen Akustik und zur Lehre vom Instrumentenbau, enthalten die Theorie und Anweisung zum Bau des Klavierzylinders und verwandter Instrumente“ (Wien 1822).

Um Chladni's Leistungen richtig würdigen zu können, müssen wir uns den niedrigen Stand der Naturwissenschaften im 18. Jahrhundert vergegenwärtigen. Weiße Gebiete lagen völlig brach und verödet. Das schön geistige Gebiet in allen seinen ästhetischen Verzweigungen drängte die Welt der reinen Wissenschaft völlig in den Hintergrund. Es galt also zunächst einmal die Naturwissenschaft aus diesem Dunkel hervorzuholen. Und von den Männern, die sich dieses Wagnis übernahmen, war Chladni einer. Wie wir schon eingangs erwähnten, zog ihn die Physik, und in dieser namentlich die Akustik, ganz besonders an. Die Chladnischen Klangfiguren sind das Experiment das seinen Namen wohl auf ewig unsterblich erhalten wird.

Das Experiment der Chladnischen Klangfiguren ist etwa folgendes: Wir gehen aus von der Tatsache, daß jede in Schwingung versetzte, d. h. zum Tönen gebrachte Platte, bei der Berührung mit irgend einem Gegenstand durch sog. Knotenlinien in von einander getrennte Klanggebiete geteilt wird. Den experimentellen Beweis hierfür erbrachte zum ersten Male unser Jubilär. Bestreut man eine der zum Experimentieren dienenden Platten möglichst regelmäßig mit feinem Sand und bringt sie dann durch Berührung mit einem Violinbogen in Schwingung, so ordnen sich die Sandteilchen zu einer ganz bestimmten Figur an. Nennt man nun außerdem noch die Platte mittels einer Schraube, oder berührt man sie auch nur mit dem Finger an einer Stelle, so wird sich beim Streichen mit dem Violinbogen nicht nur der Ton ändern, sondern die Sandteilchen werden sich zu einer neuen Figur ordnen. Verdoppelt, verdreifacht oder vervielfacht man die Festschließung oder Berührung, so wird sich auch jedesmal mit der Aenderung des Tones eine Aenderung der Sandfiguren bemerkbar machen. Jede figurliche Anordnung der Sandtörchen entspricht also einem ganz bestimmten Ton. Chladni hat also als erster auf diese Art Töne dargestellt.

Auch seine Forschungen auf dem Gebiete der Kunde von den Meteorsteinen verdienen Erwähnung. Auch hier wirkten seine Theorien bahnbrechend. Mit klarem Forscherblick drang er in die Unendlichkeiten des Weltraumes und entlockte den ewigen Rätseln gar manches Geheimnis. Auch hier offenbarte sich die Genialität unseres Jubilärs wiederum aufs Neue; sie feierte ihre Triumphe in stiller Gelehrtenbeachtlichkeit; die wahre Würdigung dieser Forschungen ist aber eigentlich erst der Nachwelt vorbehalten geblieben, die denn auch nicht mit ehrender Anerkennung gezeigt hat.

Von Chladni's Persönlichkeit und seinen Privatverhältnissen sind wir nicht allzu reichlich unterrichtet. Es wird ein Kind seiner Zeit gewesen sein, ein Stürmer und Dränger des geistig so überaus revolutionären 18. Jahrhunderts. Auch viel Sehnsüchtigkeit muß er nicht besessen haben, seine vielen Reisen zeugen dafür. Doch ein ehrlicher, strebsamer und schandenscheuer Kopf muß er gewesen sein. Einer von denen, die es mit ihrer Arbeit bluternst nehmen, und nicht rasten und ruhen, bis sie das Ziel erreicht, das sie sich gesetzt haben. Und solche Männer verdienen unsere Achtung, unsere Liebe und unsere Ehrfurcht.

So einer war auch er. Und deshalb gedenken wir seiner heute gelegentlich der 150. Wiederkehr seines Geburtstages. Auch er ist ein Repräsentant deutscher Geistesarbeit. Auch er war einer von jenen vielen, die die Wissenschaft ein tüchtiges Stück vorwärts brachten. Auch er war einer von Deutschlands guten und größeren Söhnen. Alles dessen wird sich heute die Nachwelt in dankbarer Erinnerung bewußt. Und deshalb ehrt sie auch in würdiger Weise das Angehören ihres großen Toten!

Sankt Nikolaus.

Lustige Kindergeschichte von Emmy Lesschau.

Babchen hatte ein mittelbiges Herz. Jeden Abend sparte er ein Stückchen von seiner Schwarzschmitte, die er doch selbst so gern aß, auf und legte es auf die Fensterbank für Sankt Nikolaus' Pferd. Denn die Mutter hatte ihm erzählt, daß der gute Nikolaus jeden Abend kurz vor Weihnachten auf seinem Pferdchen vom Himmel herabkommt, um an den Fenstern zu lauschen, welche Kinder artig und welche unartig und was sie sich wünschen, um nachher alles dem lieben Gott zu erzählen.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 49.

Düsseldorf, den 9. Dezember.

1906.

Inhalt: Evangelium zum zweiten Sonntag im Advent. — Zum zweiten Advents-Sonntag. — Die Gleichnisreden Jesu. VII. Die wissenschaftliche Rolle der Missionare. — Hirtenbrief des Erzbischofs Antonius Kardinal Fischer. — Ein Wort für die Allerärmsten. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum zweiten Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus XI, 2—10.

In jener Zeit, als Johannes die Werke Christi im Gefängnisse hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern und ließ ihm sagen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündiget dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habet. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden gereinigt, die Tauben hören, die Toten stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert. Als aber diese hinweggingen, fing Jesus an, zu dem Volke von Johannes zu reden: Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und hergerieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weichlichen Kleidern angetan? Siehe, die da weichliche Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige. Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.

Zum zweiten Advents-Sonntage.

„Bist Du es, der da kommen soll?“

Du bist der Heiland, der da kommen soll,
Wir wollen nicht auf einen andern warten,
Du bist's, auf den die Väter sehnsuchtsvoll
Als den zukünftigen Erlöser harrten.
Da nahest, und siehst Wunderblumen sprechen,
Wo Du einhergehst, unter Deinen Fühen.

Sie alle, die da blind und lahm und stumm,
Du heilest sie durch Deiner Hände Segen;
Den Armen bringst Dein Evangelium
Ins krankte Herz, wie milder Himmelsregen.
Und wo Du wandelst, folgt ein Strom von Gnade
Und himmlischem Erbarmen Deinem Pfade.

Auch uns, Du wunderreiches Himmelsknecht,
Laß Deine Hand den Gnadenregen spenden!
Auch wir sind krank und lahm und taub und blind,
Dein Wunder nur kann unser Siechtum enden.
Wir stehn am Weg und stehn um Dein Erbarmen:
O Jesus, Du Sohn Davids, hilf uns Armen!

Die Gleichnisreden Jesu.

VII.

Die Kirche, auf die das Gleichnis „vom Senfkornlein“ passen soll, muß notwendig die Bestimmung in sich tragen, sich auszubreiten über die ganze Welt und — indem sie dieser ihrer Bestimmung sich stets bewußt bleibt — muß sie auch immerfort durch die ihr innewohnende Kraft sich weiter zu entfalten streben. Gerade die katholische Kirche ist dieser Be-

stimmung sich in allen Jahrhunderten bewußt gewesen; auch hat sie in allen Jahrhunderten sich bestrebt, diese Bestimmung durch die ihr innewohnende Kraft immer mehr zu erreichen. Aber von keiner der übrigen Religionsgesellschaften läßt sich das in Wahrheit behaupten.

Die Geschichte bestätigt uns, daß die Kirche von dem Tage ihrer Stiftung an bis auf unsere Tage unentwegt den Anspruch erhoben hat, nicht national, sondern universal zu sein, d. h. sie läßt sich nicht einschränken auf eine oder mehrere Nationen, sondern sie hat es als ihre Aufgabe angesehen, allen Völkern die Lehre ihres göttlichen Stifters zu verkünden und alle Völker in ihren Schoß aufzunehmen. Wo immer neue Völker auf dem Schauplatze der Weltgeschichte auftraten oder neue Inseln oder Länder entdeckt wurden, dann erschienen dort auch die Glaubensboten unserer heiligen Kirche. Ihre Missionstätigkeit dehnte sich allmählich über noch ganz unbekannte und jeder Kultur verschlossene Länder aus, von denen die erste Kunde nach Europa kam durch katholische Missionare. Gegenwärtig aber umfaßt sie den ganzen bekannten Erdkreis; es findet sich heute, wie die Geschichte beweist, wohl kaum ein christliches Land oder Volk, in dem nicht Glaubensboten der katholischen Kirche zuerst die Fahne des Kreuzes entfaltet haben.

Diese ihre Bestimmung aber hat die Kirche von Anfang an zu erreichen sich bestrebt mittels der ihr innewohnenden Kraft der Predigt und des göttlichen Gnadenbeistandes. Sie trat in die Welt unter dem Widerspruch der irdischen Macht und des herrschenden Zeitgeistes, unter einer Verfolgung mit allen erdenklichen geistigen und materiellen Waffen: mit Feuer und Schwert wurde dreihundert Jahre hindurch gegen sie gewüthet. Andererseits waren bei Einführung des Christentums alle jene Mittel ausgeschlossen, durch die man sonst auf die Menschen mit Erfolg einzuwirken pflegt: weder die Macht irdischen Besitzes, noch die Macht der Sinnenlust, noch die Macht des Geistes sollten da irgend mitwirken. Keine von diesen drei Mächten nahm der göttliche Stifter der Kirche in Seinen Dienst, und Er verbot sie auch Seinen Aposteln. Dafür aber erkaufte der göttliche Stifter der Kirche innerlich durch Seine erleuchtende und belebende Gnade der Menschen Geist und Herz: diese Gnade machte die Predigten der Apostel fruchtbar; sie erzeugte die unbefiegbare Glaubenskraft und die bewunderungswürdigen Tugenden der ersten Christen.

Genau nach der Weise und dem Vorbilde der Apostel haben die katholischen Glaubensboten jederzeit ihre apostolische Tätigkeit entfaltet: zumeist ohne jegliche Unterstützung von Seite der weltlichen Mächte, unter Entbehrungen und Verfolgungen, lediglich durch geistige und übernatürliche Mittel. Viele dieser apostolischen Männer haben die Palme des Martyriums errungen, und überall wurde — bis zur heutigen Stunde — der Boden unserer katholischen Missionen befruchtet durch das Blut zahlreicher Befenner. Es bleibt also wahr, daß die katholische Kirche sich ausbreitet allein durch die ihr inne-

wohnende Kraft — ganz in der Art, wie der Herr im Gleichnis „vom Senfkornlein“ es einst gelehrt hat.

Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte der übrigen Religionsgesellschaften lehrt nun, daß hinsichtlich der beiden oben angegebenen Punkte, keine dieser „Kirchen“ sich entfernt mit der katholischen in Vergleich stellen läßt. Denn, wenn auch ausgestattet mit allen natürlichen (irdischen) Hülfsmitteln, hat keine derselben sich berufen gefühlt, solche Völker, die dem Christentum noch fern standen, für dasselbe zu gewinnen. Ueber die griechische Kirche brauchen wir da weiter kein Wort zu verlieren; denn sie hat seit ihrer Losreißung vom Felsen Petri keine Heiden mehr bekehrt; wohl aber ist ihr das einst so herrliche Morgenland zum größten Teile an den Muhammedanismus verloren gegangen. Die griechisch-russische Kirche ist bekanntlich eine reine Staatskirche, die nur soweit wirksam ist, als die politische Gewalt Rußlands reicht. Aber auch der Protestantismus hat mehrere Jahrhunderte bestanden ohne eine Heidenmission; ja er hat — zum Teil wenigstens — sogar grundsätzlich alle Heidenmission verworfen. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts hat England aus politischen Gründen den Versuch gemacht, die Indianer Nordamerikas „christlich“ zu machen; allein es hat dabei die Eingeborenen nach und nach fast gänzlich ausgerottet. Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts ist zwar die Geschäftigkeit der protestantischen Missionsgesellschaften — namentlich ihrer Bibelgesellschaften — überaus groß; allein, trotz der aufgewendeten ungeheuren Geldmittel und aller Unterstützung von weltlicher Seite, ohne nennenswerten Erfolg, ganz abgesehen davon, daß diese Art der (protestantischen) Missionstätigkeit mit jener der Apostel und apostolischen Männer aller Zeiten, nichts gemein hat.

Dazu kommt, daß bei diesen Religionsgemeinschaften, die durch Abfall von der katholischen Kirche entstanden sind, das etwa vorhandene Streben nach Ausbreitung immer wieder dahin gerichtet ist, solche Völker, die schon von der katholischen Kirche zum Christentum bekehrt worden, zum Abfall von dieser Kirche zu bewegen und so für die eigene Genossenschaft zu gewinnen. Sie vollführen ihr Streben, sich auszubreiten, nicht durch eine ihnen innewohnende (göttliche) Kraft, sondern suchen durch natürliche menschliche Mittel eine weitere Verbreitung zu erreichen. Kurz, jeder nach dieser Richtung angestellte Vergleich fällt immer wieder zu gunsten der katholischen Kirche aus, als der wahren, von Christus gestifteten Gemeinschaft.

Die wissenschaftliche Rolle der Missionare.*)

Von Mgr. Alexander Le Roy,

Bischof von Alinda, Generaloberer der Kongregation vom hl. Geiste, Paris. — Uebersetzt von Dr. J. W.

Die erste Pflicht des katholischen Missionars ist, seine Sendung auszuführen, das Evangelium zu predigen, den Katechismus zu lehren, die Heilswahrheiten einer möglichst großen Zahl von Seelen zugänglich zu machen. Das ist sein Daseinszweck, das ist das Ziel seines Lebens. Aus diesem Grunde allein hat er seine Familie verlassen, hat er auf alles verzichtet, was seine Jugend verschönte, hat er sich zu einer

*) Dieser mit ausdrücklicher Genehmigung des Verfassers übersetzte hochinteressante Artikel bildet die Einleitung zu der in sechs Sprachen (lateinisch, deutsch, italienisch, englisch, französisch und spanisch) unter Mitarbeit zahlreicher Missionare von P. W. Schmidt, S. V. D., im Auftrage der öster. reichischen Leopoldgesellschaft und mit Unterstützung der Deutschen Ökumenischen Gesellschaft herausgegebenen neuen Zeitschrift „Anthropos“. (Verlag Jaunreißer Buchdruckerei, Alt.-Gef., Salzburg.) Wir glauben uns durch die Veröffentlichung um so mehr den Dank unserer Leser zu verdienen, als Mgr. Alexandre Le Roy als ehemaliger Missionarbischof, als Generaloberer einer der größten Missionarkongregationen und schließlich als gelehrter Ethnologe zweifellos der kompetenteste Beurteiler der behandelten zeitgemäßen Frage ist. (Die Red.)

unbekannten Arbeit verurteilt ist er Krankheiten, Täuschungen, Barbarei, Verrat, der Einsamkeit und dem Tode entgegen geschritten. Sein ganzes Leben hindurch wird er sich dieses Berufes zu erinnern wissen und um seiner stets würdig zu bleiben, wird er in seiner Seele das heilige Feuer des Enthusiasmus unterhalten, das Gott in ihm entzündete und das nicht mehr erlöschen darf.

In den Augen dessen, der den Glauben besitzt, kann kein Beruf schöner sein. Andere, die sich hauptsächlich mit dem sozialen Fortschritt der Menschheit beschäftigen, werden ohne Mühe die zivilisatorische Kraft des Christentums anerkennen und sich für die Arbeiten der Missionare interessieren. Das Evangelium hat der Welt ein Ideal vorgelegt. Bisher sind alle Völker, die es angenommen, offensichtlich zu einem höheren moralischen Zustand vorgeschritten; warum sollte nicht das gleiche bei denen der Fall sein, die heute noch „Barbaren“ sind und morgen, vielleicht mit ihm bekannt werden.

Der Missionar kann auch auf seine Art dem Vaterland dienen. Nicht als ob er ja ein politischer Agent sein dürfte; würde er so seine Aufgabe vergessen, so würde er zugleich die beiden Ursachen kompromittieren, denen er zu dienen berufen ist. Aber in den Kolonien seiner eigenen Nation ist er notwendigerweise ein Element der Moralisation, der Erziehung, des moralischen und materiellen Fortschritts, das durch kein anderes ersetzt werden kann. Sollte nicht in den unabhängigen Ländern der Eingeborenen, deren Achtung und Liebe der Missionar sich erworben hat, ein Teil dieser Gefühle auf die Nation übertragen werden, die er vertritt?

Missionar des Vaterlandes, Missionar der Zivilisation, kann der katholische Missionar auch der Missionar der Wissenschaft sein. Er kann es, und muß es im gewissen Sinne sein; diese Behauptung kann nur denen übertragend vorkommen, die keine genaue Idee von der Aufgabe der Missionen im Auslande haben.

Welches ist nun vor allem diese Rolle des Missionars? Wir haben es gesagt; sie besteht darin, das Christentum in einem nichtchristlichen Lande einzuführen, inmitten eines ungläubigen Volkes jenen Herd des Lichtes und der Wärme und der moralischen Gesundheit aufzurichten, der sich die katholische Kirche nennt.

Um aber dieses Resultat zu erreichen, muß der Missionar, zumal der Obere einer Mission — eine Art Feldzugsplan entwerfen, der vor allem das Studium des Landes und seiner Bewohner, der Sitten, der Gesehe, der Religion, der Sprache der Eingeborenen umfaßt. Dieses Studium ist der Erfüllung seiner Mission nicht fremd; es ist ihm notwendig, u. je besser er das Milieu kennen wird, in dem er arbeitet, um so weniger wird er Fehler machen, um so mehr hat er Aussicht auf Erfolg.

Was die Kenntnis des Landes anbetrifft, so hat der Obere einer Mission nur beschränkte Mittel und verfügt nur über ein beschränktes Personal. Man kann nicht eine ganze Gegend in Besitz nehmen; man muß wählen und um zu wählen, muß man Bekanntschaften, Reisen, Studien machen und Vergleiche anstellen, um Missionszentren, dann Stationen hiervon, hierauf einzelne Posten an denjenigen Orten zu errichten, die sofort und am besten hierfür geeignet erscheinen; das ist die elementare Strategie.

Der Missionar ist also durch seine Lokation selbst gehalten, die physische Geographie des Landes, dem er das Evangelium bringen will, kennen zu lernen, zu wissen, welches die schiffbaren Wege, die fahrbaren Wege, die Eisenbahnen, die Verkehrsmittel, die Hindernisse, die Wälder die Wüsten, die Gebirge sind; er wird die allgemeine Natur des Bodens studieren er wird sich orientieren über die Dichtigkeit der Bevölkerung an diesem und jenem bestimmten Orte, er wird die Beziehungen prüfen, die ein Volk mit dem anderen, einen Stamm mit dem anderen, eine Familie mit der anderen verknüpfen.

Alle diese Kenntnisse sind notwendig. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß, weil sie fehlten, man sich auf einem aussichtslosen Punkte niedergelassen und ohne nennenswerte Resultate sein Geld, seine Zeit und seine Kräfte verausgabte und Gegenden und Bevölkerungen, die ein herrliches Feld für die Evangelisierung geboten hätten, dem Eindringen des Islam oder gänzlich dem Verluste überlassen hat.

Und wie viele interessante und nützliche Dinge können über jene Missionsländer gesagt werden, die oft noch unbekannt sind! Wie viele lokale Entdeckungen können noch gemacht werden! Wie viele Dienste können der geographischen Wissenschaft noch geleistet werden! Noch ein besonderer Punkt ist hier zu berühren. Die Rolle des Forschers, des Reisenden

den, des Entdeckers ist in den letzten Jahren eine wunderbare gewesen. Sie haben mit Namen alles ausgefüllt, was die Vergangenheit auf unseren Karten weiß gelassen hatte. Aber in der Eile, mit der jeder sein Itinerarium zu ziehen und der Welt die von ihm gemachten vielfachen Entdeckungen zu zeigen bemüht war, haben sie die Namen von Städten, Dörfern, Stämmen, Flüssen, Gebirgen, Landschaften bisweilen ohne Kenntnis der eingeborenen Sprache, ohne ernstliche Kontrolle nach den Angaben eines Führers oder eines Dolmetschers gehäuft, der die an ihn gerichteten Fragen nicht verstand, ihrer überdrüssig war oder einfach über den großen Menschen, der ihn begleitete, glaubte lachen zu dürfen. Daher wimmeln die geographischen Karten neuer Länder, die von gelehrten Gesellschaften sorgfältig auf Grund der Angaben von Reisenden herausgegeben wurden, von Fehlern. Von zehn Namen sind gewöhnlich nicht mehr als zwei genau, und man kann diese und jene Karte nennen, auf der man als geographische Namen Wörter verzeichnet sieht, deren wörtliche Uebersetzung so lautet: „Das ist ein Gebirge“, oder „Du langweilst mich“, oder „Ich weiß es nicht“ — das ist die Antwort des Führers an den Forscher.

Ein Missionar, der die Sprache des Landes, das er durchzieht, kennt, wird solche Fehltrümer nicht begehen, und wenn sie ihm begegnet sind, so wird er sie berichtigen.

Besser noch als die Gegenden, die sie bewohnen, müssen ihnen die Völker bekannt sein: welches ist ihre Geschichte? Von wo kommen sie? Zu welcher Rasse, Gruppe, Familie gehören sie? Welches ist ihre Vergangenheit, welches sind ihre Sitten, welches ihre Gewohnheit, Gesetz? Wie steht es um ihre geistigen Kräfte? Man sieht, das umfaßt ein ausgebreitetes und sehr sorgfältiges Studium.

Man muß sich genau vergegenwärtigen, daß jedes Volk seine Zivilisation hat, seine Art, das Leben aufzufassen, es nach seiner Auffassung zu führen, aus ihm den möglichsten Vorteil zu ziehen und sich nach seiner Art zu dirigieren und zu regieren. So gibt es auf der Erde im eigentlichen Sinne keine Wilden, d. h. Gruppen von Menschen, die kein Gesetz, keine Familie, kein soziales Band kennen.

Aber um in das Innere und die verschiedenen Einzelheiten des sozialen Organismus exotischer Völker zu dringen, muß man zuerst von ihnen gelannt und von ihnen aufgenommen werden, muß man ihnen Vertrauen einflößen und ihre Liebe gewinnen. Denn noch weniger, wie wir selbst, eröffnen sie sich einem durchreisenden Fremden, der sie durch einen Dolmetscher befragt. Der alles Mögliche über ihr Leben wissen will, der über die einfachsten Dinge in Verwunderung gerät und sich über ihre Sitten lustig macht, — gewiß führen nicht alle Reisenden so ungeschickt ihre Untersuchungen, oder wie viele von ihnen, die wohl geschickt und konsequent sein würden, sind also preffiert, um sie gut anzustellen.

Besser als jeder andere kann der Missionar im Verlaufe seines Apostolates sein Volk kennen lernen. Er muß sogar dieses Studium fleißig betreiben, wenn er seinerseits aufgenommen, geschätzt, geliebt werden, wenn er den nötigen Einfluß haben will, wenn er, der Fremde, sozusagen seinen Naturalisationsbrief erhalten und wie St. Paulus „alles allen“ sein will: Schwarzer mit den Schwarzen, Weißer mit den Weißen, Rothhäut mit den Rothhäuten!

Die einfachsten Einzelheiten des Lebens haben für ihn oft eine Bedeutung; so hat jedes Volk seine Höflichkeitsformen, man muß sie adoptieren. Ebenso behandelt man in Afrika den Sklaven nicht als einen freien Mann, man unterscheidet den Anführer von dem einfachen Krieger, in Indien spricht man zu einem Paria nicht wie zu einem Brahminen, in China verhandelt man mit einem Mandarin nicht, wie mit einem Bootsknecht; und so ist es überall.

Vieles läßt sich auch sagen über das Recht und die Justiz, das Eigentum, die Erbschaften, die Unterdrückung von Fehlern, Vergehen und Verbrechen, die Lage der Frau und des Kindes, die Politik, den Krieg, den Frieden usw. Oft wird der Missionar um Mai gefragt wird sogar als Schiedsrichter gewählt, er urteilt sogar in den Palavern, er entscheidet Prozesse; er muß also genau die Sitten, die Gesetze des Landes kennen, das er bewohnt. Abgesehen davon, daß diese Kenntnis allein es ihm gestattet kann, sein Urteil in den Fällen, die ihm vorgelegt werden, auszusprechen, wird er auch oft Nutzen insofern daraus ziehen, als er die vollständige Berücksichtigung dieser oder jener Sitten einzieht und Fingerzeige für in menschlichem und christlichem Sinne notwendige Reformen geben kann. Und auch das wird seinerseits eine Evangelisierungsarbeit sein.

(Schluß folgt.)



Antonius,

unter dem Titel der heiligen Martyrer Perens und Achilleus
an der Appischen Straße

Kardinalpriester der hl. römischen Kirche,

durch Gottes und des heiligen Apostolischen Stuhles

Gnade

Erzbischof von Köln,

desselben heiligen Apostolischen Stuhles geborener

Legat usw. usw.

Der Hochwürdig.: Geistlichkeit und allen Gläubigen

der Erzdiözese Graub und Segen.

Beliebte Erzdiözesanen!

Ihr erinnert euch noch alle des schönen Tages — es war der 14. Mai, der dritte Sonntag nach Ostern —, an dem wir im vorigen Jahre die erneute Weihe der gesamten Erzdiözese an die unbefleckt empfangene heilige Mutter Gottes begangen haben. Es war in der Tat ein Tag der Freude und der Gnade für unsere alterwürdige heilige Kirche von Köln. Überall in Stadt und Land hat unser gläubiges Volk gewetteifert in Kundgebungen der Liebe zur gebenedelten Jungfrau. Die Festandachten waren zahlreich besucht; die heiligen Sakramente wurden fleißig empfangen; an vielen Orten fanden auch außer der Kirche festliche Veranstaltungen statt; die Bilder Mariä innerhalb und außerhalb der Kirchen waren der Feier des Tages entsprechend geschmückt; manche neue Stanzbilder sind zum Andenken an den denkwürdigen Tag auf öffentlichen Plätzen errichtet worden.

Inzwischen habe ich auch die Freude gehabt, den Grundstein zu der Immaculatakirche zu legen, zu der die Frauen und Jungfrauen der Erzdiözese in so hochherziger Weise die Mittel gespendet haben. Wie bereits früher angekündigt, wird diese Kirche in Bohwinkel bei Elberfeld gebaut. Am 20. Juli d. J. ist dort unter großer Theiligung der Bevölkerung des bergischen Landes in feierlicher Weise der Grundstein gelegt worden, und es steht zu hoffen, daß in nicht ferner Zeit der Bau vollendet sein wird, um den kommenden Geschlechtern Zeugnis abzulegen von dem Glauben, der Frömmigkeit, der Liebe zur heiligen Mutter Gottes, wie sie derzeit in den Herzen der braven Frauen und Jungfrauen der Erzdiözese lebendig sind.

Es ist nun der Wunsch unseres Erzbischofes, daß die Weihe der Erzdiözese an die heilige unbefleckt empfangene Mutter Gottes, die wir am 14. Mai vorigen Jahres bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Verkündigung des Glaubensjahres von der unbefleckten Empfängnis feierlich erneuert haben, in Zukunft jedes Jahr am Festtage der Unbefleckten Empfängnis Mariä in allen Kirchen des Erzbistums sich wiederhole. Ich hege die gegründete Ueberzeugung, daß dadurch die Liebe und das Vertrauen der Gläubigen gegenüber unserer gebenedeiten Patronin noch immer mehr zunehmen, sowie nicht minder, daß die unbefleckte Jungfrau desto reichlicher Schätze himmlischen Segens und himmlischer Gnade für die ihren Schutz anheimgegebene heilige Kölner Kirche von Gott dem Allmächtigen erwirken werde. Demgemäß werden, im Anschluß an die Verordnung über die Art und Weise der Feier vom 14. Mai v. J. folgende Bestimmungen getroffen:

Das Fest wird am Vorabend in gewöhnlicher feierlicher Weise eingeleitet. Am Festtage selbst wird nach dem feierlichen Hochamte (bzw. in Nebenkirchen, in denen kein Hochamt stattzufinden pflegt, nach der hl. Messe des Tages) vor ausgehendem Hochwürdigstem Gutte das Te Deum gesungen zum Dank für alle Gnaden, die Gottes Güte der Erzdiözese auf Fürbitte ihrer heiligen Patronin, der unbefleckt empfan-

genen Jungfrau, bisher verlesen hat und fortbauend ver-
leht. Am Nachmittag findet in allen Kirchen des Erzbistums
ein Festgottesdienst statt, der sich, nach dem Ausfinden
der Herren Pfarrer oder Rektoren, an die Vesper bezug, die
gewöhnliche Nachmittagsandacht anschließen kann. Vor ausge-
setztem Allerheiligsten wird der glorreiche Rosenkranz ge-
betet, worauf die Lauretanische Litanei (gebietet oder gesun-
gen) folgt. Nach der Litanei wird laut und deutlich die
Weihformel in der am Schluß dieses Hirtenjahrens ange-
gebenen Form vorgebetet, und zwar so, daß die einzelnen
Wörter der Formel vom Volke laut nachgesprochen werden. An
die Weihformel fügen sich die desgleichen am Schluß dieses
Schreibens bezeichneten Anrufungen an. Nach Ausrufung
eines deutschen Marienliedes wird der sakramentale Segen
gesendet.

Die Herren Pfarrer und Rektoren mögen Sorge tragen,
daß das Bild der hl. Mutter Gottes für die Feier besonders
geschmückt werde.

Die Weihformel kann zugleich mit den angeschlossenen
Anrufungen auf besonderenzetteln gedruckt werden, die als
Einlage für das Gebetbuch dienen mögen. Es wird Sorge
getragen werden, daß sie in Zukunft auch in unser Diözesan-
Gebet- und Gesangbuch Aufnahme findet. Möge sie recht
oft auch übers Jahr von den Gläubigen benutzt werden! Ich
verbinde mit dem Beten einen Ablass von zweihundert Tagen.

Und nun wende ich mich an euch alle, geliebte Erzdiöze-
sanen, und fordere euch auf, am bevorstehenden schönen Feste
der Unbefleckten Empfängnis Mariä euch aufs neue, zugleich
mit eurem Oberhirten und eurem Seelsorgern, mit großem
Vertrauen und kindlicher Hingabe unter den Schutz unserer
heiligen Patronin zu stellen. Aufsetz sie an für euch,
eure Kinder, eure Familien, eure Priester, euren Erzbischof,
für die ganze weite Erzdiözese, und heiligt den Tag noch be-
sonders, soweit ihr könnt, durch würdigen Empfang der heil-
igen Sacramente. Die Liebe zur heiligen Mutter Gottes
ist seit alten Zeiten im Herzen unseres treuen rheinischen
Volkes tief eingewurzelt. So mag, so wird es auch in Zukunft
sein! Möge die erhabene Jungfrau, die uns den Heiland ge-
schickt hat, durch ihre Fürbitte am Throne Gottes uns
allen die Gnade erwirken, daß wir stets, trotz der Stürme,
die uns umwehen, fest und unentwegt stehen im heiligen
Glauben, den wir von unseren frommen Vorfahren ererbt
haben, im Glauben an Jesum Christum, den menschengewor-
denen Sohn Gottes, unseren Herrn und Erlöser, und seine
heilige Kirche, und daß wir, in und aus dem Glauben
lebend, durch gewissenhafte Erfüllung der Gebote Gottes und
unserer christlichen Pflichten uns hienieden reif machen für
unsere ewige Bestimmung in der himmlischen Heimat!

O Maria, ohne Sünde empfangen, bitte
für uns, die wir unsere Zuflucht zu dir
nehmen!

Vorstehendes Hirtenjahren ist am ersten Sonntag im
Abend von allen Kanzeln des Erzbistums zu verlesen und
sind die Gläubigen in der Predigt des Tages noch eigens auf
die bevorstehende Feier aufmerksam zu machen.

Köln am Tage der Erhebung der Gebeine der hl. Theba-
schen Märtyrer, 27. November 1906.

† Antonius Kardinal Fischer, Erzbischof.

(Das in obigem Hirtenjahren erwähnte Weihgebet ist
als Einlage für das Gebetbuch im Verlage unseres Blattes
erschienen und gegen geringes Entgelt auf der Expedition
erhältlich.)

* Ein Wort für die Allerärmsten.

Von Albertine Albrecht, Düsseldorf.

Die vorweihnachtliche Zeit macht manchen Leuten mehr
Kopfschmerzen, als alle anderen Tage im Jahr zusammen.

Das bringt die uralte Sitte des Gebens, die so fest an den
Christtag geknüpft ist, nun einmal mit sich.

Wer über Geldüberfluß verfügt und zu Weihnachten das
dringende Bedürfnis empfindet, irgend einem Menschen, den
er nicht kennt, eine Freude zu machen, überlegt, wem er etwas
geben soll. Er nimmt seine Zeitung zur Hand und sucht sich
die Inserate heraus, in denen die immer zu Weihnachten
auftauchenden Bittsteller, die arme Witwe mit sieben un-
versorgten Kindern, der arbeitslose Vater mit zahlreicher Fa-
milie u. a. m. bescheiden um Weihnachtsgaben anfragen.

Da nun gerade zu Weihnachten das Mitleid mit fremder
Not gar laut an die Herzenstüren der Wohlhabenden pocht,
so müßte der ja ein Abbild des alten, geizigen Scrooge aus
Charles Dickens' „Weihnachtsmärchen“ sein, der da nicht öf-
fen wollte. Aber so arm die durch Inserate um Gaben bit-
tenden Menschen auch sein mögen, die Allerärmsten sind
sie jedenfalls nicht. Es gibt unzählige Menschen, die noch viel

bedürftiger sind, die keinen Weg haben, der sie zum Herzen
eines mitleidigen Reichen führt, die kein Geld für ein Bitt-
inserat ausgeben können.

Voran die Obdachlosen!

Es ist Weihnachtsabend. Schon, verhärrt, verbittert drängt
sich eine Gestalt nach der andern, fast alle im abgetragenen
oder zerlumpten Gewande, fröstelnd in die erleuchtete Wärme-
halle des „Nyls“. Mancher von diesen Nylgästen sah soeben
den flammenden Schein der Weihnachtskerzen durch kostbare
Gardinen schimmern, und der Gesang froher Kinderstimmen,
das „Stille Nacht, heilige Nacht“ zerschchnitt ihm das ohnehin
schon durch Not und Gram tief verwundete Herz. So viele
glückliche Menschen auf der Welt und er so arm, so unglück-
selig, so verlassen, — ein Obdachloser! Was ist das oft nur
in der Einbildung bestehende Leid des Reichen gegen seine
Not!

„All euer girrendes Herzeleid
Ist lange nicht so weh,
Als Winterkälte in dünnem Kleid,
Die bloßen Füße im Schnee.“

„All eure romantische Seelennot
Schafft nicht so herbe Pein,
Als ohne Dach und ohne Brot
Sich betten auf einen Stein.“

Das sei allen gebefreudigen, reichen Leuten nachdrücklich
ins Album geschrieben! Vielleicht, daß sich demnächst in der
lahlen Halle des Nyls für Obdachlose, von milder Hand
gespendet, Christkindleins strahlender Lichterbaum erhebt und
eine Gabe für jeden der Allerärmsten den Weihnachtstisch am
hl. Abend schmückt. —

Dann zur Wandererherberge!

Wir Hausfrauen kennen sie schon, trägt doch ihr „Firmen-
schild“ die Worte „Teppichklopfen“ und „Holzgerkleinern“.
Das ganze Jahr hindurch sind die Herbergsleute uns bekannt,
— aber zu Weihnachten vergessen wir sie. Wir lassen die
abgelegte Garderobe unseres Mannes ruhig auf der Man-
garde schimmeln und denken nicht daran, sie als willkom-
mene Weihnachtsgabe den nothleidenden fahrenden Leuten
zu stiften. Wir geben im Jahre so manden Groschen aus
für Konditoreibesuche und Toilettenkleinigkeiten, für die
Elektrische und für den Chokoladen-Automaten, aber für den
armen Handwerksburschen haben wir zu Weihnachten keinen
Pfennig übrig! Wer für die genannten Dinge Geld übrig
hat, kann also nicht über Mangel an Geldüberfluß klagen!
Sollten wir Frauen und Mütter es nicht fertig bringen kön-
nen, die überflüssigen Groschen für „mander Mutter liebes
Kind“, für die Wanderer in der Herberge zu ersparen, da-
mit auch diesen Ärmsten ein Weihnachtsbäumchen angezün-
det werde am hl. Abend? —

An der Pforte des Gefängnisses.

Der Zufall will, daß gerade am Tage vor Weihnachten sich
manchem sehnsüchtig Darrenden die Pforte des Strafhauses
erschließt, an der der Weg in die Freiheit beginnt. Die
dunkle Gewalt der Sünde trieb ihn in dieses Haus der
Buße. Das furchtbare Bewußtsein: „Du bist für
immer ein Verächter“, trotz Sühne und Buße, ist
zwar noch nicht erwacht in ihm, — aber es wird mit Sicher-
heit kommen, wenn der entlassene Sträfling zu den Ver-
lassenen gehört, die weder Heimat noch Familie haben. Er
fragt denselben Tag noch hier und da um Arbeit an, —
aber man zuckt die Schultern, man traut sich nicht, einen
„Bestrauten“ zu beschäftigen, dessen Papiere so präzise aus-
sagen, weshalb und wie lange er „geessen“ hat. Wenn alle
Menschen, die irgend eine Schuld als tiefes Geheimnis im
Herzen tragen, von der strafenden Macht unserer Gesehes-
paragrafen ereilt würden, so wären alle Gefängnisse auf
der Welt für die Masse der Sünder zu klein. Warum sind
gerade diese Menschen die schlimmsten in der Unbarbarzig-
keit gegen entlassene Gefangene? Sie, die ihre Schuld nicht
gesehlich abgehört haben? Welch ein Pharisäertum, den
Splinter im Auge des anderen zu sehen, nicht aber den
Ballen im eigenen! Entlassene Gefangene, die mit den
schlimmsten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um wieder
in geordnete Verhältnisse zu gelangen, sind gewiß auch ein
Teil der „Allerärmsten“, die zu Weihnachten nicht vergessen
werden sollen. Geben wir ihnen Arbeit, zeigen wir ihnen
Wohlwollen und Vertrauen, helfen wir ihnen, auf der Bahn
des Guten zu bleiben. Durch die Hand des Anstandsgeis-
tlichen können wir leicht einen der „Allerärmsten“, der zu
Weihnachten entlassen wird, beschenken, — vielleicht knüpft
sich an unser Gabe seine ganze Zukunft, sein ganzes Men-
schenschicksal!

Druck und Verlag: Düsseldorf'sche Tagesblatt, Buchdruckerei und Verlagsanstalt,
G. m. b. H., vorm. Düsseldorf'sche Volksblatt, Düsseldorf.
Verantwortlicher Redakteur: Herm. Orth, Köln.

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 50.

Düsseldorf, den 16. Dezember.

1906.

Inhalt: Evangelium zum dritten Sonntag im Advent. — Zum dritten Advents-Sonntag. — Die Gleichnisreden Jesu. VIII. Die wissenschaftliche Rolle der Missionare. — Wesentliche Weihnachtsbescherungen — Christkindleins Tant. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum dritten Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem hl. Johannes I, 19-28.
„In der Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und leugnete es nicht, und bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben, Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jaias gesagt. Die Abgesandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen zu ihm: Warum taufest du aber, wenn du nicht Christus, noch Elias, noch der Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir ausrufen ist, und dessen Schuhtriemen aufzulösen ist nicht würdig hin. — Dies ist zu Bethania geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.“

Zum dritten Advents-Sonntage.

„Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn!“

Durch, wie des Herolds Ruf erschallt:
„Es naht der Herr, laßt uns den Weg bereiten!“
Der Ruf ist in der Wüste nicht verhallt,
Der Jordan trägt ihn fort in alle Weiten.

Alljährlich läßt seitdem es durch die Welt:
Der Heiland kommt, bereitet Ihm die Pfade!“
Und süßes Sehnen alle Herzen schwellt
Nach Seiner Ankunft, nach dem Tag der Gnade.

Der Wüste Ruf hallt wieder laut und hell
Bei allen Völkern auf dem Erdenrunde:
„O Heiland komm, o komm, Emanuel!“
Bis Ihn uns bringt der Weihnacht heil'ge Stunde.

Die Gleichnisreden Jesu.

VIII.

Das Senfkörnlein, von dem der Heiland in dem angezogenen Gleichnisse spricht, hat nicht nur das Bestreben, sich auszudehnen und zwar in Folge der ihm innewohnenden Kraft, sondern dieses Streben ist auch von einem ganz überraschenden Erfolge gekrönt: die dem Senfkörnlein innewohnende Kraft tritt geradezu großartig in die äußere Erscheinung; denn es wird größer, als alle übrigen Gartengewächse; es wird ein Baum und treibt stets neue Zweige; und die Vögel des Himmels kommen sogar und suchen Schatten und Ruhe in seinen Zweigen. So genügt auch, damit die Kirche wahrhaft katholisch (allgemein) sei, nicht etwa bloß die Predigt der Lehre Jesu in der ganzen Welt, sondern

die Predigt muß sich auch fruchtbar erweisen durch dauernde Bekehrung der Völker, also durch einen übernatürlichen (göttlichen) Segen, der das Wirken der Kirche begleitet. Das ist aber in vollem Maße der Fall in unserer katholischen Kirche; darum finden in ihr auch alle die genannten Dinge ihr getreues Abbild, — und sie finden dieses Abbild in unserer heiligen Kirche allein. Sehen wir einmal genauer zu!

Gleich am Stiftungstage der Kirche, an ihrem ersten Pfingstfeste, wurden auf die Predigt des Apostelfürsten Petrus hin der Kirche Jesu „hinzugefügt bei dreitausend Seelen“ (Apostelg. 2, 41). Dann zogen die Apostel, arm und von allen irdischen Mitteln gänzlich entblüht — einzig und allein ausgerüstet mit dem himmlischen Feuer des Heil. Geistes — hinaus in die heidnische, in alle erdenklichen Laster versunkenen Welt und verkündeten das Evangelium vom Kreuze, das den allgemein herrschenden Ansichten und tief eingewurzelten Gewohnheiten der damaligen Welt so ganz und gar widersprach; und siehe, die Welt beugte sich vor ihnen! Sie sprachen, und ihre Worte entflammeten und rührten die Herzen der Menschen! So zogen sie von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Insel zu Insel; und trotz der ungünstigsten Vorurteile und ärgsten Verleumdungen, trotz der gewaltigen und überaus blutigen Verfolgungen war der Zug der Apostel ein fortgesetzter Siegeszug: Das „Senfkörnlein“ entfaltete eine erstaunliche Kraft.

Schon der Völkerapostel Paulus durfte darum in seinem Sendschreiben an die Christengemeinde von Rom Gott, den Herrn, dafür preisen, daß die Stimme der Apostel „wiederhülle auf der ganzen Erde, und ihre Worte drängen bis an die Grenzen des Erdkreises“ (Röm. 10, 18). Der hl. Polycarpus († um 155) konnte in seinem letzten Gebete schon „über den Erdkreis hin verbreiteten katholischen Kirche“ gedenken. Der hl. Justinus († 167) steht es, ohne Widerspruch zu erfahren, als eine bekannte Sache hin, „daß es keine Klasse von Menschen gebe, . . . unter denen nicht Gebete und Dankfugungen Gott, dem Vater, dargebracht werden im Namen Jesu, des Gekreuzigten.“ Und um das Jahr 197 konnte Tertullian es wagen, an den Magistrat der römischen Welthauptstadt die bezeichnenden Worten zu richten: Wir (Christen) sind erst von gestern, und wir erfüllen alles, eure Städte, eure Inseln, eure Burgen, eure Flecken, eure Rathäuser, eure Dörfer, eure Versammlungen, den Palast (des Kaisers), den Senat, das Forum. — wir lassen euch (Heiden) nur eure Tempel.“ Damit übereinstimmend gesteht auch der heidnische Philosoph Seneca († 65): Die Christen finden sich in allen Ländern; die Beflegten haben den Siegern Gesetze gegeben“. Deshalb wurde der Kirche auch allerseits, selbst von ihren Feinden, der Name „katholisch“ (d. i. allgemein) zuerkannt. Schon der hl. Augustinus († 430) hat es ausgesprochen: wenn man in eine fremde Stadt komme und nach der katholischen Kirche frage, so wage selbst kein Häretiker (Ab-

gefallener) eine andere — und wäre es auch seine eigene — die wirkliche katholische Kirche damit zu bezeichnen, und (sagen wir) bis auf den heutigen Tag ist es damit nicht anders geworden!

Das Senfkrülein wuchs und wurde größer als alle übrigen Gartengewächse. Keine von den getrennten christlichen Religionsgenossenschaften kann sich entfernt einer solchen Verbreitung rühmen, wie unsere Kirche; keine derselben kann sich, was die Zahl der Bekennere angeht, entfernt mit ihr vergleichen. Die katholische Kirche zählt, obwohl fast überall von Ungläubigen, Irrgläubigen und Schismatikern verfolgt, nahezu so viele Bekennere allein, als alle anderen, in unzählige Sektenspalten, „christlichen“ Gemeinschaften zusammen. Was sie im Laufe der Jahrhunderte in dem einen Lande an Bekennern durch Abfall verloren, das gewann sie reichlich in einem anderen wieder. Um das zu erkennen, braucht man nur die Grenzen unserer Kirche vor dem großen Abfall im 16. Jahrhundert zu vergleichen mit den Grenzen, die sie gegenwärtig hat.

Endlich ist das „Senfkrülein“, obwohl zum schattenpendenden Baume ausgewachsen, immer ein einheitliches, lebendig verbundenes Ganzes. Auch dieser Zug des herrlichen Gleichnisses paßt auf unsere heilige Kirche, — und wiederum auf sie allein! Alle die vielen, vielen „Zweige“ stehen in Verbindung mit „Wurzel“ und „Stamm“, bilden nur einen „Baum“. Die Glieder der einzelnen katholischen Gemeinde haben ihren Einheitspunkt im Pfarrer; alle Gemeinden eines Bistums haben wieder ihren Einheitspunkt im Bischof; alle Bischöfe der ganzen katholischen Welt aber stehen in lebendiger Verbindung mit dem Oberhaupt der ganzen Kirche, dem römischen Papste. So viele Millionen Katholiken zerstreut auf der ganzen Erde wohnen, so verschiedenen Nationen angehörend, so weit von einander getrennt durch Berge und Meere, so verschieden in Anlagen, Gewohnheiten, Bildungsgrad, Sprache und Lebensweise, sie alle bekennen trotz der Verschiedenheit der Sprache denselben Glauben, alle befolgen trotz der Verschiedenheit der Lebensweise dieselben Gebote und bringen allüberall das nämliche hl. Opfer dar, das der göttliche Stifter der Kirche am Vorabend Seines Opfertodes eingesetzt hat!

Unsere hl. Kirche ist mithin das wahre Abbild des „Senfkrüleins“. Sie steht da als Weltkirche, die Länder und Völker in der Einheit des Glaubens und der Liebe verbindet. Für jeden, der sehen und urteillos prüfen will, erweist sie sich dadurch als die wahre, vom göttlichen Erlöser gestiftete Kirche.

S.

♠ Die wissenschaftliche Rolle der Missionare. (Schluß.)

Mit diesen Sitten der Eingeborenen sind eng die religiösen Vorstellungen und Lehren verknüpft. Man hat bisweilen — und das ist eins der Vorurteile, die man gegen uns hat — gesagt, daß der christliche Missionar die heidnische Religion nicht versteht und nicht genügend würdigen könne; denn wie könnte sein Urteil unparteiisch sein, da er ausgegangen sei, um sie zu bekämpfen, und von vornherein überzeugt sei von ihrer Falschheit. Wir sind Janakiter.

Die Janakiter, wenn es deren gibt, sind nicht auf unserer Seite. Wir behaupten sogar, mehr als jeder andere qualifiziert zu sein zu einem Studium religiöser Dinge, ebenso wie ein europäischer Arzt mehr als irgend ein anderer dazu berufen ist, sich über die Therapeutik der Eingeborenen Rechenschaft abzulegen. Wir sind über die Tropen ununterrichteter und verstehen sie besser.

Eines Tages traf ich am Sabun mit einem jungen wissenschaftlich gebildeten und gelehrten Reisenden zusammen. „Was mir bei diesen Eingeborenen auffällt“, sagte er eines Tages zu mir, „das ist das Fehlen jeder Religion.“ Es handelte sich um die Adama, die unsere Boote lenkten.

„Sie glauben?“ sagte ich zu ihm.

„Ja, ich habe sie aufmerksam beobachtet — niemals habe ich sie einen religiösen Akt begehen sehen.“

„Aber wohl!“, antwortete ich ihm, „ich der ich sie nicht mit

derselben Aufmerksamkeit prüfe, habe sie alle Tage und mehrmals am Tage religiöse Akte ausüben sehen.“

Mein junger Gelehrter fing an zu lächeln, er hatte tatsächlich eine andere Art Vorurteil, das wohl bei Missionaren vorkommt, die überall Religion sehen.

„Haben Sie wohl bemerkt?“ sagte ich hinzu, „daß unsere Bootlenker, jedesmal, wenn sie einen Udr, Palmwein oder Alkohol trinken, zuvor einige Tropfen auf die Erde gießen? Das ist eine Libation.“

„Aberdings, daran hatte ich nicht gedacht.“

„Haben Sie nicht bemerkt, daß, wenn sie einen Fisch ergreifen, Herz und Leber herausreißen, um sie unverzüglich dem Fluß zu übergeben? Das ist eine Oblation.“

„Sie haben vielleicht Recht.“

„Und haben Sie endlich nicht bemerkt, daß sich am Morgen jedesmal, wenn sich unser Boot auf den Weg macht, der Pilot, der Steuermann eine Ente ergreift und ihr den Hals umreißt, insem er sorgsam Acht darauf gibt, daß ein wenig Blut auf den Boden des Fahrzeuges fließt? Das ist ein wirkliches Opfer.“

„Auch das ist wahr“, sagte mein junger Reisender, „von dem allen habe ich nichts gesehen.“

Besser vorbereitet als viele andere für das Studium der Religion der Eingeborenen, bringen die Missionare, wenn sie ihre Mission richtig auffassen, diesem Studium eine liebevollere und erträglichere Zuneigung entgegen. Um Menschen Gutes zu tun, ist die erste Bedingung überall dieselbe — sie besteht darin, sie zu lieben —, so fassen die Missionare ihre Aufgaben auf und müssen sie so auffassen in ihren Beziehungen zu den Eingeborenen und in diesem Sinne studieren sie ihre religiöse Vorstellung und ihren Glauben.

Wird nun die Prüfung verständig geleitet, so entdeckt man immer bei den Völkern, die am meisten zurückgeblieben sind — einen Untergrund, der für das Dogma und die Moral des Christentums benutzt werden kann.

Und auch das ist eine bemerkenswerte Sache, die es verdient, Gegenstand eines Gesamtstudiums zu werden. Es geht mit allen Religionen wie mit den Ruinen eines ungeheuren Gebäudes, das die primitive Menschheit geschäft hat und von dem man Spuren überall wieder findet, verborgen unter dem dichten Wirsarr des afrikanischen Fetischismus, wie unter den eleganten Konstruktionen der Religion Indiens und Chinas.

Der Missionar soll daher nicht alles en bloc beurteilen, sondern ähnlich dem Archäologen bei seinen mühsamen und scharfsinnigen Ausgrabungen das Primitiv u. Ursprüngliche scheiden von dem, was Generationen hindurch, die ohne Licht und ohne Führer aufeinander gefolgt, hinzugesät und verunstaltet worden ist. Und wenn er so eine Spur wiedergefunden hat, so sollte er sich ihrer bedienen, um aufzurichten die Religion, deren bescheidenere Architektur er zu sein die Ehre hat. Oft wird er sogar die hauptsächlichsten Materialien sorgfältig vorbereitet finden: es wird ihm genügen, sie zu behandeln; sie an andere Stelle zu setzen und sie am richtigen Orte in Beziehung zu bringen. Dann werden die Auffassungen und Vorstellungen, die das Heidentum ausgearbeitet hatte, oft durch sich selbst fallen.

Ein höheres Wesen, das die Welt beherrscht, Geister, die die Freunde des Menschen sind, andere Geister, die sein Verderben wollen, das Überleben der menschlichen Seele, die Notwendigkeit, das Bedürfnis und in jedem Falle das Vorhandensein des Gebetes, das fast überall bekannte und gelübte Opfer, die Kenntnis der Sünde, die moralische Notwendigkeit der Gerechtigkeit der Justiz, alles das und viele andere Glaubensvorstellungen und Lehren — sind sie nicht eben so viele Werkzeuge, aus denen der Missionar lernen kann und muß?

Was wäre über die Kenntnis der Sprache zu sagen? Sie ist offenbar zu notwendig, als daß wir auf diesen Punkt näher eingehen müßten. Tatsächlich ist dieses Studium für den Missionar nicht fakultativ, wie das anderer Wissenschaften — von denen wir soeben gesprochen — es ist obligatorisch. Niemand kann sich in Wirklichkeit ein Missionar nennen, der den Eingeborenen nicht in seiner eigenen Sprache unterrichten kann. Aber noch mehr: wir dürfen uns hier nicht damit begnügen, soweit die Sprache nur zu verstehen, um uns verständlich zu machen, wie es bei einem Reisenden oder Kaufmann der Fall sein würde. Die Ehre der Religion, die wir repräsentieren, macht es uns zur Pflicht korrekt zu sprechen, und je mehr sich unsere Sprache derjenigen der Eingeborenen nähert, um so größer wird die Beachtung sein, die man uns zollt, um so früher werden wir das Vertrauen aller gewinnen und um so williger wird unsere Botschaft aufgenommen werden.

Hebräisch legt uns ein anderer, noch wichtigerer Punkt

die Pflicht auf, vollständig die Sprache der Eingeborenen zu erlernen, ihre Sitten, Gesetze und Religionen zu studieren: das ist die Pflicht, das uns übertragene Mandat nicht zu lumpromittieren, sei es, daß wir in die von uns gepredigte Religion falsche Ausdrücke oder Praktiken einführen, sei es, daß wir einem ganzen Volke die Mißbilligung jahrhundertelanger und völlig geschmackvoller Gebräuche zufügen.

Ich will nichts von anderen Wissenschaften sagen, die der Missionar, ohne jemals seinen Pflichten zu schaden und oft sogar, um sie besser zu erfüllen, betreiben sollte: Geschichte, Gesetzgebung, Botanik, Geologie, Medizin usw. Wie viel neue interessante, nützliche und fennenswerte Dinge!

⊙ Oeffentliche Weihnachtsbescherungen.

Weihnachten naht heran, das Fest der Kinder, an dem wir all den lieben Kleinen wünschen, daß sie sich recht aus Herzensgrunde freuen mögen. Eine schöne und löbliche Sitte ist es, die Kinder auf diesem Tage mit Geschenken zu erfreuen. (Daß hierin von unvernünftigen Eltern viel geündigt wird, ändert an der Sache nichts und kann daher unerörtert bleiben.) Wer es sich nur eben gestatten kann, puzt einen Lichterbaum heraus und legt unter dem Baume die Geschenke für seine Lieben nieder. Wie leuchten die Augen der Kleinen, wenn sie die Gaben des Christkinds, seien sie nun reich oder bescheiden, in Empfang nehmen dürfen. Voll Nahrung lauscht der Erwachsene den sinnigen Weihnachtsliedern, die aus froher Kinderbrust gesungen, unter dem Baume erklingen.

Nun wissen wir alle daß die Armut heutzutage groß ist, daß sie bei manchen mit großen Augen in die kleine kalte Stube schaut. Manches bitterarme Kind muß den Weihnachtsbaum zu Hause entbehren. Denken wir uns eine Witwe, die mit einigen kleinen Kindern unversorgt zurückgelassen ist oder eine Familie, deren Ernährer lange Zeit das Krankenbett gehütet hat. Ja, da herrscht oft bittere Not, man weiß kaum, wovon man den andern Tag leben soll, an einen Christbaum ist da schon gar nicht zu denken. Sollen denn diese armen Verlassenen die Freuden der Weihnachtsbescherung ganz entbehren? O nein, das sollen sie nicht, und wir sind die Leisten die sie ihnen rauben möchten. Aber auf welche Weise wird die Bescherung oft „betrieben“, namentlich in den größeren Städten. Es tritt ein Komitee zusammen, welches Gesammungen in der Stadt oder in dem betr. Stadtviertel veranstaltet. Das eingegangene Geld wird dann zum Einkauf der Geschenke verwandt. Aber nicht ganz, ein erheblicher Betrag muß verbleiben für die öffentliche Bescherung. Zuerst muß ein Saal gemietet werden. Der Wirt überläßt denselben aus Anlaß des guten Zweckes vielleicht etwas billiger als sonst, viellecht auch als Berechnung. Im Saale wird ein Christbaum passender Größe aufgestellt und nach Möglichkeit herausgeholt. Mehrere Reihen von Tischen werden gedeckt, an denen die Kleinen Festteilnehmer bewirtet werden sollen. Auf anderen Tischen liegen die Festgeschenke fein säuberlich aufgetapelt, als wenn man in einem kleinen Lazaar wäre. Das alles kostet aber schon ziemlich viel Geld und dieses geht somit schon seiner wahren Bestimmung verloren. Doch die öffentlichen Bescherungen zeitigen noch manche andere Uebelstände. Das Komitee will für seine Tätigkeit eine äußere Anerkennung haben. Der lieben Gütlichkeit muß eine kleine Genugthuung zu teil werden. Der eine hält die Festrede, der zweite schildert gar die Not der Armen und daß nun so manchem geholfen werde, der dritte preist die guten Geber. Ein Chor von Schulknaben hilft die Feier verschönern. Das alles steht dann am andern Tage in der Zeitung, und diese sollt dem Komitee nochmals höchsten Dank und Anerkennung. Von dieser Eigenliebe sagt Tilmann Peisch in seinem Buche, der Christ im Weltleben: „Man beteiligt sich gar gern an vortrefflichen Werken und gibt sich ihnen mit Herz und Hand und Geld hin; aber es geschieht in der Erwartung, daß man dabei besondere Anerkennung finden und eine gewisse Rolle spielen werde.“ Auch das Bibelwort: Wenn Du Almosen gibst, soll Deine linke Hand nicht wissen, was Deine rechte thut!“ kommt dabei zu kurz. Ist es nicht größer und eines Mannes würdiger, vor den Leuten, die unbekannterweise ihre Gabe spendet, und vor den verschämten Armen allein als wohlthätiger Mensch zu stehen, als in der Zeitung gelobt zu werden. Dann die Bescheren. Deckt man nicht in der breiten Oeffentlichkeit ihre Armut auf? Wer hat aber dazu ein Recht? Wird es ihnen nicht in den gehaltenen Reden zum Bewußtsein gebracht, daß sie arm sind, der öffentlichen Wohlthätigkeit bedürfen, und sie hier gute Leute finden, die sich ihrer erbarmen. Das aber ist das Recht der Armut, besonders der unverschuldeten Armut, daß man sie achtet. Der verschämte Arme wird dadurch zurückgehalten, sich zur Bescherung zu melden. Er darbt lieber, als daß er seine Not öffentlich eingesteht. Nur die ärmste

Not kann ihn zwingen, seine Armut zu offenbaren. Stößt man nicht ja Rücksicht und schickt solchen die Gaben in die Wohnung. Das sollte bei allen so sein. Viele arme Leute haben ein sehr feines Ehrgefühl. Ist es recht, dasselbe abzustumpfen? Wir glauben nicht. Dagegen bemerken wir vielfach, daß das Ehrgefühl überhaupt im Schwinden begriffen ist. Dazu bringt manchen die Not. Wir kennen die Sprichwörter: „In der Not frisst der Teufel Fliegen“ und „Vogel freiß oder stirb.“ Wenn der Arme zum ersten Mal seine Not gesteht, geschieht es mit brennender Scham. Ein Glück, wenn es nicht zum zweiten Male zu geschehen braucht. Muß er öfter sein Leid klagen, wie hier sogar öffentlich, so leidet sein Ehrgefühl, es stumpft ab. Diesen Prozeß wollen wir nicht unterstützen. Das Ehrgefühl ist für die ganze Erziehung so wichtig, daß es kaum wieder gut gemacht werden kann, wenn es verdorben ist. Jeder Lehrer weiß aus Erfahrung, daß dieses „Kräutchen rührt mich nicht an“ sehr diffizil behandelt werden muß. Wer das Ehrgefühl verloren hat, entbehrt damit eines stützenden Haltens in seinem Leben und sinkt im Strudel desselben unter.

(Schluß folgt.)

X Christkindleins Dank.

(Eine fromme Weihnachtslegende.)

Der Samum, jener gefürchtete, heiße Wind der Wüste, hat sich erhoben und reißt alles mit sich fort, was er auf seinem Wege trifft, alles, was nicht stark genug ist, seinem Toben Widerstand zu bieten. In tollen Wirbeln treibt er den feinen, goldenen Sandstaub vor sich her, beugt die hochmüthigen Wipfel der Palmen, entwurzelt die starken Kaktuspflanzen mit den purpurnen Blüten, und überfäh die Erde mit den abgebrochenen Zweigen und dem fahlen Laub des Mastixbaumes.

Die Nacht sinkt auf die Erde hernieder; aber es ist keine jener klaren, hellen, schimmernden Nächte des Orients, die ihren tiefblauen Mantel mit klaren Sternen besäen und im Silberschein des Mondes erstrahlen, nein, eine düstere Gewitternacht, schwarz, schreckhaft, trübe.

Doch die gewaltige Stimme des Orlans wird überdönt von einem verworrenen, schauerlichen Wehgeschrei, das durch die Wüste zieht und in der Ferne verhallt. Es kommt von Bethlehem und Rama, es ist der Verzweiflungsschrei der Mütter, denen die Kriegsknechte des Tetrarchen Herodes die Kinder entreißen, um sie zu morden.

Und diese vielstimmige Wehklage macht die Flüchtlinge erschauern, welche, unbekümmert um den Sturm und die dicke Finsternis dahin eilen auf dem einsamen, den Pfade. Es sind drei Personen: ein Mann mit gelochtem Haar, fast schon ein Greis, führt einen Esel am Jügel, und auf demselben sitzt eine junge, liebevolle Frau, welche in ihren Armen ein schlafendes Kindlein trägt, ganz eingehüllt in die weiten Falten ihres Schleiers.

Sie eilen — sie fliehen von Juda her, wo das Blut der gemarterten Unschuld in roten Strömen fließt. Das ungewisse Dunkel der Nacht, die Schauer der Wüste, die grell leuchtenden Blitze haben für sie weniger Grauen, als der Ankert, halt in den Städten und Dörfern, wo das mörderische Eisen der Schargen des Herodes die zarten, schlafenden Kleinen bedroht.

Sie eilen dahin, von dem sehnsüchtigen Wunsche befeht, weitab von dem ungnädigen Lande zu weilen, wenn das Tagesgestirn sich wieder am Horizont erhebt.

Da plötzlich tauchen zwei Männer vor ihnen auf und verlegen ihnen mit drohenden Gebärden den Weg. Es sind Straßenräuber, lichtschnelle Strolche, die im nächtlichen Dunkel den wehrlosen Reisenden auslauern, sie aufhalten, um sie des Goldes und der Waren, die sie bei sich tragen, zu berauben.

Aber ach, der Patriarch Josef und die Jungfrau Maria sind arm. Sie besitzen weder Gold noch Kostbarkeiten. Ihr einziger Schatz ist das Gotteskind, welches sie durch die weite Wüste forttragen wollen nach dem fernen Aegypten, um es zu erreichen vor der eifersüchtigen Wut des Tetrarchen.

Mit bittend erhobenen Händen flehen sie die Wegelagerer an, sie ziehen zu lassen. Aber jene sind nicht zu erweichen, sie sagten ihnen kein Gehör. Sie haben in Marias Armen den Neugeborenen von Bethlehem erkannt, das seltsame Kind, das auf dem Stroh einer Krippe, in einem elenden Stall die Anbetung der Hirten von Chaldäa und der Könige aus dem Morgenlande empfang. Sie wissen, daß seine Eltern von den Weisen eine mit Gold gefüllte Schatulle und kostbare Geschenke erhalten haben. Ihre Begehrlichkeit flammte auf bei dieser Erinnerung, und sie schleppen die Reisenden über enge Wüstenpfade fort, bis zu einer Höhle, wo sie sich tagsüber zu verbergen pflegen und die Leute ihrer Raubzüge aufhäufen, gesichert vor allen Nachforschungen.

Nichts rührt diese Barbaren, weder die Bitten Josefs, noch die Tränen Marias. Seit langer Zeit hat die Gewohnheit des Verbrechens den Sinn des Gesmas und Dismas verhärtet, ihr Herz gegen jedes Gefühl des Mitleids abgestumpft.

An ihrem Schlupfwinkel angelangt, zünden sie Fackeln an und den Kreis, der vergebens ihnen zu wehren sucht, rauh zur Seite stoßend, reißen sie das Kind von der Mutter.

„Wir werden es behalten“, rufen sie, „bis Ihr uns eure Schätze ausliefert.“

„Ach, wir besitzen nichts; seht selbst, unsere Hände sind leer, wir sind arm.“

Gesmas schüttelte ungläubig das Haupt.

„Sind nicht Könige zu Euch gekommen, die viele Kamele mit sich führten? Haben sie Euch nicht mit königlicher Freigebigkeit Gold, Myrrhe und Weihrauch dargebracht?“

„Alles ist unter die Armen Judäas verteilt worden.“

„Oder vielmehr in irgend einem Schlupfwinkel sorgfältig verborgen. . . Entdeckt uns diesen, oder . . .“

„Ich schwöre Euch, daß wir ohne alle Mittel sind. Wir fliehen vor den Verfolgern. . . Laßt uns ziehen, der Herr wird Euch dafür segnen.“

Gesmas antwortet auf inständigen Bitten Marias nur mit Hohn und bitterem Spott, seine Züge verzerrten sich zu einem teuflischen Grinsen. Während des lebhaften Wortwechsels ist das Kind, welches Dismas in seine Arme genommen, plötzlich aus seinem Schlummer erwacht. Doch es zeigt keinen Schrecken. Sein blondes Lockenföckchen lehnt sich ohne Furcht an die harte, raube Brust; es erhebt seinen Blick zu dem wilden Anblick des Briganten und — lächelt.

Und dies göttliche Lächeln der unschuldigen Lippen wirkt erschütternd auf die Seele des Dismas. Eine bisher ungelannte Rührung bemächtigt sich seiner, erwidert sein starreres, eisernes Herz, erfüllt mit heißen Tränen die Augen, welche selbst angefaßt des tiefsten Elends nie weinten.

„Gesmas“, fragt er mit tonloser Stimme, während die unsicheren Händchen des Kindes leise seinen struppigen Bart und sein sonnenverbranntes Gesicht streicheln, „Gesmas, wie viel Lösegeld willst Du für das Kind?“

Der andere lachte höhnisch: „Du willst zahlen, der Du selbst habgierig Deine Beute vor mir verheimlicht, um nicht mit mir teilen zu müssen?“

„Ja, ich werde zahlen, was Du verlangst. Der Mutter zurückgeben will ich dies Engeldchen, dem ich die erste Liebeslösung verdanke, die mir je zu teil wurde. Also sprich, Elender, wie viel verlangst Du?“

„Keine kleine Summe. . . dreißig Goldstücke!“

Dismas wählt in den Falten seines Gürtels, und dreißig Goldstücke fallen blihend und klirrend auf den Boden. „Nimm und laß sie ziehen.“

Hierig raßt Gesmas das Geld auf, das nach allen Seiten rollt. Dann trollt er sich achselzuckend in einen Winkel der Höhle und wirft sich dort auf einen Haufen Tierfelle, die sein Lager bilden.

Dismas begleitet Josef und Maria bis zum Eingang der Höhle.

Noch immer wüthet der Orkan, und mit solcher Gewalt, daß Maria vor Entsetzen zittert.

„Die Nacht wird furchtbar werden“, bemerkte schwächern der Bandit. „Das Kind wird sehr unter der Kälte leiden und wie leicht könnte ihm etwas zustößen. . . Wenn Ihr wolltet . . .“

Maria wirft einen ängstlichen Blick zum tiefstschwarzen Himmel empor, der zerrissen wird von fahlen Blitzen und im nächsten Augenblick ungeheure Wasserfluten über die Erde zu ergießen droht.

„Hier“, fährt Dismas fort, „wäre Ihr in Sicherheit. Der Schlaf des Gesmas ist fest. Niemand läme auf den Einfall, Euch in einem solchen Versteck zu suchen. Und morgen, bei Tagesanbruch, würde ich Euch führen, auf Pfaden, die nur mir bekannt sind.“

Sie blieben, und am anderen Morgen, bevor Gesmas erwacht, nahmen sie Abschied von dem Banditen, der ihnen in seiner Höhle Gastfreundschaft gewährt hat, und Maria sagt ihm beim Scheiden mit ihrer sonstigen Stimme:

„O, Du verführter, aber mitleidiger Mann, der Du Dich meines Kindes erbarmt hast, mögest Du in Deiner letzten Stunde gesegnet und getröstet werden.“

Nachdem Dismas und Gesmas dreißig Jahre lang ganz Judäa durch ihre Räubereien, Erpressungen und Grausamkeiten in Furcht und Schrecken versetzt hatten, wurden sie endlich von den Soldaten des Pontius Pilatus, des römischen Stadthalters in Jerusalem, gefangen genommen und verurteilt, am Kreuze zu sterben. Das war die schimpflichste Todesart bei den Römern.

Mit ihnen sollte ein Mann gerichtet werden, dessen Leben ohne Sünde war, dessen einziges Verbrechen darin besteht, daß er der Sohn Gottes ist, die Kleinen und Verachteten geliebt und den stolzen, unbarmherzigen Juden das Gesetz der Liebe und Barmherzigkeit gepredigt hat.

Der feige Pilatus, der „keine Schuld an diesem Menschen fand“, hat: nicht den Mut, ihn dem Haß der Pharisäer zu entreißen und offen seine Unschuld zu bezeugen.

Zunächst hat er versucht, das Volk zu rühren und zum Mitleid zu bewegen, indem er ihnen Jesus vorführte, der durch die grausame Geißelung in den verlagenswerthesten Zustand versetzt worden ist.

Von der Freitreppe des Pratoriums hat er ihn den Juden gezeigt, erschöpft, entkräftet, verwundet bis aufs Blut, das Haupt mit Dornen gekrönt. Ueber seine Schultern haben die Soldaten, in kränkendem Spott einen purpurfarbenen Felsen geworfen, zwischen seine gefesselten Hände haben sie ein schwaches Rohr gesteckt, alszepter des Spottes! . . .

„Seht weich ein Mensch“, sagt Pilatus, und er fügt hinzu: „Wollt Ihr denn euren König töten?“

Beim Anblick der blutigen Erscheinung wenden sich die Juden voll Schauer und Entsetzen ab. Das sollte ihr König sein? Dieser vom Schmerz gedrochene Mann, der das menschliche Elend bis zum Äußersten gelöst hat, dieser von allen verachtete Mensch?

Sie wenden sich ab und verhallen ihr Antlitz, um ihn nicht mehr zu erblicken, und schreien: „Hinweg mit ihm! Kreuzige ihn!“

Und der Haß verblendet sie so weit, daß sie jedes patriotische Gefühl vergessen: „Wir kennen keinen anderen König, als den Kaiser!“

Auf dem Gipfel des Golgatha erheben sich drei Kreuze.

Der Gerechte wird zwischen zwei Straßentrütern gekreuzigt. Gesmas lästert Gott und flucht; er verhöhnt den leidenden Gottmenschen, dessen Ergebung ihn erbittert, ihn, den Rebellen. Aber Dismas schweigt. Er richtet seinen Blick auf den Heiland.

Er hört auf die Worte des Friedens und der Liebe, die der sterbende Erlöser spricht. Er sucht in seiner Erinnerung.

In der Nacht seiner verbrecherischen Vergangenheit, — ach so weit, weit zurück, ist er einmal diesen reinen, klaren Augen begegnet, schon einmal hat er diesen barmherzigen Blick leuchten sehen. Ja, er erinnert sich!

Es war eine Gewitternacht, Gesmas und er hatten zwei Reisende angehalten, Flüchtlinge, die ein geächtetes Kind fortführten. Da sie kein Lösegeld anbieten konnten, . . . hatte Dismas mit brutaler Hand das Kind seiner Mutter entrisen.

Und da . . . Da hatte ihn der blonde Engel, der in seinen Armen erwachte, liebevoll, barmherzig angeblickt, wie zu dieser Stunde Christus am Kreuze ihn anblickte. Alles lag jetzt wieder klar und offen vor ihm.

Jenes geheimnisvolle Kind, welches die Hirten und die Weisen aus dem Orient im Stalle angebetet hatten, dessen göttliches Lächeln die Seele des gefühllosen Banditen mit mildem Erbarmen erfüllte, jenes Kind war der Sohn Gottes, der jetzt starb für die Erlösung der Welt.

Die gleiche Frau, die schmerzhaftige Mutter, die am Fuße des Kreuzes stand, auch diese erkannte Dismas wieder. Es war dieselbe, die ihm einst in begeistertester Dankbarkeit gesagt hatte: „Mögest Du in Deiner letzten Stunde gesegnet und getröstet werden.“

„So schweige doch“, rief er dem noch immer lästern den Gesmas zu, „wir tragen die gerechte Strafe für unsere Vergehen; aber Er ist unschuldig. Er stirbt für unsere Missetaten.“

Und indem er sich Christus zuwendet, flammte in seinen Augen ein heißes Flehen auf.

„Herr“, flüstert er demütig, „gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommst.“

Noch einmal richtet sich der Blick Jesu voll göttlicher Liebe auf den alten Banditen, dessen Herz im Reuschmerze bricht. „Bevor der Tag sich neigt“, spricht er zu ihm, in unaussprechlicher Güte, „wirft Du bei mir im Paradiese sein.“

So vergalt der Sohn Gottes dem Räuber die Gastfreundschaft einer einzigen Nacht in seiner Höhle hundertfach!

Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 51.

Düsseldorf, den 23. Dezember.

1906.

Inhalt: Evangelium zum vierten Sonntag im Advent. — Zum vierten Advents-Sonntag. — Die Gleichnisreden Jesu. IX. Und Friede den Menschen auf Erden. — Öffentliche Weihnachtsbescherungen. — Der Christbaum und sein Symbol. — Die Einrichtung der Kinderzimmer. (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum vierten

Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heil. Lukas III, 1-6. „Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philipp, sein Bruder, Vierfürst von Ituräa und der Landchaft Trachonitis und Paganias, Vierfürst von Abilene war, unter den Hohenpriestern Annas und Kaiphas, erging das Wort des Herrn an Johannes, den Sohn des Zacharias in der Wüste.“ „Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden.“ „So wie geschrieben steht im Buch der Reden Jesajas, des Propheten: Die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Wege.“ „Jedes Thal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was krumm ist, soll gerade, was aneben ist, soll ebener Weg werden.“

Zum vierten Advents-Sonntage.

Und Johannes kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße, wie geschrieben steht im Buche der Reden des Jesajas.

Bedenk es wohl, daß auch an dich ergötzt der erste Ruf vom Sohn des Zacharias; Daß du dein Herz durch Buße und Gebet gereinigt nach dem Wort des Jesajas?

Hast du ihn, der dich heimsuchen naht, Dem Himmelstind, den Weg zu dir bereitet? Hast du geebnet ihm den rauhen Pfad, Daß deines Königs Fuß ihn gern beschreitet?

Wohl naht Er nicht in königlicher Pracht, Gar arm verhält, wird Einlaß Er begehren; Erkenn' Ihn dann, kommt Er in heil'ger Nacht, Mit Seiner Mutter bei dir einzufehren.

Dann ohne nicht den Verbergsleuten nach, Die keinen Raum für ihren Herrn gefunden; Empfang' Ihn jubelnd unter deinem Dach Und bleib' in sel'ger Liebe Ihm verbunden!

Die Gleichnisreden Jesu.

IX.

Zwei Jahrtausende waren dahingegangen, seit der ehrwürdige Patriarch Jakob auf seinem Sterbebette das prophetische Wort gesprochen hatte: „Das Szepter wird nicht von Juda weichen, noch der Heeresfürst von seinem Stamme, bis Der kommt, der gesandt werden soll, auf den die Völker harren!“ (1. Mos. 49.) Der majestätische Anfang des heutigen Evangeliums zeigt uns, daß diese Prophezeiung sich erfüllt hat: „Das Szepter ist von Juda gekommen“, denn in Judäa regiert der heidnische Kaiser von Rom. Und siehe! da tritt der gleichfalls prophezeite Vorläufer des Messias auf,

die Stimme des Rufenden in der Wüste: „Bereitet den Weg des Herrn!“ Auch uns gilt dieser ernstmahrende Heroldsruf, der vom Jordan zu uns herüberdringt. Wir sollen alles wegzuräumen suchen, was den Fuß des göttlichen Kindes auf dem Wege zu unserm Herzen hindern könnte: „die Täler sollen wir ausfüllen“, d. h. die Veräumnisse in unserm bisherigen Leben wieder ausmachen, — die „Berge und Hügel“ der Eitelkeit und Selbstüberhebung müssen durch wahrhaft demütige Bußgesinnung abgetragen werden, — das Krumme muß gerade werden“, d. h. die verkehrte Richtung unseres Gemütes auf eitle, irdische Dinge muß „gerade“ gerichtet werden, so daß wir wieder den Hauptwert legen auf das „Eine Notwendige“. So sollen wir uns nach dem Willen unserer hl. Kirche vorbereiten auf den Empfang dessen, der da kommen soll! Beherzigen wir das mahnende Wort des großen hl. Kirchenlehrers Bernhard: „Der Schöpfer der Reinheit könnte sich ja eine Herberge in deinem Herzen unmöglich wählen, wenn du es in dem (sündhaften) Zustande liehest, in dem es sich noch befindet.“ Darum ist vor allem eine ernste Vorbereitung auf den Empfang des hl. Sakramentes ins Auge zu fassen, damit beim Empfange der hl. Weihnachtskommunion das göttliche Kind eine Seiner einigermaßen würdige „Herberge“ bereitet finde.

Nun haben wir heute noch, lieber Leser, unsere Betrachtungen über das Gleichnis Jesu „vom Senfkornlein“ zu Ende zu führen. Vor siebenzehn Jahrhunderten schon hat der hl. Irenäus einen Satz geschrieben, der den Eindruck macht, als ob er von einem Schriftsteller unserer Tage herähre: „Obwohl durch die ganze Welt zerstreut, bewahrt die (katholische) Kirche doch getreulich die Heilslehre (Jesu), als bewohnte sie nur ein Haus; sie glaubt allüberall dasselbe, als hätte sie nur eine Seele; sie lehrt allerwärts übereinstimmend, als hätte sie nur einen Mund. Wie die Sonne in der ganzen Welt ein und dieselbe ist, so strahlt in der Kirche das (geistige) Licht, die Predigt der Wahrheit, allüberall und erleuchtet alle Menschen, die zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen wollen.“ Die katholische Kirche verbindet eben die Länder und Völker in der Einheit des Glaubens und der Liebe; sie trägt darum, wie ihr göttlicher Stifter, einen übernationalen Charakter. Sie erhebt mit vollem Rechte den Anspruch darauf, als Weltkirche zu erscheinen, der gegenüber alle übrigen Religionsgesellschaften eben nur Landes-, National- oder Lokalkirchen sind.

Fassen wir nun das bisher Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich folgendes: Die Weissagungen der Propheten des Alten Bundes hatten das Reich des Messias als ein Weltreich geschildert, das alle Völker in sich aufnehmen und bis an die äußersten Grenzen der Erde sich erstrecken sollte. Den Aposteln und übrigen Jüngern Jesu aber, welche die Grundlegung — die ersten Anfänge — dieses messianischen Reiches vor Augen hatten, mochte die Erfüllung jener Weissagungen und der hochgespannten Erwartungen, die sie damit verbanden, schier unendlich

danken. Siehe! da wirft der göttliche Lehrmeister wunderbares Licht in ihre Seele: Er vereint alles, was die alten Propheten je vom Umfange des Messianischen Reiches gesagt haben in ein einziges Bild, — aber in ein Bild, das jeden Zweifel bezüglich der weltumspannenden Größe dieses verheißenen Reiches zu heben geeignet ist, weil es zugleich die Art und Weise des Wachstums wundervoll erklärt. Wie nämlich das kleine Senfdornlein schon in sich trägt den großen, schattenspendenden Baum, und wie es — nachdem es nur einmal in den Erdboden gesenkt worden ist — alsbald diese seine innere Kraft nach außen entfaltete, sproßt, wächst, Zweige treibt und wirklich ein Baum wird: so ist es mit dem Messianischen Reich, der Kirche Jesu. Klein und unscheinbar zwar zu dem Zeitpunkte, da der göttliche Erloser es in den Boden dieser Welt, die „Sein Garten“ ist, gelegt hat, barg es in sich die Bestimmung und Befähigung, ein Weltreich ohne Gleichen zu werden, und sehr bald schon bewährte sich seine wunderbare innere Kraft. Die Apostel selbst haben noch die Anfänge der Vollendung des Reiches Gottes schauen dürfen; alle Jahrhunderte aber legen Zeugnis ab für das unablässige Streben der Kirche, sich auszubreiten, legen Zeugnis ab für den gesegneten Erfolg dieses Strebens. Auch wir, lieber Leser, schauen dieses Streben und den Erfolg dieses Strebens in wunderbarer Kraft durch die herrliche Missionstätigkeit der Kirche.

Unbestreitbar ist die vom Heiland gestiftete Kirche die Weltkirche: unter allen Völkern und Nationen zählt sie ihre Kinder; aber immerdar bilden diese nach vielen Millionen zählenden Kinder — weil sie alle denselben Glauben mit Herz und Mund bekennen, durch dieselben Gnadenmittel ihre Seele stärken, einen und denselben Vater, den Papst, in kindlichem Gehorsam ehren, — nur die eine, apostolische Kirche. Sie ist also das wahre Abbild des „Senfdornleins“, und darin liegt ein überzeugendes, herrliches Merkmal ihrer Wahrheit, ihrer Göttlichkeit!

... Und Friede den Menschen auf Erden.

Von M. Detwiler.

Weihnachtsabend! In leichten weißen Floden rieselt der Schnee zur Erde hernieder, um ihr zum nahenden Feste noch schnell ein festliches schmerzliches Kleid anzuziehen. Uebelkümmerkt um das Schneesgebirge flutet eine freudig bewegte Menschenmenge durch die hellerleuchteten Straßen, hastig strebt ein jeder weiter, um die letzten Liebesgaben einzuholen, die bestimmt sind, in wenigen Stunden unter dem strahlenden Weihnachtsbäume die freudig bewegten Herzen höher schlagen zu lassen. Weihnachtsstimmung, Weihnachtsfreude überall! So denkt auch die schlank junge Dame, die am Fenster des behaglich, wenn auch altmodisch eingerichteten Wohnzimmers steht und die Wände weilen läßt auf dem anziehenden Straßenbilde, dem das nahe Fest schon den Stempel aufgedrückt hat. „Wie schön muß es doch sein, dieses Fest im trauten Familienkreise mit treuen Herzen zu begehen, Freude gebend und nehmend,“ so sinnt sie, leise Begehrt zieht dabei in ihr Herz und der geistige Blick schweift weit zurück in die eigene Jugendzeit. Da sieht sie ein blondgelocktes Mägdlein, das einzige Kind zärtlicher Eltern, mit klopfendem Herzen und frohem Jubel diesem herrlichen Tage entgegensehen, um dann am Heiligenabend beglückt und dankbar das Krippchen den strahlenden Lichterbaum und all die Gaben, die innige Liebe ihm geweiht, zu bewundern. Seliges Paradies der Kindheit! Die Jahre enteilten in raschem Fluge, wiederum steigt ein Weihnachtsabend mit leuchtendem Glanze aus der Erinnerung Reich. Ein junges glückliches Paar steht unter der immergrünen Tanne, fest ruhen die Hände ineinander und die strahlenden Wände wandern zwischen Braut und Brautigam Eltern und Kindern. So selig war damals ihr Herz, vor Glück und Sonne, im Sonnenglanze, als ein Rosenweg lag das Leben vor ihr! Bittere, armes Menschenherz! Keines Sterblichen Geschick ist frei von Kummer und Leid und, wer in stürmischem Verlangen nach des Lebens Rosen langt, erfährt auch der Dornen scharfen Stachel!

Ein Leben liegt jetzt durch die schlanken Glieder, unerbittlich zeigt ihr der Vergangenheit Spiegel den unglückseligen Tag, der ihrem Leben auf einmal Licht und Sonne geraubt. Jener Tag, der so einschneidend in ihr Leben gegriffen, daß sie geglaubt, nie wieder froh werden zu können. Das war, als sie von ihrem Verlobten in einem kurzen

Schreiben Wort und Ring zurückerhielt. Und warum? Nicht waren es unübersteigbare Hindernisse, die sich zwischen die Liebenden gestellt, nicht starre Pflichten, nein, nur die häßliche Krankheit der Zeit, das Gaißen nach blinkendem Golde, noch Genug, hatte die Liebe verdrängt, ausgelöscht wie ein schwaches Lichtlein. Und das war bitter, bitter für ein stolzes Herz, bitter für das ideal denkende Mädchen! Anfangs meinte sie, den Schmerz nicht überleben zu können, doch um der teuren Eltern willen bezwang sie sich tapfer. Wenigstens äußerlich gelang ihr das, wenn auch im tiefsten Innern noch lange nicht die Qual verstummte. Wieder und wieder lehrten die Gedanken zu dem Einem zurück, der inzwischen schon im nahen Hamburg die reiche Bankierstochter in das alte Haus seiner Väter geführt, deren Gold die Scharte ausweken sollte, die größere Verluste und unsinnige Spekulation eines Anverwandten dem stolzen Handelsbause geschlagen. Ob er glücklich geworden durch das glänzende Gold, das so oft die Herzen bettelarm macht? Wer vermochte ihr das zu sagen? —

Ernstlich war sie alsdann mit sich zu Räte gegangen, sich einen Wirkungskreis, Pflichten zu schaffen, die ihren Geist gefangen nahmen, ihr die so heiß ersehnte Ablenkung gewährten. Eines Tages überraschte sie denn auch die erstanten Eltern mit der Bitte, sich als Zeichenlehrerin auszubilden zu lassen. Die besorgten Eltern freuten sich des wiedererwachenden Interesses und gewährten gern diesen Wunsch. Mit regem Eifer vertiefte sie sich nun in ihre Aufgabe, der Erfolg blieb nicht aus und nach glänzendem bestandnem Examen erhielt sie eine Anstellung an der städtischen Kunstgewerbeschule. Mit starkem Willen hat sie die Regungen des Herzens niedergehalten, ernst zwar, doch ruhig und freundlich sieht sie nun dem Leben ins Auge, zufrieden in dem Bewußtsein ehrlichen Strebens und treuer Pflichterfüllung. Und in der freien Zeit, die ihr Beruf ihr läßt, sucht sie nach Möglichkeit den Lebensabend der treuen Freunde ihrer Kindheit zu verschönern, bis dann der unerbittliche Tod auch diesen Trost ihr raubt und die müden Augen der alten Leute schliefen zum ewigen Schlummer. —

Tief und innig war Adelheids Schmerz. Aber Gehet und Arbeit bewährten auch dieses Mal ihre alte Kraft. Ergeben in Gottes Willen sucht sie bei ihm Trost in ihrer Verlassenheit. Nun wohnt des teuren Vaters Schwester, Tante Jette, bei ihr in dem verödeten Hause, das so liebe und teure Erinnerungen für sie umschließt. Die alte Dame hat das durch des Lebens bittere Schule so früh gereifte Mädchen tief in ihr altes Herz geschlossen und bemüht sich nach Kräften, sie froh und heiter zu stimmen, wofür Adelheid ihr von Herzen dankbar ist.

In schnellem Wechsel der Zeit vergehen die Tage, die Monde — die Jahre. . . . Längst schon glaubt Adelheid sich mit freudiger Genugtuung sagen zu dürfen, daß ihr fester Wille das heiße Herz bezwungen, dessen törichte Wünsche sie begraben vergessen hat für immer. . . . Oder irrt sie sich?? Lebte doch im tiefsten Innern noch immer die Hoffnung, daß doch noch ihr süßes Sehnen sich erfüllen sollte? Daß er einsehen würde, wie schweres Weh er ihr bereitet —. Doch nein, wohin verirren sich nur heute ihre Gedanken, sie weiß doch zu gut, daß es vorbei ist für immer. Unwillig zieht sie die Brauen zusammen, der Pauer des Heiligenabends hat sie so weich und träumerisch gemacht, daß sie so ganz vernimmt. Nein, fort mit der Erinnerung, die sie nur traurig macht! Eilends erhebt sie sich und tritt in das anstehende Gemach. Dort ist Tante Jette schon eifrig dabei, den Baum zu schmücken, die Gaben herzurichten. Hink und bebend gesellt Adelheid sich zu ihr, zündet die Kerzen an, stellt das Krippchen zurecht, füllt Äpfel und Rüsse auf die Teller, legt warme Röbchen und Schuhe, Kleidchen und Mübchen auf die verschönten Plätze. Nun ist alles hergerichtet, Adelheids Weihnachtsgäste arme Kinder aus der Nachbarschaft stellen sich ein. Freude glänzt heute aus den Kinderaugen, während sie die Tante und Adelheid fröhlich begrüßen.

Erwartungsvoll, pochenden Herzens treten sie an der Hand der Lehrerin näher und mustern den strahlenden Baum, die warmen Säbelchen, die süßen Lederlein, die das liebe Christkind auch ihnen den Kerntzen gebracht hat. Und als nun Adelheid zum Klavier tritt und halbe, innigstrome Weihnachtslieder das Gemach durchfluten, bricht sich die Freude Bahn und begeistert stimmen die jugendfrischen Stimmen ein. Des Jubels will kein Ende nehmen.

Unbemerkt von allen lehnt daneben in der offenen Tür von der Portiere, halb verborgen, ein hochgewachsener Mann. Sein ernstes, granddurafurhtes Antlitz spiegelt innigste Mühnung wieder, die das herzige Bild da vor ihm gewekt. Ein Seufzer hebt seine Brust, o welch ein Tor ist er gewesen, geblendet vom glänzenden Golde hat er des kostbaren Schatzes nicht geachtet, der einst sein eigen gewesen, als Adelheids

treues, goldenes Herz an dem seinen ruht unter dem strahlenden Weihnachtsbaume.

Wie bitter ist er bestraft! Wohl hat ihm das Gold des reichen Mädchens, das er zur Gattin gewählt, die Mittel gegeben, den Glanz des alten Hauses wiederherzustellen, aber sein Herz ist kalt geblieben. Da erst sah er ein, was er verloren, Müd und Frieden, sie lassen sich eben nicht erkaufen. Liebeleer, wie er seine Ehe geschlossen, blieb sie auch fremd und kalt standen sich die Gatten gegenüber. Mit rastlosem Eifer stürzte er sich nun in die Arbeit, die sein großes Unternehmen ihm reichlich bot und seine Gattin lebte dem Vergnügen. So vergingen sechs Jahre in Hast und Streben auf beiden Seiten. Endlich löste der Tod die drückende Fessel. Auf einem Maskenfeste hatte die eitle junge Frau sich eine böse Erkältung zugezogen, von der sie sich nicht wieder erholen sollte. So war er nun frei und doch elend! Das Bewußtsein, ein edles Herz tief gekränkt zu haben, der Gedanke, um des Geldes willen ein anderes Wesen an sich gefesselt zu haben, nagte an seinem Herzen. Ja, wenn er hätte gutmachen können. Aber mit Recht sagte er sich, daß es keine Verzeihung verdiene. Unruhig trieben ihn Schmerz und Neugier hin und her. Heute nun, nachdem wieder zwei Jahre verfloßen, hatte er die Heimat Adelsheids aufgesucht, um, wenn möglich, wenigstens ihre Verzeihung zu erlangen. Das Glück war ihm günstig. Eines der Kinder hatte vergessen, die Haustür zu schließen, unbemerkt schlich er hinein und war so Zeuge des lieblichen Bildes, das so deutlich Adelsheids edles gütiges Herz zeigte. Und zugleich regte es sich wie Hoffnung in seinem schmerzgerissenen Herzen. Wie, wenn sie ihm verzeihen könnte, wenn auch in ihrem Herzen noch die alte Liebe lebte, sie war ja unermüdet geblieben all die langen Jahre hindurch — o er wagte den Gedanken nicht auszusprechen! Tiefe Erregung bemächtigt sich seiner, er kann sich kaum noch bemeistern, kaum abwarten, bis der Jubel der Kinder vorüber ist. Und endlich, endlich, da ziehen sie heimwärts mit ihren Gaben, von Tante Jette bis zur Haustür begleitet. Nun ist Adelsheid allein; seiner selbst nicht mehr mächtig, ist er mit wenigen Schritten bei ihr, deren Hände noch mühsig auf den Tischen ruhen. Erschreckt springt sie auf, da steht sie dem jugendgelesenen gegenüber Auge in Auge. — Und der Mann da vor ihr, sinkt vor ihr nieder: „Verzeihung, o Verzeihung!“ ringt es sich mühsam von seinen Lippen. Und Adelsheid? Sie weiß nicht, was ihr geschieht. Dann beginnt sie, sich aufzuraffen; verzeihen soll sie, die schwer Bekränkte? Bitter steigt es zum Herzen, noch einmal kämpfen Stolz und Trotz um die Oberhand. Doch als nun stotternd und mühsam von den Lippen ihres einstigen Verlobten sich die Worte ringen, ihr kundtun all die Qual, die seine Tat ihm eingebracht, daß er ohne Ruhe und Frieden sei, da schmilzt ihre Härte. Leise fährt ihre weiche Hand über das Haupt des vor ihr Knieenden und ihren Mund beugt sie zu seinem Ohr: „Ich habe verziehen.“ Mit einem Jubellaut springt er empor, er glaubt seinen Sinnen nicht zu trauen, doch als er nun in ihr hold gerötetes Antlitz blickt, den liebevollen Blick wie einst auf sich ruhen sieht, da wagt er es, die holde Gestalt an sich zu ziehen und sie noch einmal zu fragen, ob sie ihm folgen will als sein geliebtes Weib!

Als Tante Jette nach einer Weile wieder ins Zimmer tritt, steht sie wie angewurzelt da und reißt sich die allerschwachen Augen. Da aber kommen die beiden Glücklichen auf sie zu, zwingen sie zum Niederstehen und während sie noch staunend den Bericht der beiden hört, löst vielstimmig von den Türen der Stadt der Glocken voller Ton hin über die weitherschäumende Erde. In wunderbarer Pracht glübren die Sterne am dunklen Himmelstau, wunderbarer Friede umfängt die Natur — auf leisen, leisen Schwingen naht sich die heiligste Nacht!

⊙ Oeffentliche Weihnachtsbescherungen.

(Schluß.)

Wir sehen es ja zu deutlich, wie die Mütter der Kinder sich mit ihren Körben zur Bescherung herandrängen, um die Sachen in Empfang zu nehmen, wie ihre neidischen Blicke zu den andern Mitbeschernden hinüberschweifen. Nun erst diejenigen, die nicht bedacht werden konnten. Denn auch diese sind recht zahlreich unter den Zuschauern vertreten. Da hört man manches wenig schmeichelhafte Wort, sowohl für die Wohltäter, wie für die Beschenkten. So wird dieser Ort der eine Stätte des Friedens sein sollte, eine Quelle des Unfriedens für manche. Auch die Schule leidet darunter. Die bedürftigen Kinder werden meist durch die Schulen namhaft gemacht. Das ist auch gut so; denn wer weiß im allgemeinen die Bedürftigkeit besser zu beurteilen als der Lehrer, besonders, wenn bei einem größeren Schulsystem die Lehrer und Lehrerinnen vielleicht auswählen. Die Garantie ist zwar

auch nun noch nicht geboten, daß die absolut Bedürftigsten bedacht werden. Es kommt trotz aller Umsicht immer vor, daß diejenigen, die sich am meisten vordrängen ihre Armut am beweglichsten schildern, auch am besten bedacht werden. Das wird sich ja nie ganz vermeiden lassen. Dagegen bleiben verschämte Arme, wie immer im Hintertreffen. Aber etwas anderes. Die Zuschauer der öffentlichen Bescherung rekrutieren sich nicht nur aus den Angehörigen derer, die bedacht worden sind, sondern vielfach gerade aus denen, die man übergehen mußte, obschon sie sich in der Schule zur Bescherung gemeldet hatten. Wer trägt nun die Schuld daran? Natürlich der Lehrer. Am folgenden Tage hat dann dieser oft den angenehmen Besuch von entrüsteten Müttern entgegenzunehmen, die in der „lebenswürdigsten“ Weise ihre Mißbilligung ausdrücken. Auch in die Kindesherzen selbst wird schon früh Neid und Mißgunst hineingetragen, und das ist noch viel schlimmer.

Ja, sagt man oft, Kritifiren ist leicht, Bessermachen schwer. Wir meinen, hier sei es so schwer nicht. Das Geld, welches für den Christbaum und dessen Schmuck, für Saalmiete usw. ausgegeben wird, kann man sparen und den Armen zugute kommen lassen. Und wenn nur ein einziges Kind noch mehr bedacht werden könnte, wäre etwas, vielleicht viel gewonnen. Daß ein Komitee die Gaben einsammelt und verteilt, ist gut. So werden Leute zur Wohlthätigkeit herangezogen, die sich sonst um charitative Zwecke nicht kümmern können. Auch das Verteilen soll Sache des Sammelkomitees sein. Dabei ist es sehr gut, Schule und Geistlichkeit zu Rate zu ziehen. Lehrer und Geistliche kennen durch ihre Verusstätigkeit so viel Menschen, daß ihr Rat und Vorschlag vom höchsten Werte sind. Allerdings müßte das Komitee auf äußere Ehren verzichten, obschon manche dabei sind, die sich gern „reden“ hören. Wer der Wohlthätigkeit dient, von dem muß man erwarten, daß er die nötige Selbstüberwindung besitzt und nicht von heinlicher Ehrsucht sich leiten läßt. Vielfach wird gesagt, daß die Geber die Oeffentlichkeit der Bescherung wünschten. Dann muß eben bei diesen mit der Aufführung eingesezt werden. Wir glauben nicht, daß es viele Menschen gibt, die einer guten Sache wegen auf heinliche Ehrungen nicht verzichten möchten. Wer persönlich hervortreten will im öffentlichen Leben, der möge das auf anderen Gebieten tun, die Caritas ist dazu nicht da. Uns will scheinen, daß das heinliche Charaktere sind, die nicht anders glänzen können, als bei der öffentlichen Weihnachtsbescherung. Es gehört sicher nicht viel dazu, armen Kindern und Frauen aus dem Volke — das sind meist die Teilnehmer — durch eine Weihnachtsrede zu imponieren. Für viel edler halten wir es, die Armut, die Christus angeht hat, zu ehren. Wer dem Armen eine Weihnachtsstunde bereiten will, der steige hinauf in die Kammer desselben, tröste den Armen; denn es tut ihm wohl viel wohler als die prokenhafte Bescherung im hellerleuchteten Saale, die ihn zum Vergleich mit seinem Elend herausfordert. —

Auf der letzten Generalversammlung des katholischen Frauenbundes zu München wurde die systematische Erziehung der jungen Mädchen zur Nächstenliebe empfohlen. Dieses komme sehr bei den Weihnachtsbescherungen in Betracht. Paradedescherungen seien zu vermeiden. Die jungen Mädchen sollten in die Dachkammern gehen und mit den Armen in persönlichen Kontakt treten. Will das nicht auch für die Männer? Dem Lehrer stehen übrigens noch andere Mittel zur Verfügung. Es kommt vor, daß Leute, die keine Zeit und keine Lust haben, sich durch eigene Arbeit an der Bescherung zu betheiligen, ihm Geld oder Gebrauchsgegenstände für arme Kinder zuweisen. Auch der Lehrer soll und wird damit nicht in die Oeffentlichkeit treten. Er behält die armen Kinder nach der Schule zurück und teilt die Gaben aus. Oder er läßt sich die Mütter des Knaben kommen und überreicht ihr das Geschenk. Wenn man wohlhabende Kinder in der Klasse hat, so veranlaßt man sie, resp. ihre Eltern, ihre kleinen armen Freunde an der eigenen Weihnachtsbescherung teilnehmen zu lassen. Behandelt man dann einen solchen armen Vorkind mit warmer Güte, nicht mit Hochmut, indem man sich zu sehr als Spender hervortut, so wird kein Neid in seinem Herzen aufkommen, aber ein dankbares Gedanke wird er uns bewahren.

„Auch ein Winterwoms kann reichen,
Armer Leute Günst zu werben“

singt mit Recht der Dichter. Wie schön ist es, wenn dem Armen die Gabe unerwartet und unerkannt in der Dämmerung gereicht wird. Leise Schritte auf der Treppe. Die Tür wird schnell geöffnet, eine Hand schiebt einen Korb herein, schnell eilt jemand die Treppe hinab, die Kinder jubeln, die arme Mutter aber wird den Wohltäter segnen.

Der Christbaum und sein Schmuck.

Von Albertine Albrecht, Düsseldorf.

„Wie wunderbar, daß er auf dem Weihnachtsmarkt prangt, in Reich und Gled, mit kleinen und großen Genossen aus dem fernem Walde, und daß er dann in der Weihnachtsnacht in die Häuser kommt, als Gabe des Christkindleins!“ so philosophierte kürzlich eine Gruppe von 8-10jährigen Kindern, die sich den Christbaumwald auf dem großen Verkaufsplatz an- sahen.

„Wie wunderbar,“ dachte ich nun meinerseits, „daß es noch Kinder in diesem Alter gibt, die ans „Christkindchen“ glauben!“ Sind doch unsere modernen „Kleinen“ in 90 von 100 Fällen schon so aufgefärbt, daß ihnen der geheimnisvolle Zauber, der das Christkind umgibt, als ein überwundener Standpunkt erscheint. Für das Kind aber, dem noch die Welt des Kindes gehört, ist und bleibt das gabenpendende Christkindlein der Inbegriff alles Schönen und Wunderbaren.

Die übermoderne Geschmacksrichtung mancher Leute hat leider statt des Christkindleins einen anderen in den Vordergrund des Interesses der Kindermwelt zu setzen versucht: den Weihnachtsmann. Damit ist aber nicht etwa der brave Anecht Rupprecht gemeint, der die Gaben in Körben und Päckchen fort zu tragen hat, auch ist hinter dem Weihnachtsmann keineswegs der in manchen Gegenden bekannte Begleiter des hl. Nikolaus „Hans Ruff“ oder „Hans Trapp“ zu suchen. Dieser „Weihnachtsmann“ ist ein Fremdling, ein Unbekannter, der gar nicht zu Christkindleins Zauberreich gehört, den wir deshalb auch nicht zu besorgen brauchen. Wir wollen ihn nicht, wir kennen ihn nicht, er soll uns das liebe Christkind nicht vertreiben!

Neben dem Weihnachtsmann gibt es noch eine andere Weihnachtsneugier: — das Krippenhäuschen, statt der Krippe.

Es ist eine allhergebrachte Sitte, unter dem Weihnachtsbaum eine „Krippe“ aufzubauen, aus mehr oder minder kostbarem Material. Sehr hübsch ist eine solche Krippe aus einem Modellierbogen herzustellen, was nach den Vorteilen hat, daß viele fleißige Kinderhände an der Aufmachung mit- helfen können.

Das Krippenbauen ist überhaupt für Kinder eine sehr empfehlenswerte Weihnachtsarbeit, und nichts ist stimmungsvoller, als wenn unter den Lichtern des Tannenbaumes aus im Stalle zu Bethlehem ein Lichtlein glänzt, um dem Kindelein zu strahlen, das einst die Welt mit himmlischem Lichte erleuchtete sollte.

Als Weihnachtsattrappe und sonst als Geschenk mag ein Krippenhäuschen wohl ganz passend sein, nicht aber als „Erbsen“ des Stalles von Bethlehem. Zwar läßt sich ja schließlich über den Geschmack nicht streiten und man könnte einwenden: „Warum soll das Krippenhäuschen keine Verechtigung haben, unter dem Weihnachtsbaum zu stehen?“ Man möge mich da richtig verstehen, weihnachtlich, sinnig und der Idee des Festes entsprechend bleibt es das Christkind und seine Umgebung darzustellen, als anschauliche Illustration zu der Erzählung von der Geburt des Himmelkundes, die unsern Kindern eben- interessant wie geläufig ist.

Im Mittelpunkt der Weihnachtsfreude steht der Weihnachtsbaum, den jeder sich so schmückt, wie es seinem Geschmack und Empfinden entspricht.

Es müßte ein wirklicher Wunderwald sein, wenn einmal alle Weihnachtsbäume in festlichem Zusammenstande, jeder würde da seine Geschichte für sich haben.

Hier ist einer, hoch und schlank gewachsen, mit stolzer Krone und prächtigem, grünen Spitzenmantel. Er trägt nur weiche, hille Herzen, Schnee aus Watte auf den Zweigen und funkelnde Samettasfäden. — Christkindleins goldenes Paar. Und wenn er sprechen könnte, wüßte er gewiß viel von dem vornehmen Patrizierhaus zu erzählen, in dem man auf den bunten Christbaumstüben zu Gunsten des schneetigen Schmuckes verzichtete, obschon es den Besitzern eine Kleinigkeit gewesen wäre, ihn mit wirklichen blinkenden Goldstücken zu behängen.

Ein anderer Baum ist so bunt und lustig herausgeputzt, daß man ihm gleich ansieht: er gehört den Kindern, nur den Kindern! Emsiger Fleiß vieler kleiner Hände spricht aus den bunten Dingen, die da an zierlichen Fäden schweben. Neben geschickt zusammengeliebten farbenfrohen Papierquirlen strahlen die aus Eierhäuten, mit Hülfe von Bronze und Goldsternen hergestellten Lampen. Erolische kleine Bödel wiegen sich in Ringen aus Laub und Watte, silberne Nüsse und Schokoladenherzen mit sinnigen Sprüchen nicken von den grünen Zweigen herunter, und rotwangige Äpfel, aus Christkindleins Garten bezogen, lächeln dem Beschauer verlockend zu. Der „Stern von Bethlehem“ ist in vielen Exemplaren, aus Kürbiskernen entstanden, über die Kiste verteilt, und Spekulations-Kammer, Frauen und Kinder, sowie

ganze Menagerien aus Marzipan führen in der grünen Tannenbaumherlichkeit ein beneidenswertes Dasein.

Natürlich fehlt bei einem solchen Baum, der so zum Ausschauen hübsch ist, nur selten das Solinger Glöckchen, resp. Engelglocke, das hoch über dem Schein der bunten Inisternden Herzen schwebt. Oder es ist der Musikalische Christbaumständer, aus dessen geheimnisvollem Innern das „Stille Nacht“ erklingt, — alles Wunderdinge, die auf Kinder den größten Eindruck machen.

Schließlich würde auch der Baum in Christkindleins Wunderwald nicht fehlen, der als Weihnachtszier alle jene bunten Sachen trägt, die man, leider, nicht essen kann. Das ist unsern Kleinen schmerzlich genug, — aber die armen Glasbläser im Böhmerwald, im Erz- und Fichtelgebirge, würden im Winter wohl oft bittere Not leiden, wenn die Christbaum- schmuck-Industrie, die Millionen der bunten Glasschmuckgegenstände auf den Märkte bringt, sie nicht mit Arbeit, d. h. mit Brot versorgte. Je mehr diese Industrie produziert, je mehr Menschen wird in der Not geholfen sein.

Schmücken wir daher zum Christfest unser Bäumchen ganz so, wie es uns am besten gefällt, dann ist es gewiß für uns das allerschönste aus dem Weihnachtswunderwalde des lieben Christkindleins.

* Die Einrichtung der Kinderzimmer.

Von Dr. E. Jahn.

Die Lage, Einrichtung und Ausstattung der Kinderzimmer bedarf einer besonderen Sorgfalt, weil der zarte Organismus in den ersten Lebensjahren schädigenden Einflüssen weit eher unterliegt als der von Erwachsenen. Kinder sind wie junge Bäumchen: es bedarf keines orkanartigen Sturmes, um sie zu brechen; ein Windstoß kann sie schon arg zurichten, wenn man sie nicht küßt und schützt.

Für die Kinderzimmer ist eine südliche Richtung der Fenster zu erstreben, weil durch diese allein eine ausreichende Winterbesonnung erzielt wird. Der Staubfreiheit der Zimmer ist besondere Sorgfalt zu widmen, weil der Staub infolge der lebhaften Bewegungen der Kinder stets von neuem aufgewirbelt wird und der Atemluft sich beimengt, wodurch die Lunge geschädigt wird und heftige Hustenanfälle eintreten. Daher muß die Ausstattung des Raumes besorgt gewählt werden, daß der Staub nirgends haftet, leicht gesehen und entfernt werden kann. Rippenstadien und Biergegenstände sind als Stauffänger zu vermeiden. Der Fußboden wird vorzuziehen mit Linoleum belegt, welches täglich abgewaschen werden muß. Die Größe des Raumes soll ausreichend sein, um das Tummeln der Kinder zu gestatten und eine entsprechende Reinheit der Atemluft zu gewährleisten. Die Zimmer sind tagsüber öfters zu lüften, über Nacht bleiben die Fenster ganz offen. In engen Räumen sehen sich die Kinder unwillkürlich zu sitzender Beschäftigung veranlaßt, was für die Entwicklung der Brust und Atmungsorgane von großem Nachteil ist. Bei ruhigem Verweilen, namentlich der Kinder unter zwei Jahren, ist eine etwas höhere Temperatur des Raumes erforderlich, als für die herumtummelnden Kinder. Stark strahlende Heizrichtungen (eiserne Öfen) und Lampen sind als unsittlich zu bezeichnen. Die Öfen müssen mit Schirmen oder Mänteln umgeben werden, daß die Kinder sich weder verbrühen noch durch Öffnen der Ofentüren Feuergefahr herbeiführen können. Alle Lampen sind so anzubringen, daß die Kinder sie nicht zu erreichen vermögen; die Flammen selbst sollen durch Schalen oder Klappen aus Milch- oder wattenem Glase dem Auge vollkommen entzogen werden, weil manche Kinder es lieben, andauernd in die Flammen zu blicken, wodurch die Sehkraft Einbuße erleidet. Ferner sind möglichst solche Geräte und Ausstattungsstücke zu wählen, welche keine scharfen Kanten und ausstehenden Ecken haben, damit die Kinder beim Anstoßen sich nicht verletzen. Gardinen sind als Stauffänger und als Veranlassung zum Entstehen eines Zimmerbrandes zu fürchten; höchstens darf man ganz kurz oberhalb der Fenster anbringen, welche nicht weit herunterreichen. Nur kein überflüssiges Mobilar! Die Mitte des Zimmers soll frei bleiben und ausreichend Platz zum Tummeln gewähren. Für Kinder, welche das Gehen noch nicht erlernen, möge man in einer Ecke einen mössigen Dicken, weichen Teppich ausbreiten, welcher mit einem Leberzug aus haubdickem Baumwollgewebe oder Leinwand versehen ist, und auf diesem einen Laufstall, d. h. eine hölzerne Einfriedung von 3-4 Quadratmeter Inhalt stellen. Die Kinder können dort ungeschädigt und ungestört spielen und zeitweise auch unbeaufsichtigt bleiben.



Weihnachts-Beilage

Festbeigabe

zum Düsseldorfer Tageblatt.

Heil'ge Nacht auf Engelschwingen
 Wähst du leise dich der Welt,
 Und die Glocken hör' ich klingen,
 Und die Fenster sind erhell't

Mit der Fülle süßer Lieder,
 Mit dem O'lanz um Tal und Höh'n:
 Heil'ge Nacht, so kehrt du wieder,
 Wie die W. it dich einst geseh'n.

Redaktion: A. Stehle.

Druck und Verlag: Düsseldorfer Tageblatt, Düsseldorf.

* Krippenbilder.

von Dr. O. Doering.

(Nachdruck verboten.)

Weihnachten, holdes Weihnachtsfest! Du Fest des Glaubens an Gottvaters eingeborenen Sohn, der zur Menschheit sich herabließ, selbst ein ärmstes Menschen Kind, das im Stalle bei Ochs und Esel in der Krippe liegen ruhte, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Weihnachten, du Fest dauernder Hoffnung, der gewissen Zuversicht, daß durch des Heilands Geburt für alle Menschen jung und alt, reich und arm, hoch und niedrig, die Erlösung in die Welt gekommen ist! Weihnachten, du Fest der Liebe, die von allen menschlichen Tugenden die größte bleibt, die nimmer aufhört, und ohne die der Mensch ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle ist, möchte er auch mit Menschen und mit Engelszungen reden.

Weihnachtsfest, du schönstes Fest der Kinder und der Eltern! Kein anderes kann sich mit dir vergleichen an inniger Stimmung, an Fröhlichkeit des Lebens und Nehmens. Mit welcher Heimlichkeit ist seit Wochen alles vorbereitet, mit welcher Ungeduld haben die Kinder die langsam vorüberziehenden Tage gezählt, bis endlich der ersuchte Tag herbeikommt.

Aber so schön das alles ist, auch hierbei hat sich heutzutage so manches verändert. Lange nicht mehr in allen Behausungen erklingen noch die herrlichen, alten Weihnachtslieder, die zum schönsten gehören, was das Gemüt des Volkes erfand; nur wenig noch erscheint vor Weihnachten der Anecht Ruprecht, oder der hl. Nikolaus, oder wie er sonst hier und dort genannt wird, um die bösen Kinder zu schrecken und die guten zu belohnen, und die hl. drei Könige tragen ihren Stern nur noch in wenigen Gegenden herum. Die Not und der harte Kampf ums Dasein, die mächtig andringende „Aufklärung“ verschrecken die Poesie, und zeigen kalte, kahle Prosa dort, wo einst der geheimnisvoll süße Schauer der Illusion die Dinge schimmernd verklärte.

So wird dem Herzen des Volkes ein Schönes im Leben nach dem anderen entfremdet. Es ist eine gute Aufgabe, mit allen Mitteln der Ueberredung, des Vorbildes, der Erziehung und zuletzt auch der staatlichen Macht dagegen anzukämpfen, jeder Schritt breit der alten Kultur zu verteidigen, aber es ist unendlich schwer, und die Hoffnung auf Erfolg schwach genug.

Zu den reizendsten Weihnachtsgebräuchen gehört die Aufstellung von Krippenbildern. Das heißt von plastischen Darstellungen der hl. Nacht, da der Engel die Hirten zum Stalle in Bethlehem rief, und dann von Bildern der anderen Ereignisse aus Christi frühesten Kindheit, der Anbetung der Könige, der Flucht nach Aegypten, des Mordes der un-

schuldigen Kindlein und endlich des ruhigen Lebens der hl. Familie in ihrem Hause zu Nazareth. Vor allem die Szene der Geburt des Christkindeins war einst so ziemlich überall in Deutschland verbreitet. Man fand ihre Darstellung in Schlessen sowohl wie am Rhein, in Hamburg wie in den Hochgebirgen des Südens. Freilich sind Bayern, Oesterreich und die zugehörigen Alpenländer in Deutschland von je her die eigentliche Heimat der Weihnachtskrippen gewesen, und sind es, soweit die Neuzeit der alten Brauch in spärlicher Weise aufrecht erhält, noch jetzt. Vom Auslande kommt lediglich Italien noch in Betracht, freilich nicht annähernd mehr in dem Maße wie früher. Frankreich und England aber, wo die Kunst der Krippenherstellung ehemals gleichfalls bedeutungsvoll war, spielen jetzt keine Rolle mehr.

Wie eine wirklich schöne Weihnachtskrippe aussehen muß, würde man schon jetzt überhaupt kaum noch wissen, wenn sich nicht der Kommerzienrat Max Schwobeder in München das Verdienst erworben hätte, die Sammlung der bedeutendsten Reste aus Deutschland und Italien zu unternehmen, und das in zwei Jahrzehnten zusammengebrachte Material dem Kgl. Nationalmuseum in München zu schenken. Dem Zauber dieser weisevollen Bilder kann sich niemand entziehen. Das Entzücken ist nicht übertrieben, mit dem ein Franzose in dem ausgelegten Fremdenbuche von der Sammlung spricht: *qui voit un voyage de Paris à Monique* — die eine Reise von Paris nach München verlohnt. In dieser ersten Sammlung von Weihnachtskrippen, die existiert, ist der Nachweis geliefert worden, daß man es hier nicht etwa mit Spielzeug, sondern mit einem beachtenswertesten Zweige älterer Volkskunst zu tun hat, und zwar mit einem solchen, dessen Beziehungen vielfach zur großen Kunst hinüberreichen.

Denn es war nicht ausschließlich der schlichte Bürger und Bauersmann, der an langen Winterabenden die Figürlein schnitzte, aus denen er im Winkel seiner Wohnstube schon in der Adventszeit die Geburt des Herrn und nachher bis in den Februar hinein die anderen Bilder aufbaute. Auch nicht auf die Kreise kunstbestimmter Geistlichen beschränkte sich die Kunst und Krippendarstellung, sondern es waren oft und bis in die neue Zeit hinein Bildhauer ersten Ranges, die dergl. lieferten, und zwar sowohl in Deutschland, wie in Italien. Die Entwicklung der Bildhauerkunst, wie der Landschafts- und Genremalerei ist von der Kunst der Krippen stark beeinflusst worden. Sind sie doch alle dabei gleich wichtig, tragen sie doch alle gleichmäßig zum Gedeihen des anmutigen Wertes bei.

Eine Krippe, die in einer Familienwohnung steht, kann, wo größere Geldmittel fehlen, schon in bescheidendster Ausführung sehr süßlich sein. Es kommt schließlich nur auf das Vorhandensein Marias, Josefs und des Christkindeins an. Mit wenig Holz und Steinen und sonst in einfacher

Art wird die Derlichkeit angedeutet. Wer es aber dazu hat und sich darauf versteht, erweitert die Darstellung, lag: die Hirten hereinkommen und anbeten, die Engellein vom Himmel Gloria singend herunterfahren, und schließlich ruft er auch die heiligen drei Könige herbei, die dann in stolzem Aufzuge mit glänzendem Gefolge ihren Einzug halten. Es gab im 18. Jahrhundert vornehme Persönlichkeiten in Rom, Neapel und Sizilien, die ganze Zimmerstücken ihrer Paläste mit einer zusammenhängenden gewaltigen Krippendarstellung erfüllten und Summen dafür ausgaben, die für andere Leute ein großes Vermögen gewesen wären. Da wurde alles aufgeboten, was künstlerische Phantasie nur zu erdenken vermochte. Der Grundgedanke, daß der Heiland für alle Menschen in die Welt gekommen ist, führte dazu, das ganze Leben und Treiben des Volkes, alle seine Beschäftigungen, seinen Handel und Wandel, seine Arbeit und seine Erholung mit der Krippendarstellung zu verbinden. Kulturgeschichtlich im höchsten Grade interessant sind diese italienischen, vor allem die neapolitanischen Krippen wegen der bis ins einzelne durchgeführten Darstellung des Volkslebens. Mit allen ihren Baren ziehen die Bauern zum Markte, verkaufen sie dort, sitzen vor der Osteria, plaudern, spielen und rauchen, die Weiber tanzen die Tarantella. Niemand nahm Anstoß daran, wenn solche Darstellungen in detailliertester Ausführung in den Kirchen aufgestellt waren. Gelegentlich erhob man wohl einmal Widerspruch dagegen, daß der Hauptgegenstand, die von den Hirten berehrte heilige Familie, über all den Nebendingen fast gar nicht mehr zu sehen war. Die gleiche bis im kleinsten ausgearbeitete Darstellung wurde den drei Königen zuteil, die gleiche dem behilflichen Kindersterben. Letzterer mit seinen schauerlichen Einzelheiten interessierte besonders die Stationen.

Die zugehörigen Figuren, sowie alle Ausstattungsgegenstände sind in Italien zum Teil vom größten Werte. Die Figuren, die in Sizilien samt ihren Gewändern von Bildhauereien modelliert, im übrigen Italien (wie auch in Deutschland) in Stoffe gekleidet sind, besitzen oft den höchsten Kunstwert, sind scharf und äußerst charakteristisch durchgeführt. Ganz ausgezeichnet und wiederzugeben sind die Tiere, von großem Materialwerte die Kleider. Die Schmuckgegenstände, die Geschenke der hl. drei Könige sind oft von wirklichem Gold und Silber, mit edlen Steinen und Perlen besetzt. Nicht minder prachtvoll ist häufig die Architektur, die der auf den großen klassischen Kirchengemälden nachgebildet ist. Da ist nichts von einem Stalle, einem Kripplein mehr zu sehen. Eine herrliche Vornehme mit Säulen, der Hof mit Marmorfliesen, oft der Ort der Handlung. Maria ist nicht mehr die schlichte Magd; als Himmelskönigin sitzt sie auf erhabenem Thronesseln, dessen purpurner Baldachin mit Strahlenfäden geschmückt ist.

Neben dem Zwecke, dem Volke die Vorgänge der biblischen Geschichte im Bilde begreiflich zu machen, haben diese prunkvollen Krippen auch den erfüllt, die Neugier und Scharnlust zu befriedigen, die Augen durch den Aufwand äußerlicher Prachtentstellung zu blenden. Was ihnen fehlt, ist die innere Kraft, die heraldische Stimmung. Die ist doch nur bei unseren deutschen Krippen zu finden.

Kreißl gibt es da gelegentlich große Prachtstücke. Ein solches ist eine aus Bozen stammende Krippe das Werk eines Werbers namens Moser. Sie steht jetzt im Münchener Nationalmuseum. Mit hervorragender Beobachtung für Architektur großen Stils hat Moser in langer, mühseliger Arbeit ein prächtiges Werk herzustellen, an dem das Bild der Stadt Jerusalem die Hauptrolle ist. Die Figuren — ihrer sind viele Hunderte — sind von keiner großen Bedeutung. Die Stadt aber, oder vielmehr der große Platz ist äußerst merkwürdig. Palast an Palast, herrliche Kirchen in gotischem und Barockstil säumen ihn ein. Holz ragen ihre vielen Türme und Kuppeln in die Lüfte. In der Mitte steht ein Obelisk. Moser machte sich nicht die mindeste Sorge darum, ob Jerusalem so oder so ausgesehen habe. Er schuf wie die großen Meister nach seiner originellen künstlerischen Eingebung und Befecte so den Beweis wirklichen Kunstschaffens. Aber wir sind dennoch jene Krippen lieber, die keine solche Pracht entfalten und bei der Einfachheit ins Wahrheit der biblischen Schilderung bleiben.

Auch bei ihnen lassen sich große künstlerische Fähigkeiten beweisen und sind bewiesen worden.

Die menschlichen Figuren sind ja bei den deutschen Krippen

nicht von so virtuoser Ausführung wie bei den italienischen, oder die Tiere nehmen es in der feinen Naturbeobachtung mit den besten auf. Bei ihnen entfalteten die Schnitzer eine geradezu erstaunliche Vielseitigkeit des Könnens. Nicht allein daß sie die Hirten auf dem Felde mit ganzen Herden von Kindern und Schafen versorgten, sie belebten auch die Wildnis, durch die die heilige Familie nach Ägypten floh, mit unzähligen Geschöpfen: Affen, Schlangen, Löwen, Tigern, Bären, und dann der verschiedensten Arten und sonstigem Getier. Und dann erwiesen sich die Krippenkünstler als vortreffliche Architekten mit bemerkenswertem künstlerischem Feingefühl. Die Ruinen, die Ställe, in denen sie die heilige Familie unterbrachten, sind richtig beobachtet und mit schöner malerischer Wirkung aufgestellt und in eine stets wirkungsvolle Umgebung gebracht. Da sieht man wohl in ein Tiroler Dorf hinein über dessen alten, schönen Holzhäusern die Alpenberge ihre Schneehäupter erheben, allerlei Leute gehen hin und her, Lastwagen ziehen schwerfällig ihre Straße. Vorn aber steht ein altes Gemäuer, in dem die heilige Szene dargestellt ist. Ein helles Licht erfüllt den verfallenen Raum, die Hirten haben sich ehrfürchtig und die Engel jubeln vom Himmel herein. Oder wir stehen vor einer nächtlichen Landschaft, seitwärts ragen die Reste einer Burg; hell sind die alten Mauern, die Menschen und die Engel beleuchtet von dem göttlichen Lichte des himmlischen Kindes, und außen steht im Strahle dieses Lichtes ein schöner Cherub, der den staunenden Hirten das Wunder verkündet. Ringsum aber liegt alles in tiefem Dunkel, nur die Sterne funkeln am Himmel. Das sind Bilder, der größten Meister würdig.

Eine richtig aufgestellte Krippe, mag sie auch lange nicht so künstlich sein, wie die von denen hier die Rede war, gehört zum zarten und hübschen, womit man das Weihnachtsfest verschönern kann. Es wäre lebhaft zu wünschen daß die schöne Sitte sich auch in den Gegenden wieder einbürgerte, wo sie jetzt verschwunden ist.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.“ Ihre schönen Liebeserzählungen laßt uns ehren und bewahren an ihnen hängt die Zukunft. Wir schätzen die Kunstwerke der Vergangenheit, neu stimmen wir die alten Lieder an, wir sorgen um die alten Volkstraditionen. So wollen wir auch an den schönen sinnigen alten Weihnachtsbräuden festhalten, sie neu beleben. Sie werden uns heraldische Freude schenken und darüber hinaus wird dann das Fest der Liebe dazu helfen, auch die Liebe zum Volke und zur Heimat zu festigen in unserm Herzen und in dem unserer Nachkommen.

* Zwei Christbescherungen.

Erzählung von J. Fichtner.

(Nachdruck verboten).

„Wer geht heut mit zu meinem kleinen Kranken?“ Es ist Doktor Dirbach, der Direktor des Kinder-Spitals, der diese Frage an seine drei Sproßlinge richtet.

„Heut — am heiligen Abend?“ fragt Frau Doktor erschaut und mißbilligend zurück.

„Es ist eben Mittag und noch lange Zeit, ehe das Christkind zu uns kommt.“

„Ich bleibe zu Hause.“ erklärt der neunjährige Leon, „es riecht so häßlich im Hospital und bei Mama ist es halt am schönsten!“

„Bei Mama am schönsten.“ echot der kleine Ernst. Häßlich aber schlägt Marie — der kleine, sechsjährige Liebling Papas — seine Arme um dessen Hals und bittet: „Laß mich mitgehen, ich hab sie so gern die armen Kinder!“ Papa läßt die Kleine und sagt: „Darum erkenne ich meinen Liebling.“

Leon hat sich an Mamas Seite gestellt und spottet nun: „Niese wird Krankenpflegerin, ich aber werde General, nicht wahr Mama?“

Mit hohem Mutterstolz betrachtet Frau Regina den schönen Knaben. Ja er gehört zu ihr, er ist ihrem Denken und Sinnen verwandt, während Niese des Vaters phantastische Ideen zu teilen scheint.

„Um fünf Uhr hole ich Dich ab; laß Dich recht schön machen, Du sollst mein Christkindchen sein.“ flüstert Papa

seinem Töchterchen zu und geht, um noch einige Krankenbesuche zu machen.

Tiefe Dämmerung lag bereits über der großen Stadt, als Doktor Dirbach sein kleines Mädchen abholte. In weißflockiges Pelzwerk gehüllt, schlüpfte es an der Hand des Vaters die Treppe hinab, das Herzchen voll Erbarmen und kindlicher Erwartung. Blendender Lichtglanz strahlte aus den Auslagenfenstern, freudiges Hasten auf den Straßen und darüber hin der verklärte Hauch des nahenden Festes. Die Erde prangt im Winterschmutz und verspricht ein echtes, deutsches Weihnachtsfest.

Bald sind sie am Ziel. Auch das friedliche Kinder-Krankenhaus ist festlich erleuchtet; würziger Lannenduft erfüllt die Räume des weiten Hauses; man merkt es — auch hier will das Christkind fröhliche Entsetzt halten. Die guten Schwestern haben die aus den reichen Sammlungen erworbenen Gaben, zu welcher der Direktor einige besondere Geschenke für die Tapfersten seiner kleinen Kolonie hinzugefügt hat, hinter einen Vorhang im Saale der chirurgischen Klinik geordnet, und die Feier kann nun ihren Anfang nehmen.

In langen Reihen zusammengestellt liegen die kleinen Püppchen auf ihren sauberen Bettchen, von sorglicher Hand gewaschen, gekämmt und so festlich als möglich hergerichtet. Manche schwerverletzte sind, durch Bandagen gefesselt, ihrer Bewegungs-fähigkeit beraubt, dennoch aber blüht auf den sonst so bleichen Gesichtern die Freude der Erwartung; viele andere dagegen harrten sitzend mit strahlenden Augen der kommenden Bescherung. Fern der Familie, krank und leidend sind sie alle ja nicht vergessen, sondern sollen Teil haben an den Freuden des ersehnten Weihnachtsfestes.

Zwei große, schimmernde Christbäume flankieren die reichgeschmückte Weihnachtstafel, und als der Vorhang zurückgezogen wird und das ewig schöne Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ aus dem Munde der Schwestern und dem ganzen anwesenden Personal ertönt, da sind alle körperlichen Schmerzen vergessen und laut und leise singen die kleinen Kranken aus vollem Herzen mit. Dann fügt der Doktor in kurzer Rede die Erklärung des Festes hinzu, belobt seine kleine Schar und verheißt ihr baldige frohe Genesung und Wiedervereinigung mit den Eltern.

Nun beginnt Marietchens Tätigkeit. Wie die kleine Gehilfin des Christengels selbst eilt sie mit den Gaben von Bett zu Bett, ihre Wangen glühen in freudiger Lust des Gebens, die blonden Haare wehen in der freudigen Hast, und zärtliche Worte und Blicke begleiten die kleinen Püppchen auf ihrem ferneren Vortriebsweg.

Es ist eine Lust, dem Kinde zuzusehen, die Seligkeit des Gebens in den strahlenden Augen zu lesen. Vielen, die sich nicht bewegen können, weiß sie es so anschaulich zu machen, besonders auch einem achtsjährigen Knaben, dessen beide Hände und Arme mit Bandagen umwickelt sind. Er ist armer Leute Kind, das sich beim Reiten seiner kleinen Schwester aus Feuersgefahr schwere Brandwunden zugezogen, deren brennende Schmerzen er tapfer überwindet. In Anerkennung dessen, hat der Direktor dem Knaben eine besondere Freude zugeordnet — eine hübsche, silberne Taschenuhr, deren wirkliches Gewicht, Marietchen dem Knaben dadurch begreiflich macht, daß sie ihm das kleine Ding fest ans Ohr hält.

Wirklich, die dunklen Augen des Knaben leuchten in hellem Entzücken; er kann sich nicht satt hören an dem lieblichen Takt, und Mäzge, selbst lauschend, die leuchtenden Augen ins Weite gerichtet, steht minutenlang, ohne sich zu rühren.

S kaum vermag der Direktor sein Töchterchen von den glücklichen Kindern zu trennen. Die Zeit drängt und endlich gelingt es ihm durch die mithelfende Zauberin der letzten Puppe, die eine der Damen ihr in den Arm drückt. Glücklich beseligt, noch im Genuß der unvergeßlichen Stunde fährt Marietchen an der Seite des Vaters heim. Sie wurden schon sehnsüchtig erwartet und bald erfüllte Weihnachtsduft und Weihnachtsfreude das ganze Haus.

In innigem Dankgefühl schauen die Eltern ihre gesunden Kinder. Leon präsentiert sich in einer tadellosen Uniform und Ernst zäumt seinen Renner mit großer Geschicklichkeit. Marie aber legt schüttsam die kostbare Puppe, die ihr das Christkind gebracht, bei Seite und spielt, seelenvergnügt mit der minder schönen, steifen Armenpuppe, die sie im Krankenhaus erobert hat.

„Du verbindest dem Kinde den guten Geschmack mit Deinen

philantropischen Ideen“, schmolte Frau Doktor Dirbach, die sich doch so großen Erfolg versprochen hat.

„Daß gut sein, Frauchen“, lacht der Doktor. „Hauptfache — das Kind ist glücklich und zufrieden!“

Jahr für Jahr wurde der Direktor von seinem Töchterchen zur Bescherung in's Spital begleitet. Wie die Jahre, so wechselten auch die Kranken — immer neue Gesichter — immer neues Glanz bekam Marie zu sehen, und wenn sie auch heranwachsend, das Amt des Christengels niederlegte, so blieb sie den kleinen Kranken doch eine treue Freundin in Schmerz und Freude. . . .

Wieder war es Weihnachtszeit! Aus dem liebevollen Kinde war längst ein ernstes, tatkräftiges Mädchen geworden, das dem herben Schicksal, welches über ihre Familie hereingebrochen, gerüstet gegenüber stand.

Doktor Dirbach war im Dienste seines opfervollen Berufes einer schweren Krankheit erlegen, nachdem vorher sein zweiter Sohn Ernst durch einen Unglücksfall seinen Eltern entrisen worden. Dem verzweiflungsvollen Schmerz der Mutter stand Marie mit ruhiger Besonnenheit und opfervoller Hingebung gegenüber. Leon, der seinen Neigungen folgend, die Militärlaufbahn eingeschlagen hatte, brauchte das sehr mäßige Barbervermögen zu seiner Kaution, so daß die Existenzfrage der beiden Damen nun im drängenden Vordergrund stand.

Die Tochter des waderen Arztes wurde sich bald klar darüber. Sie hatte schon auf eigenen Wunsch und unter der Leitung ihres Vaters einen Kursus in der chirurgischen Krankenpflege durchgemacht und schnell entschlossen, wendete sie sich nun an das Kuratorium des Krankenhauses, ihr eine Anstellung zu gewähren. Ihrer Bitte wurde in freundlichster Weise entsprochen und ihr in Rücksicht auf das rege Interesse für die kleinen bald die Oberleitung der Kinderabteilung anvertraut.

Frau Doktor Dirbach weinte bittere Tränen, als sie den Entschluß ihrer Tochter vernahm. Sie glaubte diese für immer an den schweren Beruf gefesselt und beklagte den Verlust jeglichen Lebensglückes der geliebten Tochter. Marie aber hatte mutig ihre Pflichten übernommen und waltete schon ein halbes Jahr ihres Amtes, als wieder einmal die Weihnachtszeit ihr Herz in lebhafter Erinnerung schlugen machte. Im dunklen Trauerkleide, still und ernst bereitete sie die Bescherung für die kleinen vor. Wie lange war es her, als sie an der Hand ihres Vaters diese Räume zum erstenmale betreten hatte? Wer hatte daran gedacht, daß sie hier einst eine Heimstätte finden sollte für's Leben?

Unter all' den vielen Kleinigkeiten kam ihr ein Kästchen in die Hände, in welchem wohlverpackt eine kleine, silberne Uhr ihr entgegenleuchtete. Welche Freude — wie kam das wertvolle Geschenk unter den bunten Kram? Im Augenblick suchte sie schon in ihrem Gedächtnis den Würdigen aus, ohne noch zu wissen, woher die Gabe gekommen. Sie befragte sich hin und her, niemand wußte Bescheid. Das Kästchen war mit der Post angekommen mit dem kurzen Vermerk: „Zur Verteilung bei der Christbescherung.“ Ein Geschenk erhellte plötzlich ihre Seele. Vielleicht — ja gewiß, das Geschenk konnte von jenem armen Knaben herrühren, welchem sie an jenem glücklichen Tage die Uhr ihres Vaters übergeben durfte. War es so dann mußte es ihm gut gehen und sie freute sich dessen herzlich. Daran zu denken war nur ein flüchtiger Moment, es ruhte ja so vielerlei auf ihr, daß keine Zeit zum Nachdenken blieb.

Das Weihnachtslied war verklungen. Sie hatte mitgesungen, sich tapfer beherrscht, dennoch aber rann Träne um Träne aus ihren lieben Augen. Als sie sich umwandte, um die Verteilung anzuordnen, fiel ihr Blick auf einen Herrn, der seitwärts stehend, sie forschend betrachtete. Größend trat er näher.

„Verzeihen Sie, daß ich mir erlaube, hier einzudringen. Ich konnte dem Wunsche, das liebe Krankenhaus die Wiege meines Glückes wieder zu sehen — nicht widerstehen.“

„Die Wiege Ihres Glückes, das klingt ja ganz sonderbar,“ mußte sie leise lächelnd sagen.

„Ich kann Sie in Ihrer Liebestätigkeit nicht aufhalten, wenn Sie mir aber, verehrtes Fräulein, später ein halbes Stündchen schenken möchten — am Weihnachtsabend bitte! Ja, keiner Unvorsicht — dann möchte ich Ihnen gern das Rätsel aufklären.“

Marie nicht bejahend. „Meinem Mütterchen ist heute jeder Gast willkommen.“

Mit warmem Blick verfolgten die dunklen Augen jede Bewegung der anmutigen Pfliegerin. Er, der aus weiter Ferne gekommen, fühlte sich im Glanze der Weihnachtskerzen so heimlich wohl, daß er in dieser Stunde den Entschluß faßt, nie wieder in die Fremde hinauszuziehen.

Ein Weischen später sah er in dem traulichen Zimmer, das Marie mit ihrer Mutter in der Anstalt bewohnte, Frau Dr. Dirbach suchte es ihrer Tochter nach des Tages Neben, so gemüthlich als möglich, zu machen, und umwacht vom Pauker der deutschen Weihnacht erzählt der Fremde mit bewegter Stimme seine kurze Geschichte:

„Ich hätte mich längst vorgestellt“ begann er, „aber mein Name wäre Ihnen doch fremd erschienen, und da sie mich dennoch kennen, wollt' ich erst sehen, ob noch ein Fünkchen von Erinnerung für mich übrig geblieben?“

Er sah die junge Dame fragend an, ihre Blicke trafen sich.

„Ja, ja —“ rief sie, leicht erröthend, „das sind dieselben Augen, die einst vor vielen Jahren mich so dankbar angelächelt, als ich dem kleinen Patienten mit den verbundenen Händen das ersehnte Weihnachtsgeschenk überbringen konnte — wie lange ist das nun her, und wie Vieles hat sich geändert seit dieser glücklichen Zeit!“ schloß sie leise in tiefer Bewegung.

„Ich danke Ihnen — so ist doch Jemand in der Heimat, der sich meiner erinnert!“ Er drückte ihr fest die Hand, die sie ihm zum Gruß geboten.

„Damals —“ sagte er — „wurde mir der höchste Wunsch meines Kinderherzens erfüllt. Ich war arm, meine Eltern hätten nie daran denken können, mir eine Uhr zu kaufen. Als ich gesund war, studierte ich ihr Zimmer mit größter Hingebung. Später wurde ich Uhrmacher, ging nach England, hatte Glück und besitze heute eine der größten Uhrenfabriken in Westet. Der Tod meiner Eltern, die schnell noch einander starben, rief mich zurück. Ich kam auch hierher, um den edlen Mann zu besuchen, der durch sein Geschenk mir den Weg zum Glück gezeigt — das war leider vergebens, aber die liebenswürdige Weihnachtsfee von damals erkannte ich sofort!“

„Trotz der großen Veränderung?“ lächelte sie trüb.

„Sie haben sich nicht verändert. Ihr Herz ist gut und edel wie damals!“

„So sind Sie auch der Spender des reichen Geschenkes für meine Kleinen? Da muß ich Ihnen noch besonders danken!“ rief sie und wurde wieder heiter.

Es wurde für alle Drei ein recht gemütliches Weihnachtsgesetz. Bald war er ihnen kein Fremder mehr, sondern ein lieber mitfühlender Freund, und später der treusorgende Gatte der jungen Pfliegerin, die auch als glückliche Frau stets das regste Interesse für ihr liebes Kinderhospital durch tatkräftige Mithilfe allzeit zu beweisen suchte.

Der Herr mit der weißen Weste.

Skizze aus der Weihnachtszeit von Hans Ulrich.

(Nachdruck verboten.)

„Prinz Heberall“ nannten ihn seine Freunde; nicht etwa weil er — ebenso reich und vornehm als lebenslustig — in allen Theatern, Konzertsälen und Kaffeehäusern zu finden war, sondern hauptsächlich seiner Gulherzigkeit halber, die jeden Gefallenen aufhelfen, jeden Bedürftigen beistehen wollte mit Rat und That. Er hatte freilich „das Reug dazu“ Geld in Fülle, Klaren, weitblickenden Verstand und so viel Orts- und Menschenkenntnis, daß ihn der begabteste Schriftsteller oder Polizeibeamte darum beneiden konnte. In ganz W. gab es kaum eine Straße, darin er nicht mindestens zwei Häuser vom Keller an bis zur bescheidenen Mansardenwohnung hinauf gekannt hätte samt den Inwohnern.

Alle Welt kannte auch ihn, wenn auch nicht unter jenem hochtönenden Namen, sondern einfach als „den Herrn mit der weißen Weste“, denn ohne diesen tadellos sitzenden, makellos schimmernden Herzenspanzer war „Prinz Heberall“ nie zu sehen: sogar im Winter nicht, zumal er den

Mantel — je nach dem Winde — stets nur lässig über eine Schulter geschlagen trug. Diese Gewohnheit und daß er zu seiner schlanken Körperlänge auch noch einen hohen Hut auf dem weißblonden, kurzgeschorenen Haare balancierte, erschienen manchen Leuten komisch; sie blickten ihm kopfschüttelnd nach oder lachten ihm in das Gesicht; aber Junggesellen sind an dergleichen gewöhnt; warum sollte „Prinz Heberall“, der eingelebteste von allen, eine Ausnahme machen? Ihn konnte überhaupt nichts aus der Fassung bringen weder Gutes noch Schlimmes. Nur wenn das Elend in gar zu jämmerlicher Gestalt seinen Weg kreuzte, ging ein nervöses Zucken über sein Gesicht; es war wie Erwachen aus Träumen, und dann begann es in ihm zu arbeiten und zu drängen, bis er Mittel gefunden hatte, Wandel zu schaffen und den unglücklichen lieben Nächsten fröhlich und zufrieden zu sehen.

Wie viele Menschen verdankten ihm Existenz und Befagen. Nur in einem Falle hatte „der Herr mit der weißen Weste“ Schrecken eingeflößt statt Vertrauen und darüber konnte sich „Prinz Heberall“ heute noch nicht beruhigen.

Es war lange her, schon über drei Monate; doch fort und fort beschäftigten sich seine Gedanken mit der Frage, die ihm bisher kein Mensch beantwortet hatte, trotz genauester Beschreibung auch nicht das Pfarramt und die Polizei. Noch jetzt mußte er nicht, wie sie hieß und wo sie wohnte, jene wunderschöne Unbekannte, die einer Photographie in seinem Album so ähnlich sah der einstigen Braut seines besten, leider verschollenen Freundes.

Wo und wie er sie gefunden hatte? An einem mondbelen Septemberabend an den Kasernen beim Friedensdenkmal stehend, totentleib, verzweifelt, mit einem leisen Schrei davoneilend bei seinem Raben.

Er hatte der letzten Festvorstellung im Theater beiaemohnt und die erschütternde Wirkung der Musik hatte ihm Blut und Nerven derart aufgeregt, daß er Freunde und Tagelöhner verließ und noch vor Schluß des letzten Aktes zu Fuß in die Stadt zurückwanderte, um Ruhe zu finden. Da sah er sie stehen, die schwarzgekleidete schlante Mädchengestalt, die Hände gefaltet, das blasse Gesichtchen mit einem unsagbar vergrämten Ausdruck erhoben und von Mondlicht bestrahlt — ganz allein. Sofort erkannte er mit seinem feinfühligsten Empfinden, daß es eine Tiefungslückerin war, die sich hierhergeflüchtet aus dem Treiben der Großstadt.

Mitleidsvoll trat er näher und erlebte die kälteste Abweisung, die er je erfahren hatte: das Fräulein erschrak vor ihm, wie vor etwas Entsetzlichem und lief angestochen in die Stadt zu. Vergebens eilte er ihr nach, so schnell er nur konnte; schon kurz vor der Brücke war sie seinen Blicken entschwunden. Hatte sie sich ein Leid angetan?

Ein paar Tage lang peinigte ihn die anhaltende Unwissenheit; alle Zeitungen las er in Angst; glücklicherweise erwies sich diese Annahme als falsch, doch den Gedanken an sie ward er nicht los, nicht eine Stunde lang.

Heute, zwei Tage vor Weihnachten, war der letzte Klubabend der Junggesellen im Jahre angefaßt worden. „Prinz Heberall“ präsierte wie immer oben an der Tafel, doch es fiel ihm nicht ein, die zwanglose Unterhaltung der Mitglie. der abzubrechen und zur Tagesordnung überzugehen; den Kopf in die Hand gestützt, ließ er sie reden und sann dem Rätsel nach, welches ihn fort und fort in Aufregung erhielt: wer und wo war sie, die er schon so lange suchte, das Ebenbild Olga Orhnski's, des verschollenen Freundes Dr. Eduard Raffmanns einstiger Braut? —

Wählich trat der Oberkellner heran. Ihn eine Karte überreichend, sagte er in seiner gezielten Weise: „Euer Gnaden, ein Herr erwartet Sie im Schreibzimmer; wollen Sie sich hinüberbewegen?“

„Prinz Heberall“ fuhr auf wie aus Träumen und starrte das Kärtchen an: „Dr. med. Eduard Raffmann, Direktor der Frauenklinik Olga's Eden Chicago“. Stand darauf. War denn das möglich, oder täuschte seine erhabte Phantasie ihm Gankelbilder vor? —

Also lebte er noch und gewiß in auskömmlicher, ehrenvoller Lebensstellung, der kleine, mittellose Arzt, der seine Braut einst heimlich verlassen hatte, weil er weder Pragis noch Unterkommen gefunden hatte. Oder hatte er „sie“ doch noch geheiratet? Wie kam er hierher? Vielleicht mit ihr, seiner Frau? Die Freundesgesichter ringsum grüßten ihn fragend an, doch

er gab keine Auskunft. „Entschuldigt mich; ich komme sofort wieder,“ sagte er im Hinauseilen und wenige Augenblicke darauf stand er vor dem Fremden im Schreibzimmer des Restaurants und mußte nicht, was er zuerst sagen und beginnen sollte in freudigem Erschrecken. Ja das war Freund Raffmann, aber wie war er zu seinem Vorteil verwandelt. Nur daß eine Kost und Aufregung in ihm war, die er sonst nicht an dem kleinen Doktor gelannt. Als käme er von einem kleinen Ausflug hoch über das Meer, ohne Begrüßung und Einleitung, ergriff er des Freundes Hände mit heftigem Drude und lachte nervös:

„Ah, Du bist immer noch der Herr mit der weißen Weste . . . Ha ha, ha! . . . Diesmal mußt Du mir helfen, lieber Prinz . . .“

„Dir helfen? Du stehst doch auf der Höhe wie ich sehe; bist eine Nummer geworden in der Welt, mit der sich rechnen läßt, die etwas bedeutet, und jedenfalls auch reich und angesehen . . .“

„Gewiß; das alles; aber Du mußt mir suchen helfen; deshalb hab' ich Dich zuerst in Deinem Dusikum und nun hier im Restaurant aufgestört.“

„Was meinst Du eigentlich? Wie kommst Du hierher nach so langen Jahren? Und hast mir nie geschrieben?“

„Nein, nie; Dir und ihr nicht; aber ich bin ihr treu geblieben, meiner Olga. Jetzt kann ich ihr das Eden bieten, welches sie so sehr verdient; erst jetzt, wogu hätte ich früher schreiben ihr möglichstweise unerfüllbare Hoffnungen machen sollen? Lieber allein zu Grunde gehen! . . . Heute bin ich an Ziele meiner höchsten Wünsche und bin direkt herübergereist, ihr das zu sagen, sie zu fragen . . . Na Du weißt's ja, wie ich's meine . . . In ihrer Heimat, dem armfeligen Waldneße, fand ich sie nicht mehr; niemand von der ganzen Familie . . . Wie mir der Dorfmonarch erzählte hat sich der Alte pensionieren lassen, und ist mit Frau und Kindern hierher verzogen . . .“

„Ah! . . . Seit wann?“ fragte „Prinz Ueberall“ sich, lich betwort.

„Seit man seinen Hintermann zum Oberförster gemacht hat, seit ungefähr einem Jahre. Chruelzia war der alte Herr ja immer und gällig auch, aber sonst doch ein nütziger Beamter; sie hätten ihn nicht übergehen sollen. Also ich wendete mich lebenden Fisches um und reiste hierher.“

„Und bist eben erst angekommen?“

„Mit dem Neumehrweg; aber im Adressbuch find ich den Namen Orlynski nicht. Was tun? Herr mit der weißen Weste, rate mir!“

Ein Zittern durchlief des also Benannten Gestalt; wenn das junge Mädchen damals am Friedensdenkmal in Wirklichkeit Olga Orlynski gewesen wäre! Wie unglücklich mühte sie geworden sein. Ein Gefühl unsäglich Mitleides erfaßte ihn. Doch gewaltiam zwang er sich zu Raube und bat: „Komm mit mir heim, Eduard. Wir speisen zusammen und überlegen bei einer Flasche Wein, was zu beginnen ist. Du schläfst Deinen Reisetater bei mir aus und morgen in der Frühe gehe ich auf die verschiedenen Polizeistationen, mich nach Orlynski's erkundigen. Wenn sie wirklich hier wohnen, spionier' ich sie aus, bevor Du aufwachst, verlaß Dich darauf!“

Daß die zwei Freunde bis tief in die Nacht hinein beisammen verblieben, war selbstverständlich; sie hatten sich ja so viel zu erzählen und geheimnisvolle Pläne zu schmieden; erst gegen Morgen trennten sie sich. Dr. Raffmann, um zu schlafen, „Prinz Ueberall“, um nach kurzem, unruhigem Halbschlummer eine fieberhafte Tätigkeit wieder Erkundigung zu beginnen. Telephon, Kommiffariat und Dienstmannschaft verhalfen ihm bald genug zum Siege: schon vor Mittag konnte er seinen Freund wachen mit der Nachricht: sie bewohnen einige kleine Zimmer im dritten Stock eines Mißgebäudes der Nordendstraße, aber sie leben so zurückgezogen, daß keiner weiß, ob sie auskömmlich oder im Glende haufen.

Förster Orlynski hatte soeben sein Mittagsschläfchen beendet und sah nun mit der glimmenden Pfeife und einer Tasse dünnen Kaffees in der Fensterecke des mehr als einfach möblierten Stübchens. Fräulein Olga und ihre Mutter konnten sich nicht so ruhig in die mißliche Lage finden; es war gar zu traurig für die Damen, trotz kostloser Arbeit, oft Nächte hin-

durch, kammer tiefer in Not und Elend zu versinken. Heute hatten die Gläubiger sogar Olga's Pianino mit Beschlag belegt und abholen lassen. Nun triete das arme Mädchen draußen in der kalten Küche, den Mondlopf auf ihrer Mutter Schoß gedrückt und weinte bitterlich. Die alte Frau hielt beide Hände um ihres Kindes Nacken gelegt und bat mit zitteriger, schwacher Stimme:

„Olga, beruhige Dich doch; diese Art zu klagen kenne ich ja gar nicht an Dir; nicht einmal, als Eduard Raffmann Dich verließ, hab ich Dich so gesehen. Beherrsche Dich und gehe an Deine Arbeit; Du weißt die Herren brauchen die Malerei doch morgen zu Weihnachten und wir warten auf das Geld dafür!“

Olga erhob sich und lachte bitter auf: „Geld, Mütterchen? Ich habe ja alles schon voraus erhoben und kann unmöglich wieder bitten . . . O, dies ewige Hasen und Ringen um Geld! Es ist schrecklich, keine Minute Paß noch Ruh . . . Und immer vergeblich hingeben. Nicht einmal Milch und Brod werden wir haben zum Feste, denn die Nachbarin bringt nicht mehr.“

„Still, nur still, mein Kind, daß Väterchen nichts merkt; Du weißt es wäre ihm schrecklich dich so maßlos zu sehen. Wenn die Not am größten ist Gottes Hilfe am nächsten. Haben wir es nicht hundertmal erfahren an uns?“

„Ah, Mutter, ich bin am Ende mit meiner Kraft, ich kann nicht mehr.“

„Du bist überanstrengt; die fortwährende Nacharbeit hat Dich nervös gemacht; heute gingst Du wieder nicht schlafen, nun schon die dritte Nachtwache.“

„Kann ich denn anders! Nur, daß jedes Opfer vergeblich gebracht wird, das ist's, was mich so elend macht . . . Ich wollte, ich wäre tot!“

„Olga!“ rief die alte Frau ihr Töchterchen scharf an, „was ist das für eine Rede! . . . So gib doch dem Fabrikherrn Dein Jawort!“

„Hängst Du schon wieder damit an, Mutter? Nach Eduard Raffmann sollte ich einen Andern lieben? Unmöglich!“

„Denkst Du noch immer an den Schändlichen?“

„Den Ehrenmann, mußt Du sagen; er wollte Euch und mich nicht unglücklich machen; deshalb verließ er mich; wer weiß, wohin er sich gewendet hat! Vielleicht ist er verstorben, gestorben . . .“

Frau Orlynski wollte antworten, aber die Klingel an der Korridortür erkämpfte eigentümlich, wie von ältlicher Hand berührt, und beide Damen erschrafen. Kam schon wieder ein Mahner?

„Schau erst durch das „Guckel“, bevor Du aufmachst, sagte Frau Orlynski.“

Olga stand schon davorn; mit einem leisen Aufschrei wich sie zurück: „Ah, Mutter wie damals! Der Herr mit der weißen Weste!“

Frau Orlynski wollte antworten, aber die Klingel an der Olga plötzlich irre? Mühsam erhob sie sich vom Küchenschemel und wandte hinaus, den Fremden zu begrüßen und in das Zimmer zu führen, während Olga — beide Hände auf ihr hochklopfendes Herz gedrückt — totenbleich an der Herdede lehnte.

Einmal schon, in der schwersten Stunde ihres Lebens, als sie, verzweifelt und arbeitslos, beschlossen hatte, ihrem Dasein ein Ende zu machen, war ihr dieser Mann entgegengetreten wie ein strafender, warnender Geist. Und heute? . . . Was mochte er wollen?

Mechanisch hörte sie, wie Blonine bellte und ihr Vater mit dem Besucher sprach; dann rief Frau Orlynski ein wenig geziert heraus: „Olga, mein Kind, komm doch; ein Herr wünscht Dich zu sprechen!“

Glücklich strich sie ihr schlüch geschitteltes Blondhaar glatt vor dem kleinen, zerbrochenen Küchenspiegel, band die Malerschürze ab und zupfte das schwarze, sadenscheinige Kleid zurecht; dann stand sie vor ihm, neben ihren Eltern und hörte ihn sagen: „Mein anädigtes Fräulein, erlauben Sie mir eine Frage: würden Sie sich — gleich Ihren verehrten Eltern — wohl dazu verstehen, einem Freunde von mir morgen Abend das Zimmer zu überlassen?“

Olga blinnte verwundert auf: „Es ist unser Wohnzimmer,

mein Herr; kein anderes steht uns zur Verfügung, und für morgen sagen Sie? Für den heiligen Abend?"

„Höchstens auf zwei Stunden, mein Fräulein; von sechs bis acht Uhr.“

„Zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?“

„Es gilt nur, ein Fenster in der Nachbarschaft von hier aus mit dem Scheinwerfer zu beleuchten; ein Scherz für ein paar Kollegen, weiter nichts.“

„Und wir?“

„Ich werde mir die Ehre geben, Ihnen für die Zeit meinen Wagen zu einer Exkursion zu schicken.“

Olga erbebt. Dieser seltsame Mensch kam ihr noch unheimlicher vor, als damals am Friedensdenkmal; aber als sie Vater und Mutter anblickte und diese ihr aufmunternd zunickten, antwortete sie ruhig: „Wenn meine Eltern zusagen, so habe ich als Tochter nicht das Recht, entgegen zu sein. . . Mit wem haben wir die Ehre?“

Der Fremde hob abwehrend beide Hände und lachte: „Den Herrn mit der weißen Weste nennt man mich. Ich werde mir später erlauben, mich in aller Form vorzustellen; für heute möchte ich nur noch — wie üblich — die Zimmermiete für meinen Freund vorausbezahlen. . . Auf Wiedersehen!“

Ein funkelndes Zehnmärkstück glitt auf den Tisch, eine Verbeugung, dann war er fort, der rätselhafte Mann. Was in der darauffolgenden Nacht und den ganzen andern Tag über zwischen den drei also überraschten Menschen vorging, das schildern Worte nicht; besonders Olga konnte vor Aufregung auf keiner Stelle Ruhe finden, auch bei der Arbeit nicht; was hatten sie getan, indem sie einem Fremden ihr Zimmer für Geld überlassen! Zweifel auf Zweifel rüttelten und zerrten an ihren Nerven bis zur körperlichen Qual; es war nicht rückgängig zu machen, ihr leichtsinniges Versprechen, aber das Goldstück rührten sie nicht an, so nötig sie es gebraucht hätten.

Am Christabend fuhr der Wagen, ein eleganter Landauer, wirklich vor. Gleich nachdem Olga Orjynski alle kunstvoll bemalten Holzfiguren fertiggestellt und dem abholenden Ausgänger übergeben hatte, erschien Joseph, der alte, treue Diener seines Herrn, um Orjynski's hinunterzuleiten und ihnen einsteigen zu helfen. Keines sprach ein Wort; erst nachdem sie bequem in den Polstern saßen und das Gefährt dahinbrauste wie von Lüften getragen, fragte der alte Herr empört, halb belustigt: „Kinder, sind wir denn Narren, daß wir uns diese Vergewaltigung gefallen lassen? Am heiligen Abend?“

Leider war es nicht zu ändern; weiter und weiter rollten die Räder wie durch ein verschneites Märchenland und als der Wagen punkt acht Uhr wieder vor dem Hause in der Nordendstraße hielt, tat es den Aussteigenden plötzlich leid, in die alten Verhältnisse, in Not und Engigkeit zurück zu müssen.

Ehrentätig ging der fremde Diener vor ihnen her, die dürftig beleuchteten Stiegen hinauf; aber Pianoklänge, Weihnachtsmelodien lönten ihnen entgegen; die Tür ihres Zimmers flog auf. . . Träumten sie denn? . . . Hellbestrahlte von fast überirdischem Lichterglanz arühten die trauten Bänke zu ihnen her. Ueber reich geschmücktem, mit allerlei schönen und nützlichen Geschenken beladenem Tische neigten sich einfach grüne, hie und da wie mit Schnee bedeckte Tannenzweige, brannten farbige Lichter, schwebte der Weihnachtsengel. Mitten im Zimmer aber die Arme ausgebreitet stand Doktor Eduard Raffmann; halb ohnmächtig vor Glück sank Olga Orjynski an seine Brust.

Und der am Piano saß, an Olga's liebem, alten, wieder zur Stelle geschafften Pianino, griff plötzlich einen falschen Akkord, sprang auf und stammelte bealückwünschende Worte, während ihm das Herz weh tat, so bitter weh.

Es war der Herr mit der weißen Weste. Er nahm seinen Hut und rannte davon, zu den Jungesellen ins Café, wo er eine feurige Rede hielt über die Liebe, die herrliche Weihnachtsliebe — und draußen erklangen die Glocken „Friede, Friede auf Erden!“

§ Umwege zum Glück.

Eine weihnachtliche Geschichte von H. Abt.

(Nachdruck verboten.)

„Nur, Junge — Du!“

„Zuvohl Onkel, ich — in voller Lebensgröße!“

„Weiß Gott, ja, in voller Lebensgröße!“

Und der Major a. D. Eberhard Dornbiel betrachtete von allen Seiten die volle Lebensgröße, den schmucken Dragonerleutnant Kurt von Hallingshaus, seiner verstorbenen Schwester Sohn und seines noch verstorbenen Schwagers einzigen Sohn und seinen eignen einzigen Neffen.

„Ja, Junge, wie kommst denn Du bloß dahergeschneit aus Deinem polnischen Grenzpost, wo sich die Früchte gute Nacht sagen. Und noch dazu heute — am Weihnachtsheiligabend —“

„Eben darum, Onkel — ich dachte —“

„Du dachtest — Kurt, Junge! —“ des Majors sonorer Bariton schlägt plötzlich zum tiefsten Bass um, sein Gesicht nimmt einen grimmigen Ausdruck an wie das in Augenblicken seelischer Ergriffenheit so seine Eigenart ist — „Du willst doch nicht etwa sagen, daß Du die weite Reise — um meiner wegen —“

Kurt schlägt die Augen nieder, wie einer, der nicht viel Aufgehens von einer Sache gemacht wissen will, die unter Gemütsmenschen doch eigentlich selbstverständlich ist —

„Eben, weil's Weihnachtsabend ist, Onkel, und da wir beide doch so zu sagen unsere einzigen Blutverwandten sind, da dachtest ich —“

„Dachtest Du —“ fällt drohend der alte Onkel ein — „wilst dem alten Knackstiebel, eh er zur großen Armee abkommandiert wird, nochmal die Freude machen. Und weiß Gott, Junge, eine Freude hast Du mir gemacht und ein Weihnachtsnachten wollen wir zusammen feiern und einen Weihnachtspunsch will ich uns brauen, daß Du die lieben Englein im Himmel Hallelujah singen hören sollst. Dazu aber muß ich jetzt schnell erst noch mal Pflasterrolen, Nach's Dir bequem derweile und ruh Dich aus. Also bis auf nachher, mein Junge.“

Mit diesem, den höchsten Grad seiner Zärtlichkeit ausdrückenden Kosenamen klappt der Major aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Der Leutnant schnallt den Säbel ab, lockert ein wenig die Uniform und läßt sich in des Onkels Armsessel hineinfallen.

Ja, einen Weihnachtspunsch, so einen, darüber dem Menschen Hören und Sehen vergeht und vor allem das Denken, den kann er gebrauchen. Denn Onkel Eberhard und all seine eigene neffenhafte Zuneigung in Ehren — um sich dem alten Graubari als Christgeschenk aufzubauen, darum ist er nicht vierzehn Stunden mit der Eisenbahn gefahren. Nein, darum nicht! Und alle Lokomotiven der Welt hätten ihn nicht aus seinem Polenzwinkel hierher geschleppt, wenn nicht — — — wenn nicht auf Eratowiba der Gutsherr die sämtlichen unbewährten Offiziere der kleinen Garnison zum Weihnachtsabend geladen hätte — Und wenn er sich nicht vom Nachbarquart auch den Kerl, den Dürkingen, den fröhlichen Witwer, geladen hätte. — Und wenn er nicht eine Nichte hätte, so eine Art Pflegeochter, eine Nichte, die Wanda hieß, blondes Haar hatte und schwarzbraune Augen und mit diesen schwarzbraunen Augen ihn, den Leutnant Kurt von Hallingshaus einen ganzen Sommer lang angeblickt, daß sein armer Kommissverstand darüber beinahe in die Brüche ging und die dann auf einmal mit diesem — diesem Dürkingen heimlich in den Ecken flüsterie und ihn auf Weihnachtsnachten vertröstete!

Wenn er's nicht mit eignen Augen gesehen hätte, er glaubte es nicht. Aber er hat's mit eignen Augen gesehen wie sie dem — Kerl so ganz verstoßen hinter den Palmen im Erker die Hand gedrückt und hat's mit eignen Ohren gehört, was sie ihm tröstlich verbeikamsvoll zugeflüstert: „Nur bis zum Weihnachtsfest warten Sie noch!“

Und er, der Kerl — die Augen sind ihm förmlich aus dem Kopf herausgequollen, wie er sie anstarrte — „Aber nicht länger, Wanda! nicht länger! Sie wissen ja, wie lang ich schon warte.“

„Nein, nicht länger, hatte sie ihn noch einmal getröstet.

Er selber aber, er, Kurt von Hallingshaus war an dem

Abend noch von einer Lustigkeit gewesen, wie noch nie zuvor in seinem sechsundzwanzigsten Dasein. Und die Cour hatte er geschnitten auf Leben und Tod, der ersten besten, die gerade bei der Hand war. Das war das Nestkücken des Hauses Krakowika, in dem sie eine Fête gaben. Und die siebzehnjährige Mia, die er zuvor kaum beachtet, ließ sich's gern gefallen und kokettierte mit ihm wie eine regelrechte kleine Salonschlange. Wie er mit ihr ganz nahe dem Tische saß, an dem Wanda den Tee bereitete, da trieb er's besonders feurig, faßte der kleinen Mia weiße Hand und fragte: „Hat die denn schon den Wunschzettel für Weihnachten geschrieben und wird sie mir, wenn ich recht schön drum bitte, auch was schenken zum heiligen Christ?“

„O, das kommt ganz darauf an, Herr von Hallingshus, ob Sie bis dahin noch sehr artig sind und was Sie sich überhaupt wünschen,“ meinte das Schlanglein.

„Artig bin ich ganz gewiß. Und was ich mir von Ihnen wünschte, Fräulein Mia — etwas sehr, sehr schönes, fast so schön, wie Ihr Name — Mia — aber was es ist — und dabei küßte er inbrünstig das weiche Kätzchen — „das möcht ich Ihnen erst am Weihnachtsabend sagen. Darf ich?“

„Dürfen, dürfen Sie schon,“ lautete die Antwort und er drückte noch einmal auf die kleine Hand seine Lippen und sah dabei, wie drüben Wandas Augen starr und groß geworden waren, wie die Teelasse in ihrer Hand, in der sie statt des goldenen Gebräus aus dem Samovar das klare Wasser hinein rinnen ließ.

Nun und weiter. — Um das weitere, da er trotz Fräulein Mias Liebenswürdigkeit sich doch nicht recht in der Stimmung fühlte, dem Hause Krakowika heut zu einer Doppelverlobung zu verhelfen, da war er eben hierher gereist, um Onkel Eberhard die Weihnachtsfreude zu machen.

Der gute Onkel, da kam er wieder angefaucht, mit Flaschen beladen, die Taschen vollgeproft mit allerhand schönen Dingen.

„Einen Christbaum könnt ich uns nicht mitbringen, Junge, aber ich denk, wir machen's uns auch ohne den gemütlich.“

Es wurde sehr gemütlich, wenigstens versicherte das einmal über das andere der Onkel, der immer aufs neue mit dem dampfenden Punsch die Gläser füllte und in einem Augenblick erhöhter Gemüthlichkeit den Keffen auf die Herzgegend tippte:

„Na, nu mal raus mit der Farbe, mein Vengelschen, wie steht's denn so in Punsch Liebe — Triebe? Da unten an der Grenze von Gut und Böse muß einer doch schon aus purer Vangeweile darauf verfallen. Na — also — Wie heißt sie und wie steht sie aus? So —

A bissel schwarz und a bissel weiß
A bissel polnisch und a bissel deutsch,
A bissel weiß und a bissel schwarz
Und a bissel falsch is mei Schatz —

De — stimmt's“

„Stimmt auffallend, Onkelschen —

A bissel weiß und a bissel schwarz
Und a bissel falsch is mei Schatz —“

Unterstützt von des Onkels schauderlichem Waj sang er's mit seinem hellen Tenor schmetternd hinaus und der Onkel klopfte ihm auf die Schulter —

„Ja, ja, die Weiber — kenne das, mein Jungchen, kenne das und könnt Dir Geschichten erzählen — Geschichten — na, Schwamm drüber, oder — Punsch drüber, Prost!“

„Prost, Onkel!“

Aber auch vom besten Punsch kann man nicht immer trinken. Der Leutnant starrte auf sein Glas, ohne es an die Lippen zu führen und der Onkel blinzelte verstoßen nach der Uhr und sagte dann ein wenig betroffen:

„Schon bald nehm.“

„Ja, so spät wird's wohl sein,“ antwortete wie aus dunkler Grabestiefe herauf der Keffe und dachte, daß es jetzt wohl so ungefähr an der Zeit sein könnte, wo man in Krakowika auf die fröhliche Verlobung anstich.

Der Onkel stand auf, nahm verstoßen etwas hinter der Gardine hervor, das von weißem Seidenpapier umhüllt sich ansah wie ein Butz und sagte:

„Nur zwei Minuten entschuldige mich, mein Junge, ich muß grad mir mal die Treppe hinauf. So meine Höflichkeitspflicht, weißt Du. Es ist da vor einiger Zeit über mir eine ältere Dame eingezogen, die mir von früher her bekannt und da ist's am Ende gehörig, daß ich ihr festliche Weihnachtswünsche.“

Wie sehr bekannt ihm die verwitwete Frau Hauptmann Gerstelberg von früher her war und wie vieler Bräuden es bedarfs hatte, um wieder ein gutes Einvernehmen herzustellen zwischen ihm und ihr, die ehedem dadurch, daß sie den leichtsinnigen Gerstelberg ihm vorgezogen, seinem Herzen eine nur schwer verheilte Wunde geschlagen, das sagte er dem Keffen nicht. Der fragte auch nicht darnach, ließ den Kaffel gehen und sah bei seiner Rückkehr noch genau so kessfamig den Kopf in die Hand stützend da, wie bei seinem Fortgang. Der Major dagegen war in angenehmster Erregung.

„Ich hab eine Einladung für Dich angenommen, mein Junge. Oben hat sie grad den Weihnachtsbaum angebraunt. Weißt der Sackdud, 's doch was kuriozes um so einen grünen Bären mit'n Paar Jungeln dran. Die Hausherrin hat eine Nichte zu Besuch gekriegt und um die hat sie den Bauer losgelassen. Ein ganz hübsches Mädel, aber 'n bisschen dromflötig scheint mir. Na, das schadet nicht, brauchst Dich ja nicht gleich zu vergaffen. Komm nur Junge, sonst löst der Bauer aus, alljudia sind die Wachskerzen am Tannenboom nicht.“

Und der Leutnant ließ sich eine Treppe höher schleppen. Wo und wie er den Rest dieses Weihnachtsabends tot schlief, war ihm ja gleichgültig.

„So, verheirathet Fräulein, da haben Sie also den Vengel, von dem ich Ihnen schon ein paarmal gesprochen habe — Wein Keffe, der Dragonerleutnant Kurt von Hallingshus. —“

Eine liebenswürdig lächelnde ältere Dame blinzelte den Vengels an, eine schmale Hand streckte sich ihm entgegen —

„Freut mich herzlich, Herr von Hallingshus, daß Sie helfen wollen, unsere Weihnachtsfeier zu verschönern. Hier meine Nichte. —“

Die Nichte, ja, wo war die? — Um den großen Tisch herum, ganz hinter dem Weihnachtsbaum versteckt, fand man sie endlich und auch da hielt sie das Gesicht noch verborgen. Als sie es aber herumkehrte, brach von des Leutnants Lippen ein Schrei —

„Wanda — Sie, Wanda — Sie —“

„Guten Abend, Herr von Hallingshus,“ sagte leise Fräulein Wanda.

Er aber hatte sich über ihre Hand gestürzt, wie ein Tiger auf seine Beute.

„Wanda, was tuen Sie hier, wie kommen Sie hierher? Und was tut heute Abend auf Krakowika ohne Sie der — Därlingen?“

„Er verlobt sich mit meiner Cousine Helene. Sie hatten sich schon lieb vor seiner Verheirathung. Aber weil seine nachherige Frau seinetwegen einen Selbstmordversuch machte, hat er sie schließlich geheirathet. Onkel wollte dann nichts mehr davon wissen, daß Helene seine zweite Frau würde, aber heute soll ihm die Einwilligung abgeschmeichelt werden.“

„Ihre Cousine Helene, mit Därlingen — Sie aber, Wanda — warum sind Sie nun heute hier?“

Die Antwort darauf blieb aus, aber Fräulein Wanda sah ihn mit ihren schwarzbraunen Augen festen Blicks an und fragte:

„Wie kommen Sie denn hierher, Herr von Hallingshus — ich dachte, Sie wollten sich heute von Mia Ihr Weihnachtsgeschenk erbitten?“

„Und darum — Wanda, nur ein Ja oder Nein — sind Sie darum hierher gereist?“

Nach darons blieb sie ihm die Antwort schuldig. Dagegen dröhete jetzt des Majors Stimme:

„Also damit hat der alte Knackstiesel von Onkel herhalten müssen! So sieht Deine Liebe aus, Junge?“

Und die Hauptmännin schüttelte den Kopf —

„O Wandaden, Wandaden — und ich war so gerührt, daß Du mir alten, einsamen Frau die Freude machtest —“

„Aber Tantschen, liebes Tantschen, nein wirklich — ich habe Dich doch so sehr, sehr lieb —“

Sie wollte die Tante umarmen, aber sie vergriff sich und lag plötzlich an des Leutnants Brust. Der ließ sie sobald nicht wieder los. Der Major aber schlug auf die Tischplatte, daß das Bäumchen in's BADELN kam.

„Das ist ja eine nette Versicherung. Dafür also müssen Onkel und Tante genasführt werden. Ja, zum Donnerwetter Kinder, mir scheint, das hättet ihr bequemer haben können und Euch die Eisenbahnsahrt sparen.“

„Ja, Onkelchen, wenn man das immer vorher so genau wüßte,“ jauchzte der Nefse. „Es gibt eben auch Umwege zum Glück.“

„Om — ja — jawohl —“

Der Major räusperte sich, blickte auf die Hauptmannswitwe, die sich ein Tränlein von den Wimpern wischte, trat zu ihr hin, zog langsam ihre Hand an die Lippen und sagte: „Und daß wir beide zu guterleht nun doch so gewissermaßen mit einander verwandt werden, — das ist auch so ein Umweg zum Glück.“

Christkindlein in der Schule.

Weihnachtskizze von Albert Malden.

Nachdruck verboten.

Die Weihnachtstage waren vorüber. Mit freudig leuchtenden Gesichtern traten die Kleinen nach den paar freien Festtagen wieder in das Schulzimmer. Einer flüsterte es dem andern zu, was ihm alles beschert worden war und unter der Paul wurde wohl auch verstanden ein und das andere von den erhaltenen Geschenken gezeigt. Mander brachte mit der festlichen Stimmung dieser Tage auch noch die Festkleider mit in die Schule. Ging doch zuhause schon ein neuer Sonntagsstaat im Schrank.

Den kleinen bleichen Knaben aber, der eben knapp vor dem Glodenzeichen in das Schulzimmer trat umhüllte nur ein ärmliches, dürftig geflicktes Gewand. In dem Schülerverzeichnis war bei diesem Kind in jener Spalte, welche Namen und Stand der Eltern verzeichnet enthält, folgendes zu lesen:

„Als Waisenkind in Pflanz bei der Wäscherin Anna Kiesel.“

„Na, Elfinger,“ fragte der junge Lehrer und griff dem

Kleinen etwas unter das Kinn, „was hat denn das Christkindlein Dir gebracht?“

Die großen braunen Augen des Knaben hoben sich mit leuchtendem Blide empor zu dem Lehrer. Seine freundliche Ansprache machte ihm augenscheinlich eine große Freude. Mit heiter lächelndem Munde gab er zur Antwort: „Ich habe nichts gekriegt, Herr Lehrer!“

„Nichts! — Ei, das ist sehr wenig, lieber Elfinger. Da hast Du mehr bekommen, Gruber, und Du auch, Hoffmann, und ihr alle, Kinder? Nicht wahr?“

„Ja, ja,“ ertönte es vielstimmig aus den Bänken.

„Nun denn, Kinder,“ nahm der Lehrer wieder das Wort „dann habt Ihr alle auch Ursache, Euch zu freuen, Ihr seid heute in Eurem Besitze fröhlich und selig. Aber seht, wenn man sich freut und wenn man sich glücklich fühlt, dann soll man auch an jene denken, die nicht glücklich sind und soll ihnen auch ein Stücklein vom eigenen Glück zukommen lassen, das macht dann unser Glück erst recht vollständig; denn einem anderen Freude und Glück bereiten, das erst ist das echte, das reinste Glück. Darum liebe Kinder, wenn Ihr dieses Glück kennen lernen wollt, dann könnt Ihr heute Euren Eltern daheim fragen, ob Ihr nicht ein Geringes von Euren Christgeschenken dem Elfinger bringen dürft. Was Euch zu geben erlaubt ist, das legst nachmittags hier auf den Tisch nieder! Von da soll sich's der Elfinger nehmen und soll nicht wissen, wem er dies und jenes zu verdanken hat, denn still und leise, wie Gott seine Gabenfülle austreut, soll auch der Mensch geben und soll keinen Dank verlangen.“

Schlicht und eindringlich hatte es der Lehrer zu seiner kleinen Gemeinde gesprochen. Mit der Andacht des Betenden hatten die Kinder gelauscht. Nachmittags erwies sich der Schultisch fast zu klein für die reichliche Bescherung. Mehrere der Knaben mußten dem kleinen Elfinger die mannigfachen Gegenstände heimtragen helfen. Auf dem Wege erfuhr er dabei freilich, von wem er dieses oder jenes Stück erhalten hatte.

„Die Strümpfe mit den roten Streifen hast Du von mir bekommen.“

„Den Federkasten hab ich Dir gebracht.“

„Und ich die Bausteine.“

Kindermund ist eben mitteilhaft.

In den nächsten Tagen lernte der Beschenkte so ziemlich alle Spender der einzelnen Gaben kennen. Nur, wem er das Paar guter, warm gefütterter Winterstiefel zu verdanken hatte, konnte er nicht in Erfahrung bringen. Der junge Lehrer allein hätte ihn darüber aufzuklären vermocht.



Blätter für den Familientisch

Gratisbeilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 52.

Düsseldorf, den 30. Dezember.

1906.

Inhalt: Evangelium zum Sonntag nach Weihnachten. — Weihnachtsklänge. — Weihnachten. — Neujahr. — Entthronung. — (Unberechtigter Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Evangelium zum Sonntag nach Weihnachten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas II, 33 — 40.
„In jener Zeit wunderten sich Joseph und Maria, die Mutter Jesu, über die Dinge, welche von ihm gesagt wurden. Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird, und ein Schwert wird deine eigene Seele durchdringen, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden. Es war auch eine Prophetin Anna, eine Tochter Phanuels, aus dem Stamme Aser: Diese war vorgerückt zu hohen Jahren, hatte nach ihrer Jungfräulichkeit sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt und war nun eine Witwe von vier und achtzig Jahren. Sie kam nimmer vom Tempel und diente Gott mit Fasten und Veten Tag und Nacht. Diese kam in derselben Stunde hinzu, und pries den Herrn, und redete von ihm zu Allen, welche auf die Erlösung Israels warteten. Und da sie Alles nach dem Befehle des Herrn vollendet hatten, kehrten sie nach Galiläa in ihre Vaterstadt Nazareth zurück. Das Kind aber wuchs, ward stark, war voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm.“

Weihnachtsklänge.

O selige Stunde der heiligen Nacht,
Du hast uns den Himmel zur Erde gebracht,
Vom göttlichen Throne die Engel entließ'n
Und jauchzend zum Stalle von Bethlehem zieh'n.
O Bethlehem, Bethlehem, seliges Thal!
Nun sei uns gesegnet viel tausendmal!
In dir kam zur Welt, Der den Himmel verließ,
O Gottesheimat, du Paradies!
Im Stalle der Hirten so niedrig und klein,
Da lehrte das himmlische Königskind ein.
Deß' Allmacht Himmel und Erde erfüllt,
Liegt hier in der Krippe in Windeln gehüllt.
Maria, Du liebliche Mutter des Herrn,
Pforte des Himmels, Du Morgenstern!
Quelle des Lichts, das die Welt erhellt,
Da hast uns geboren den Heiland der Welt.

Besehen wir uns im Geiste noch einmal in die heilige Nacht und laßen wir uns noch etwas an dem Gnadenstrom, der von dem hochheiligen Geheimnisse der Menschwerdung des Sohnes Gottes in die Herzen der Menschen hinüberfließt, „die guten Willens sind“. Da hören wir in jener heiligen Nacht einen himmlischen Boten, den die Herrlichkeit Gottes umleuchtet, zu den armen Hirten von Bethlehem in einer Sprache reden, die jedes Christenherz immer wieder, von Jahr zu Jahr, in heiliger Freude aufflammen läßt: „Fürchtet euch nicht! Denn seht, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird: heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, der da ist Christus, der Herr!“ (Luk. 2.) Ja, da muß unser Herz aufflammen in heiliger Freude, denn dieses tröstliche Wort des himmlischen Boten galt nicht nur den frommen Hirten von Bethlehem, sondern uns Menschen insgesamt, insofern wir, wie diese Hirten, wahrhaft „guten Willens sind“. Denn als der Engel

seine Freudenbotschaft geendet hatte, da stimmte ein himmlischer Gesangchor das Geburtstagslied des Kindes von Bethlehem an: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden den Menschen die guten Willens sind“ (Luk. 2). Friede und Freude soll also all' denen zuteil werden, die entschlossen sind, ein Gott wohlgefalliges Leben zu führen.

Der hl. Bischof und Kirchenlehrer Ambrosius spricht sich über das große Geheimnis von Bethlehem also aus: „Das ewige Wort des himmlischen Vaters ist ein Kind, ein unmündiges Kind geworden, damit du ein vollkommener Mann werden kannst. Er war in Windeln eingewickelt, damit du von den Banden des Todes befreit werdest. Er lag in der Krippe, damit du Ihn auf den Altären sändest. Er wollte für Sich Mangel leiden, damit du an allem Ueberfluß hättest. Darum bin ich Dir, o Jesus, mehr schuldig für das, was Du zu meiner Erlösung gelitten hast, als dafür, daß Deine Allmacht mich erschaffen hat.“

Siehe, lieber Leser, da wachen während der heiligen Nacht Maria und Josef im Stalle zu Bethlehem neben der Krippe! Wir sehen im Geiste, wie die jungfräuliche Mutter voll Ehrfurcht den Neugeborenen in ihre Arme nimmt, und der hl. Cyprus soll uns in der ihm eigenen, sinnigen Weise die Gefühle schildern, von denen das Herz der Mutter Gottes in jenem Augenblicke bewegt wurde. Was in ihrer begnadigten Seele vorging, übersezt er uns in die folgenden Worte: „Womit habe ich es verdient, daß ich Ihn gebar, Ihn, der klein auf meinem Arme ruht und doch so unendlich groß ist! Ihn, der ganz hier bei mir ist und doch ebenso gegenwärtig ist an allen Orten! Damals, als der Engel Gabriel sich zu meiner Schwachheit herabließ, bin ich aus der Magd, die ich war, eine Fürstin geworden. Du, des ewigen Königs Sohn, machst aus mir plötzlich die Tochter jenes ewigen Königs. Demütige Dienerin Deiner Gottheit, werde ich die Mutter Deiner Menschheit, o mein Herr und mein Sohn: Unter allen Nachkommen Davids hast Du dieses arme junge Mägdlein gewählt und hast es emporgehoben bis zur Höhe des Himmels, wo Du herrschest. O welcher Anblick! Ein Kind, älter als die Welt! Sein Auge sucht den Himmel, Seine Lippen öffnen sich nicht; aber in diesem Schweigen hält es Zwiesprache mit dem himmlischen Vater. Lesen wir nicht in diesem so durchdringenden Auge, daß Seine Vorsehung die Welt regiert? Und wie wage ich, als Seine Mutter, Ihn zu nähren, Ihn, der doch die ganze Welt ernährt, Ihn, der der Quell alles Lebens ist! Und wie sollen diese Windeln Ihn umhüllen, dessen Kleid das Licht ist!“

Der nämliche heilige Kirchenlehrer des vierten Jahrhunderts zeigt auch auf den heiligen Josef, wie er bei dem göttlichen Kinde die ihm übertragenen, rührenden Vaterpflichten erfüllt. Er schildert uns, wie Josef den Neugeborenen in seine Arme schließt, wie er Ihn mit Liebfösungen überhäuft, wie er aber wohl weiß, daß dieses Kind der Sohn Gottes; außer sich ruft er aus: „Woher kommt mir diese Ehre, daß der Sohn des Allerhöchsten mir an Sohnes statt gegeben ist? O mein Kind, ich war bestürzt, ich gestehe es, aber Deine Mut-

ter: ich dachte sogar daran, mich heimlich von ihr zu entfernen. Ich mußte ja noch nichts von Deinen erhabenen Geheimnissen! Und in Deiner Mutter lag unter dessen der Schatz verborgen, der mich zum reichsten Menschen machen sollte. Mein Ahne David schmückte sein Haupt mit dem königlichen Diadem, und ich war herabgekommen bis zum Lohse eines armen Handwerker. Aber die Krone, die mir verloren gegangen, ist mir wiedergekommen, als Du, o Herr der Könige, Dich würdigtest, an meiner Schulter zu ruhen."

Wer aus uns könnte diese Gedanken voll Salbung in seine Seele aufnehmen ohne tiefe Nahrung? Wir müssen aber noch einen Blick tun auf die von dem Engel Gottes eingeladenen Hirten! Sie kamen eilends, sagt die Schrift; sie drängen sich in den Stall, der vielleicht zu eng war, ihre Zahl zu fassen; dem Winke des Himmels folgend, kommen sie, um den Heiland kennen zu lernen, der für sie geboren sein sollte; Sie finden alles, wie der Engel es ihnen verkündet. Wer könnte die Freude ihres Herzens, die Einfalt ihres Glaubens schildern? Sie sind nicht im mindesten darüber erstaunt, daß sie unter der Hülle einer Armut, die der ihrigen ähnlich ist, Demjenigen begegnen, dessen Geburt himmlische Heerscharen vor wenigen Augenblicken gepriesen haben; sie beten dieses Kind an; in ihnen beginnt gewissermaßen die christliche Kirche; ihre demütigen, einfältigen Herzen erkennen das Geheimnis eines Gottes in Seiner Niedrigkeit.

Auch in ihrem Herzen ist Christus geboren worden; in ihrem Herzen wohnt Er von nun im Glauben und in der Liebe. Sie sollen, lieber Leser, unser Muster und Vorbild sein! Rufen auch wir das göttliche Kind in unsere Seele, bereiten wir Ihm dort eine Stätte, vor allem dadurch, daß wir, getreu der schönen Sitte unserer frommen Vorfahren, in diesen heiligen Tagen nach würdiger Vorbereitung zum Tische des Herrn gehen — und auch uns wird der Friede beseligen, der in jener heiligen Nacht allen verhießen ward, die guten Willens sind.

S.

□ Weihnachten.

Welch herrliches Fest, das liebliche Weihnachtsfest! Geheimnisvolle Stille erfüllt die heilige Nacht. Aus dem Schlafe wecket des Weihnachtsglocken frohes Geläute — der Christen fromme Menge; sie verlassen hurtig ihr nächtliches Lager, eilen hin zu ihren prächtig geschmückten Tempeln, die von tausend Lichtern strahlen! Himmlische Gesänge ertönen; ihre Priester verkünden die Liebe und Menschenfreundlichkeit des Allmächtigen! — Betrachten wir am frühen Morgen Stadt und Land; der ganze Erdbreis jubelt in heiliger Freude, alle Arbeit ruhet; der Menschen mühsames Sorgen und Schaffen will mit einem Male pausieren und rasten. Treten wir ein zur Abendstunde in die Hütte des Armen oder in den Palast des Reichen: liebliche Familienfeste, glückliches Zusammensein der Eltern mit den Kindern, Austausch niedlicher Geschenke erzeugen auf allen Gesichtern seliges Lächeln und in allen Herzen ungetrübte Freude. Selbst der Greis im Silberhaar will Teil nehmen an der Feier; mitten unter der Jugend steht er beim Christbaum, verteilt den lauchenden Kindern Süßigkeiten, hilft die Lichter anzünden, und wenn die Weihnachtslieder und der Reigen beginnen, dann vergißt er die hohe Zahl seiner Jahre, um sich zu freuen, wie man sich freut in der schönen, unberglichen Jugendzeit.

Doch wie sollen wir uns diese allgemeine, diese Freude der ganzen Welt erklären? Worin liegt ihre Ursache, ihr erzeugenden Beweggrund? Der Unkundige könnte vielleicht denken: am hohen Weihnachtstage habe sich ein großes politisches Ereignis zugetragen, etwa die Geburt eines mächtigen Kaisers, der seine Völker von Sieg zu Sieg geführt und mit Reichthümern, Ehren und Gütern aller Art überhäuft hat. Enttäusche Dich! würden wir Christen dem Unkundigen sagen; aus Engels Mund sollst Du des Rätsels Lösung entnehmen, horche auf! Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr. Und dies soll euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kindlein finden in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend. . . . Wenn aber diese Engelsbotschaft nach fast 2000 Jahren an jedem Weihnachtstage noch immer die ganze Welt mit Freuden erfüllt, so muß das Kindlein, das in Bethleem in Windeln eingewickelt in einer Krippe lag, der Menschheit das Glück gebracht haben; denn Freude und Glück verhalten sich bekanntlich zu einander wie die selige Wirkung zur bewirkenden Ursache.

Werfen wir also Kühn die Frage auf: Hat der Königs-

sprosse aus dem Hause Davids der Welt das Hell gebracht? Die richtige Antwort wird am besten gegeben, wenn man in kurzen Zügen zeigt, was die Menschheit ohne Christus war, und was sie durch ihn geworden ist, wenn man die Nacht des Heidentums den Segnungen der christlichen Zivilisation gegenüberstellt. Das Heidentum sah nach dem tiefdurchdachten Worte des großen Propheten Isaia im Schatten des Todes. Auf dem religiösen Gebiete herrschte der trassigste Aberglaube. Er zeigte sich bei der Menge des Volkes in der Verehrung der Götter selbst, — in der angeblichen Kunst, die Gottheiten in die Bildsäulen zu bannen, der sogenannten Deopopoeie in der großen Furcht vor Bewünschungen und Nachgebete, in der Hingabe an die Täuschungen der fremden Priester, der Astrologen, der Traumbedeutung und Gaukler aller Art, der sogenannten Goeten, — an die Mythen, an die Amulette, Talismane usw., in den vielfachen Zaubern, in den Schwörungen, Orakeln und heurgenischen Einweihungen. — Dem Aberglauben stand als dessen Kehreite zur Seite der Unglaube zumal bei den Gebildeten. — Dabei waren die sozialen Zustände wahrhaft grauenerregend. Die Sklaverei hatte eine furchtbare Ausdehnung; der Sklave war rechtslos und doch oft Erzieher der vornehmen Jugend, die er dem Sittenverderbnis entzogeführte. Das weibliche Geschlecht war entwürdigt, die heiligen Bande des Familienlebens waren auf's Außerste gelockert und wurden nur zu oft durch Untreue und die häßlichsten Laster gelöst; liebloses Aussehen der Neugeborenen und selbstmüthiges Aussehen der elterlichen Gewalt über die Kinder waren an der Tagesordnung. — Dazu kamen noch ein Hang zur Grausamkeit, gewährt durch die leidenschaftlich bekehrten Krieger und Gladiatorenkämpfe, Verachtung der Armut gegenüber einem geistlichen, dem Müßiggange ergebenen Proletariat in den Städten; Untergang der alten, freien, aderbauenden Bevölkerung auf dem Lande; Bestochlichkeit der Richter, Ausbeutung des Volkes durch die Beamten, wüste Unbilligkeit im Götzendienste wie in den Schauspielen und Pantomimen, Lobpreisung und immer steigende Vermehrung des Selbstmordes. Das Alles zeigt uns die entartete Zivilisation des Heidentums in ihrem grellen Lichte. Die Heiden waren, wie Paulus bezeugt, voll jeglicher Ungerechtigkeit, Bosheit, Sittenlosigkeit, Habgucht, Schamlosigkeit, voll Neid, Mord, Zank, Arglist, Heißhunger, treulos, unbarmherzig. So kam der Ätere Plinius dahin, in der menschlichen Natur einen unauflöslchen Widerspruch zu finden, die größte Schwäche geeint mit ungemessenen Wünschen, — den Menschen als das törrichste und unglücklichste aller Wesen zu erklären, dessen Vorzug eben nur in der Fähigkeit bestehe, diesem elenden Leben selbst ein Ende machen zu können.

Da leuchtete mit einem Male in diese finstere Nacht des Heidentums zur unsterblichen Freude der sich nach Erlösung sehnenen Menschheit von Bethleem aus die Gottessonne christlicher Kultur und Wahrheit hinein. Freiheit und Recht entsaften sich langsam zu immer schöner Blüte. Jeden einzelnen Menschen zierte nunmehr ein lebhaftes Gefühl seiner eigenen Würde, ein Schatz von Tüchtigkeit, Willenskraft und gleichzeitiger Entwidlung aller seiner Fähigkeiten; — die Frau ist erhoben zu einer Gefährtin des Mannes und für die Pflicht ihrer Untertänigkeit, so zu sagen, schadlos gehalten durch die Ehrerbietungen, die man ihr reichlich erweist. — Die Sitten und festen Bande der Familie sind geschützt durch mächtige Vermögensstände der Ordnung und Gerechtigkeit; es gibt ein haunenswertes öffentliches Gewissen, reich an erhabenen moralischen Grundsätzen, an Regeln der Gerechtigkeit und Billigkeit, an Gefühlen der Ehre und Würde, ein Gewissen, das den Untergang der Moralität des Einzelnen überlebt und die Schamlosigkeit des Lasters nicht jenen Höhepunkt erreichen läßt, wie man sie im Altertum sehen konnte; — überall ist eine gewisse Milde der Sitten, die im Kriege große Verheerungen weidert und im Frieden das Leben lebenswürdig und ruhiger macht; eine tiefe Achtung vor dem Menschen und vor seinem Eigentum, welche die Gewaltthatigkeiten der Einzelnen seltener macht und unter jeder Art politischen Regiments zu einem heilsamen Zaune dient, der die Machtthat in Schranken hält; — ein glühender Eifer nach Perfection in allen Zweigen; — ein unübersteigliches, bisweilen zwar schlecht geleitetes, immer aber lebendiges Streben, den Zustand der zahllosen Menschenaffen zu verbessern; ein geheimer Trieb, den Schwächen zu schmeicheln und dem Unglücklichen beizustehen, ein Trieb, der sein Ziel manchmal mit wahrhaft edler Mut verfolgt und jedesmal, wenn er sein Ziel und keinen Gegenstand findet, im Herzen der Menschheit lebendig bleibt und da ein Mißbehagen und ein Schmerzgefühl hervorbringt, ähnlich dem der Mene; ein Geist der Annäherung, der Völklichkeit und allgemeinen Menschenliebe; — ein unerhöplicher Vorrat von Hilfsquellen, um nicht unterzugehen, sondern sich zu verjüngen und sich aus den größten Krisen

zu retten; — eine großherzige Ungeheuer, die der Zukunft zu-
vorkommen will und ein beständiges Treiben und Drängen
mit sich bringt, welches bisweilen gefährlich, gewöhnlich aber
der Heim großer Güter und das Zeichen eines mächtigen
Lebensprinzips ist.

Das sind die hohen Merkmale welche die christliche Zivili-
sation bezeichnen; das sind die Hügel, welche ihren Rang un-
endlich weit über alle anderen Zivilisationen der alten und
neuen Zeit erheben.

Neujahr.

Allegorische Erzählung.

Die Neujahrsglocken läuten,

— Möge es Glück, möge es Freud',

Frieden und Frohsinn bedeuten —

Und wie von Engelszungen klingt es

aus himmlischen Höhn:

„Möge dies Jahr Dir bringen Freu-

den und Wohlgehn.“

Das Weihnachtsgeläut ist verstummt. Wie durch mehr
denn 1900 Jahre, so war auch diesmal die hehre Friedens-
botschaft über der Erde erklingen, die einst auf Bethlehems
Fluren die Engel verkündeten. Tausende und Millionen von
Menschen auf dem weiten Erdenrund hatten ihn gefunden,
den Frieden des Herzens, im süßen Kindelein in der Krippe,
hatten empfangen den Segen, den einst die ewige Liebe vom
Himmel gebracht.

Dann kam die Jahreswende. Die Zeiger der Weltenuhr
zeigten die mittlernächte Stunde, von allen Thürmen kün-
dete es der eiserne Mund der Glocken, und es begrüßten ein-
ander das alte und das neue Jahr in ernster, bedeutungsvol-
ler Ablösung; mit geheimnisvollem Blick übersehend das
Heer von Gedanken und Wünschen, von Hoffnungen und Ent-
täuschungen in ihrem Gefolge.

Einen Augenblick schien der Druck von der Erde gewichen,
der seit unserer Stammeltern Fall auf ihr lastet; befreit at-
mete sie auf von der Bürde vergangener Tage. Der Ewige
bestimmte die Gesäße der Sterblichen. Vor seinem Throne
erschienen die Boten seiner Rathschlüsse, die Pilger im Erdent-
tal zu mahnen an die ewige Heimat: Der Glaube, die Liebe
und jene, die sie heimsuchen und zurückführen sollen von ver-
botenen Wegen, die fern ab vom Ziele laufen: Die Reue, das
Unglück, das Elend.

Rings umher stehen die Tausend mal Tausend, die das
„Heilig, heilig, heilig“ singen und die Zehntausend mal Hun-
derttausend, die ihm dienen in der Regierung des Weltalls,
auch jene Engel, die jedem einzelnen von uns gegeben wur-
den, um zu behüten auf allen unsern Wegen und der ewigen
Bestimmung entgegenzuführen. Sie alle bekommen ihre Dienste
angewiesen, erhielten ihre Aufgabe zuertheilt für das neue
Jahr: hohe, inhaltsschwere Aufgaben im Dienste des Höchsten,
zum Frommen der sündigen Menschheit.

Dann zog der Glaube zur Erde nieder im langen, weißen
Gewande; das Kreuz in den Händen, gefolgt von einer Schar
heiliger Geister, sich freudig, daß sie nun wieder die Wege
Bönen sollten zu den Herzen derer, die noch in Finsternis und
Todesstrahlen schmachten, daß sie die Leuchte der Wahrheit
vortragen durften den Verblühten des Heils in die Nacht
der Unwissenheit und des Zweifels und die Gebete frommer
Seelen für die Belehrung der Ungläubigen, Irrgläubigen
und Sünder hinauftragen dürfen zum Throne der Barm-
herzigkeit, um von dort die Gnade der Erleuchtung als Gegen-
gabe zurückzubringen.

Die Hoffnung folgte dem Zuge, einen Kranz von Immer-
grün auf ihrem Haupte, den strahlenden Blick zum Kreuze
erhoben, umgeben von den heiligen Engeln alle, welche dem
auf weiter Reise Ermatteten Labung und Stärkung bieten,
dem müden Wanderer Stab und Stütze reichen, dem in wilder
Wüthe Verirrten den Weg zum Vaterhause, dem mit den
Wellen kämpfenden die rettende Pflanze zeigen und den
armen, ob der Größe seiner Sündenschuld Verzagenden in
das liebende Vaterherz Gottes führen.

Die Liebe schloß sich an; sie die Beherrscherin der Gedanken
und Entschlüsse des Höchsten, mit einer strahlenden
Krone, inmitten eines gewaltigen Heeres heiliger Heerscharen,
Langmützig und freundlich, geduldig und von großer Güte,
alles überwindend, alles tragend, werden sich auch im neuen
Jahre die Spuren der ewigen Liebe im Weltall der Menschen
zeigen und ihre Herzen zur Gegenliebe gleichsam zwingen.
Sie werden ihren Sinn lenken auf das wunderbare Gesche-
nis des Weltgebäudes, auf das eigene unscheinbare und doch so
unergründliche Sein, auf die Liebe unseres Heilandes von der
Krippe bis zum Kreuze, auf die Einrichtung seiner Kirche,
auf die Güter des Heils, die er in ihr hinterlegt; und das
kostbarste Heiligthum der Liebe, das sie birgt im Tabernakel.
Die Seufzer unserer schwachen Liebe werden sie tragen zum

Herzen Gottes und einen Strahl seiner Liebe in unser Herz
senken, damit es erlicht werde zu immer größerer Liebes-
glut.

Ein Wink des Höchsten — und die zweite Gruppe seiner
Diener tritt vor. Ihre Aufgabe ist es, die Menschen heim-
zusuchen. Wo Glaube, Hoffnung und Liebe vergebens sich
bemühen, da beginnen die Heimsuchungen ihr Werk und
rufen nicht, bis sie das harte Herz erweicht haben, oder aber
der Mensch sich vollends freiwillig von seinem Schöpfer für
immer abgewendet hat.

Mit erstem bleichem Gesicht, den Blick zur Erde gesenkt,
nimmt die Reue ihr: Bejagung entgegen, empfängt sie den
Stachel, den sie in den Falten ihres violetten Mantels birgt,
um ihn hineinzustossen in die Herzen derer, die gefehlt haben,
die von Gottes Wegen abgewichen sind. Doch auch hier wal-
ten Engel ihres Amtes. Mit goldenen Schalen in den Hän-
den folgen sie. Die der einen sind angefüllt mit dem Blute
des Gottessohnes, und wenn die Reue ihren Stachel einsenken
will in ein sündiges Menschenherz, so tauchen sie ihn zunächst
in die purpurne Flut, damit er heile, indem er verwunde.
Andere fangen in ihren Schalen die Tränen auf, die der
reue Sündler vergießt, vermischen sie mit dem Kreise un-
serer Erlösung und bieten sie der belebigen Gottheit als
Sühnopfer dar. Wieder andere bemühen sich, den Stachel,
wenn er gar zu tief sich bohrt, herauszuziehen aus der
Wunde und den Balsam des Trostes hineinzuträufeln, den
der Glaube reicht.

Gelert der Reue schreitet das Unglück einher, tiefengroß
nach seine Gestalt, schwer trifft es einzelne Familien durch
den Tod eines teuren Gliedes, durch Verordnung, schwere
Krankheit; ganze Gemeinden und Staaten durch verheerende
Naturgewalten, Seuchen, Kriege. Ein Gott der Gerechtigkeit
und doch von unendlicher Liebe sendet er seine Engel nach,
daß sie die Bedrückten aufrichten und dem Verzweifelten die
Waffe reichen, mit der er erfolgreich ankämpfen kann gegen
irdisches Ungemach und den weit größeren Feind des Auf-
rührs in seiner Seele. „Schau hinauf zum Kreuze, beuge
Dich ihm, bekenne Dich zu ihm und bete“, flüstern sie ihm zu,
und alle, längst vergessene Gebete entschwoben seinen Lippen,
der Sturm legt sich, die Liebe zum Leben, zu den Steinen
lehrt wieder und mit ihr der Glaube und Mut und Kraft.

Und nun das Elend. Es ist ein Ausfluß der nie versagen-
den Liebe, ein Zeichen unserer Zeit, ein Zeichen der Ver-
schlechterung der Herzen. Vielgaltig tritt es auf. Unwis-
senheit u. Bosheit, Leidenschaft und Raser aller Art, Träg-
heit, Schmutz und Unordnung, Trunkenheit, Ruh- und Ver-
gnügungssucht bereiten ihm den Weg. In Palästen und Hüt-
ten in Fabriken und Werkstätten, in Armenhäusern, Hospitä-
lern, Gefängnissen, selbst in den Schulen, auf offenen Stra-
ßen und Plätzen und in der Einside ist es zu finden. Die
Folge menschlicher Verirrungen, ist es dennoch bestimmt, ihre
Rückkehr zu Gott zu suchen im Verein mit seinen Dienern,
den Engeln der Charitas, die ihre Weisung erhielten von
dem Gott der Liebe und des Erbarmens. „Was ihr dem Ge-
ringsten aus diesen tatet, das habt ihr mir getan“, sprach er
zu ihnen, und so gehen sie hin, die Werke der Barmherzigkeit
zu üben, und Gott, der sie kennt, zeichnet auf ihre Worte
und Werke und wird ihnen alles vergelten.

Die Schläge der Mitternacht sind verhallt, das neue Jahr
hat seinen Lauf begonnen, manch heiße Wünsche hatte es ver-
nommen, viele Bittsteller empfangen, vielen Klagen und Be-
süßungen über die Härte und Unzugänglichkeit seines Amtes,
wordern ein geduldiges Ohr geliehet, um dann bedeutungs-
voll auf alles zu erwidern: „Werdet nur erst selber besser,
bald wird's besser sein.“

E. P.

Entthront.

Novellette von M. T. Esch

Der gute alte Papa in seinem, mittlerweile etwas alimo-
disch und eng gewordenen Frack und die noch immer hübsche
und statliche Mama, in dem nach der neuesten Mode aufz-
arbeiteten Lilasleidchen, saßen schon in der Wohnstube und
warteten; nun hörte man draußen ein bewunderndes Ah von
seinen des Mädchens und die Worte „nein wie wunderbarlich,
Fräulein werden natürlich wieder die schönste sein!“ und
dann endlich trat das Töchterlein herein.

Der Vater schmunzelte nur benüßigt, doch die Mutter
meinte ein wenig kritisch: „Ach Kind, nun hast Du doch das
Rosa angezogen, wo Dir doch das Gelbweide besser steht!
und einen Kranz von Rosen hast Du ins Haar genommen?“

Lucia betrachtete sich im Spiegel. „Gott ja,“ meinte sie
etwas ungeduldig, „ein prächtiges Kleid zu einem Ball,
das sieht so frauenmäßig aus, und Kränze im Haar sind
nun doch mal hochmodern.“

„Aber mir — das heißt Du sollst sehen, jede trägt heute
solch ein Ding,“ murzte die Mutter, „und dann sind ich es

nicht mehr hübsch!" eigentlich hatte sie sagen wollen, „nur für die ganz Jungen ist es modern," aber das wollte sie doch nicht aussprechen. Es war ja gewiß, Lucie war mit ihrem 26 Jahren noch ein sehr hübsches Mädchen, aber zu den ganz Jungen konnte man sie doch nicht mehr rechnen, und daß sie schon sieben Ballisaisons hinter sich hatte, wußte schließlich hier in der kleinen Stadt jeder!

„Was Du mir hast, Mutter," meinte der Vater, „einer Schönheit steht doch alles," und dann meldete das Mädchen den Wazen. Man hüllte sich in seine Mäntel und fort ging es.

Es war alles ganz wie sonst. „Die Harmonie," das hübsche Mädchen, das große Lokal, in welchem in T. . . . haufen alle derartigen Festlichkeiten stattzufinden pflegten, war glänzend erleuchtet, die Herren vom Komitee empfingen die Gäste und geleiteten sie bis zur Garderobe oder zum Saaleingang und eine frohe Stimmung herrschte schon von Anfang an.

Bernekess kamen ein wenig spät. „Es ist schon sehr voll im Saal," kündete die Garderobefrau, „und sehr viele neue sind diesmal da, Herren und junge Mädchen". Lucie achtete nicht viel auf ihre Worte und dann betrat man den Saal. Die Eltern gingen gleich rechts ab, nach dem kleinen Nebenzimmer, das für die älteren Herrschaften reserviert blieb, während Lucie mit ihrer gewohnten Sicherheit quer durch den Saal schritt, wo gerade in der Mitte, unter dem Kronleuchter sich ein Rundsofa befand, das stillschweigend den Ausgetöhlten des Festes vorbehalten galt und da Lucie während der letzten Jahre immer von den Ausgetöhlten noch die Ausgetöhlteste gewesen war, so strebte sie auch heute mit ruhiger Selbstverständlichkeit auf diesen ihr zührenden Platz zu.

Nun stand sie davor und wollte ihren Augen kaum trauen, denn er war besetzt. Ein junges Mädchen, gleichfalls in rosa ein Rosenkränzchen im Haar, machte sich in den roten Sammetkissen breit. Sie war hübsch, sehr jung und pikant, eine ganze Schar von jungen Herren, Lucie erkannte voll Aerger manchen Bewunderer vergangener Jahre darunter, umgab sie.

Lucie kannte sie wohl, diese Annie Mansberg. Sie war die Aufsteherin von einer Anzahl junger Damen, die seit kurzer Zeit durch ihr freies Benehmen die guten T. . . . haufener in Aufregung hielten und es waren denn auch diese Gesinnungsgenossen, die links und rechts auf dem Sofa Platz genommen hatten und mit höhnischen und herausfordernden Mienen Lucie betrachteten, während die Herren taten, als bemerkten sie nichts.

Nahtlos sah Lucie um sich, aber da war niemand, von dem sie Beistand erwarten konnte. Wie auch der Jörn in ihr lachte, sie mußte sich doch zum Rückzug bequemen und hinübergehen, wo rundum die Wände des Saales, alles, was nichts besonderes war, aufgereiht sah.

Die besten Plätze waren natürlich alle besetzt. Ein Ballsaal ist wie ein Schlachtfeld, auf dem jede die andere als Gegnerin betrachtet.

So sah Lucie mir kalte und abweisende Mienen und niemand machte ihr Platz, so daß sie schließlich froh war, ganz hinten im Saale, in der letzten Reihe, noch einen leeren Stuhl zu entdecken.

Da sah sie nun sie, die frühere Ballkönigin, die gefeierte Schönheit! unter den Mauerblümchen, unter den ganz Jungen, Grünen, und den Allen, Abgedankten und all die Bitterkeit und der Groll, die sie so oft anderen bereitet hatte, erfüllte ihr Herz.

O, sie hatte es wohl gehört, wie jene Ueberrühtigen dort hinter ihr her geflüstert hatten — „was will die denn hier, die alte Schachtel!" —

So rasch also verflüchtigen sich Triumphe, so bald ist der Rufm vernehen! — sie sah sich um. Lauter fremde, gleichgültige Gesichter. War es denn möglich, daß so viele von diesen Herren sie vor einem kurzen Jahr mit Bewunderung umdrängten hatten, die Damen mit Neid und Aerger auf sie geblickt?

Sie bewegte den Fächer und zwang ein Lächeln auf ihre Lippen. Nun erklangen die ersten Töne zur Polonaise, und große Bewegung entstand. —

Lucies Herz klopte zum Herpringen. O, von all den Kurmähern, den Bewunderer früherer Jahre nur Einen, nur einen Einzigen jetzt zur Stelle, und wenn es auch der Kleinste, der unbedeutendste und misachtete wäre, um sie zur Polonaise zu führen und die Schande von ihr zu wenden, so vor aller Augen gleich am Anfang sitzen zu bleiben!

— „Ach, hierher kommt wohl keiner, es sind heute so viele hübsche Neue da und so wenig Herren!" seufzte ihre Nachbarin, ein ältliches, hageres Mädchen, in einem graugrünen Kleide.

„Jawohl," antwortete die hinter ihr Sitzende, eine gleichfalls nicht mehr jugendliche Blondine, deren Haar und Toi-

lette recht übermäßig mit Nissen garniert war. „Ach, weh nicht, wie es zugeht, Damen kommen in jedem Jahre immer mehr, und stets hübscher und jünger, in immer eleganteren Toiletten und mit stets freudigerem Benehmen, Herren aber werden es immer weniger und sie haben jedes Jahr weniger Lust zum Tanzen."

Lucie staunte, sie hatte nie Veranlassung gehabt, derartige Beobachtungen zu machen, doch heute erschienen sie ihr nur zu richtig, und dabei trat man bereits zur Polonaise an. Sollte wirklich niemand, niemand zu ihr kommen!

Sie sah sich suchend um. Dort hinten ging ein junger Mann prüfend an den Stuhlreihen entlang. Er war nicht gerade, wie man sich einen Tänzer wünscht, weder elegant noch groß, noch hübsch. Lucie kannte ihn wohl, Zahnarzt Wegener hatte in ihren Augen nie für etwas besonderes gegolten, auch er hatte ihr geschuldigt, sie wußte es wohl, und ebenso gut, daß sie ihn kaum je beachtet hatte.

Wit einer wahren Seelenangst blickte sie ihm nun entgegen. — Kam er, kam er nicht? —

Kurz vor ihrem Platz machte er halt und drehte sich dann gleichmütig nach links. O Gott, er sah sie nicht!

Lucie verbarg das erblaßte Gesicht hinter dem Fächer, der Saal drehte sich vor ihren Blicken, nun blieb sie wirklich sitzen!

Da machte der junge Mann eine unerwartete Wendung und stübe, er sah das rosa Kleid, das Rosobladem auf dem dunklen Haar; einen Augenblick schien er seinen Augen nicht trauen zu wollen, dann kam er rasch näher.

„Gnädiges Fräulein, Sie hier so versteckt?" Es war wirklich freundige Ueberraschung, die aus seinen Worten sprach und Lucie begrüßte ihn dafür mit einem Blick und einem Lächeln, wie sie sie in den letzten Tagen des Ganzes wohl nicht für ihren vornehmsten Bewunderer gehabt hatte. Frauen vermögen zuweilen zu lächeln, wenn ihnen auch das Herz zerpringen möchte vor Schmerz oder Bitterkeit, und so lachte Lucie denn auch und sagte harmlos mit munterer Stimme: „O ja, ich bin es; und daß ich hier sitze — ach, ein Zufall. — Wir kamen ein wenig spät, da war alles besetzt; nun, als Ankommender will man doch niemand von seinem Platze verdrängen, so nahm ich diesen, und dachte —" sie sah ihn schelmisch an — „wer mich suchte, würde mich auch hier finden!"

Er strahlte vor Freude über diesen unerwarteten Erfolg. Stolz reichte er ihr den Arm, um sich der Polonaise anzuschließen, aber nicht beiseiden als letztes Paar, o nein, unbefangenen drängte er sich ganz vorne in die Kette, so daß sie beinahe an der Spitze marschierten.

Lucies Gesicht strahlte vor Befriedigung über diese Wendung der Dinge. So ganz konnte man sie denn doch nicht verdrängen! Anmutig wiegte sie sich dann in dem darauffolgenden Walzer und gewahrte aromütig, da sich nun doch ein paar Getreue einfanden, einige Extratouren, auch einige neue Eroberungen kamen dazu. Denn Herr Wegener schleppte ihr eifrig einige Freunde zu.

Bei Tisch ging es dann sehr lustig zu. Lucie hatte sich natürlich von Herrn Wegener führen lassen. Man sah mit den Eltern und einigen Freunden zusammen und der Papa spendierte wie gewöhnlich eine Klaxax Selt.

Es war außerordentlich voll und Lucies Nachfolgerin, „die in rosa", wie man allgemein flüstert, machte sich durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie um sich und ihre Freundinnen fast alle Herren zu versammeln wußte, recht unliebsam bemerkbar, so viel es weiter nicht auf, daß die hübsche Lucie Berneke so wenig beachtet wurde. Heute Abend hatte man über andere zu klatschen.

Lucie gewahrte ihrem treuen Ritter noch den Souperwalzer, dann aber wurden die Kopfschmerzen, die sie schon den ganzen Abend gequält hatten, so stark, daß sie nach Hause mußte.

Die Eltern, die sich zwischen so viel neuen und unbekanntem Leuten auch nicht so gut amüsiert hatten, wie sonst, gingen ganz fern.

Herr Wegener ließ es sich nicht nehmen, Lucie nach Hause zu begleiten. „Wenn Sie nicht mehr da sind, hat das Fest für mich auch keinen Reiz mehr!" versicherte er.

Das war der einzige Trost, den sie mit sich nahm, als sie so unbemerkt und ruhmlos das Feld einstiger Siege verließ. Und fast noch bis auf die Straße schallte ihr der Lärm nach, den ihre Besiegerin um sich verbreitete.

Der gute Vater war ahnungslos, er schallte auf die dummen Kopfschmerzen und vertraute auf das nächste Mal, die Mutter aber ließ den Kopf hängen und dachte über das Unbeständige aller irdischen Dinge nach.